WIDENER LIBRARY
HX CRJP 4

No. ~~4238.~~ ~~4083.~~ 4852.

Danner's Leihbibliothek.

~~P. Germ. 1482~~

KH 160

Harvard College Library

FROM THE BEQUEST OF

JOHN AMORY LOWELL

(Class of 1815)

OF BOSTON

Digitized by Google

Zeitung

für die

Elegante Welt.

Sechsunddreißigster Jahrgang.

Januar 1836.

Leipzig, Verlag von Leopold Voss.

P Germ 448.2
KH160

Plan und Inhalt der Zeitung für die elegante Welt.

1. Erzählungen und Novellen.
2. Kürzere Aufsätze vermischten Inhalts:
   a) Schilderungen interessanter Gegenstände aus allen Zweigen der Natur und Kunst (gelegentlich mit Kupfern und Steindrücken).
   b) Darstellung einzelner Charaktere, Ereignisse und Zustände der neuesten Zeit, — einheimischer und ausländischer Sitten und Gebräuche ꝛc.
   c) Kritische Anzeigen allgemein-interessanter Erscheinungen aus dem gesammten Gebiet der Literatur des In- und Auslandes.
3. Correspondenzartikel, Musik- und Theaterberichte aus verschiedenen Ländern, Provinzen und Hauptstädten, — (gelegentlich mit musikalischen Beilagen).
4. Kleine Gedichte, Räthsel, ꝛc. und kurze Notizen.

(Reinpolitische und strengwissenschaftliche Aufsätze sind ausgeschlossen.)

Von dieser Zeitschrift werden in jeder Woche regelmäßig 5 Stücke (Mittwochs 2 und Sonnabends 3) ausgegeben und überdies

ein Intelligenzblatt,

ohne Verantwortlichkeit der Redaction, worin eingesandte Bekanntmachungen, gegen festgesetzte Gebühren von 1½ Gr. für die Zeile oder deren Raum, aufgenommen werden.

Ferner wird zu jedem Monat (Heft) ein Umschlag mit Titel und Inhaltsanzeige und zu jedem Jahrgang (Band) ein Haupttitel, nebst vollständig ausgearbeitetem Sachregister, geliefert.

Da die Verlagshandlung der Zeitung für die elegante Welt sich nicht darauf einlassen kann, wöchentliche und monatliche Exemplare der Zeitung portofrei zu versenden (die Versendung an alle Buchhandlungen durch Abgabe an ihre Commissionnaire ausgenommen), so müssen die wöchentlichen und monatlichen Bestellungen bei den resp. Ober-Post- und Postämtern, Zeitungsexpeditionen, so wie den Buchhandlungen jedes Orts, oder des zunächst gelegenen, gemacht werden.

Hauptspeditionen haben folgende Ober-Postämter und Zeitungsexpeditionen übernommen:

Die königl. sächs. Zeitungsexpedition in Leipzig.
Die k. k. Oberste Hof-Postamts-Hauptzeitungsexpedition in Wien.
Die k. k. Böhmische Ober-Postamts-Zeitungsexpedition in Prag.
Das königl. preuß. Zeitungs-Comptoir in Berlin.
Die — — Ober-Postamts-Zeitungsexpedition in Breslau.
— — — Gränz-Postamts-Zeitungsexpedition in Erfurt.
— — — — — — — in Halle.
Das — — Ober-Postamt in Hamburg.
Die königl. baiersche Ober-Postamts-Zeitungsexpediton zu Nürnberg.
— — — — — — — zu München.
— — — — — — — zu Augsburg.
— — würtembergsche Haupt-Postamts-Zeitungsexpedition zu Stuttgart.
— fürstl. Turn- und Taxische Ober-Postamts-Zeitungsexpedition in Frankfurt a. M.
— — — — — — — — in Hamburg.
— Ober-Postamts-Zeitungsexpedition in Bremer.
— königl. Ober-Postamtsexpedition in Hannover.
— kurfürstl. hessische Ober-Postamts-Zeitungsexpedition in Cassel.

Der Preis des Jahrganges ist 8 Thlr. sächs., oder 14 Gulden 24 Kreuzer rheinisch, und dafür überall innerhalb Deutschland zu bekommen. Da von denen, welche diese Zeitung unmittelbar von der Verlagshandlung beziehen, die pünctlichste Zahlung verlangt werden muß, so ist nöthig, daß jeder der resp. Interessenten den Betrag des ganzen Jahrganges beim Empfange des ersten Stücks entrichtet.

Alle Briefe und Beiträge, die Zeitung für die elegante Welt betreffend, sind entweder unter der unten stehenden Adresse, oder mit der Ueberschrift:

An die Redaction der Zeitung für die elegante Welt,

einzusenden.

Leopold Voß
in Leipzig.

HARVARD COLLEGE
MAR 12 1920
J. A. LOWELL FUND
Digitized by Google

Inhalt.

No. 1. Hülle und Fülle zum neuen Jahr.
Nachtigall und Rose. Ein Mährchen von Amalie Krafft.
Correspondenz. Aus Paris.
Notiz.

No. 2. Mrs. Jameson über öffentliche Sängerinnen. (Aus ihren Reiseskizzen.)
Nachtigall und Rose. (Fortsetzung.)
Neue englische Romane.
Correspondenz. Aus Paris. (Fortsetzung.)
Notizen.

No. 3. Die Verwandlung der Liebe. Von Friedrich Rückert.
Nachtigall und Rose. (Fortsetzung.)
Neue englische Romane. (Fortsetzung.)
Correspondenz. Aus Paris. (Beschluß.)
Notiz.

No. 4. Ständchen. Von Friedrich Rückert.
Nachtigall und Rose. (Fortsetzung.)
Neue englische Romane. (Fortsetzung.)
Notiz.

No. 5. Nachtigall und Rose. (Fortsetzung.)
Neue englische Romane. (Fortsetzung.)
Correspondenz. Aus Marseille.

No. 6. Mrs. Jameson über Coquetterie.
Nachtigall und Rose. (Beschluß.)
Neue englische Romane. (Fortsetzung.)
Correspondenz. Aus Marseille. (Fortsetzung.)
Notiz.

No. 7. Weibliche Charaktere. Von J. G. Kuhne.
Rose und Sonne. Von Karl Sinning.
Neue englische Romane. (Fortsetzung.)
Correspondenz. Aus Marseille. (Beschluß)
Notiz.

No. 8. Neue Liebesfunken. Von Friedrich Rückert.
Weibliche Charaktere. (Fortsetzung.)
Neue englische Romane. (Fortsetzung.)
Correspondenz. Aus Paris.
Notiz.

No. 9. Weibliche Charaktere. (Fortsetzung.)
Echo-Räthsel. Von A. Harnisch.
Neue englische Romane. (Fortsetzung.)
Correspondenz. Aus Paris. (Fortsetzung.)
Notiz.

No. 10. Todeslust. Von Karl Sinning.
Weibliche Charaktere. (Fortsetzung.)
Neue englische Romane. (Fortsetzung.)
Correspondenz. Aus Paris. (Beschluß.)

No. 11. Merck — Mephistopheles — Wiesel.
Weibliche Charaktere. (Beschluß.)
Journalschau.
Correspondenz. Aus München.

No. 12. Mrs. Jameson über Rauch, Fr. Tieck und Schwanthaler. (Aus ihren Reiseskizzen.) Von — g —
Merck — Mephistopheles — Wiesel. (Fortsetzung.)
Journalschau. (Beschluß.)
Correspondenz. Aus München. (Fortsetzung.)
Notiz.

No. 13. Die schlagenden Reime. Von Anastasius Grün.
Merck — Mephistopheles — Wiesel. (Fortsetzung.)
Neue englische Romane. (Fortsetz. v. Nr. 10.)
Correspondenz. Aus München. (Beschluß.)
Notizen.

No. 14. Römische Briefe aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts.
Merck — Mephistopheles — Wiesel. (Beschluß.)
Neue englische Romane. (Beschluß.)
Notizen.

Digitized by Google

No. 15. Der gefangene Dichter. Von Anaſtaſius Grün.
Römiſche Briefe ꝛc. (Fortſetzung.)
Correſpondenz. Von der ſpaniſch-franzöſiſchen Grenze.
Leipziger Chronik.
Notizen.

No. 16. Eine Scene aus der franzöſiſchen Revolution. Von Emil Souveſtre. Von —l—.
Römiſche Briefe ꝛc. (Fortſetzung.)
Auflöſung des Echo-Räthſels in Nr. 9.
Correſpondenz. Von der ſpaniſch-franzöſiſchen Grenze. (Fortſetzung.)
Leipziger Chronik. (Fortſetzung.)
Notiz.

No. 17. Römiſche Briefe ꝛc. (Fortſetzung.)
Eine Scene aus der franzöſiſchen Revolution. (Beſchluß.)
Correſpondenz. Von der ſpaniſch-franzöſiſchen Grenze. (Beſchluß.)
Leipziger Chronik. (Beſchluß.)
Notizen.

No. 18. Maleriſche Wanderungen durch die Inſel Rügen. Von Theodor Melas.
Eine Scene aus den Aſſiſen. Von Altaroche.
Homonyme. Von A. Harniſch.
Talleyrand's Lever.
Correſpondenz. Aus Mainz.
Notiz.

No. 19. Eine Scene aus den Aſſiſen. (Beſchluß.)
Maleriſche Wanderungen ꝛc. (Fortſetzung.)
Correſpondenz. Aus Mainz. (Beſchluß.)
Notizen.

No. 20. Maleriſche Wanderungen ꝛc. (Fortſetzung.)
Correſpondenz. Aus Paris.
Notizen.

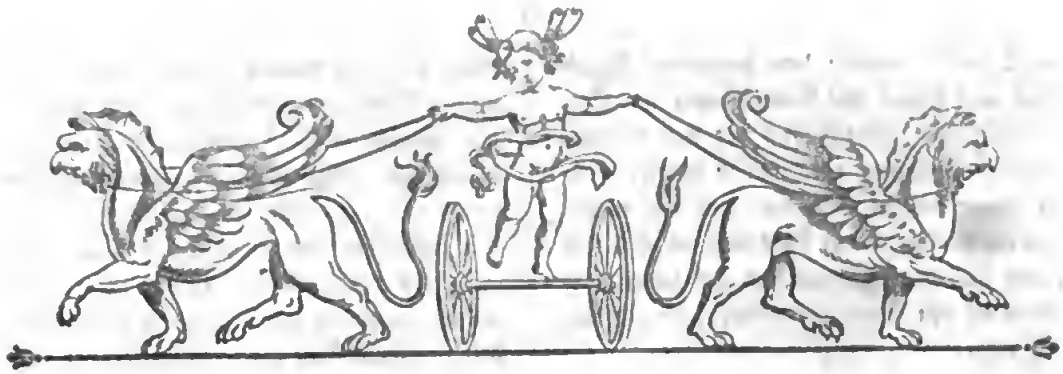
No. 21. Die Schwalben. (Nach Beranger's les hirondelles.) Von Wilhelmine v. B.
Maleriſche Wanderungen ꝛc. (Beſchluß.)
Häusliches Leben des Dichters Lamartine. Von Mericlet.
Correſpondenz. Aus Paris. (Fortſetzung.)
Notiz.

No. 22. Das Sträußermädchen. Nach Jules Janin.
Häusliches Leben des Dichters Lamartine. (Beſchluß.)
Correſpondenz. Aus Paris. (Beſchluß.)
Notizen.

Hierbei ein Intelligenzblatt und eine Beilage.

Leipzig, gedruckt bei J. B. Hirſchfeld.

Digitized by Google



Zeitung für die elegante Welt.

Freitags — 1. — den 1. Januar 1836.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Hülle und Fülle zum neuen Jahr.

Aus den Bruchstücken eines Lehrgedichts von

Friedrich Rückert.

Wenn fern unschädlich geht im Wald drs Leu'n Gebrülle,
Geh'n um des Hirten Haus die Fülle Nachts und Hülle.

Zwo wunderschöne Frau'n, von holdem Schmuck umhüllt;
Von Segen alles, wo sie wandeln, wird erfüllt.

Im Garten wandeln sie und hüllen jeden Keim
In Grün und füllen süß am Baum die Frucht mit Srim.

Sie wandeln durch den Stall und füllen frischre Kräuter
Die Krippen an; und voll mit würz'ger Milch die Euter.

Sie hüllrn dicht und weich in Wirß bis an die Ohrrn,
Das Schaf, das gerne sieht den Ueberfluß grschoeen.

Dann wandrln sie durchs Haus und füllen Scheank nnd Schrein
Und hüllen Schlafende mit goldnem Traumduft rin.

Die einr hüllet nru drn Wocken um die Kunkel,
Die andrr füllet treu mit Garn die Spul' im Dunkel.

Und wenn der Hahnkrat früh erweckt des Vlehs Gebrülle,
Geh'n schweigend mit der Nacht von dannen Hüll' und Fülle.

Sie geh'n, den Schlafenden doch bleiben ihre Gaben,
Die froh erwachen, daß sie Hüll' und Fülle haben.

Nachtigall und Rose.

Ein Mährchen von Amalie Keafft.

Als die Menschen noch nicht so viel Geist, aber desto mehr Herz und Gemüth hatten, da wae die Welt und das Leben ganz andees als jetzt. Wie ein milder Lufthauch durch die Aeolsharfe zittert und alle Töne in einander schmelzend zum haemonischen Klange sich vereinigen, so zogen damals Unschuld und Tugend, auf dieser Erde noch ganz heimisch, über Beeg und Thal, und fanden überall in den Heezen der Menschen einen Theon aufgeschlagen, wo frommee Glaube und kindliche Einfalt Wache hielten. Die Genien, welche unsichtbae schützend den Sterblichen zur Seite gehen, konnten ohne Gefahr, verhöhnt und verlacht zu werden, sich ihren Lieblingen zeigen, und dieser freundliche Veekehe bewahrte manch edles Herz vor schädlichem Einflusse böfee Menschen odee finsteeer Geistee. Doch das ist alles längst vorbei und verklungen, und nue noch einzelne Teaumbildee jenee glücklichen Welt ziehen mit leisen Tönen durch die Saiten der Harfe des Dichtees, nnd verhallen in den spielenden Abendwinden, wie das sehnsuchtsvolle Lied eines Liebenden die stille Nachtluft bewegt und dann, mit dem letzten Hauche ersteebend, nichts zurückläßt als eine flüchtige Erinneeung.

Zu jenee Zeit also war es, da lebte ein Jüngling, Namens Jussuff, welchee von den Mädchen in dee ganzen Gegend nue Phöbus, oder der Lichtbringende, genannt

Vienna's Lesebibliothek.

Digitized by Google

wurde, da seine Schönheit wirklich dem strahlenden Tagesgestirn glich, und aller Augen mit Bewunderung und Entzücken auf ihm hafteten. Aber Jussuff war weit entfernt, in dieser allgemeinen Huldigung ein Glück zu finden; vielmehr schien er immer finstern Gemüths, und nur in den dunklen Stellen des Waldes, wo er Tage lang im Schatten lag, fühlte er sich in seinen Träumen froh und heiter, und ungern trennte er sich von seiner idealen Welt, die so wenig zur Wirklichkeit paßte.

Es war an einem schwülen Nachmittage, als er einst, von seinem treuen Gefährten, dem Hunde Orion, begleitet, dem Walde zuschritt, der schon so oft der stille Zeuge seiner geträumten Glückseligkeit gewesen, als er am Wege eine seitschgebrochene, wunderschöne Rose fand. Weit und breit war Niemand zu sehen, der sie könnte verloren haben, und doch konnte sie bei der brennenden Mittagsgluth kaum ein paar Minuten gelegen haben, denn sie war frisch und duftig wie eine kaum ihrem Stamme entnommene.

Voll Verwunderung betrachtete Jussuff seinen Fund, und der aufkeimende Gedanke: ein unsichtbares Wesen möge hier im Spiele sein, färbte seine Wangen mit Freude, denn ein Abenteuer dieser Art war schon lange das Ziel seiner heißesten Sehnsucht, der Gegenstand aller seiner Träume.

Doch vergebens war sein Hoffen; schon neigte die Rose verwelkend das Haupt, schon verlängerten sich die Schatten der riesigen Bäume, ohne daß irgend etwas Wunderbares sich ereignet, oder daß er Aufschluß über der Blume Dasein erhalten hatte. Voll Unmuth über die getäuschte Erwartung, versank er endlich in einen schlummerähnlichen Zustand, und die Kinder seiner Phantasie gaukelten nun in bunten Träumen um seine Sinne, sich tausendfach verschlingend und verwirrend, bald in lockende Bilder, bald höhnend in schreckende Larven sich verwandelnd. Doch wie durch einen unbekannten Zauberschlag entschwanden plötzlich diese trügerischen Erscheinungen, und die verwelkte Rose richtete sich stolz, in glänzender Pracht neu erblühend, empor.

„Ich bin als Schutzgeist Dir beigesellt," sprach sie mit süßer Stimme, „und soll Dich durch das Leben begleiten, das heißt: so lange Du jung und schön bist; denn fallen einmal diese Eigenschaften weg, so können doch wir, der Königin der Blumen, die Götter nicht mehr zumuthen, an das Einerlei Deiner Tage mich zu fesseln! Ich werde Dich dann dem Schneeglöckchen überlassen, denn dieses freundenlose Geschöpf ist gerade gut genug, die öden Lebenstage des Alters zu hüten. Doch bis dahin ist es noch lange Zeit; freue Dich also meines Schutzes und überlasse Dich ganz meiner Leitung, denn alle Feenden der Erde gehorchen meinem Scepter, und nur ich bin im Stande, Dich glücklich zu machen. Bist Du über irgend etwas im Zweifel, so sprich nur: „„„Rose, ich rufe Dich!"" und ich werde Dir erscheinen, um Dir mit Rath und That beizustehen!"

Nach diesen Worten war die Rose verschwunden, und nur ihr unendlich süßer Duft zog langsam wie eine Wolke dahin, sich auflösend in den Lüften des Abends, die ihn spielend in feene Gegenden entführten.

„Auch ich bin Dir als Schutzgeist beigegeben!" sprach eine sanfte Stimme zu dem in Träume versunkenen Jüngling, „auch ich soll Dich durch das Leben geleiten, doch nicht wie meine Schwester nur bis zur Gränze der Jugend, nein! bis der Todesengel Deine Fackel verlöscht, werde ich Dir zur Seite stehen, wenn Deine Handlungen und Dein Wille mich nicht aus Deiner Nähe verbannen."

Jussuff blickte in die Höhe; eine Nachtigall wiegte sich in den Zweigen des Baumes.

„O, nicht diesen Blick voll Geringschätzung auf mein graues Gefieder!" fuhr sie in bittendem Tone fort, „auch die Lilie ist nur in einfaches Weiß gekleidet, und dennoch war sie es, die Deine Wiege bewachte, die Dich schirmte, bis Du, in das Jünglingsalter tretend, nun ihrem segenvollen Schutze entwachsen bist. Dein Weg wird jetzt breiter und führt aus den blumigen Wiesen der Kindheit nun meistens durch schaurige Wildnisse phantastischer Jugendträume, über Ströme und Berge durch die oft traurige Einöde der Pflicht, bis endlich am Ziele der mühsamen Pilgerreise der Engel des Todes erscheint, um Dich des Staubes zu entkleiden und den Geist in die Räume des Lichtes zu führen. Aber der Weg bis dahin ist weit, und darum haben nun die Götter zwei Genien Dir beigesellt, welche Dich statt der Lilie begleiten sollen. Zwar wird die Rose nach der ersten Hälfte des Weges Dich verlassen, und das Schneeglöckchen als Erfahrung ihre Stelle einnehmen, doch hängt es nur von Dir ab, die Rose auf längere Zeit zu fesseln, wenn Du nicht zu sehr von ihrem blendenden Glanze Dich hinreißen läßt, da sie, nur zu gern ihrer Macht mißbrauchend, in trügerische Abgründe verlockt, um dann durch ihre Dornen zu verwunden; deshalb bin ich Dir beigegeben, Dein Herz, Dein Gefühl und Dein Gewissen zu berathen. Da ich aber das Gedränge und das wilde Treiben der Menschen scheue und nur an einsamen Orten, im verborgenen Dunkel froh bin, so kann ich Dir also nur sichtbar werden, wenn Du allein bist; jedoch werde ich

überall in der Ferne Dir folgen, und Du kannſt meines Schutzes gewiß ſein, wenn ich auch nicht ſo glänzende Verheißungen wie die Roſe Dir machen kann. Biſt Du meines Rathes bedürftig, ſo lege die Hand auf Dein Herz und ſprich: „„Nachtigall erſcheine!““

Nach dieſen Worten entſchwand die Nachtigall im Dunkel des Gebüſches, und erſt als die Sterne am blauen Himmelszelte glänzten, hörte er ihre ſchmelzend ſüßen Töne der fühlenden Bruſt entſchweben, weit die Stille der Nacht mit heiliger Wehmuth erfüllend.

Tage vergingen in träger Einförmigkeit, ohne daß irgend ein Ereigniß die Erwartung Juſſuff's befriedigt hätte; vergebens hoffte er mit jedem anbrechenden Morgen, ſein ſtilles Leben werde endlich aus ſeinen Ufern treten, ihn in den Strudel des Weltgedränges fortzureißen; vergebens wanderte er nach dem Hain, wo ſeine Genien ihm erſchienen; alles blieb öde und ſtill und ſeine Tage floſſen unbemerkt dahin, wie der Bach, welcher ſich um ſein kleines Beſitzthum ſchlängelte. Nur von ſeinem treuen Hunde begleitet, ging er einſt wiedee dem Walde zu und warf ſich dort in das hohe Gras, um ſeinen Träumereien ungeſtört nachzuhängen.

„Bin ich nicht ein Thor!“ rief er plötzlich, von einem ſchnellen Gedanken erfaßt, „daß ich mich quäle, wo die Feende meinem Winke gehorchen muß!“ und: „Roſe, ich rufe Dich!“ tönte von ſeinen Lippen.

Alſobald ſchoß friſches Grün aus dem Boden, und dem Grün entſproß eine Knoſpe, und die Knoſpe ſchloß ſich zur herrlichſten Roſe auf. Doch die Roſe fing an, ſich zu verwandeln; zwei dunkle Sterne glänzten zwiſchen den zarten Blätteen und formten ſich immer lieblicher; die Thautropfen, welche im Kelche zitterten, reihten ſich wie Perlen an einander, der ſchlanke Stengel bleichte zu Elfenbein, das grüne Laub wölbte ſich in runde Arme, und ein Mädchen ſtand, dicht in Roſaflor verhüllt, vor Juſſuff's erſtaunten Blicken.

„Ich bin die Roſe!“ ſprach ſie ſüß lächelnd, „und werde in Zukunft immer in dieſee Geſtalt Dir erſcheinen. Was verlangſt Du von mir?“

„Ha! was ich verlange,“ gab Juſſuff erglühend zurück, „das fragſt Du, nachdem ich mein ganzes Daſein einſam bei meinen Heeeden verſchmachtet?“

„Wee wird auch unter Lämmern Befriedigung für ein von Ehrgeiz glühendes Herz erwarten!“ lächelte die Roſe; „das Glück wohnt nur in dee Welt — oder im eigenen Herzen. Darum verlaß Deine Heerden, wandere nach Oſten, dort wirſt Du Alles finden, was Dein Herz wünſcht.“ Eine leichte Wolke umhüllte die Geſtalt der Roſe, und als dieſe endlich in der Luft zerronnen, war das ganze Bild entſchwunden.

Den folgenden Morgen ſchon rüſtete Juſſuff ſich zue Reiſe; als ee aber aus der Thür ſeiner Hütte trat, um die ſtillen Räume, wo er als Kind ſo froh geweſen, zu verlaſſen, da überfiel ihn bange Wehmuth, und es war ihm, als müſſe er auch erſt die Nachtigall über ſein Voehaben um Rath fragen. In demſelben Augenblicke aber ging Algetha, eine Jugendgeſpielin von ihm, vorüber und grüßte freundlich; da er jedoch, in Gedanken vertieft, ihren Gruß nicht bemerkte, ſchalt ſie ihn einen Träumer, indem ſie eine Roſe, welche ſie an der Bruſt getragen, nach ihm warf. Dies für eine Erinnerung ſeines Schutzgeiſtes nehmend, verließ er ſogleich die Hütte, ohne ſich mehr umzuſehen, obwohl er den Ruf ſeiner Lämmer, die vor der Thür weideten, noch in weiter Ferne hörte.

Immer der Richtung nach Oſten folgend, gewahrte er am dritten Abend ſeiner Wanderung die Kuppeln und Thürme einer großen Stadt, was ſein in ängſtlicher Erwartung ſchlagendes Herz mit Freude erfüllte.

(Die Fortſetzung folgt.)

Correſpondenz.

Aus Paris, im December.

[Verhältniſſe zwiſchen Literaten und Buchhändlern.]

Noch vor einem Jahre war im franzöſiſchen Roman wie im Drama die Ariſtokratie der Plebs, dee im Koth des Laſters und der gemeinen Leidenſchaften ſich wälzte: die Barone ſtahlen Löffel und Uheen, die Grafen machten falſche Wechſel, die Herzöge und Fürſten vergifteten und meuchelmordeten oder waren blos kleinmüthig, woelbrüchig, grauſam und feig. Dieſe Periode dee litecariſchen Hundswuth iſt nun vorüber und ſcheint, wie alles Menſchliche in Frankreich, wenigſtens eine Zeit lang außer Mode zu kommen. Ich habe bemerkt, daß die Ariſtokraten wiedee eheliche Leute wueden und untee andern liberalen und humanen Buegern ihren Platz behaupten.

„Wie wollen die Fahne über ihnen ſchwenken“, ſagen die Novelliſten und Dramatiker, „unter der Bedingung, daß ſie uns nicht wieder eine Revolution, die Cholera und die Jeſuiten beſcheeen.“ Die Jeſuiten haben allein noch nicht wieder zu Ehren kommen können, Beweis, daß ſie es ſehr arg gemacht haben.

Wiſſen Sie, welche Ariſtoteaten man jetzt fürchtet? Die des Geldes und des Talentes, welche nach langem Kampfe obſiegten. Die Ariſtokratie des Muthes böete factiſch mit Napoleon, die der Race theoretiſch mit der Julieevolution auf. Wie haben als kluge Vermittler das Geſchäft der Paralyſirung, aus der eine erſpießliche Harmonie hervorgehen kann, beenden wir es verſtändig und mit Uebeelegung.

Digitized by Google

Ein gewiſſer Herr Capefigue hat hier ein Buch geſchrieben über die Julitage und die Doctrinäre, während ein gewiſſer Herr Penhoen ein ähnliches ſchrieb über die Tage vor dem Juli und die Antidoctrinäre, die da als Hochverräther an der Nation in Ham gefangen ſitzen. Beide zuſammen geben einen intereſſanten Commentar zur Geſchichte unſerer Epoche. Ich kaufte mir dazu noch ein drittes Werk: Souvenirs de Lafayette, das von der Familie des großen Demagogen herausgegeben wurde. Aber nun bin ich auch gerade wieder ſo klug, als ich zuvor war.

Das neue Buch über Lafayette enthält wenig Gedanken, viel freundſchaftliche Briefe und mancherlei Bilderchen. Ich habe im Durchblättern die alten Thurme von Lagrange — ſo heißt bekanntlich das Landgut des Generals — ſeine Ehrendegen, Trophäen und Kameen in effigie wiedergeſehen und dies und jenes über ſeinen Haushalt und ſeine Gewohnheiten geleſen. Die Hauptmomente aus der Revolutionsgeſchichte, in denen der ſelige Marquis der Held des Tages war, hat der Verfaſſer ebenfalls figürlich ſtatt ſchriftlich ſeinen Leſern überliefert, woran er ſehr klug that. Horaz Vernet kann nicht ſo ſchlecht geſtochen werden, um nicht beſſer zu ſein als die Schilderung eines Familienſchriftſtellers. Der reiche Galignani hat übrigens das Buch herausgegeben — und der war wohl dem Publicum einen leidlichen Autor und dem Gegenſtande mehr Reſpect ſchuldig.

Ach! mit den reichgewordenen Buchhändlern. Wenn die Literatur von denen was erwarten ſollte!

Es ſind jetzt hier ganz rieſige Druckprojecte in der Schmiede. Der Staat gibt die Lotterie auf, die Buchhändler fangen ſie an. Von Tag zu Tag vermehrt ſich die Geſellſchaft zur Vervielfältigung des literariſchen Debits, nun ertheilt Prämien in allen Ecken, für alle Werke, für alle Journale. Wer nur monatlich für fünf Franken lieſt, der hat die Hoffnung, funfzigtauſend zu gewinnen. Die Theaterblätter bieten ihren Abonnenten freie Logen in der Oper, im Theater Français, in den Vaudevilles; die Modejournale ihren Abonnentinnen moderne Ballroben, Shawls, Hüte, vielleicht gar lebendige Chapeaus. Eine unendliche Induſtrie. Trotz alle dem können die franzöſiſchen Buchhändler nicht reich werden, da ſie unverhältnißmäßige Honorare bezahlen, um der Concurrenz auszuweichen.

Eugen Renduel hat kürzlich an Victor Hugo ſechzigtauſend Franken für eine neue Auflage ſeines Romans Notre dame de Paris gegeben. Um dieſe zu decken, läßt er zwölftauſend Exemplare drucken und Kupferſtiche dazu graviren. Gehen Sie jetzt hin zu dieſem Speculanten und bieten Sie ihm, was indeß wohl nicht geſchieht und ſchwer ſein dürfte, ein gleich gutes Werk als Autor ohne Ruf, ſo ſpricht er nicht einmal mit Ihnen, ſondern verweiſt Sie durch einen Commis an ſeine Collegen.

Die franzöſiſchen Schriftſteller ſind noch ſchlimmer daran als die deutſchen, die engliſchen noch ſchlimmer als die franzöſiſchen.

Ich habe hier einen britiſchen Novelliſten kennen gelernt, der mir ganz unglaubliche Dinge von den Verhältniſſen der Schriftſteller zu den Buchhändlern in London erzählte. Das Nothwendigſte, ſagte er, um zu reüſſiren, iſt, daß der Mann von Talent auch als Mann von Welt zu leben weiß und zu leben dar. Er kann allen Menſchen ſchuldig ſein, aber er muß auf einem gewiſſen vornehmen Fuße gehen und ſeinen Bedienten haben.

In Paris iſt es dahin gekommen, daß man ſich ordentlich dem Emporkommen der jungen Künſtlerbrut widerſetzt und die Inſtitute unterdrückt, die ihren Gewinn darin ſuchten. Die große Oper hat es bei Hof durchgeſetzt, daß dem Gymnase musical die Execution der Vocalconcerte unterſagt wurde, weil die Directeurs angefangen hatte, Enſembleſtücke und Chöre angehender Componiſten aufzuführen, die zum Theil ganze Opern fertig ſchrieben, mit denen ſich kein Theater befaſſen will — aus Furcht, die Speſen zu verlieren.

Während man Sturm läuft nach einem Manuſcript von Meyerbeer, wie natürlich, kenne ich hier einen anderen deutſchen Componiſten, der vielleicht viel leiſten würde, der eine ſtattliche Opera seria im Pulte liegen hat — ohne alle Hoffnung. Und wenn ſich alle Genies und wenn ſich Meyerbeer ſelbſt für den Erfolg verbürgten, ich glaube, der Entrepreneur würde ſagen: „Meine Herrn, ich baue nur auf ſicheres Fundament, ſobald ihr Genie irgendwo reüſſirte, bin ich ihr Mann.“

Von Meyerbeer weiß ich nun ſelbſt, daß die Journalgerüchte über ſeinen Barthelemy falſch ſind. Das Sujet iſt von Scribe bearbeitet und einem Roman entlehnt. Die Hugenotten und der Proteſtantismus ſpielen darin die Hauptrolle. Mitte Januars wird die erſte Aufführung Statt haben.

(Die Fortſetzung folgt.)

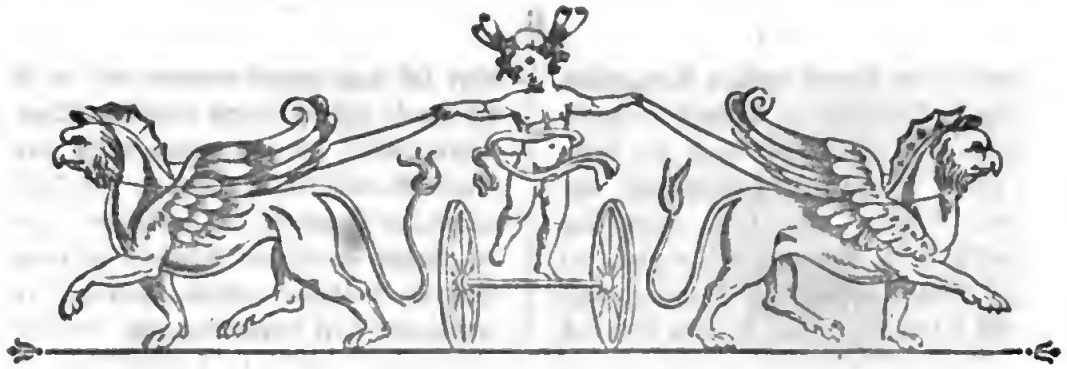
Notiz.

[Die Patrimonialgerichtsbarkeit, im Lichte unſerer Zeit.]

Die Aufhebung der Patrimonialgerichtsbarkeit, die auf verſchiedenen Puncten Deutſchlands angeregt wurde, iſt namentlich eine von den Fragen, die auf dem bevorſtehenden ſächſiſchen Landtage zur Sprache gebracht werden. Sehr willkommen muß Allen, denen das Fortſchreiten der Rechtspflege in Deutſchland ein Gegenſtand des Intereſſes iſt, eine Schrift ſein, die unter obgedachtem Titel (Leipzig bei Hartknoch, 1836. 56 S. gr. 8.) von dem preuß. Juſtiz-Commiſſarius J. Wilhelm Neumann erſchienen iſt, und auf die wir hier in aller Kürze hinweiſen. Alte Verträge zeitgemäß umzugeſtalten, iſt eines von den Rechten, wie von den Pflichten der Jetztwelt. Der Verf. der kleinen Schrift enthält ſich aller polemiſchen Tendenz, er ſetzt vielmehr die Rechtmäßigkeit der Patrimonialgerichtsbarkeit für die Vergangenheit außer allem Zweifel. Um ſo bündiger ergibt ſich aus ſeiner klaren Darlegung der Rechtsgründe, daß das Beſtehen dieſer Gerichtsbarkeit zu unſerer Zeit in keinem Staate, ohne alle Rückſicht auf die darin beſtehende Regierungsform, länger für zuläſſig angeſehen werden könne, daß es vielmehr völlig an der Zeit ſei, den an einzelne Staatsunterthanen ertheilten Auftrag von Seiten des Regenten, als unverträglich mit ſeiner Juſtizhoheit und mit den für eine zweckmäßige Juſtizorganiſation zu befolgenden Maximen, zurückzunehmen. Somit erweitert der Verf. die Anſichten Suarez's, der bereits die Patrimonialrichter für Staatsbeamte und deren willkürliche Entlaſſung von Seiten des Gerichtsherrn für rechtswidrig erklärte. —

Von dem geiſtreichen Verf. dieſer Schrift, der im Verein mit C. S. G. Gallus die „Beiträge zur Geſchichts- und Alterthumskunde der Nieder-Lauſitz“ (Erſte Lieferung, Lübben, Gotſch. 1835) herausgibt, liegen für uns zur Mittheilung bereit: „Rhapſodien aus den Papieren eines einſamen Beobachters“, in denen mehrere Fragen über die geſellſchaftlichen Zuſtände der Jetztwelt im Lichte der Zeit ihre Erörterung finden.

Digitized by Google



Zeitung für die elegante Welt.

Sonnabends — 2. — den 2. Januar 1836.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Mrs. Jameſon über öffentliche Sängerinnen.

(Aus ihren Reiſeſkizzen.)

Bei einem Beſuche, den ich meinen engliſchen Freunden in München abſtattete, plauderten wir unter andern auch viel über Muſik, über die Oper und die Malibran, welche wir erſt kurz vorher in Italien geſehen, und die Paſta, welche meine Freunde in Como beſucht und höchſt liebenswürdig gefunden hatten. Dabei konnte ich mich nicht enthalten, zu behaupten, daß doch unter allen neuern Künſtlerinnen, und welche namentlich Italien in der neuern Zeit hervorgerufen, keine, auch nicht im Entfernteſten, ſich mit den drei Königinnen des lyriſchen Dramas meſſen könne, mit einer Paſta, Malibran und Schröder-Devrient. Andere Sängerinnen mögen mehr oder weniger Talent und Gefühl haben, mehr oder weniger Biegſamkeit, Fügſamkeit, Leichtigkeit, Gewandtheit der Stimme; aber jene drei allein offenbaren in ſich einen waltenden Genius und drücken Allem, was ſie thun und leiſten, den Stempel ihrer eignen Individualität auf. Von den dreien iſt die Paſta wiederum die großartigſte, vollendetſte Künſtlerin; die Malibran die gewaltigſte Malerin der Leidenſchaft, während die Schröder eine ſeltene Kraft des Herzens und der Seele verräth, eine ausgezeichnete Befähigung, zu erregen und ſelbſt erregt zu werden, welche ſie in den Stand ſetzt, eine unbeſchränkte Herrſchaft über Gefühl und Empfindungen ihrer Zuhörer zu üben *).

Leider gab mein Eifer Veranlaſſung, daß Mehrere der Geſellſchaft ſich in einen Strom von Gemeinplätzen und ſcharfen Urtheilen über das Privatleben dieſer und anderer Sängerinnen ergoſſen. Die eine nannte man gemein, die andere boshaft, eine dritte heftig und eigenſinnig; die eine ſollte einen heimlichen Hang zum Trunke haben; die andere hatte man fluchen hören und was dergleichen mehr. Sogar die zierliche Sonntag kam nicht ohne Tadel davon, wenn derſelbe auch nur eine conventionelle Sitte betraf, indem ſie die Finger gebraucht haben ſollte, wo ſie eigentlich den Löffel hätte nehmen ſollen. Mein Gott, man denke ſich doch nur in die Lage ſolcher Frauen, und dann ſehe man jene Damen und Dämchen, welche von Kindheit an gewöhnt ſind an alle feine Sitten, Verſchönerungen, Annehmlichkeiten und die Geſetze des guten Tones, — eine, indem ſie eine neue Haube zurecht macht, die andere, indem ſie eine Börſe ſtrickt, eine dritte, indem ſie in einem Romane lieſt, alle zufrieden mit den kleinen Beſchäftigungen und Freuden des Lebens und weit entfernt von Mangel, Schmerz und Furcht — die ſitzen jetzt zu Gericht und ſprechen den ſtrengen Urtheilsſpruch über andere ihres Geſchlechts, die von Kindheit an in ſteter Auf-

*) Ich erinnere mich, daß Mad. Devrient, als ſie mir den Eindruck, welchen Muſik auf ſie machte, ſchilderte, ihre Hand auf ihr Herz legte und mit einfachem, aber tiefem Gefühle ſagte: „Ah! cela me va là!“ D. Verf.

egung, in immerwährendem Kampfe zwiſchen Anſtrengung nd herzverderbender, geiſtverwirrender Schmeichelei gelebt aben, hinausgeſtoßen in die Welt, ohne Karte und Com- aß, mit innerer Kraft, der die rechte Leitung fehlt, mit Leidenſchaften, ohne Aufſicht, während ſie gerade ihre Kunſt und ihr äußerer Beruf auffordert und nöthigt, je- den Funken ihres Innern, namentlich die Phantaſie, aus- zubilden in möglichſt hohem Maße! — O wann wird doch die Liebe herrſchen in der Welt? wann werden menſchliche Weſen, namentlich die Frauen, mild und gerecht über einander urtheilen nicht nur nach dem Erfolge, ſondern auch nach den Urſachen? und wann wird endlich das Nach- denken über dieſe Urſachen Veranlaſſung werden, ſie zu be- ſeitigen? Sie ſind Uebel, die auf Wenigen laſten, die aber doch auf Viele zurückwirken, in ſo fern ſie die Kunſt und das Studium derſelben entwürdigen und in den Augen der Menge herabſetzen. Freilich, freilich iſt Schmähen leichter als Denken, jenes können wir Alle, dies nur Wenige.

Nachtigall und Roſe.

Ein Mährchen von Amalie Krafft.

(Fortſetzung.)

Seine Schritte verdoppelnd, erreichte Juſſuf bald die Gärten, welche zerſtreut um die Stadt lagen und mit ihren vergoldeten Kiosks einen recht maleriſchen Anblick boten; einer derſelben zeichnete beſonders durch Pracht ſich aus, und da ein kleines Seitenpförtchen offen ſtand, wagte Juſſuf, von Neugierde getrieben, ſich hinein, ſorgſam ſpähend, ob Niemand den Eintritt ihm wehre. Da aber kein Menſch weit und breit zu ſehen war, ſo bekam er immer mehr Muth, die prächtigen Springbrunnen und Blumen- Terraſſen in Augenſchein zu nehmen, bis er endlich ermü- det in einer Laube ſich niederließ; doch kaum hatte er ei- nige Minute geruht, als er plötzlich Stimmen und nahende Tritte vernahm, und da es zu ſpät zu entfliehen war, ſo verbarg er ſich hinter ein dichtes Gebüſch.

„Faſſe Muth, meine theure Gebieterin! vielleicht geht alles beſſer als Du zu glauben hoffen darfſt," tönte eine Stimme an des Lauſchenden Seite; und zwei Frauen- geſtalten nahmen gerade ihm gegenüber auf einer Moosbank Platz.

„Ach, liebe Wega, Du bemühſt Dich vergebens, einen Strahl der Hoffnung in mir zu erwecken!" lautete die Ant- wort, „morgen iſt ja ſchon der Tag, welcher über mein gan- zes Schickſal entſcheiden ſoll. Daß Niemand im Stande iſt, die drei Fragen des ſchlauen Antares zu löſen, läßt ſich von ſeiner Liſt nicht anders erwarten, und es iſt alſo ſo viel wie gewiß, daß ich dieſem verhaßten Mann meine Hand reichen muß!" Die Stimme, welche dies ſagte, klang ſo unbeſchreiblich ſüß und klagend, daß Juſſuf voll Theil- nahme und Neugierde die Zweige zu biegen ſuchte, um das Geſicht der ſchönen Leidenden zu ſehen. Doch das Geräuſch, welches er dadurch verurſachte, erregte die Auf- merkſamkeit ihrer Begleiterin, und den Blick auf das Ge- büſch gerichtet, rief ſie: „Laß uns fliehen, meine Gebiete- rin! die Zweige des Buſches bewegen ſich, hier muß Je- mand verſteckt ſein."

„Es iſt nur der Wind, welcher über die Blätter rauſcht!" entgegnete Jene. „Wie könnte ein Sterblicher über dieſe Mauern ſich wagen, ohne von den Wächtern geſehen zu werden, die, nach Antares' Befehl, Jedem, der nur auf hundert Schritte ihnen zu nahe kommt, das Le- ben nehmen."

Obwohl dieſe Aeußerung den Lauſchenden von der Gefahr unterrichtete, in welche er ſich unbewußt bege- ben, ſo hatte er ſich doch ſchon zu ſehr an dem Klange die- ſer melodiſchen Stimme berauſcht, um viel darauf zu ach- ten; als er aber endlich durch eine unmerkliche Biegung der Zweige die Geſtalt ſelbſt ſehen konnte, verlor er beinahe alle Beſinnung, und ein leiſer Ausruf der Ver- wunderung entfuhr ſeinen Lippen, da ſolch ein vollendetes Ideal weiblicher Schönheit noch niemals ſeinen Blicken be- gegnet war. Doch zum Glück ſchien ſie zu ſehr mit ihren Gedanken beſchäftigt, während ihre Dienerin ſich bemühte, ſie zu zerſtreuen, daß ſein Ausruf ungehört blieb, und mit verhaltenem Athem horchte er ihren Worten, als ſie wieder in neue Klagen ausbrach.

„Unſeliges Verhängniß!" ſprach ſie — „das mich verurtheilt, Antares meine Hand zu reichen, wenn nicht ein Jüngling ſich findet — der drei ſeiner Fragen zu löſen im Stande iſt. Welcher Sterbliche kann nun wiſſen, daß die Löſung derſelben nur am Himmel zu ſuchen ſei?"

Schon wollte Juſſuf ſein Verſteck verlaſſen, um, zu den Füßen des ſchönen Mädchens ſtürzend, ſie ſeines Bei- ſtandes zu verſichern, als ein ganzer Zug Sklavinnen er- ſchien, ihre Gebieterin zu dem Baldachin zu begleiten, der ſchon harrte, die ſüße Laſt nach der Stadt zurück zu tragen. Leiſe ſchlich er aus dem nun plötzlich verödeten Garten durch das Seitenpförtchen, das zu ſeinem größten Erſtaunen an der Mauer verſchwand, ſobald er daraus ge- treten war. Seine Freundin Roſe hier im Spiele glau- bend, hoffte er auf ihren Beiſtand bei der Löſung des

Digitized by Google

dreifachen Räthſels, welches — von dem Zauber der Liebe berührt — ſein Herz ganz erfüllte, zumal da er den Schlüſſel ſchon zu haben meinte.

Als er die Stadt erreichte, war es beinahe dunkel geworden, und er hatte Mühe, ein Unterkommen zu finden, denn Fremde aus allen Gegenden, die morgen, um die Hand der ſchönen Alkoea zu gewinnen, ihr Leben einſetzen wollten, waren in die Häuſer vertheilt, theils lagerten ſie unter der Sternennacht im Freien.

An die Thür einer kleinen Hütte klopfend, aus welcher er Licht ſchimmern ſah, bat er um ein beſcheidenes Nachtlager, welches ein Greis nach kurzem Bedenken ihm zuſagte.

„Der Raum wird freilich etwas beſchränkt werden," ſagte derſelbe, Juſſuff eine Matte zurecht legend, „denn ich erwarte heute noch einen lieben Gaſt. Meine Tochter iſt geſtorben, und da die verwaiſte Enkelin noch zu jung iſt, um ihr kleines Erbe anzutreten, ſo ſoll ſie einſtweilen unter meinem Schutze leben, bis Gott für eine beſſere Stütze ſorgt, als der alte Schadir der früh Verlaſſenen ſein kann."

Thränen glänzten in den grauen Wimpern des Greiſes, und ſichtlich bewegt, war er beſchäftigt, ein kleines Mahl für ſeine Gäſte zu bereiten, da pochte es leiſe an die Thür. Haſtig öffnete Schadir, und die Erwartete trat, von zwei Männern begleitet, in die Hütte. Freudig und ſchmerzvoll zugleich war das Wiederſehen; denn beide hatten ja gleich viel verloren an der Dahingeſchiedenen, und die heiße Quelle der Thränen floß reich, von der neuerregten Erinnerung aus dem Herzen hervorgerufen.

„O, meine geliebte Geba!" ſprach endlich der Greis, ſeine Augen trocknend, „wie ſo ganz biſt Du das Ebenbild Deiner Mutter geworden! Gleiche ihr auch an Sanftmuth und Herzensgüte, damit die Freude wieder einziehe in die Hütte Schadir's."

Nachdem der Kittig der erſten Freude und des Schmerzes vorübergerauſcht war, traten auch die beiden Männer vor, den Greis, welcher ſie willkommen hieß, zu begrüßen. Menkar, der ältere, obwohl ſchon weit in den Jahren vorgerückt, war doch noch rüſtig und hatte etwas Einnehmendes in ſeinen freundlichen Zügen; ſein Sohn Albireo dagegen wich ſcheu jedem begegnenden Blicke aus, und ſein Auge funkelte einen unheimlichen Glanz, wenn es unbemerkt auf einem Gegenſtand verweilen wollte. Man lagerte ſich um ein großes Kohlenbecken, auf welches Schadir wohlriechende Spezereien geſtreut hatte; und bald brachte die Unterhaltung ſich um Familienangelegenheiten, da das neue Verhältniß, in das Geba nun ſich fügen ſollte, Manches zu beſprechen gebot, das für Juſſuff theils unverſtändlich, theils von keinem Intereſſe ſein konnte. Dem jungen Mädchen gegenüber ſitzend, betrachtete er ſie mehr aus Langeweile als aus Theilnahme, und dennoch fand er ſie mit jeder Minute anziehender und lieblicher. War ſie auch nicht der glänzenden Erſcheinung von heute zu vergleichen an Schönheit und Liebreiz, ſo machte das ſchöne ſchwarze Haar, die feinen Züge, das dunkle Auge, noch von den Thränen um die geliebte Mutter in einem feuchten Glanze ſchwimmend, ein ſo anziehendes Bild, daß Juſſuff ſich geſtehen mußte, noch nie ſo viel kindliche Einfalt und Herzensgüte auf dem Antlitze eines Mädchens ausgedrückt gefunden zu haben. Er richtete einige Fragen an ſie, welche ſie mit unbefangener Freundlichkeit beantwortete, und mit ſteigendem Wohlgefallen pries er innerlich ſein Geſchick, das ihn in dieſe Hütte mit der lieblichen Erſcheinung zuſammengeführt hatte. Doch als er in geſpannter Aufmerkſamkeit dem ſanften Tone ihrer Stimme lauſchte, da fiel die Unterhaltung der Männer endlich auf das Feſt, das morgen gehalten, und an welchem die ſchöne Prinzeſſin Alkora demjenigen zu Theil werden ſollte, welcher, vom Geſchick begünſtigt, drei Fragen löſen würde: ſo hatte es Alkoea's Mutter, eine mächtige Fee, bei der Geburt derſelben beſtimmt. Aber nicht leicht war die Aufgabe, denn Jeder, der drei Mal fehl gerathen, ſollte ſo lange in irgend einen Thierkörper verwandelt bleiben, bis der Sieger, über Alkora's Beſitz beruhigt, es für gut finden würde, den Zauber zu löſen. (D. F. f.)

Neue engliſche Romane.

1. Die Meerkatze. Von J. F. Cooper, Verf. des Spions u. ſ. w. In 3 Thln. Braunſchweig, Vieweg und Sohn. 1835.

Cooper muß bekanntlich in der Regel erſt eine Geſchichte fingiren, um zu erzählen, wie er zu der eigentlichen Geſchichte ſeines Romans gekommen iſt. Dieſe Unſitte, mit der W. Scott beſonders lucrirte, hat der mit ſeiner Wahrheitsliebe langweilige Americaner diesmal doppelt nöthig, um die Affenwelt, in die er uns führt, einigermaßen glaublich zu machen. Das Präludium iſt kurz dieſes. Cooper ſtößt in der Schweiz auf Engländer und hat das Glück, Lady Houſeholder auf einem Bergabhange vom Untergang zu retten. Lord Houſeholder will dankbar ſein; er bietet Geld. Cooper ſagt, obwohl er ein Americaner, ſo ſei er doch ein Mann von Ehre. Dieſe Bitterkeit mußte er einmal anbringen, obwohl er ſehr wohl weiß, daß Geld, und immer nur Geld der nervus rerum und der deus ex machina wie in der ganzen Welt, ſo auch in ſeinen Romanen, ſelbſt in der vorliegenden Affengeſchichte iſt. Lord Houſeholder ſendet ihm Tags darauf ein Manuſcript und Cooper läßt dies denken. Es würde zur Geſchichte der

englischen Albernheiten einen Pendanten abgeben, wenn man die Fictionen, womit die englischen Romanschreiber ihre Fictionen bevorworten, zu einer Galerie aufstellte. — Was nun das Buch selbst betrifft, so ist es eine Parodie auf England oder auf die ganze Menschenwelt, soweit sie Cooper kennt. Cooper kennt England und Nordamerica bis auf die kleinsten Faserchen, allein eben deshalb ist er wie Jemand, der in seinee Erzählung uber den Details das Ganze vergißt. Er hat nicht wie der Verf. der „Lebensbilder aus beiden Hemisphären" und der „transatlantischen Reiseskizzen", der hierin sein deutsches Bewußtsein bekundet, den übersichtlichen Standpunct. Dieser hat geistige weltweite Blicke. In seinen „Lebensbildern" entwirfe er ein tragikomisches Gemälde von der neuen Weltherrschaft des Geldes, er zeigt uns diesen Dämon des modernen Lebens, wie ee einer Schildkröte gleich über den atlantischen Ocean gebreitet liegt und seine Tatzen in Philadelphia, London und Paris einkrallt. Auch Cooper parodirt dies Thema, aber nur im Einzelnen und Kleinen; ee thut wie einer, der selbst im Geldsacke bis übee die Ohren steckt und in dem Elemente, das er bespöttelt, wohlgefällig befangen bleibt; er ironisire mit vollen blühenden Pausbacken, und eine Ironie, die nicht einigermaßen mit blassen, ernstlich angegriffenen Wangen auftritt, ist nur eine halbe Ironie. Aus Cooper's Wohlgefälligkeit am Materiellen entspringt denn die haarsträubende Breite dee Darstellung. Coopee muß und darf breit sein, wenn er uns durch die Steppen seines Landes führt und das Seebandwerk erläutert, oder uns den Comfort des americanischen Familienlebens recht umständlich bis zum Einschlafen genießen läßt. Allein eine Parodie hebt sich durch Breite der Ausfuhrung von selbst auf. Der Humor verträgt nicht die Longueurs des americanischen Autors. Kürze ist noch immer —, trotzdem es Polonius ist, der es sagte, — die Seele des Witzes. (D. F. f.)

Correspondenz.

Aus Paris. (Fortsetz.)

[Opéra comique und la Gaité.]

Rossini schläft ganz passiv auf seinen Lorbeeren, und Aubee arbeitet an einee Messe fúe den Erzbischof dee notre dame. Ich höre, der Prälat sei etwas toleranter geworden und genehmige foetan die Weiberstimme in seinem Tempel.

Wir haben auch in dee Opéra comique zwei neue Opern gehabt: Cosimo und la grande Duchesse, letztere von Caraffa. Ein Mädchen steht daein von den Todten auf und heirathet zwei Männer mit allerhöchster Genehmigung. Das ist schon etwas Neues. Mit der Musik hat Hr. Caraffa nicht viel servirt, sie spielt und singt sich eben, weil das Drama anspricht.

La Gaité ist wieder eröffnet und ein schönes Mädchen stellt einstweilen darin die Fröhlichkeit alle Abende persönlich in sehr dünnen rosenfarbenen Kleidern vor. Ich entsinne mich, daß ich einen schwarzen Mann in dem Stucke sah, der die Dichter, Actricen, Journalisten und Maler voe dem Feuer versichern will und mit diesee Intention auch bei La Gaité anklopft. „Die Fröhlichkeit", bemerkt er, „die will ich gern assecuriren, wenn sie nicht gar zu hübsch ist." Ein hubsches Mädchen ist ein sehr brennbarer Stoff, versteht sich, und ich möchte darauf keine Hypothek nehmen.

Die ersten Deamen der neuen Fröhlichkeit: la tache du sang und un tissu d'horreurs kamen mir ungewöhnlich matt und uninteressant voe. Ich habe einmal gelacht darin, nämlich als ich sah, daß sich ein Mann aus dem Fenster stürzen wollte, weil er hörte, daß er der vierte Gemahl seiner Ehehälfte sei und plötzlich der Gedanke in ihm aufkam, sein Weib sei eine Menschenfresserin. Voe einiger Zeit ist der Fall hier wirklich vorgekommen, und der Bräutigam, der schon die Fedee in der Hand hatte, um den Notarialact zu unterschreiben, lief wie von Furien gepeischt aus dem Zimmer, um das Weite zu suchen. Einer der Zeugen hatte ihm die Worte ins Ohr geraunt: „Savez-vous, monsieur, que votre femme est la veuve de trois maris?"

Man sagt, es gäbe Frauen, die von ihren Männern lebten und nichts davon übrig ließen als den Namen. Wahrscheinlich ist es bloße Verleumdung.

Die Beduinen sind an der Porte St. Martin en vogue. Kein Mensch in Paeis, der nicht Beduinen tanzen sehen will. Das Gerucht geht, die geniale Direction welle ihre Heeren des Atlas, die bereits Theatercultue annahmen, zu einem grossen Deama benutzen. Offenbar erholt sich das Theater an der Entreprise. (D. B. f.)

Notizen.

[Napoleon's Hut.]

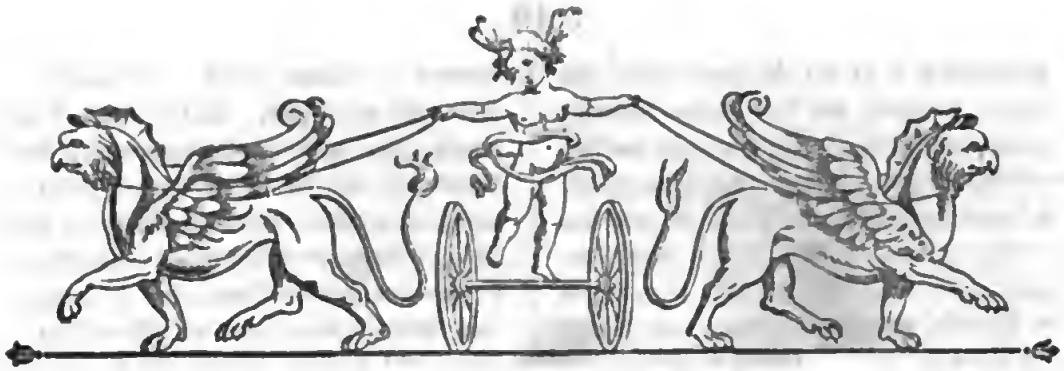
Bekanntlich hatte Napoleon dem berühmten Maler Gros den Hut geschenkt, den er in der Schlacht bei Eilau trug. Am 30. November wurde die Hinterlassenschaft des Künstlers, meistens aus Gemälden bestehend, versteigert. Man wußte, daß des Kaisers Hut auch dazu gehöre, und der Zudrang war außerordentlich. Endlich wurde diesee kleine Hut, vor dem sich einst ganz Europa gebeugt hatte, auf den Tisch gestellt und fur 500 Franken ausgerufen. In diesem Augenblicke entblößten sich freiwillig und einmüthig alle Köpfe, und Augenzeugen berichten, es sei plotzlich wie durch einen Zauberschlag in dieser geräuschvollen Sammlung eine feierliche Stille eingetreten, und man habe tiefe Rührung auf den Gesichtern gelesen. Der Arzt Lacroix erstand den Hut, der bis zu einem Preise von 1050 Franken stieg. Meine Herren! rief dee Käufer aus, indem ee seine Beute hoch schwang, ein Franzose hae den Hut! Er wird nicht ins Ausland wandern! Eine dreimalige Salve von Beifall folgte diesen Worten.

Es befremdet unwillkürlich, daß ein Privatmann diese Reliquie dem Vaterlande erhalten mußte, da dies eigentlich ein Ehrenpunct des Staates sein sollte, zumal da mehrere Journale das Gouvernement schon früher darauf aufmerksam gemacht hatten. Louis Philipp hat Karl dee Zehnten Hut aufgehoben, waeum nicht auch den Napoleon's? —

[Ein neues Opfer der englischen Militärstrafen.]

Die Barbarei der englischen Militärstrafen ist bekannt. Ein neues Beispiel davon ereignete sich in Woolwich. Thomas Ramsby, Reconvalescent und noch im Hospital, bekam Händel mit seinee Wärterin und machte Miene, ihr einen Topf an den Kopf zu weefen, woran er jedoch verhindert wurde. Als er ganz genesen war, wurde er für diesen Unfug, dee vielleicht noch von krankhafter Reizbarkeit herrührte, vom Militärgericht zu 150 Peitschenhieben verurtheilt. Natürlich sank ee ohnmächtig hin, als er kaum die Hälfte dee Strafe empfangen hatte, und starb bald darauf an der Maulsperre. Nach englischen Gesetzen mußte dee Oberst den Fall beim Magistrat zu Woolwich anzeigen, und die gewöhnliche Jury dee Todtenbeschau erklärte in öffentlicher Sitzung: Thomas Ramsby sei in Folge der allzuharten Strafe gestorben. Der allgemeine Beifallsruf dee Anwesenden beweist, daß das englische Volk die barbarische Gesinnung dee Militärbehörde nicht mehe theilt, und mit Recht feagt man sich, ob es nicht endlich Zeit sei, den Grausamkeiten der früheren Jahrhunderte ein Ende zu machen. 6.

Digitized by Google



Zeitung für die elegante Welt.

Montags — 3. — den 4. Januar 1836.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Baß.

Die Verwandlungen der Liebe *).

Von Friedrich Rückert.

Ein weißes Blüthenglöckchen
Unschuld'ger Neubegier,
Am lebensfrohen Stöckchen,
Sah ich dich steh'n vor mir.

Und wieder um ein Veilchen
Verwandelt sah ich dich,
Ein schwermuthvolles Veilchen,
Voll Duft gesenkt in sich.

Und um ein Veilchen wieder
Da blühtest du so voll,
Daß unter'm knappen Mieder
Die Rosenfülle schwoll.

Und Nachtigallgekose
Und Ostwinds Schmeichelei,
Sie sagten, daß die Rose
In dir erstanden sei.

Wer ist die, der's gelungen,
Die wunderbare Macht,
Die die Verwandelungen
Des Frühlings still vollbracht?

Daß Veilchenschwermuthsbläue
Erst aus Schneeglöckchenmuth,
Und dann aus Veilchenscheue
Wuchs Rosenliebesgluth?

*) Zum dritten Strauß des Liebesfrühlings, in der neuen Ausgabe.

Nachtigall und Rose.

Ein Mährchen von Amalie Krafft.

(Fortsetzung.)

Plötzlich erkaltet, wandte Jussuff sich von der jungen Geba zu dem Erzähler, denn das Abenteuerliche dieses Wettkampfes eröffnete seiner lebhaften Einbildungskraft ein so weites Feld, daß der Preis desselben als die einzige Bedingung seines künftigen Glückes ihm erschien.

Auch Albireo gab nicht undeutlich zu erkennen, daß er das gewagte Spiel bestehen wolle, und Jussuff's Wangen brannten vor Eifersucht, wenn er diesen als den glücklichen Besitzer des Kleinods sich dachte.

Doch die Nacht war schon weit vorgerückt, und Schedir mahnte Jeden, sein Lager zu suchen, da er selbst, der Ruhe bedürftig, sich nach dem Segen eines wohlthätigen Schlummers sehnte. Mit verschiedenen Empfindungen hatten die Bewohner der Hütte von ihren Matten Besitz genommen, und der freundliche Wunsch des Greises schien nicht bei allen in Erfüllung gehen zu wollen, denn der Schlaf läßt sich nicht von geschlossenen Augen täuschen, wenn hinter denselben Sorge und Unruhe die Wache halten oder eine Thräne von den Wimpern zerdrückt wird.

Auch Geba, welcher eine besondere Kammer angewiesen war, konnte heute den treuen Gefährten der Jugend und Unschuld nicht so leicht finden, und erst nach langen wachen Träumen senkte er leise den Fittich auf die reinen, dunklen Augen. Aber vergebens beschworen Jussuff und

Digitized by Google

Albieo den wohlthätigen Gott auf ihr Lager herab, da seine ärgsten Feinde, Eifersucht und Neid, schon von demselben Besitz genommen hatten; Jedee fürchtete in dem Andeen einen beglückten Gegner zu finden, und so warfen sie sich denn, von Unruhe und Sorgen gefoltert, hin und her, bis endlich der Gott der Träume seinen phantastischen Mantel über sie ausbeeitete. Doch waren es nicht die goldenen Bilder erfüllteo Wünsche, womit er so freigebig den Armen beschenkt, was er ihnen in seinem Zaubeespiegel zeigte; sondern hohnlachend veedoppelte er die selbstgeschaffenen Qualen, mit welchen sie in sein Reich gedrungen waeen.

Jussuff sah sich im Besitze der schönen Alkora, allein sein Nebenbuhlee, in einen Adler verwandelt, kämpfte mit ihm um die schöne Bente, und führte sie endlich im Triumphe durch die Lüfte davon; auf einem Felsen, wo er ausruhen wollte, entsank sie ihm jedoch wieder und stürzte von Klippe zu Klippe zerschellend in das Meee Ihr Angstruf drang zu Jussuff's Ohren, und als er verzweifelnd die schöne Leiche aus den Fluthen holte, da war es Geba, welche er bleich und entseelt in den Armen hielt, und Alkora sah er hoch auf dem Felsen mit Albireo Hand in Hand stehen, in lautes Lachen über seine Täuschung ausbrechend. Da ertönte die süße Stimme der Nachtigall aus dem nahen Gebüsch, ihm Trost und Beruhigung in das Herz singend; doch Jussuff, zu sehr von Schmerz und Wuth entbeaunt, um für ihren heilenden Balsam empfänglich zu seyn, verscheuchte sie durch einen Steinwurf. „Rose, Rose! Dich rufe ich!" sprachen unaufhörlich seine Lippen, und als sie endlich zögernd erschien, da drückte sie ihre Doruen verwundend in seine ausgestreckte Hand, daß er mit einem lauten Schrei eewachte.

Kalter Schweiß bedeckte seine Stirn, als er sich emporrichtete, und da die Sonne aufgegangen war, so verließ er eilig die Hütte, um sich in der Moegenluft von seinen ängstlichen Träumen zu erholen. Albireo saß schon unter einem Baume nnd, wie es schien, in tiefes Sinnen verloren, denn er bemerkte den Kommenden nicht eher, bis er neben ihm stand, und verächtlich beantwortete er dessen Gruß mit einem leichten Kopfnicken. Schweigend betrachtete Jussuff die Züge des Jünglings, die, nichts weniger als schön, ihm so große Besorgnisse eingeflößt hatten, und er mußte nun, im Bewußtsein seines Werthes, seine kindische Furcht von gestern belächeln.

Nachdem Jussuff für die freundliche Aufnahme dem alten Schedir gedankt und von Geba kurzen Abschied genommen, entfernte er sich, um ungestört sein Vorhaben überdenken zu können. Die Einsamkeit suchend, wae er immer tiefer in einen Hain gerathen, der nahe an der Stadt lag; und die heilige Stille, welche hier herrschte, war ganz geeignet, einen Entschluß zur Reife zu bringen. Alkora's Besitz, mit Glanz und Reichthum verbunden, winkte so veelockend aus der Ferne, daß es ihm nicht zu viel gewagt schien, sein Leben als Mensch auf das Spiel zu setzen; und dennoch maeterte ihn der Gedanke, nicht als Sieger den Kampfplatz zu verlassen, und von dee Gnade seines Gegners abhangend, den Rest seiner Tage, der Sprache beraubt, in dem Körpee eines Thieees veeschmachten zu müssen. Da ertönte die Stimme der Nachtigall durch die lautlose Stille des Haines, und Wehmuth zog ein in Jussuff's Herz, als ee ihrem süßen Gesange lauschte.

„Du hast mich zwar nicht gerufen," sprach sie nach geendetem Liede, „aber Deine Stimmung begünstigt mein Annähern, deshalb will ich Dir meinen Rath ertheilen, in einer Sache, von der Deine ganze Zukunft abhängt. Entsage Deinem Wunsche, Alkora zu besitzen, denn wird sie auch Dir zu Theil, Glück wird nie aus diesee Verbindung entstehen, da Deine Stirn, nicht für ein Diadem geschaffen, erliegen wird unter dem Drucke dee Perlen, die sich in Thränen, und der Diamanten, die sich in glühendes Feuer der Reue verwandeln werden. Dagegen liebt Geba Dich; wie Du unter Lämmern und Gazelleu groß geworden, kann sie Dir zwar kein Leben voll Glanz und Herrlichkeit bieten, aber ihr treues Heez birgt für stilles Glück, und Friede wird bis zum Ende Deiner Tage dee stete Gefährte Eurer Liebe sein."

„Wie, Geba das freundliche Kind fühlt Liebe für mich?" sprach Jussuff, nachdem die Nachtigall ihn verlassen, „doch füllt diese Liebe den Raum aus, welchen mein Geist durchfliegen möchte? Nimmermehr kann ich ungekannt von der Welt ein ödes Dasein verhauchen, wo ein Tag dem andern gleicht!"

„Thor! wer veelangt auch dies?" lispelte eine Stimme, und die Rose stand in aller Frühlingspracht ihrer blendenden Schönheit neben ihm. „Du bist wirklich ein Träumer, der sich selbst mit überflüssigem Zweifel quält!" fuhr sie mit einem leichten Lächeln des Spottes fort, „nachdem Du Deine Heimath verlassen, um das Glück zu suchen, welches nicht geen in niedere Hütten einkehrt, nachdem Du für die schöne Alkora in Liebe entbrannt, willst Du nun auf halbem Wege wieder umkehren; da es der Schwester Nachtigall, die, in dunklen Büschen verkrochen, wenig von

Digitized by Google

den Freuden der Welt weiß, und in ihrer stillen Einsamkeit Alles nur im trüben Lichte zu sehen gelernt hat, einfällt, ihre düstere Stimmung auf Dich übertragen. Wüßte ich nicht, welch' kühner Ehrgeiz in den Tiefen Deines Herzens schlummert, der werth ist, Dich Deinem bedeutungslosen Hirtenleben zu entreißen, ich würde schon lange ganz ihrer Leitung Dich überlassen haben und schweigend zusehen, wenn Du an der Hand der armen Geba wieder umkehrest, um Deinen Heimath zuzuwandern, und in der stillen Hütte Deiner Kindheit die Einförmigkeit des Hirtenstandes einem Leben voll Macht, Ruhm und Glanz vorzuziehen."

„Du hast Recht," sprach Jussuff, „ich wäre ein Thor, wollte ich jetzt noch rückwärts gehen! Doch wie löse ich jene inhaltsschweren Fragen?"

„Ich darf Dir nur rathen," entgegnete die Rose, „und meiner Handlungsweise sind Schranken vorgezeichnet, die ich nicht überschreiten darf. Wage! nur dem Kühnen, nicht dem Zagenden ist das Glück unterthan." — Nach diesen Worten war die Rose entschwunden, und mit festem Entschlusse, das gefährliche Abenteuer zu bestehen, eilte Jussuff der Stadt zu, da die Sonne schon hoch stand und die entscheidende Stunde nicht mehr ferne war.

Auf einem glänzenden Throne, mit Perlen und Edelsteinen übersäet, saß Antares, mit düstern Blicken die Menge überschauend, welche den weiten Platz erfüllte, um Zeuge seines Sieges oder Unterganges zu sein. Ihm zur Rechten saß Alkora in siebenfache Schleier verhüllt, wodurch man gehindert war, zu sehen, auf welchen Jüngling sie ihre Hoffnung setzte; denn die Bewerber standen zur linken Seite des Thrones, in drei Reihen aufgestellt. Jussuff und Albireo befanden sich unter den Ersten.

Lautloses Schweigen herrschte im ganzen Kreise, und in gespannter Erwartung sah die Menge dem Ausgange der verhängnißvollen Stunde entgegen. „Dem Willen und Ausspruche der Mutter Alkora's zufolge," begann Antares, das Schweigen brechend, „wird mir nun dann deren Besitz, wenn Niemand sich findet, der drei meiner Fragen zu lösen im Stande ist. Heute ist nun der Tag, an welchem diese Bedingung erfüllt werden soll; und der köstliche Preis, welcher mir dann zu Theil wird, steigert meine Ungeduld, den lastenden Zwang zu brechen und ungestört seines Besitzes mich freuen zu können. Tretet daher näher, damit das Ohr die Rede ungetheilt vernehme." Mit geringschätzendem Lächeln machte er ein leises Zeichen mit der Hand, worauf die Bewerber einen Halbkreis um den Thron schlossen.

„Ehe ich Alkora meine Hand reiche," begann Antares, „bin ich gezwungen, eine weite Reise zu unternehmen. Kein Haus, kein Baum, kein lebendes Geschöpf werde ich auf diesem weiten Wege antreffen, und dennoch wandeln unzählige Geschöpfe mit mir dieselbe Straße, bis endlich am Ziele meiner Fahrt die Bahn sich theilt; doch ein Vogel vereinigt die getrennten Pilger, und schweigend wandeln sie dem gemeinsamen Orte zu, wo eine Jungfrau, in ewiger Schönheit und Jugend strahlend, sie liebreich empfängt. Wie heißt dieser Weg? wer sind die Pilger, die mit mir gehen? und welches ist das Ziel meiner Fahrt?" — Tiefe Stille herrschte im ganzen Kreise, die kein Mensch durch einen Athemzug zu unterbrechen wagte.

Da trat ein Jüngling mit keckem Muthe hervor und denkend, die Lösung gefunden zu haben, sprach er: „Der weite Weg, wo kein Haus, kein Baum, kein lebendes Geschöpf zu finden ist, welches sich eine Hütte bauen könnte, ist sicher das weite Meer, die Pilger, welche mit Dir wandeln, sind die Bewohner desselben, und das Ziel Deiner Fahrt ist das Land jenseit des unendlichen Wasserspiegels, von dem die Sage schon so fabelhafte Gerüchte verbreitet."

Ein Zug triumphirender Schadenfreude zuckte um Antares' Lippen, und indem der Redner, ungewiß, ob er richtig gerathen, einen Schritt näher vortreten wollte, streckte sein Leib wellenförmig sich aus, die Augen drehten funkelnd sich in ihren Kreisen, der Hals schwoll giftig an, und in eine ungeheure Schlange verwandelt, stürzte sie zischend durch das scheu zurückweichende Volk dem Ufer des nahen Stromes zu.

Ein leises Gestüster des Schreckens lief durch die Versammlung, als der zweite Jüngling vortrat, in freudiger Hoffnung nach Alkora blickend, gleichsam, als wolle er durch ihre siebenfache Verhüllung einen Zug der Schönheit erspähen, um sich daran für sein gefährliches Beginnen zu stärken.

(Die Fortsetzung folgt.)

Neue englische Romane.

(Fortsetzung.)

2. Japhet, der den Vater sucht. Roman von Captain Marryat. Aus dem Englischen von C. Richard. Erster u. zweiter Band. Aachen und Leipzig, Mayer. 1835.

Hier haben wir einen Roman, dessen Held zum Glück nichts von seiner Geburt, seinen Eltern und Muhmen zu erzählen hat und deshalb die Aufmerksamkeit des Lesers nicht schon in den ersten Capiteln mortificirt. Das erwachsene Findelkind Japhet sucht erst Vater, Geschwister, Geburt und Bafenschaft kennen zu lernen; er läuft danach im Leben umher, und so wird uns die Langeweile doch in mäßigeren Portionen

destillirt. „Wem es gefallen mag", — beginnt der Verf. des Peter Simpel und Jakob Ehrlich — „diesen Blättern die Ehre des Durchlesens zu erzeugen (wie abgeschmackt sind solche englische Plumpuddiags-Reverenzen!), der soll nicht mit einer langen Geschichte von meiner Geburt, Verwandtschaft und Erziehung aufgehalten werden." Inzwischen muß der Findelmensch doch das Wenige, was er über diese Dinge zu sagen weiß, möglichst genau und bestimmt anführen. „Es war in der Nacht — Datum habe ich vergessen, müßte von meinem Stuhle aufstehen, nach einem Schlüssel suchen, erst ein Cabinet, dann in diesem eine eiserne Kiste öffnen und eine Menge Papiere durchsuchen, was den Leser zu lange aufhalten würde, deshalb wird es hinreichen, zu sagen, daß es in einer Nacht war — ob diese Nacht finster oder mondhell, regnerisch oder neblig, bewölkt oder klar und sternenhell gewesen, weiß ich nicht zu sagen, und das ist auch nicht sehr wichtig. Also es war in einer Nacht um — da gerathe ich schon wieder in Verlegenheit — nun es mochte um zehn Uhr sein" u. s. w. So sehr foppen uns diese englischen Romanschreiber. Selbst wenn sie uns nichts zu sagen haben, uns nicht aufhalten wollen, so halten sie uns doch auf, indem sie sagen, daß sie uns nichts zu sagen haben; selbst wenn sie kurz sein wollen, so radoteiren sie lang und breit darüber, daß sie kurz sein wollen, dürfen und müssen. O Jaybee, Priester Israels! Uebrigens will auch ich hier nicht lang werden, indem ich gegen Länge eifere. Ich will nur kurz sagen, daß ich kurz nach Erscheinen der letzten Bandes dem geneigten Leser die Geschichte des Findlings Jaybee in aller Kürze erzählen werde.

(Die Fortsetzung folgt.)

Correspondenz.

Aus Paris. (Beschluß.)

Diese Woche wird endlich Bellini's „Norma" bei den Italienern aufs Repertoir kommen. Es hat gerade damit so lange gedauert, als nöthig war, um dem guten Geschmack nicht vorzugreifen. Dies fürchten die Franzosen noch viel mehr als die Deutschen. Meyerbeek ist übrigens auch der Meinung, daß die Vestalin Bellini's bestes Tonwerk sei.

Im Faubourg St. Antoine hat Jan Hagel den Musen ein neues Theater errichtet und vorgestern die Ouverture mit Nußknacken angefangen. Ich habe gar zu weit dahin, ich werde wohl nie meine Neugier in Betracht des dortigen Treibens befriedigen.

Das kleine Palaisroyaltheater ist das amüsanteste. Es hat wiederum ein Paar artige Stückchen: Savonnette impériale und Perichole, und darin spielt außer der famosen Dejazet noch ein allerliebstes Mädchen, das sich Dupuis nennt, so daß ich ungefähr calembourisire:

„Depuis que j'ai vu Dupuis je ne puis penser qu' aux puits."

Es ist in diesem Augenblicke eine große Bewegung in den Soiréen, besonders bei Rothschild, Demidoff und Gerard, wo sich viele Künstler und Literaten und die pariser weiblichen Schöngeister versammeln. Spanien, Griechenland und Deutschland sind das Gespräch des Tages. Ich habe Deutschland gesagt, und wiederhole es Ihnen. Die Franzosen sind zur Ueberzeugung gekommen, daß au delà du Rhin auch Menschen wohnen, die ein geistiges und politisches Leben ansprechen. „Ils vont au but," sagen sie, „mais ils arrivent lentement."

In drei Tagen freilich läßt sich in Deutschland nicht viel verbessern.

Alexander von Humboldt verläßt uns künftige Woche wieder, um an die Spree zurückzukehren. Er war, obgleich vor kurzem auch Capitain Roß ankam, und General Allard landete, der Nester unter den hiesigen Reisenden. Der Gelehrte hatte allem Anschein nach eine Specialmission an den Hof der Tuilerien, die aber nun beendet ist. V. L.

Notiz.

Der Schauspieler Baptiste der Aeltere (vom Theater Français), der bereits seit acht Jahren im Ruhestand lebte, ist gestorben. Er gehörte zu den Auserwählten, denen die Kunst eine heilige Gottheit und die Bühne ein Tempel war. Sein wahrer Name ist Nicolas Anselme. Er wurde im Jahr 1761 zu Bordeaux geboren. Sein Vater war ebenfalls Schauspieler und hatte schon den Namen Baptiste angenommen, der nun in der ganzen Familie Anselme erblich wurde. Nicolas Baptiste spielte schon als Kind. Seine ganze Familie, Vater, Mutter, Onkel, waren Schauspieler in der Provinz, und die ganze Truppe, bei welcher sie standen, genoß damals eines ausgezeichneten Rufes. Im Jahr 1791 kam Baptiste nach Paris und wurde Mitglied des Theaters der Ione Culture Sainte Catherine. Hier schuf er die Rolle des Robert, chef de brigands, in welcher er zuerst allgemeine Aufmerksamkeit erregte. Diese Rolle rettete ihm sogar einst das Leben. Auf einer Reise nach Bordeaux wurde der Postwagen von Räubern angegriffen. Die Reisenden wurden rein ausgeplündert, und schon machten die Räuber Miene, sie zu ermorden, als Baptiste die Geistesgegenwart hatte, sich in Heldenpositur zu stellen, die Rolle des Robert chef de brigands zu declamiren, und die Räuber majestätisch zur Rede zu stellen. Plötzlich änderte sich die ganze Scene. Kaum sahen die Räuber, daß sie den berühmten Baptiste vor sich hatten, als sie alles Geraubte zurückgaben, ihn ihrer Unhöflichkeit wegen um Entschuldigung baten und ruhig ziehen ließen. So gewaltig hatte Baptiste schon damals auf die öffentliche Meinung gewirkt. Im Jahr 1793 trat Baptiste auf Betrieb seines jüngeren Bruders, der bereits früher beim Theater Français war, bei dieser Bühne ein, und nebst ihm noch vier andere von seiner Familie, so daß man damals scherzweise sagte, mit dem théâtre français sei eine Bateistfabrik verbunden. Es wäre zu weitläufig, sein großes Verdienst um die Kunst durch Aufzählung seiner vorzüglichsten Rollen auseinanderzusetzen. Er war und blieb unausgesetzt eine der schönsten Zierden der Bühne. Um so befremdender ist es, daß er an Napoleon einen entschiedenen Widersacher hatte. Ein Mißverstand gab Anlaß zu dieser sonderbaren Ungnade. Als Bonaparte von Aegypten zurückgekehrt war, suchte Baptiste der Jüngere um eine Audienz bei ihm an, und sie wurde sogleich bewilligt. Die Erlaubnißkarte fiel irrthümlicher Weise in die Hände Baptiste des Aelteren, der darüber sehr erstaunt war. Sie bezeichnete nicht, welcher Baptiste zu erscheinen habe, und so glaubte der Aeltere, Bonaparte habe ihm eine Mittheilung zu machen, und ohne sich mit seinem Bruder zu besprechen, begab er sich zur Audienz. Er fragte Bonaparte, was er wünsche. Das Nämliche fragte Bonaparte ihn, und beide standen einander verlegen gegenüber. Beide zu stolz, eine weitere Erklärung zu verlangen oder zu geben, kehrten sich den Rücken zu und blieben sich gram. Baptiste wurde 75 Jahre alt. Von seiner ganzen zahlreichen Familie ist Niemand mehr beim Theater als seine Tochter, Madame Desmousseaux, eines der gediegensten Talente des théâtre français.

Digitized by Google

Zeitung für die elegante Welt.

Dienstags — 4. — den 5. Januar 1836.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Ständchen*).

Von Friedrich Rückert.

1.

Ach, an einem Blumenbeet,
Das mit stillem Prangen
Vor der Liebsten Fenster steht,
Blick' ich mit Verlangen.

Wenn der Ost vorübergeht,
Bleibt er schwebend hangen,
Allen Dunst vom Blumenbeet
Durstig aufzufangen.

Wenn die Sonn' am Himmel steht,
Schaut sie mit Verlangen
Nach den Blumen, die im Beet
Nicht durch sie entsprangen.

Wenn die Liebst' ans Fenster geht,
Mit den Rosenwangen,
Sind die Rosen in dem Beet
Lächelnd aufgegangen.

Wenn sie von dem Fenster geht,
Ist der Tag vergangen,
Und es schließt das Blumenbeet
Jedes Aug' mit Bangen.

Rosen, die ihr nur euch dreht
Nach den Rosenwangen,
Lasset still in eurem Beet
Mitblüh'n mein Verlangen.

Von der Liebsten Hauch umweht,
Und von ihren Wangen
Angestrahlt, ein Rosenbeet
Bin ich aufgegangen.

2.

Komm, verhüllte Schöne!
Komm! aus deinem Haus
Locken stille Töne
Dich zur Nacht heraus.

Komm und schlag' den Schleier
Dir vom Angesicht.
Zeige dich nur freier,
Süßes Mondenlicht!

Unter ist die Sonne,
Deren Blick so scharf
Deine milde Wonne
Nicht verletzen darf.

Abendgluthumröthet,
Starb der Lerche Schall
Und aus Büschen flötet
Nun die Nachtigall.

Tag mit seinem Tosen
Ist zur Ruhe hier.
Liebchen! alle Rosen
Schlafen, außer dir.

Alle kecken Lüfte
Sind zur Ruh' im Laub;
Nachtviolendüfte
Fürchten keinen Raub.

*) Zur neuen Auflage der Gedichte.

Digitized by Google

Lüſtern keine Biene
Trägt mehr Honig ein;
Und an deiner Miene
Saugt mein Blick allein.

Laß dich's nicht verdrießen,
Küſſe mich in Ruh':
Alle Knospen ſchließen
Ihre Augen zu.

Und vorm Abendſterne
Wirſt du dich nicht ſcheu'n,
Deſſen Blick ſich gerne
Mag an Küſſen freu'n.

3.

Die Liebſte hat mit Schweigen
Das Fenſter aufgethan,
Sich lächelnd vorzuneigen,
Daß meine Blick' es ſah'n.

Wie mit dem wolkenloſen
Blick' einen Gruß ſie beut,
Da hat ſie lauter Roſen
Auf mich herabgeſtreut.

Sie lächelt mit dem Munde,
Und mit den Wangen auch;
Da blüht die Welt zur Stunde,
Mir wie ein Roſenſtrauch.

Sie lächelt Roſen nieder,
Sie lächelt über mich,
Und ſchließt das Fenſter wieder
Und lächelt ſtill in ſich.

Sie lächelt in die Kammer
Mit ihrem Roſenſchein;
Ich aber darf, o Jammer!
Darin bei ihr nicht ſein.

O, dürft' ich mit ihr koſen
Im Kämmerchen ein Jahr!
Sie hat es wohl voll Roſen
Gelächelt ganz und gar.

4.

Meine Töne, ſtill und heiter,
Zu der Liebſten ſteigt hinan!
O, daß ich auf eurer Leiter
Zu ihr auf nicht ſteigen kann.

Leget, o ihr ſüßen Töne,
An die Bruſt ihr meinen Schmerz,
Weil nicht will die ſtrenge Schöne,
Daß ich ihr mich leg' ans Herz.

Nachtigall und Roſe.

Ein Mährchen von Amalie Keafft.

(Fortſetzung.)

„Der Weg," nahm der zweite Jüngling nach kurzem Zögern das Wort, „iſt ſicher die endloſe Sandwüſte, welche hinter unſern Bergen ſich ausbreitet, die Pilger, welche Dich begleiten, ſind Deine Gedanken, welche ſehnſuchtsvoll auf halbem Wege von Dir ſich trennen und immer der ſchönen Braut zueilen, welche vielleicht die Taube als Bote der Liebe ihnen entgegenſchickt; doch das Ziel Deiner Fahrt kann nur der Brunnen ſein, von dem die Sage geht: daß ſein Waſſer die Kraft beſitze, Unſterblichkeit zu verleihen."

Ein verächtliches Lächeln ſchwebte über Antares' Züge; ſein Geſchick ahnend, ſtreckte der Jüngling angſtvoll die Arme aus, die mit Federn ſich bekleideten, der hülfeflehende Mund krümmte ſich zum Schnabel, und als Falke verwandelt ſchwang er ſich empor, lange noch in der Luft den Platz umkreiſend, welchen er mit ganz andern Hoffnungen betreten hatte.

Die Reihe kam nun an Albireo; doch wankend in ſeinem Entſchluſſe, ließ er gern Juſſuff den Vorrang, da dieſer ſeine Ungeduld nicht länger bezähmen konnte, ſein Schickſal entſchieden zu ſehen. Alkora, welche bisher theilnahmloſe Zuſchauerin war, beugte ſich zu ihrer Dienerin herab, und es ſchien, als theile ſie dieſer Beſorgniß oder Freude mit. Juſſuff, welchem dieſe Bewegung nicht entging, legte ſich dieſelbe zu ſeinem Vortheile aus, und mit erhöhtem Muthe fing er zu ſprechen an: „Der Weg, welchen Du zu durcheeilen haſt, iſt ſicher kein anderer als die Milchſtraße am unendlichen Himmel; die Pilger, die mit Dir wandeln, ſind die Sternbilder des Perſeus, Kameelopards, Stiers, des Fuhrmanns, der Zwillinge und des Centaurs; hier theilt die glänzende Sternenſtraße ſich in zwei Arme, und während der eine durch den Adler, Pfeil und Fuchs, durch den Bogen des Schützen geht, durchmißt der andere den Skorpion, Schlangenträger, die Schlange und den Kopf des Fuchſes; der Schwan iſt der Vogel, welcher die Getrennten wieder vereinigt, denn in ſeinem öſtlichen Flügel verbinden die beiden Straßen ſich wieder, und Kaſſiopeia iſt die liebliche Jungfrau, welche die Pilger empfängt; doch das Ziel Deiner Fahrt kann nur der Skorpion ſein, denn giftig wie Er, frohlockt nur Dein Herz beim Untergange Deines Nebenmenſchen und fühlt ſich glücklich, die Macht zu beſitzen, ſchaden zu können."

Schon bei den erſten Worten Juſſuff's erbleichte Antares, und zitternd wie das Laub der Eſpe ſaß er auf ſeinem

Digitized by Google

Throne, als ein Bild des Jammers; doch als dieser geendet, da fing er nun an, sich zu verwandeln, und als ein ungeheurer, grauenhafter Skorpion erhob er sich von seinem Sitze, als wolle er vernichtend unter das Volk sich stürzen, um an diesem den Schmerz seines Unglücks zu kühlen; doch eine Wolke senkte sich herab, und ihn in ihre trüben Schleier verhüllend, stieg sie langsam mit ihrer Last empor zum weiten Himmelszelt, wo er als Ziel seiner Fahrt in dem Sternbilde des Skorpions, als Herz desselben, einen Wohnplatz fand.

Mit Jubel ward Jussuff vom Volke als Sieger begrüßt, und auch Alkora lispelte süße Worte des Dankes ihm zu, da er, Antares' Platz einnehmend, die Stufen des Thrones bestieg. In alle Rechte seines Vorgängers eingesetzt, wurde er sogleich als König ausgerufen und sein Herz ging in Entzücken auf bei der allgemeinen Huldigung, wo sein stolzer Ehrgeiz so reiche Nahrung fand, daß nichts mehr fehlte, das Maß seines Glückes voll zu machen, als der Tag, an welchem Alkora ihm auf ewig angehören sollte. Doch auch dieser war nicht mehr fern, und wenn Jussuff an der Seite seiner reizenden Braut, von allem Glanze und der Hoheit seiner Königswürde umgeben, den zauberisch schönen Garten, wo er sie zum ersten Male gesehen, durchwandelte, wenn ihr wonniges Liebesgeflüster sein Herz berauschte, da riefen oft alle Stimmen seines Innern: „Rose! Du hast Wort gehalten, wie danke ich Dir mit aller Kraft meiner Seele!"

Neun Mal war die Sonne in das Meer gesunken, indem ihre vergoldenden Strahlen das glückliche Brautpaar beschienen, das auf dem weiten Ocean der Liebe schiffend, die ganze Welt um sich entbehren zu können glaubte; am zehnten stieg sie mit allen Rosen und Feuerlilien geschmückt, die jemals ihr Haupt umstrahlt, aus dem Meere empor, den heißersehnten Vermählungstag zu beleuchten.

Unzähliges Volk strömte herbei, um den glänzenden Festen beiwohnen zu können, und Jussuff wandelte durch die Reihen der Neugierigen auf blumenbestreuten Pfaden zu den Hallen des Tempels, wo er die Braut aus den Händen des Priesters empfing. Im seligen Bewußtsein: Alles, was jemals seine Phantasie ihm als wünschenswerth vorgemalt hatte, erreicht zu haben, überschaute er auf dem Rückwege, an der Seite seiner jungen Gattin, die bunte Menge, und freute sich, auf allen Mienen Theilnahme seines Glückes zu lesen; da begegnete sein Blick zwei thränenerfüllten Augen, die traurig sich senkten, als sie sich von ihm bemerkt wußten. Es war Geba; zum Lächeln sich zwingend, leerte sie hastig, ihre Verlegenheit zu bergen, den Rest der Blumen aus ihrem Körbchen, sie auf den Weg streuend. Eine weiße Blume blieb an Jussuff's Mantel hängen, und als er sich beugte, sie abzulösen, hielt er ein Schneeglöckchen in der Hand. „Woran mahnst Du mich?" rief er, die bedeutungsvolle Blüthe betrachtend, die es wagte, den ersten Schatten auf sein Glück zu werfen; doch die Spenderin derselben war im dichten Gedränge der Menge entschwunden, und Jussuff vergaß bald im Taumel seines Glückes auch Beide.

Feste reihten sich an Feste, und als endlich Jussuff, derselben überdrüssig, sich nach einem Wechsel sehnte, da fand er ein weites Feld für seinen unruhigen Geist, denn die ernsten Sorgen der Regierung brachten ihm täglich Gelegenheit, seine Stirn mit Ruhm zu krönen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Neue englische Romane.

(Fortsetzung.)

3. Der Zigeuner. Von Georg Panne Rainsford James. Uebersetzt von Wilhelm Adolph Lindau. 3 Bde. Leipzig, Kollmann, 1836.

Ich finde es ziemlich begreiflich, daß England, das Land der Fabriken und Maschinen, auch Romanproductionen maschinenartig liefert. Schon Walter Scott's Werke, besonders die aus seiner letzten Zeit, fingen an die Physiognomie einer poetischen Individualität völlig zu verlieren; man konnte ihn nicht mehr für den alleinigen Verfasser und Verfertiger seiner Schriften ansehen, er war der Fabrikherr einer nach bekannten und vorhandenen Mustern arbeitenden Romanenfabrik, die unter seiner obern Leitung stand. In Paris war es mit der Vaudevillenmaschinerie ein anderes, obwohl ähnliches Bewandniß. Hier nestein oft zwei und drei Scribenten, von denen jeder als Poet aller bestimmten Charakterbeschaffenheit enthoben ist, an einem Stückchen Arbeit, das drei Calembourgs, in fünf Scenen vertheilt, zum Besten gibt. Es existirt ein Heer von pariser Vaudevillenmachern. Es sind häufig junge Leute, die so die ersten Erfahrungen jugendlicher Liederlichkeit mit etwas Genie und Witz verbrämt zu Markte bringen. Oft überreichen sie ihre Sächelchen dem alten Scribe, der feilt etwas oder streicht und gibt seinen Namen mit dazu her. Oft stoßen auch ihrer drei beim Billard ein Stück Arbeit zusammen. Scribe spielt sehr fleißig Billard, und wenn er die Caroline ins Loch stößt, so fällt ihm eine Situation bei, die Mitspieler fassen sie auf, ein Enthusiast sitzt am Nebentisch und versteht zum Glück die Kunst der Stenographie. Scribe gilt mit als Autor, obwohl eigentlich die Caroline den ersten Anstoß zu dem Vaudeville gab und füglich als Mutter des neuen Musenkindes gelten sollte. So erklärt sich zum Theil die pilzartig aufgeschossene Scribe-Literatur. An manchem Operntexte, der unter Scribe's Namen durch die Welt läuft, ist der feinwitzige Scribe sicherlich unschuldig.

Der „Zigeuner" ist angeblich das neueste Product eines Verfassers, von dem bereits ein Heinrich Masterton, Darnley, Richelieu, Philipp August, de l'Orme, John Marston Hall

Digitized by Google

u. a. Romane circuliren, lauter abgegriffene Münzsorten, die auch unter jedem andern Gepräge cursiren könnten. Georg Payne Rainsford James ist, ideell genommen, kein Individuum; ich glaube eher an die Individualität, die man an dem Sänger der Iliade und Odyssee mit Recht bestritten hat, als an eine dichterische Person dieses Namens. Die meisten englischen Romanverfasser — Bulwer, Lady Morgan ausgenommen — haben ihre Ichheit aufgegeben und sind in das instinctartig betriebene Maschinenwesen der Romanfabrication ganz aufgelöst. Nur in Deutschland ist der Poet noch ein Individuum, ein Subject — und zwar gibt es mitunter saubere Subjecte unter den Dichtern meines Vaterlandes. Aber die englischen Romanpoeten haben längst angefangen, völlig physiognomielos zu sein. Ein Stück englisches Tuch aus dieser oder jener Manchester-Fabrik läßt sich noch ganz verschieden anfühlen, es hat einen andern Strich, eine andere Appretur. Bei den englischen Romanen wird alles feinere Befühlen mit den Fingerspitzen unmöglich, sie sind für die Faust geschrieben und müssen mit Fäusten hingenommen und tractirt werden.

„Der Zigeuner" ist, wenn man ihn nicht mit den Fingerspitzen der Kritik befühlt, ein ganz gutes Stück Arbeit. Die Fäden sind grob verwebt, man kennt den Inschlag zur Genüge, an Appretur muß man nicht denken. Der dreibändige Roman ist ein guter Hausrock, der drei Winterabende hindurch mäßig warm hält. Hat man ihn abgethan, so friert man freilich nach wie vor. Bei dieser Gelegenheit will ich doch meinen Lesern einen Kunstgriff, wie man englische Romane bis zu Ende lesen kann, an die Hand geben. Ich lese von so einem dreischrötigen Romane immer nur die Seiten rechts. Ich möchte auch hier lieber die linke Seite empfehlen, allein da jedes Buch auf der Seite rechter Hand beginnt, so empfehle ich hier einmal die rechte Seite, obschon ich weiß, daß die rechte Seite selten die rechte ist. Ich lese also immer nur Pag. 1. 3. 5. 7. u. s. w., immer die ungerade Seitenzahl. Was links steht, überspringe ich, um schneller zu Ende zu kommen. Man verliert bei der Breite der Erzählungsweise keineswegs den Faden, und wo er doch einmal zerrissen wird, flicke ich ihn mir mit der Phantasie zusammen. Da der Roman selbst der Phantasie wenig bietet, so beschäftige ich auf diese pfiffige Weise meine Einbildungskraft, die doch bei poetischer Lectüre nicht so ganz brach liegen sollte. Ich empfehle dies jesuitische Mittel für die Lectüre der englischen Romane mit bestem Gewissen. — Der Zigeuner, Pharold mit Namen, der sich mit seiner Bande in England herumtreibt, ist ein ganz interessanter Mensch. Schon weil er Zigeuner ist, steckt sein Wesen in einem geheimnißvollen Dunkel, das zu enthüllen eben den Reiz der Lectüre ausmacht. Es handelt sich im Romane um drei Schandthaten, zwei Morde und eine Wilddieberei. Natürlich kam es dem Verf. darauf an, seinen Helden dieser Unthaten verdächtig zu machen, indem er ihn in die weitläufig verhandelten Familieninteressen möglichst hineinverwickelt. Allein Pharold ist der reinste, edelste Mensch unter Gottes Sonne, er trägt nur den Fluch des Paria mit sich durch die Welt, die ihn verfolgt und martert. So wird es dem Autor möglich, uns für seinen Helden der Unschuld, der endlich noch als Opfer der grausamen Justiz fällt, zittern zu lassen, obwohl wir schon vor den Mordthaten uns entsetzten. Zur Milderung des Schlusses hat er das endliche Schicksal des Zigeuners abermals etwas in Dunkel gehüllt, so daß man darüber nicht ganz klar wird, ob sein Sprung vom hohen Schloßfenster in den Strom hinab, wodurch er seinen juridischen Verfolgern zu entgehen wagte, glückte oder sein Leben endete. Trotzdem man eine entstellte Leiche am Felsenufer fand, will man doch dem Gerüchte Glauben schenken, Pharold habe sich mit seiner Bande wieder gezeigt, seine Spur sei jedoch bald darauf aus England verschwunden. — Der Leser sieht, daß ich den Stoff kenne, obschon ich nur die rechte Seite gelesen habe. Es ist diese meine Lesemethode eine gar unschuldige List, womit man der dialeibigen Arroganz der englischen Romanliteratur aufs beste mit gleicher Münze zahlt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Notiz.

[„Der Blitz", Oper in drei Acten von Halevy.]

Auf dem Theater der opéra comique hat eine neue Oper vom Componisten der Jüdin außerordentlichen Erfolg gehabt. Der Text von Planard und St. Georges gibt folgenden Inhalt. Der Schauplatz sind die Vereinstaaten. Madame Darbel, eine junge Witwe, und ihre Schwester Henriette bewohnen ein Landhaus am Gestade des Meeres. Sie erwarten einen Vetter, der eine von beiden Schwestern heirathen soll. So will es wenigstens ein Onkel, der ungeheuer reich, ein großer Chirurg, und besonders Augenarzt ist, was dem Helden des Stücks in der Folge sehr zu Statten kommt. Vetter Georges ist ein junger Stutzer, linkisch und anmaßend zugleich, ein eben dem Schulstaub der orforder Universität entlaufener Junker. Er trifft ein, erklärt, er werde diejenige heirathen, die ihn lieben würde, setzt sich aber vor allem zum Frühstück. Indem er bei Tische sitzt, kommt ein junger Seeofficier, der gelandet war, um am Strande Vögel zu schießen. Er ist durstig, begehrt ohne Umstände ein Glas Wein und plaudert mit Georges. Plötzlich merkt er, daß die Fluth herannaht und ihn leicht hindern könnte, die See zu gewinnen. Er eilt davon in seinen Kahn. Da bricht ein Gewitter aus, der Blitz zertrümmert das Fahrzeug und beraubt den Officier des Augenlichts. Der Unglückliche irrt auf dem Strand umher und würde verloren sein, wenn Henriette nicht zu seiner Rettung herbeieilte. Sie liebt es, sich am Gestade des Meeres zu ergehen, und hat schon mehrere Schiffbrüchige gerettet. An der Hand führt sie den Officier ins Haus, der erst so fröhlich war und jetzt so elend ist. — Im zweiten Act hat Lionel (so heißt der Officier) bereits drei Monate bei den beiden Schwestern zugebracht. Er liebt heimlich seine Retterin Henriette, die jetzt seine Führerin und Trösterin ist. Beide verstehen sich, und Georges, der sich schon für Henrietten erklären wollte, ergibt sich philosophisch in die Verhältnisse. Das ganze Haus erwartet in ängstlicher Spannung den Abend. Mit dem Schlag acht Uhr soll Lionel's Heilung vollendet sein, so hat es der unsichtbare Onkel Augenarzt beschlossen. Es schlägt. Beide Schwestern sind gegenwärtig, eben so Georges. Lionel nimmt den Verband ab, um seine Geliebte zu sehen. Er räth falsch und fällt der Madame Darbel zu Füßen. Henriette fällt in Ohnmacht, und der Vorhang fällt ebenfalls. — Im dritten Act ist Henriette entflohen und hat die Erklärung zurückgelassen, daß sie nicht eher wiederkommen würde, als bis sie Kunde von der Vermählung ihrer Schwester mit Lionel habe. Um sie zurückzulocken, wird diese Heirath scheinbar kund gethan. Henriette kommt, wird noch eine Zeit lang geneckt und erfährt endlich, daß Lionel, der Ihre werden soll. Georges neuerdings gefoppt, macht sich wieder nichts daraus und heirathet Madame Darbel.

Halévy's Musik trägt als das größte Verdienst einen schönen Erfolg davon. Sie ist singbar, geistreich und wohlinstrumentirt. Der Componist der Jüdin ist von den Höhen der großen Oper herabgestiegen und hat sehr wohl daran gethan, denn was er an Größe verlor, hat er vielleicht an Wärme und Wahrheit gewonnen. G.

Digitized by Google

Zeitung für die elegante Welt.

Donnerstags — 5. — den 7. Januar 1836.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Nachtigall und Rose.

Ein Mährchen von Amalie Krafft.

(Fortsetzung.)

Eine neue Ordnung im Lande einführend, dachte Jussuff darauf, Sitten und Gebräuche, welche auf Vorurtheile sich gründeten, abzuschaffen und sein Reich durch einen Krieg mit den Nachbarvölkern zu vergrößern. Doch nicht so leicht war die Ausführung dieses Planes, denn ein Volk hängt immer mit Liebe an den Gewohnheiten seiner Voreltern, und die erste Kluft dehnte sich zwischen ihm und seinen Unterthanen aus, als kaum der Mond sich noch drei Mal seit seiner Regierung gefüllt hatte. — „Wie? die ältesten Sitten, welche, durch Gewohnheit geheiligt, den Segen unserer Väter auf die Enkel übertragen, denkt der Fremdling umzustürzen, um allein seinem Willen uns zu beugen!" sprachen die Greise unter einander; „der Fremdling, der, selbst aus dem Staube entsprossen, vor kurzer Zeit noch seine Heerden hütete, und nur von einer Laune des Glücks auf einen Thron erhoben wurde! Nimmermehr dürfen wir das zugeben, so lange noch ein Tropfen Blut für das Vaterland in unsern Adern wallt."

Diese Stimmung theilte sich auch bald den Jüngern mit, und das Volk, welches im verblendeten Taumel ihm Blumen gestreut, sah nun nur den ehrgeizigen Abenteurer in ihm, der, den Hirtenstab wegwerfend, durch List sich den Scepter zu erringen gewußt hatte.

Nicht lange konnte diese Stimmung für Jussuff ein Geheimniß bleiben, und er glaubte, nur durch ein Beispiel der Strenge dem Ausbruch der Gährung begegnen zu können, was ihm aber immer mehr die Herzen des Volkes entfremdete. Seufzend erkannte er die Unbeständigkeit des Glücks, und daß die Verheißungen der Rose nicht ohne Dornen in Erfüllung gegangen waren; doch in der Hoffnung, daß die Stürme wieder vorüberziehen, fand er ja immer reiche Entschädigung in Alkora's Liebe, und wenn auch drohende Wolken sich an seinem Himmel aufgethürmt hatten, so strahlte der heiterste Sonnenblick eines Maitages aus ihren Augen.

Mit Entwürfen beschäftigt, das Ungewitter von seiner wankenden Krone abzuwenden, saß Jussuff an der Seite Alkora's, die, von ihren Frauen und Sklavinnen umgeben, durch Gesang und Saitenspiel die trübe Laune des Gatten zu erheitern suchte; als ihr dies in etwas gelungen, und die düstern Züge durch ein freundliches Lächeln erhellt wurden, da faßte sie schmeichelnd seine Hand, ihn um die Gewährung einer Bitte ersuchend.

„Wenn es in meiner Macht liegt," sprach Jussuff, „so schwöre ich Dir bei unserer Liebe, daß Dein Anliegen erfüllt werden soll."

Ein Strahl der Freude leuchtete aus Alkora's Augen, und mit bebender Stimme sagte sie: „Du weißt, mein theures Leben! wie selig, wie unaussprechlich glücklich

Digitized by Google

Deine Liebe mich macht, und dennoch setzest Du kein Vertrauen in mich; denn Etanin und Alteramin schmachten noch immer, als Schlange und Falke verwandelt, ihrer Erlösung vergebens entgegen. Dies schmerzt mich, da Du wohl weißt, daß der Zauber nur so lange dauern soll, als irgend ein Zweifel in meine Treue obwalten könnte, und ich fordere die Lösung desselben als einen Beweis Deines Vertrauens; auch sind ja die beiden armen Verwandelten die Söhne des benachbarten Königs, und ihre Dankbarkeit könnte Dir bei Dämpfung der Unruhen vielleicht von Nutzen sein."

Eine Wolke zog über Jussuff's Stirn; doch seines Schwures gedenkend, entgegnete er: „Deine Bitte soll erfüllt werden. Doch sprich! wie löse ich jenes geheimnißvolle Band, das diese Jünglinge an die Thierwelt gefesselt hat?"

„Nichts leichter als das!" sagte Alkora erfreut, „drei Nächte hinter einander gehst Du in der Mitternachtsstunde bei klarem Mondenschein auf den Berg Achenar, wirfst jedesmal die Feder eines Falken und den Zahn einer Schlange in die Quelle desselben und rufst: „„Zauber, löse dich, auf daß Etanin und Alteramin ihre Gestalt wieder erhalten!""

Die folgende Nacht schon brach Jussuff mit einem großen Gefolge nach dem bezeichneten Berge auf, da Alkora einen hohen Werth auf die Gewährung ihrer Bitte zu legen schien. Daselbst angelangt, sah er einen Falken auf der Spitze eines Felsens sitzen, welchen er für einen der beiden unglücklichen Prinzen hielt; auch eine Schlange rauschte ziſchend durch das hohe Gras, und Jussuff fühlte schon die Lust, den Zauber mit seinem Schwerte zu lösen, wenn nicht der geleistete Schwur ihn gebunden hätte. Er that also, wie Alkora ihn geheißen, wobei der Falke in hoher Lust sein Haupt umkreiste und die Schlange sich aufrichtete, als wollte sie auf ihren Retter sich stürzen. Auch die folgende Nacht wiederholte Jussuff die Entzauberungsformel, und als er den dritten Tag schon bei Sonnenuntergang aufbrach, um des weiten Weges willen die Rosse nicht zu sehr zu ermüden, da faßte ein Mädchen den Zügel seines Pferdes, als er kaum die Thore der Stadt im Rücken hatte, und bat, ihr ein paar Minuten Gehör ohne Zeugen zu schenken.

„Wie, Geba! was kannst Du mir zu sagen haben?" sprach Jussuff, seinem Gefolge einen Wink gebend, und als dieses in gemessner Entfernung hielt, nahm Geba, sichtbar von innerer Angst und Zweifel gefoltert, das Wort und sagte: „Vergib mir, mein König und Herr! daß ich in Deine Nähe mich drängte, aber nur die Sorge um Dein Leben gab mir die Kraft zu einem Schritte, welchen ich unter minder bedrohenden Umständen nie gewagt haben würde. Nimm morgen den Becher aus den Händen Alkora's nicht an, er ist vergiftet! Albireo, mit welchem sie in geheimem Einverständniß lebt, wird ihr heute Nacht die Kräuter in den Garten bringen, die Dir den Tod geben sollen; Deinen Namen hörend, wurde ich aufmerksam und belauschte ihn, als er mit seinem Vater Menkar dieselben im Walde suchte."

Da funkelte Jussuff's Auge von Zorn entbrannt, und mit donnernder Stimme rief er: „Wie, Geba, so weit treibt Dich Deine blinde Leidenschaft, welche für mich kein Geheimniß ist, daß Du es wagst, die Tugend der Königin anzutasten, um sie eines Mordes und der Liebe zu einem an Häßlichkeit gränzenden Menschen zu verdächtigen? Danke es dem Zufalle, der unter Deiner Hütte gastlichem Schutze mich einst ein Obdach finden ließ, daß nicht die Hufe meines Rosses zermalmend Dich zertreten." — Und weit flog der schäumende Renner mit seiner königlichen Last über die sandige Ebene dahin, daß nur eine Staubwolke die Richtung seines Laufes der armen Geba verkündete, die wie vernichtet in die weite Ferne starrte.

Mitternacht war vorüber; Etanin und Alteramin hatten durch den lösenden Zauber ihre menschliche Gestalt wieder erhalten, und schweigend, in trübes Sinnen verloren, nahm Jussuff die Ausbrüche ihrer Dankbarkeit auf. Ohne Rast sich zu gönnen, befahl er, den Rückzug sogleich anzutreten, während er selbst allein voraus eilte, und bald den besorgten Blicken seines Gefolges entschwunden war. An der Pforte des Gartens angelangt, ließ er sein Roß auf dem Rasen weiden und betrat leise die duftigen Gänge, die so oft die stillen Zeugen seines Glückes waren. Alles lag in lautlosem Schweigen, und schon athmete seine beklommene Brust freier, da ein lastender Gedanke sich von seinem Herzen zu wälzen schien, als ein leises Geflüster sein Ohr berührte und die rothen Lebenswellen wieder stockend zu ihrer Quelle zurücktrieb. Einer Bildsäule gleich stand er, die Hand nach seinem Schwerte ausgestreckt, denn Alkora saß mit Albireo auf derselben Moosbank, auf welcher er zum ersten Male sie gesehen, und dasselbe Gebüsch verbarg den mit so ganz andern Empfindungen Lauschenden.

„Der Thor!" lachte Alkora in fröhlichem Muthwillen, „ließ richtig sich bereden, drei Nächte nach dem Berge Achenar zu wandeln, um uns ein ungestörtes Glück zu be-

Digitized by Google

reiten; morgen ſoll er aber auch einen kühlenden Trunk aus meiner Hand dafür erhalten. Du haſt doch die Kräuter mit gebracht?“

„Gewiß!“ entgegnete Albireo, „wie könnte ich dieſe vergeſſen haben, wo die Vollendung meines Glückes allein von ihnen abhängt!“

Und wie damals mahnte Wega, welche in geringer Entfernung ſtand, die Gebieterin, zu fliehen, indem ſie ein leichtes Geräuſch im Gebüſche vernommen zu haben wähnte; doch Alkora hörte nicht auf die warnende Stimme, da ſie dem Geliebten noch ſo viel zu ſagen hatte, und erſt nach langer Unterredung konnte ſie zur Trennung ſich entſchließen. Seines Schmerzes nicht länger Meiſter, ſtürzte Juſſuff, wie der gereizte Löwe auf ſeine Beute hervor, und ſein kaltes Eiſen würde die treuloſe Bruſt durchbohrt haben, wenn nicht, durch eine unbekannte Macht gelähmt, plötzlich der ſtarke Arm ſeiner Kraft beraubt geweſen wäre.

„Wahnſinniger! was beginnſt Du?“ rief eine Stimme, und die mächtige Fee Algomeiza, Alkora's Mutter, ſtand zwiſchen ihnen. Schmerz und Zorn malte ſich in ihren Zügen, doch Juſſuff mit ihrem Stabe berührend, ſprach ſie: „Verblendeter! Du wagſt es, in des Himmels Rechte greifen zu wollen! wo Du durch Dein ungemeſſen ehrgeiziges Streben ſelbſt ſeinem Strafgerichte verfallen biſt? Doch wehe mir!“ fuhr ſie, zu Alkora gewendet, fort, „daß ich dieſen Tag erleben mußte! Deine Seele hat der Gedanke des Mordes befleckt und in ein reißendes Thier verwandelt, ſollteſt Du die ſchwere Schuld büßen, wenn mein heißes Flehen nicht die geheimnißvollen Mächte zum Erbarmen geſtimmt hätte, Deine Strafe in Verbannung zu mildern. Lebe fortan im Sternbilde des Bären und erkenne dankbar der Mutter Hand, die größere Züchtigung von Dir abwandte. Du, Albireo! ſollſt in ewig ungeſtillter Sehnſucht im Sternbilde des Schwans den Himmel durchziehen, da Du ſo willig der Stimme der Verführung Dein Ohr geliehen haſt. Wega, die Vertraute dieſes ſtrafwürdigen Verhältniſſes, wird Dir im Sternbilde der Leier zur Seite ſtehen.“ — Nach dieſen Worten umhüllte eine glänzende Wolke die ganze Gruppe, und langſam ſich empor zum dunklen Himmel hebend, entſchwand ſie endlich aus Juſſuff's Blicken.

Drei Mal hatte die Sonne ihr glühendes Antlitz in das Meer getaucht, ſeit Juſſuff, in dumpfes Hinbrüten verſunken, eine Beute des nagendſten Kummers blieb. Mit Alkora war das letzte Band zwiſchen ihm und dem Volke zerriſſen, und er fühlte, daß auch der kurze Traum von Purpur und Krone bald in Nebel zerfließen würde; doch wollte er kämpfend untergehen, und als man ihm die Nachricht brachte: daß Prinz Alhajoth, der eigentliche Erbe des Landes, der bisher von Algomeiza im Verborgenen gehalten wurde, um ihrer Tochter den Thron zu ſichern, von dem größten Theile des Volkes mit Jubel empfangen, zurückkehre, da ſammelte er die wenigen Getreuen, welche ihm geblieben, um ſich fechtend einen Weg zu bahnen oder einen rühmlichen Tod im Schlachtgewühle zu finden. Allein noch hatte er ſeinen Palaſt nicht verlaſſen, als ſchon das wilde Geſchrei des Volkes wie brauſender Meeresſturm die Mauern deſſelben umtönte, und einzelne Stimmen forderten das Blut des Kronenräubers, der mit ſo furchtbarer Strenge den Scepter über das Land geſchwungen. Mit Mühe gelang es Juſſuff, ſich durch ein Seitenpförtchen in den Garten zu retten, wo er aber gegen den Abend entdeckt und vor den rechtmäßigen König gebracht wurde, welcher ihn in den Kerker werfen ließ. Zu ſehr hatte das Unglück auf ſein Gemüth geſtürmt, um einem ruhigen Nachdenken den Eingang zu geſtatten; und in wilder Verzweiflung rief er die Roſe, ſie mit Vorwürfen überhäufend. An den dumpfen Wänden ſeines Gefängniſſes verhallten aber ſeine Worte ungehört, und erſt nachdem er lange vergeblich gewüthet, tönte die Stimme der Roſe aus weiter Ferne: „Warum rufſt Du mich? Das Schneeglöckchen ſteht an Deiner Seite! Zu ſehr widerſtreben die Mauern, welche Dich umſchließen, meiner Natur, als daß ich Dir ſichtbar werden könnte.“

„Trügeriſches Weſen!“ gab Juſſuff zurück, „weshalb verlockteſt Du mich in den Abgrund, um mich nun dem Verderben treulos zu überlaſſen?“

(Der Beſchluß folgt.)

Neue engliſche Romane.

(Fortſetzung.)

4. Franceſca Carrara. Aus dem Engliſchen von C. W. Geisler. Bremen, A. D. Geisler. 1835. 3 Bde.

Ein engliſcher Roman, wie engliſche Romane in der Maſſe nicht zu ſein pflegen! Er hat zwar hiſtoriſchen Hintergrund, er führt uns aus Italien, dem anfänglichen Schauplatze der Begebenheiten, nach Frankreich an den Hof des vierzehnten Ludwig, zu einer Zeit, wo die Exkönigin Chriſtine von Schweden als reine philoſophique in den Salons glänzte. Im dritten Bande ſind wir in England unter Cromwell's Protection. Allein das Geſchichtliche gibt nur die Draperie zu den Seitencouliſſen; auf dem Proſcenium ſpielen Perſonen, wie ſie zu jeder Zeit gelebt haben können, ohne ſtrenges Coſtüm und hiſtoriſche Phyſiognomie. Das iſt ſonſt der gewöhnliche Fehler der deutſchen hiſtoriſch-romantiſchen Romanſchreiber; in England verfällt nur eine Frau in dieſe Taktloſigkeit

Digitized by Google

und diesen Widerspruch zwischen äußerer Staffage und innerem Romaninteresse, zwischen Object und Subject. Wüßte man nicht sonst schon die weibliche Autorschaft, der dieser Roman sein Dasein verdankt, so waren die darin an den Tag gestellte Unfähigkeit, geschichtliche Interessen scharf und getreu zu behandeln, und das Vorwalten sentimentaler Herzensangelegenheiten die sichersten Verräther. Die anonyme Verfasserin ist Miß Landon, die sich sonst bei Herausgabe kleinerer Productionen in englischen Journalen unter den Chiffern L. E. L. angekündigt hat. Das Werk hat weder die Tugenden noch die Schwächen des englischen Romans, weder dessen ruhige comfortable Ausprägung materieller Stoffe, noch die gewöhnlich damit verbundene derbe und handfeste Langeweile. Es ist kein Fabrikstück, es ist das einzelne Werk eines weiblichen Gemüthes, das darin sich selbst gibt mit seinen Lebensansichten, seinen Herzensleiden und Freuden. Um dieser individuellen Physiognomie willen, kann man das Werk in der That liebgewinnen. Der männliche Held, ein Engländer, erwirbt sich in Italien Francesca's Neigung. In Paris, wohin Familienverhältnisse beide vereinzelt führen, treten andere Gestalten vor Evelyn's Auge, und Francesca gibt uns das Bild der treuen duldenden Liebe, bis sich die Sympathie der beiden Gemüther in England wieder herstellt. Besonders reich an Beiträgen zur Philosophie des weiblichen Herzens sind die vielen Reflexionen des zweiten Bandes, der besonders die Mißstimmungen des Gefühls und den Schmerz verfehlter Liebe zum Gegenstande hat. Miß Landon entfaltet darin ihr eigenes Herz, auf dessen zartere und leisere Pulse sie öfters getauscht zu haben scheint. „Es gibt einen Schmerz", — sagt sie einmal, „der ein ganzes Leben trüben, das Herz jedem fremden Einflusse verschließen, unverändert bei jedem Wechsel von Glück und Unglück bleiben kann, indem er seine eigene Düsterheit über alles Schöne, seine eigene Bitterkeit über alles Liebliche verbreitet; aber dieser Schmerz ist schweigender, verborgener Art — äußerlich zeigt er sich mit heiterer Stirn und lächelndem Munde — lindernde Thränen kennt er nicht, Klagen verachtet er. Niemand hat seine Tiefe ergründet, denn sein Dasein wird geläugnet; zu seiner Stärke kommt noch sein Stolz hinzu, die Seele ist sich bewußt, daß in ihrem Innern etwas liege, das sie von ihres Gleichen trennt, und triumphirt vielleicht bei solcher quälenden Selbsterkenntniß. Dabei scheint die Stimmung oft ausgelassen — oft für die Gelegenheit zu heiter. Die Wahrheit ist, daß die Gesellschaft ihnen als ein Theater erscheint, und welcher Schauspieler übertreibt dort nicht gelegentlich seine Rolle! Wenige ergründen ihre trübe qualvolle Absonderung, denn nur Wenige sehen tiefer als die Oberfläche, wofern sie nicht durch irgend einige Hoffnung, Furcht oder Eigenliebe angetrieben werden, und dann verblendet die Leidenschaft ihr Urtheil. Solche Beweggründe verändern alle Gegenstände im Spiegel, welche einige Aehnlichkeit, wenn auch verzerrt, zurückstrahlen. Man murmurt, bezweifelt, wünscht, ahnt alles, aber beobachtet nichts. Und in der That, geringe sind die Zeichen, welche ein gequältes Herz verräth. Aber es hat solche; es ist jene wirkliche Geringschätzung von Vergnügungen, an welchen es halb zum Schein, halb um Zudringlichkeit zu vermeiden, Theil nimmt. Aber das Auge, obwohl es sich zur Aufmerksamkeit zwingt, will umherirren; das ruhige Lächeln wird zerstreut — und Ermüdung dient als Vorwand und Entschuldigung für Gleichgültigkeit. Obgleich fast unbewußt, nehmen dann die Worte einen beißenden Charakter an — die Meinung wird entweder rauh oder mit unschicklicher Flüchtigkeit abgegeben — Widerspruch ist fast zur Gewohnheit geworden — und die Gefühle, da ihnen Sympathie versagt ist, nehmen Zuflucht zum beißenden Spotte."

An Reflexionen solcher Art, welche die feine Beobachtungsgabe des weiblichen Auges verrathen, ist der Roman sehr reich. Zu der Beobachtungsgabe kommt bei Miß Landon auch das Talent des freimüthigen Ausspruchs, wie es sonst englischen Damen nicht in gleichem Maße vergönnt ist; auch Lady Morgan, die als Schriftstellerin weit mehr Salon-Dame ist, beobachtet schärfer, als sie frei die eigenste Herzensmeinung herausstellt. In Miß Landon verräth sich eine ungesuchte Verwandtschaftlichkeit mit der Schreibart deutscher Schriftstellerinnen, obschon ich auf ihre Beschäftigung mit Werken unserer Literatur nicht viel geben mag. Sie hat früher einige Gedichte von Göthe, Bürger und Körner übersetzt; in einem englischen Journal las man unter anderm Körner's „wilde Jagd" von Miß Landon in dürftige, gezierte Prosa übertragen, so daß man fast ein französisches Medium vermuthen konnte. (D. F. f.)

Correspondenz.

Aus Marseille.

[Eine Novelle in Algier.]

— — Es war im Lager von Buffarik am Fuße des himmeltragenden Atlas, den die müßigen Nachkommen der Napoleon'schen Helden jetzt für den König der loyalen Revolution erobern wollen, laut wirbelten die Trommeln und schmetterten die Trompeten des christlichen Heeres, stolz wehten die Banner, die dreifarbigen, auf deren Lanzen goldene Hähne glänzten, und ein schlanker freundlicher Jüngling galoppirte die Reihe entlang, aus denen die Krieger ins Gewehr traten.

„Es lebe der Kronprinz", riefen viele Stimmen, „es lebe der Herzog von Orleans!"

Der Jüngling grüßte mit der Hand und sprengte weiter, einer kleinen Anhöhe zu, auf der drei Lotuspalmen ein Derwischgrab beschatteten. An seiner Seite ritt ein Adjutant und eine Ordonnanz in Husarenuniform, der Befehle gewärtig.

„Wollen Ew. Hoheit auf diesem Hügel die Gegend recognosciren!" fragte der Officier, „ich glaube, man kann bis nach Kasgoube hinabsehen, ohne ein Hinderniß, nicht einmal einen Baum im Wege zu haben."

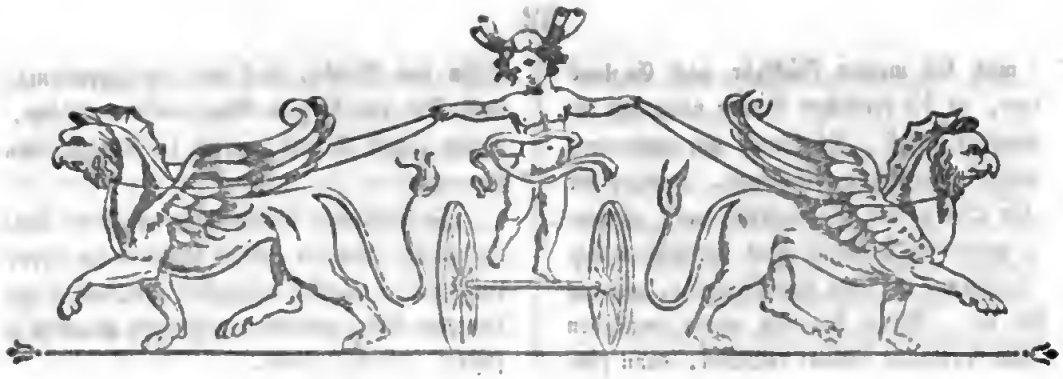
„Nicht doch, Colonel", entgegnete der Prinz, „ich will im Kreise dieser königlichen Bäume und im Angesichte des Meeres und der marokkischen Gebirgskette, die einst die Kalifen von Kairwan und Mahadia, die Badissiden und Almoraviden, die Zeiriten und Aglabiten beherrschten, mein Frühstück einnehmen und meine Siesta halten."

In demselben Augenblicke sah man bebende Beduinen die Palmen vor dem kuppelartigen viereckigen Mausoleum des dahingegangenen Samons mit Affentalent erklettern und ein großes streifiges Zeltruch daran befestigen. Auf die Erde breiteten sie ein gleiches Zeug und legten reiche türkische Polster darauf, indem sie durch Zeichen und Pantomime zu erkennen gaben, daß sie den König von Paris und Algier anerkennen, ihn oder seinen Stellvertreter einluden, Erde und Wasser in Empfang zu nehmen und Gericht über sie zu halten.

„Ich rathe Ew. Hoheit, nicht zu nahe mit diesen tätowirten Menschen zu conversiren", bemerkte der Adjutant, „sie nähren in ihrem Herzen Haß gegen alle Europäer und wollen Ihnen hier ohne Zweifel mit einer erheuchelten Unterwürfigkeit eine Schlinge legen."

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google



Zeitung für die elegante Welt.

Freitags — 6. — den 8. Januar 1836.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Mrs. Jameſon über Coquetterie.

Die geiſtreiche, unſern Leſern und Leſerinnen bereits bekannte Mrs. Jameſon, welche das weibliche Herz zum Hauptgegenſtand ihrer Studien gemacht hat, ſpricht ſich in ihren „Reiſeſkizzen" über die verſchiedenen Arten der Coquetterie halb ſcherzhaft halb ernſt in Folgendem aus:

„Es iſt mein feſter Vorſatz, mit Hülfe einiger namhaften Profeſſorinnen eine vollſtändige Naturgeſchichte der Coquetten in einem anſtändigen Quartbande zu ſchreiben, die mit dem berühmten holländiſchen Werke, „über die Schmetterlinge" in Gott weiß wie viel Foliobänden mit gutem Glück rivaliſiren ſoll. In dem erſten Theile dieſes Rieſenwerkes denke ich ſyſtematiſch alle bisher bekannten Arten derſelben zu behandeln, von der angeborenen Coquetterie (coquetterie instinctive), die man auch die wilde Art nennen könnte, und die mehr oder weniger allen Frauen eigen iſt, bis zu der berechneten und philoſophiſchen Coquetterie (coquetterie calculée et philosophique) hinauf, welche man als die feinſte Species, wie ſie nur in dem Treibhauſe des künſtlichen Lebens erwächſt, anſehen kann. Im zweiten Theile würde die ganze Geſchichte der Coquetterie abgehandelt werden, von dem erſten Verſuche unſerer lieben Urmutter Eva an bis zu den eleganten Damen unſerer Zeit herab. Bei einigen Frauen iſt Coquetterie ein Inſtinct; bei andern eine Unterhaltung; bei noch andern ein raffinirter Plan, und bei vielen eine Wiſſenſchaft, die ſich erlernt. Bei den deutſchen Frauen iſt ſie eine Leidenſchaft: ſie ſpielen die Coquetten, wie ſonſt irgend etwas anderes, mit Gemüth, Treue und Begeiſterung, ohne daß darum die Coquetterie zur Liebe würde, ſo zart auch der Unterſchied zwiſchen Beiden ſich darſtellen mag. Kurz, man kann ſich nichts Verſchiedeneres denken, als eine engliſche Coquette und eine deutſche; die erſtere iſt kalt, während ſie warm ſcheint, nach Dryden's Bilde Cupido, der in Dianens Quelle badet; die zweite iſt, um in dem Bilde zu bleiben, Diana, die Cupido's Bogen ſpannt und ſeine Pfeile ſchießt, jedoch mit ſo naiver Ungeſchicklichkeit *), daß ſie nicht ſelten die Spitze gegen den eigenen Buſen kehrt."

„Ich bemerkte häufig und habe dieſe meine Bemerkungen durch die Ausſagen mehrerer großen Aerzte beſtätigen hören, daß die Frauen der höhern Stände in Deutſchland im Allgemeinen weniger kränkeln, als bei uns in England. Alle jene Leiden, welche wir Nervenübel nennen, und die ſich in England von Tag zu Tage auf eine Schrecken erregende Weiſe vermehren, ſind dort weit weniger herrſchend, ohne Zweifel, weil das geſellige Leben ſich in natürlicheren Formen bewegt und an weniger Mißbräuchen leidet. Der Gebrauch ſchädlicher aufregender Mittel **) iſt unter der beſſern Claſſe der Frauen faſt unbekannt, und ſelbſt in den unterſten ſelten. — Wollte Gott, wir könnten in England daſſelbe ſagen!" —

*) Insinuations „gaucherie," ſagt Mrs. Jameſon.
**) Stimulants.

„Man hat mich ſeit meiner Rückkehr nach England ſehr häufig gefragt, ob die deutſchen Frauen nicht ſehr exaltirt, ſehr romantiſch ſeien? Ich konnte nur antworten, daß ſie mir weniger berechnend erſchienen, weniger die Sklaven künſtlicher Sitten und Vorurtheile, weit phantaſiereicher, mehr unter dem Einfluſſe ihres natürlichen Gefühls ſtehend, begeiſterter in Liebe und Religion, als das bei uns der Fall iſt. Wenn das nun meine engliſchen Freunde unter dem Ausdrucke exaltirt verſtehen, dann können die deutſchen Frauen nicht klagen, das Wort auf ſich angewandt zu ſehen, ſelbſt wenn man ſie belächelt. Vielleicht iſt es Nothwendigkeit, daß ſie in ihrem Geſchmacke einfacher, im Aufwande ſparſamer ſind, namentlich im Vergleiche mit unſern Modedamen. Auch glaube ich, daß ſie bisweilen ſchwer zugänglich und ſcheinbar ungaſtfreundlich ſind, namentlich gegen uns Fremde, indem ſie meinen, daß wir über ihre Einfachheit, über die geringere Eleganz ihrer Möbeln oder über ihre häuslichen Beſchäftigungen lächeln und ſpötteln. Ich für meine Perſon bin ſo glücklich geweſen, ungehindert und frei mit allen ihren Sitten und Gebräuchen im geſelligen und häuslichen Leben mich bekannt zu machen und ſie mir anzueignen, daß meine deutſche Freundinnen mir ihr Erſtaunen darüber oft auszudrücken pflegten, indem ſie ſagten: „Wiſſen Sie wohl, liebe Freundin, daß Sie mir gar nicht wie eine Engländerin vorkommen?“ (Savez-vous, ma chère, que vous ne me faites pas du tout l'effet d'une Anglaise!) Freilich ein ſonderbares Compliment, aber gewiß gut gemeint! Es iſt zwar wahr, daß ich manchmal über das ewige Stricken, Nähen und Sticken verdrießlich war; auch will ich nicht läugnen, daß ich bisweilen einen gewiſſen äußern Luxus entbehrt habe, der uns nur zu früh ſchon durch Erziehung und Gewohnheit zum nothwendigen Bedürfniß wird, aber wie gern würde ich das Alles tauſend Mal gegen die einfachen, leichterringenden Freuden des geiſtigen und geſelligen Lebens, gegen die Einfalt, Leichtigkeit und Ruhe des deutſchen Zuſammenlebens vertauſchen!“

Nachtigall und Roſe.

Ein Mährchen von Amalie Krafft.

(Beſchluß.)

Da lachte die Roſe laut auf, und ſie ſagte: „Wer hieß auch den Becher in wenigen Zügen Dich leeren, der Dein halbes Leben hätte reichen ſollen? Warum bauteſt Du in blindem Glauben auf die ſchöne Hülle eines Weibes, ohne ihr Herz geprüft zu haben? Ich führte Dich die Bahn des Glücks, doch wie ein eigenſinniges Kind entlieſſt Du auf halbem Wege meiner Obhut, und es iſt Deine eigene Schuld, wenn die Wunde vom Falle Dich ſchmerzt.“

In troſtloſer Betäubung das Ende ſeines Schickſals erwartend, kroch die Zeit ſo ſchnell wenn Freude ihren Lauf beflügelt, in teäger Eintönigkeit für Juſſuff dahin, und kein Laut der Klage verrieth den finſtern Wänden mehr, was in ſeinem Innern vorging.

Es mochte wohl Nacht außen ſein, denn die Stille um ihn war wo möglich noch lautloſer, als leiſe die Thür ſeines Kerkers geöffnet wurde und ein Knabe mit einem düſter flackernden Lämpchen hereintrat. „Mich ſendet Etanin,“ ſprach er, „Dich zu retten, indem er dadurch ſeine Schuld an Dir zu tilgen hofft; doch eile, zugemeſſen iſt die Zeit, welche Dein Entkommen begünſtigt, um ſie im Hinzaudern nutzlos verſtreichen zu laſſen.“

Ohne Juſſuff's Antwort abzuwarten, löſte er die Ketten, und ſeine Hand erfaſſend, führte er ihn durch dunkle Gänge in das Freie.

„Halte Dich nur immer an des Waldes Saum,“ ſpeach der Knabe, als ſie auf eine kleine Anhöhe gekommen waren, „und Du wirſt ſicher Deine Heimath erreichen.“

„Kann Etanin mir keine Freiſtätte gewähren?“ rief Juſſuff, von tauſend Gefühlen bei der Erinnerung an das Land ſeiner Kindheit bewegt.

„Alteramin,“ entgegnete ſein Führer, „hat den Dienſt vergeſſen, welchen Du ihm geleiſtet, Du wäreſt nicht ſicher dort.“

„So nimm meinen Dank!“ ſagte Juſſuff, dem Knaben die Hand zum Abſchiede reichend, doch in demſelben Augenblicke trat der Mond hinter verhüllendem Gewölke hervor, und der Ausruf: „Wie, Geba! Dir danke ich mein Leben?“ entfuhr ſeinen Lippen. Mit Leidenſchaft ergriff er des edlen Mädchens Hände und flehte, nachdem ſie ihn aus des Kerkers Nacht gerettet, nicht wieder den finſtern Mächten ihn Preis zu geben, ſondern als eine ſchützende Gottheit durch des Lebens Irrwege ihn zu führen. Allein Geba ſchüttelte traurig das Haupt, und ſeinem Arme ſich entwindend, entſchwand ſie im Dunkel der Nacht ſeinen Blicken.

„Es war nur Mitleid,“ ſeufzte Juſſuff, „das ſie zu meiner Rettung bewegte! Die Flamme der Liebe habe ich ſelbſt in raſender Verblendung aus ihrem Herzen gelöſcht.“

Digitized by Google

Weit hatte der Himmel seinen blauen Sternenmantel um die Erde gebreitet, als Jussuff nach dreitägiger Wanderung seine Hütte erreichte; alles zeugte ein verödetes Ansehen; die Blumen seines Gartens wurden von üppig wucherndem Unkraut erdrückt, und die Heerde war zerstreut und von wilden Thieren zerrissen; Orion, sein treuer Hund, lag todt auf der vereinsamten Schwelle, das starre Auge nach dem Wege gerichtet, auf welchem sein Herr sich entfernte, als habe er sterbend noch seine Rückkehr gehofft.

So wie der Regen das Furchtbare des Gewitters löst, wenn rollender Donner der Erde mit Vernichtung droht, so lösten Thränen die Gewalt des Schmerzes, welcher in Jussuff's Herzen sich aufgethürmt hatte, und bitterlich weinend setzte er sich vor die Thür der Hütte.

Als er sich ausgeweint hatte und mit erleichtertem Herzen zum Himmel emporblickte, da strahlten alle Bilder der Vergangenheit in einem verändertrn Lichte ihm entgegen. Kalt, als habe er in der Schule des Unglücks jeder Regung des Herzens entsagt, glänzte Antares im Sternenbilde des Skorpions, während Alkora mit traurigem Schimmer vom Halse des Bären auf Jussuff herabschaute, als wolle sie das angethane Unrecht ihm abbitten; auch Albireo zog leuchtend, an die Brust des Schwanes geschmiegt, durch die Milchstraße von der warnenden Wega in der Leier gefolgt, und mit geläuterter Liebe blickte er auf die ferne Geliebte.

„Ja, klein ist der Mensch!" rief Jussuff aus, „klein ist er mit seiner unendlichen Welt von Schmerz und Wonne im Busen gegen den unermeßlichen Himmel, der auch sein Weh hat, und es mit stiller Größe durch die endlose Ewigkeit trägt! Darf ich verzagen, wo mein Leid nur die kurze Spanne des irdischen Lebens dauert und mir noch Freude aus dem Lichte geistiger Vollendung winkt? Dulden will ich fortan, was auch mein Schicksal mir aufbürdet."

Was Jussuff in der feierlichen Stunde der Nacht sich gelobte, hielt er mit aller Stärke seines Gemüths, und still flossen seine Tage dahin, ohne daß Schmerz oder Leidenschaft mehr Gewalt über ihn bekamen. Oft gedachte er der freundlichen Geba, an deren Hand sein Leben sich ganz anders gestaltet haben würde; und ein leiser Seufzer um das verkannte Glück stahl sich aus seiner Brust.

Als er nach einem langen Jahre der Prüfung einst wieder vor seiner Hütte saß und sein Blick dem stillen Wandel der Sterne folgte, da füllten süße Töne aus weiter Ferne die Luft, und ein seliges Gefühl zog ein in Jussuff's Herz. „Du bist es, Nachtigall!" rief er, „ich fühle Deine Nähe! Du findest den Verirrten wieder würdig Deiner Leitung!" —

„Ja! ich bin es," sprach eine sanfte Stimme, „doch komme ich nicht allein, denn durch Unglück weise geworden, wirst Du die Gaben der Rose nicht mehr mißbrauchen, und so soll nun die Freude wieder ihren Thron aufschlagen, wo düsterer Gram und Entsagung bisher Wache gehalten."

Jussuff sah auf; Nachtigall und Rose hielten schwesterlich sich umschlungen. Die holde Geba ihm zuführend, zerflossen sie in einen glänzenden Nebel, und die leisen Abendwinde vermählten den süßen Duft der Rose mit den schmelzenden Tönen der Nachtigall — beide auf ihren leichten Schwingen entführend.

Das Glück wohnte nun wieder in Jussuff's stiller Hütte, und wenn er oft an der Seite seiner Geba in lauer Frühlingsnacht nach dem Sternenhimmel schaute, an welchem auch der heimgegangene Schedir an dem Herzen der einst geliebten Kassiopeia einen Platz gefunden hatte, da rief er, vom Uebermaße seiner Empfindung bewegt: „Rose! hohes Glück danke ich Dir, doch die Nachtigall hat es mich erst schätzen gelehrt."

Neue englische Romane.

(Fortsetzung.)

5. Die Frau. Nach dem Engl. der Mrs. Norton, überf. v. T. Beckerode. Leipzig, Dörffling. 1835.

Ein sehr simpler, gutartiger Erziehungsroman, wie wir dergleichen in Deutschland von der Huber und anderen Frauen gehabt haben. Das Buch gibt eine löbliche Anweisung, wie eine junge Unschuld mitten in den Versuchungen und Gefahren der großen Welt doch mit heiler Haut unter die Haube zu kommen im Stande ist. Natürlich wird dabei wie in den meisten Romanen der deutschen Frauenliteratur vorausgesetzt und als factisch angenommen, daß die sogenannte große Welt höchst gefährlich, höchst unmoralisch, höchst mächtig im Bösen, die liebe Unschuld aber in ihrem Wollen und Können sehr hinfällig und schwach sei. In Deutschland hat dergleichen Weltanschauung mit der Erscheinung Rahel's und Bettinens aufgehört. Beide sind Koryphäen einer neuen Generation in der Frauenwelt, sie sind die ersten weiblichen Charaktere, welche die Möglichkeit als wirklich zeigen, daß die innere Reinheit der ursprünglichen Seele nicht ohne Waffen und scharfschneidige Schwerter durch die Welt des großen Lebens siegerisch hindurch schreitet. Freiheit der Gesinnung, Schärfe des Geistes bis zur Kraft der schlagendsten Ironie, das waren Rahel's Waffen, vor denen die coquetten Sünden der Gesellschaftswelt in den Staub sanken, so daß die Macht der kindlichen Seele siegte, und die hergebrachten Gesetze der objectiven Culturmaximen sich als aufgelöst und vernichtet erwiesen. In Bettina gestaltete sich die Freiheit des Gemüths, womit sie die Schranken der eingepferchten und bedrückten Weiblichkeit wegräumte, als eine schamanendafte Phantastik. Nach solchem gewaltsamen Durchbruch der inneren Persönlichkeit des Weibes werden mildere Geburten weiblicher Charaktere erfolgen. Jene Entsagungs- und stummen Erziehungsromane haben aber in Deutschland aufgehört; die prüde Angst vor den Gefahren der

Digitized by Google

Welt ist verschwunden, sobald sich das Subject selbst als Sklave anerkennt. —

---

6. Das Haus Rowlan, oder Hang und Geschick. Ein irländisches Familiengemälde von J. Banim. Aus dem Englischen. 2 Bde. Leipzig, Brockhaus. 1835.

Friedrich v. Raumer's Schrift über England im J. 1835 beschäftigt jetzt manchen Leser, und der in scientifischer Hinsicht wichtige Abschnitt in den Briefen über Irland nimmt das Interesse des deutschen Publicums in Anspruch. Wer wissen will, was mit Irland in Verhältniß zu England werden könnte, wer in die Gebrechen der irischen Zustände einen Blick thun will, lese diese ökonomisch und staatsrechtlich detaillirte Abhandlung des gedachten Briefstellers, dem zu einem getreuen Maler jenes Landes nichts fehle als der Sinn für dessen Romantik. Wenn der Schmutz und die Schweine zur irischen Romantik gehören, so finden wir in Fr. v. Raumer's Briefen auch romantische Scenen aus dem Volksleben der Irländer, die possierlich genug sind, obwohl ihnen zu humoristischen Genrebildern die geistige Conception fehlt. Die Romantik Irlands liegt in der Gemüthsbeschaffenheit der Nation, in der jähen Feuerhitze der Leidenschaft, in der verworrenen Blutcirculation des iclischen Temperaments. — Von dieser Romantik liefere uns der obgedachte Roman ein werthvolles Bild. Wir erleben hier die ganze düstere Schauerlichkeit, die wilde Trunkenheit und das ganze Elend dieser merkwürdigen Volksbumlichkeit. Der verbrecherische Frank, der halb wahnsinnige Peery, der leidenschaftliche Priester Hans Rowlan mit der gewaltigen Oppositionslust gegen den Fluch seines Cölibatsgelübdes in seinem quellenden Herzen, das sind ächt irische Gestalten, die unser Interesse mit der Kraft der Wahrheit fesseln. Auch an eigenthümlichen Frauengestalten fehlt es nicht in dem Roman. Um das liebe Naturkind Peggy und die sentimentalere Letty dreht sich die vielverschlungene Katastrophe. Das Liebesverhältniß zwischen Letty und dem katholischen Priester ist mit einem tiefen Gefühl geschildert und von ergreifender Wirkung. — Die Uebersetzung dieses nicht ganz neuen Romans gehört der Feder des verewigten Adolph Wagner an; sie vereinigt alle Schönheiten und alle Absonderlichkeiten seines Styls, eine kunstgeübte Eleganz und eine nicht selten gesuchte etymologische Ziererei, die sich aus dem Felde der Sprachforschung hier in ein fremdes verirrt hat. K.

(Die Fortsetzung folgt.)

Correspondenz.

Aus Marseille. (Fortsetz.)

[Eine Novelle in Algier.]

Die Gruppe hatte unterdessen den Platz erreicht und war von den Pferden abgestiegen. In einiger Entfernung hielt eine Abtheilung Lanziers, die dem Prinzen zur Deckung gefolgt war. Man rief einen Dragoman, um die Unterhandlung zu eröffnen. Durch diesen erfuhr man, daß die Gesellschaft aus Mitgliedern einer befreundeten Tribus bestehe und daß es ihre Absicht sei, dem Sohne des Sultans, dem sie nun gehörte, ihre Huldigung darzubringen. Nachdem der Aelteste gesprochen, verneigte er sich und trat zurück, um den Geschenkträgern Platz zu machen, die gewöhnlich aus den schönsten und gewandtesten des Stammes gewählt werden. Ihr Gruß war: „Allah sei gelobt, mögest Du lange leben und regieren, Sultan von Frankreich, und eben so gerecht sein wie der große Kalif."

Die Geschenke bestanden aus Datteln und andern Südfrüchten, aus Mais und Honig und mancherlei Blumen, die eine symbolische Bedeutung haben. Auch Weihrauch und Ambra waren darunter.

Damit aber der Ceremonie das Romantische nicht fehle, gesellte sich noch kaum beendetem Beduinentanz, der in Africa alle politischen Acte schließe, ein ihrem Herrn und Meister entlaufenes Negermädchen ein und verlangte Schutz und Freiheit von dem neuen Souverain. Ihr Besitzer war ihr auf dem Fuße gefolgt und bestand seinerseits auf Auslieferung und Züchtigung der Sklavin.

„Christlicher Vezier", sagte die schwarze Verfolgte, „dieser Fella hier ist ein tyrannischer Mensch, der alle seine Untergebenen mit Ruthen schläge und von den Weibern ohne Ausnahme verlangt, seinen Harem zu bevölkern. Ich bin nun eine arme Tochter der Tribus Mozuabdu, von der die Leute sagen, daß sie schön sei." —

Sie hielt inne und gab einen Augenblick dem Prinzen Anlaß, diese ihre Worte in Zweifel zu ziehen.

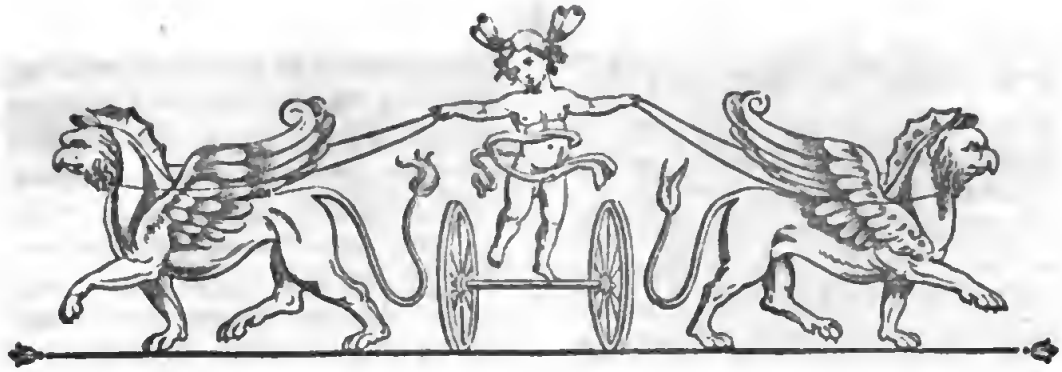
„Wir sind", sagte der Dragoman Namens desselben, „in Paris zwar zur Genüge bekannt mit den Vorzügen einer schwarzen Seele, da dergleichen häufig in civilisirten Ländern, besonders bei Hofe, vorkommen, aber wir gestehen aufrichtig, daß wenigstens vorläufig, wenn von den Reizen eines schwarzen Körpers die Rede ist, unsere Urtheilsfähigkeit in Zweifel gezogen werden kann."

Das Mohrenmädchen erzählte nun seine Lebens- und Liebesabenteuer bis zu dem Augenblicke, dessen Augenzeuge der Generalstab wurde. Es ist nichts Interessantes darin, außer etwa der Umstand, daß sie insgeheim ihr Herz einem tapferen Neger schenkte, der in der ungläubigen Armee Laleï wurde. „Alles für meinen Allah, nichts für meinen Tyrannen." (D. B. f.)

Notiz.

[Die Beduinen und der Professor der arabischen Sprache.]

Neulich hatten die beduinischen Araber eine merkwürdige Unterredung mit einem gelehrten Orientalisten auf der königlichen Bibliothek zu Paris. Die ganze gelehrte Welt von Paris war auf dieses Zusammentreffen gespannt. Man versprach sich ein ungewöhnliches Resultat davon. Welch neues, nie erlebtes Gespräch zwischen einem gelehrten Europäer und diesen wilden Söhnen der Wüste! Wie werden diese Kinder der Karavane staunen, wenn sie in so weiter Entfernung von ihrer Heimath aus fremdem Munde ihre Muttersprache hören! Alles freute sich auf diesen Moment. Alles harrte mit Sehnsucht der Stunde, wo die Civilisation und die Barbarei einander gegenüberstehen würden. Endlich schlug sie, diese große Stunde. Die Araber redeten zuerst, und der Professor der arabischen Sprache verstand nicht ein Wort. — Nun war die Reihe zu sprechen am Professor, und so war auch die Reihe, nicht ein Wort zu verstehen, an den Arabern. Solches sehend, erklärte der Professor, als Mann von Verstand, er spreche nur das Arabische der vornehmen Welt in der Wüste, nur das Beduinische der guten Gesellschafe in den Steppen, mit einem Worte, nur die Mundart des fauxbourg Saint-Germain der Karavanen. Es würde ihn herabwürdigen, meinte er, wenn diese Plebejer der Wüste, diese Nomaden ohne Dach und Fach, dieser beduinische Pöbel ihn verstände, der in seinem Salon des steinigen Arabiens Zutritt habe. — Ein tüchtiger Mann, der Herr Professor! Er hat überdies der französischen Regierung das Anerbieten gemacht, er wolle den Beduinen das Arabische gründlich lehren. Dem Vernehmen nach ist man höheren Orts darauf eingegangen und wartet nur noch, bis die Beduinen französisch können, um den Herrn Professor zu verstehen. S.



Zeitung für die elegante Welt.

Sonnabends — 7. — den 9. Januar 1836.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Weibliche Charaktere.

Von F. G. Kühne.

5.

Charlotte Stieglitz.

Sie war eine sanfte stille Frau — und hat doch eine so furchtbare That gethan! Sie war kein irrer Dämon, der sich gewaltsam dem Schooße seiner Geburt entwindet, wild und grell ins Leben blickt und eben so krampfhaft sich von ihm losreißt. Es gibt solche unter denen, die freiwillig endeten. Charlotte war ein liebliches, freudebringendes, friedensprendendes Bild der Wirklichkeit. Engel der Milde flüsterten im scheuen, leisen Hauche ihrer seelentiefen Stimme, wenn sie sprach; die Genien der Freundlichkeit machten sich ein Geschäft aus allem, was sie that; still waltend in ihrem Kreise, war sie behutsam klug, besonnen klar; wie sie das Nächste und Kleinste faßte, ruhig und mit der kindlichen Inbrunst einer reinen keuschen Seele, so faßte sie auch das Größte und Heiligste, Gott, Welt und Menschheit, und was sich noch wider ihr Wissen und Wollen als geheime Angst eines verschwiegenen Wehs in ihrem Busen barg, das verklärte sich in den Tönen ihres Gesanges zu einer Feier ihres ganzen schönen Daseins. Sie war eine wohlthuende, eine beglückende Erscheinung, aber sie schien auch zum eigenen Glücke des Lebens, zum tiefsten reinsten Seelenglück berufen, — — warum hat sie sich so blutig vom Angesicht der Erde weggewandt? — Das drängt sich so gewaltsam nah an einander, daß schon die Zunge, die so zu fragen wagt, erlahmen möchte, — um wie viel mehr nicht, wenn sie antworten soll.

Es ist am 1. d. M jährig geworden, daß man diese Blume, der Frauenschöne, diese dunkelfarbene Rose der Weiblichkeit, die sich an ihrem eigenen Dorne verwundet, zu Grabe trug. Es war für Viele ein Neujahrsantritt seltener Art; er gehört mit zur Geschichte des berliner Gesellschaftslebens. Es war da eine Schaar Menschen beisammen, wie sie sich sonst nie wieder zu einander gesellten. Männer vom verschiedensten Denken und Glauben drückten sich an dem Orte, wo Charlotte freiwillig geendet hatte, mit verhängten Blicken stumm die Hände, die sich nachher nur feindselig im Leben begegneten. Es war eine Mahnung über die Versammelten gekommen, die sich Niemand deuten konnte, der am wenigsten, an den sie vorzüglich ergangen war. Ein Geist der Betäubung lag über der Versammlung, nnd nur ein Einziger fand aus den unbestimmten Gefühlen, die die Brust Aller durchwogten, ein Wort heraus, das sich wie Klarheit ausnahm. Und dieser Einzige war der Mann im schwarzen Talar, ein guter wackerer Mann, allgemein geachtet und geehrt, eine fromme Andacht auf der Amtsmiene. Man sagte, dieser würdige Geistliche sei ein Schüler Schleiermacher's; aber man irrt sich wohl: Schleiermacher und ein echter Schüler von ihm hätten wohl nicht wie jener geredet. Und die Rede des Mannes lief darauf hinaus, daß

Digitized by Google

er ſagte, es ſei ihm unklar, ob dieſe Todte, die ſich mit eigener Hand die Freuden ihres Blüthenlebens vernichtet, dermaleinſt zu Gnaden werde angenommen werden. Es hatte mich immer bedünken wollen, daß einer die ganze Stufenleiter der Qual ſchon hinter ſich haben müſſe, ehe er die Hand ſelbſtmörderiſch gegen ſich waffnet, es däuchte mir immer, daß der Eigenmord, dies unſelige Befreiungsmittel von den weitern Schmerzen des Erdenlebens, an ſich ſelbſt die bitterſte Qual, die ſchärfſte Strafe ſei, auf welche, weil das Maß erſchöpft iſt, keine andere, die noch bitterer wäre, folgen könne; ich lebte des Glaubens, daß ſolche Schreckensthat, wie Alles ſich ſchon auf Erden rächt, auch an ſich ſelbſt ſchon durch die Einbuße des unwiederbringlich verlorenen Lebens die furchtbarſte Rache ſei. Aber es gehört vielleicht mit zur chriſtlichen Weisheit, daß man nicht weiß, was Gott denkt, und ſo that denn der fromme Geiſtliche, was ſeines Amtes war — und er that es mit Milde und Demuth. Und wir ſchlichen alle gebückt wie demüthig krumme Fragezeichen, auf die Gott ſelbſt die Antwort ſchuldig geblieben, in gedrängter Schaar durch die langen finſtern Straßen Berlins hinter der Bahre her nach dem Friedhofe des Herrn. Und die vielen Fragezeichen, die doch wie lebendige, ſich ſelbſt Rede ſtehende Menſchen ausſahen, ſtanden ruhig um die Gruft herum, und keines von den Vielen hatte den Muth, ſich aufzurichten, daß es zum Ausrufungszeichen würde mit langem gewaltigem Strich bis in den dunklen ſchweigenden Himmel hinauf. Ich aber machte auf dem Hinzuge, als ich neben meinem armen tief verwundeten Freunde in der Wagenecke ſaß, meine ſtillen tröſtlichen Betrachtungen. Ich ſprach von dem Lieblingscapitel meiner thörichten Weisheit, ich ſagte, wie doch bei allem, wo man nichts Rechtes zu ſagen wiſſe, das Stilleſein das Beſte ſei, und nannte dies dunkle Verhüllen der Wahrheit die Poeſie des Schweigens. Und wie der Freund nichts davon hören wollte, bedachte ich im Stillen weiter bei mir ſelbſt, wie wir doch in Deutſchland ſeit dem Ende des vorigen Jahrhunderts um ſo gar viel fortgeſchritten ſeien in der Cultur und Aufklärung unſeres lieben Geiſtes. Als der junge Jeruſalem aus Unmaß einer verworrenen Herzensqual ſein Leben endete, da dichtete Göthe ſeinen Werther darauf. Nachdem er den Piſtolenſchuß beſchrieben, wollte er auch vom Leichenbegängniſſe des jungen Werther erzählen, und da mußte er mit den Worten endigen: „Kein Geiſtlicher hat ihn begleitet.“ — Und ſiehe, zu unſerer Verrichtung, die wir damals den 1. Januar 1835 datirten, war doch ein Prieſter der Kirche gekommen, und als wir mit dem bangen Schmerze der zerriſſenen Seele um die aufgeworfene Erde ſtanden, da trat der Prediger auf den Hügel und empfahl, laut betend, noch einmal ſeinem himmliſchen Vater die heimgegangene Seele, damit ſie nicht verloren werde.

Und doch war's bei all' dieſer Leuchte der vorgeſchrittenen chriſtlichen Milde eine ſehr finſtere Winternacht, als wir die Todte begruben. Sie war ein edles, frommes, keuſches Weib geweſen, das konnte alle Welt nicht anders ſagen, aber ſie war immer eine Selbſtmörderin. Und ſo durfte der helle Tag ihr Leichenbegängniß nicht ſchauen, wir mußten ſie bei Nacht und Nebel einſcharren. Aber es war nur Schade, daß der Zug derer, die da folgten, — angeſehene, hochbegabte Männer aus den verſchiedenſten Kreiſen der Reſidenz, — ſich ſehr weit hindehnte, und ehe Alle um die Gruft verſammelt waren, die Nacht mit ihrem Dunkel ſchon wich. Und als wir noch gebückt in die Tiefe ſtarrten, die die reinſte Hülle der edelſten Seele verſchlang, da brach, wie ein Spott des Himmels, ein purpurfarbenes Morgenroth über die verſammelte Menge herein. Selbſt die Rede des Prieſters war ſchon im Zwielicht gehalten, und das Zwielicht guckte ſich die in aller Dunkelheit vereinten Männer mit immer hellern Augen an, und die Wangen des Himmels malten ſich immer röther über dem ſtummen ſchwarzen Menſchenknäuel. — So wie es keinen Zufall gibt, in dem ſich nicht das Verhängniß oder die Gottesfügung, wenn auch nur ſpieleriſch, verriethe, ſo gibt es auch keine Natur, in der ſich nicht auch der Geiſt verkündete. Auch durch die Augen, aus denen die Natur ſieht, blickt uns der Geiſt entgegen. Ueber die verſammelte Menge aber kam es mit der Morgenröthe wie ein guter lichter Geiſt. Es waren gar zu viele bei einander, daß ſie, hätten ſich im Leben des Tages und der Wiſſenſchaft ihre Stimmen auf einmal erheben, wohl leicht einen gelehrten Babylonsthurm hätten aufführen können. Aber ein Geiſt der Verſöhnung durchzog die Gemüther. Und der Profeſſor Henrich Steffens, der auch am Grabe ſtand, ging hin und umarmte den Dr. Theodor Mundt und küßte ihm die Lippen mit dem Kuſſe des Friedens. Und Theodor Mundt ließ ſich küſſen und ging ſtill fort und hatte ſpäter Zeit und Gelegenheit genug, über die Dauer und die Wirkung eines zerweinten Friedenskuſſes ernſthafte Betrachtungen anzuſtellen.

In dem „Denkmale“ *), das von Charlottens Leben ein ſo tief und einfach ſchönes Seelengemälde gibt, iſt über dieſe Leichenfeier zu berichten vergeſſen, und mich dünkt, zu

*) Berlin, bei Veit u. Comp. 314 S. 4.

Digitized by Google

einer vollſtändigen Biographie gehöre auch die Darſtellung der letzten Ehrenbezeigung. Gehört doch die Art und Weiſe, wie man einen Todten beſtattet, mit zur Geſchichte der menſchlichen Geſellſchaft. Das „Denkmal" gibt nur ſtatt der Beerdigungsſcene zum Schluſſe einige zerſtückelte Worte des tiefſten Schmerzes, und dieſe ſind freilich auch mehr werth als aller zuſammenhängende Geſchichtsbericht. Ich habe dieſen Beitrag zu Charlottens Geſchichte sine ira et studio geben wollen, weil ich nichts Beſſeres zu geben vermag, und kehre nun zu der Frage zurück, die ich hier zu Anfang ſtellte, und die ſich aus dem Denkmale nur für den erörtert, der zwiſchen den Zeilen zu leſen verſteht. Zwiſchen den Zeilen lieſt nun freilich jeder nach Gutdünken, wie er mag und kann, und es hat ſeit dem Erſcheinen des Buches Mancher laut und im Stillen, im guten und im böſen Sinne ſich auf die Frage ſeine Antwort geſucht.

Charlotte verrieth ſchon als Kind ein eigenthümlich ſinnendes und ſuchendes Gemüth. Ein beſonderer Hang, etwas außer ſich und über ſich zu wiſſen, dem ſie die liebſten Blüthen ihres Lebens und die ganze Fülle ihrer tiefſten Liebe zu eigen geben könnte, machte ſich ſchon in ihren früheſten Tagen, in der erſten Entwickelungsepoche ihres Geiſtes geltend. Es gibt eine Gottesliebe, in der die menſchliche Seele ſich und die Welt vergißt, um über die Schöpfung hinaus nach dem Schöpfer die verlangenden Arme auszuſtrecken. Wir nennen dieſen Gemüthsdrang Pietismus. Edel in ſeinem Keime, iſt nur ſeine Ausartung ein finſterer Wahn. Als Anregung von außen kam in Charlottens fruher Jugend der Religionsunterricht eines dieſer Richtung ergebenen Mannes dazu, um ihr Gemüth zu dieſer Lebensentſagung zu befähigen. Ihr Geiſt war viel zu reich und lebensfriſch, um hier länger eine dauernde Befriedigung zu finden, aber es war doch ſchon mitten unter den Blüthenträumen des jugendlichen Sinnes der namenloſe Reiz empfunden, ſich und das Leben hinzugeben, um ein der Ahnung nach Tieferes zu erfaſſen. Die Gefahr, ſich in myſtiſcher Schwärmerei wohlzugefallen und die Aufgaben des Lebens ungelöſt zu laſſen, konnte nur eine vorübergehende ſein; die Knospen ihrer reichen Geiſteskraft ſtrebten einer heitern Wirklichkeit entgegen; ſie war zum ſchönſten Daſein berufen. Nur wer die Kraft hat, das Leben zu mißachten, faßt auch deſſen tiefere Bedeutung, ſo wie der Krieger, der dem Tode ins Angeſicht blickte, auch mit dem kleinſten Tropfen vom Schaum der Freude geizt.

(Die Fortſetzung folgt.)

Roſe und Sonne.

In einem dunklen Haine
Eine rothe Roſe ſteht,
Die glüht ſo ſtill und alleine,
Nur der Wind ſie rauh umweht.

Von dunklem Grün umwoben
Fleht ſie aus Thränenflor
So ſehnſuchtsbang nach oben
Zu der hohen Sonn' empor.

Die Sonne will ſich ergehen
Unter blauem Himmelszelt,
Sie koſt mit Wäldern und Höhen,
Ihr huldigt die weite Welt.

Die Wälder und Höhen blinken
Wohl gulden von ihrem Schein,
Die Roſe das Haupt läßt ſinken,
Die Roſe weint ſtumm darein.

Die Sonne lacht der Roſe,
Will glänzen, bewundert ſein,
Die Roſ' in dunklem Mooſe
Kann ſehnen, kann lieben allein.

Die Sonn' auf Purpurpfühle
Sich ruht und erſteht in Pracht:
Im Hain, da weht es ſo kuhle,
Die Roſ' iſt nicht wieder erwacht.

Karl Sinning.

Neue engliſche Romane.

(Fortſetzung.)

7. Der Paſcha. Vom Capitain Marryat. Aus dem Engliſchen von H. Roberts. Braunſchweig, Fr. Vieweg und Sohn. 1835. 3 Bde.

Erzählungen eines Paſcha, u. ſ. w. Aachen u. Leipzig, J. A. Mayer. 1835. 3 Bde.

In der anziehenden Manier, die wir aus „Tauſend und einer Nacht" kennen, finden wir hier eine Reihe kleiner Erzählungen zuſammengeſtellt, die ſammtlich eine leichte und freundliche Unterhaltung gewähren, wenn ihnen auch der magiſche Nimbus orientaliſcher Madrchen-Poeſie mangelt, die dem Vorbilde einen ſo hohen und eigenen Reiz gibt. Mit einem recht gelungenen Bilde des Lebens im Orient — das durch den Paſcha, ſeinen Vezir Muſtapha und deren Umgebung repräſentirt wird — verbindet der Verf. eine Schilderung der Sitten und vorherrſchenden Eigenheiten faſt aller Nationen, und perſiflirt auf eine feine Weiſe die nationalen Eigenthumlichkeiten in der Darſtellungsart der Schriftſteller der verſchiedenen Länder. Der nie verſiegende Humor, der Marryat's Schriften ſo wohlthätig durchweht, verkundet ſich auch hier wieder in paſſenden Anſpielungen auf manche Begebenheiten und Anſichten unſerer Zeit. Die einzelnen Erzählungen ſind mehr oder minder gelungen, enthalten aber ſämmtlich eine ſpannende Verkettung von Begebenheiten und eine hohere Zeichnung und feſte Haltung der erſcheinenden Charaktere; einige derſelben, wie z. B. „die Geſchichte vom Kameeltreiber," haben ſogar höhern poetiſchen Werth, während andere, wie die Erzählungen des Renegaten, mit Satyre und Humor trefflich gewurzt ſind. Was man ziemlich an den meiſten tadeln kann, iſt der Umſtand, daß die orientaliſche Nationalität nicht genugſam ausgeprägt iſt, und alle das Merkmal ihres Geburtslandes an der Stirn tragen. Eng-

Digitized by Google

lands behagliche Ruhe und neblige Kälte mischt sich zu sehr in die Gluth des Ostens und in die siedenden Gemüthsaffecte, die sie erzeugt. — An der zweiten Uebersetzung ist der fälschliche Titel zu rügen; der Pascha erzählt nicht, sondern läßt sich erzählen. An der ersten Uebersetzung ist der correcte Druck und die nette Ausstattung zu rühmen. R. B.

(Die Fortsetzung folgt.)

Correspondenz.

Aus Marseille. (Beschluß.)

[Eine Novelle in Algier.]

Der Prinz befand sich in einer wenigstens eben so großen Verlegenheit als weiland der König Salomo, von dem zwei Weiber ihr Kind verlangten. Seine Gerechtigkeit balancirte zwischen Humanität und Justiz. Die Erste reclamirte Freiheit für die Negerin, die Letztere ihre Auslieferung an den Eigenthümer, der sie rechtmäßig gekauft hatte.

In Algier ist der Code Napoléon noch nicht promulgirt. Es wurde ein Kriegsrath gehalten und nach kurzen Debatten beschlossen, ein großmüthiges Herz zu zeigen und beide Parteien zu vermitteln.

„Willst Du nicht wieder zurückkehren zu Deinem Herrn?" fragte der Prinz die Klagende.

„Lieber sterben, Großvezier!" antwortete sie.

„Wohlan, so will ich Dich kaufen, wenn Du mir sagst, was ich mit dir thun soll?"

„Du kannst mich in Deinen Harem schicken, Herr."

„Wir Christen haben keinen Harem."

„Ich kann die Ziska schlagen und den Triangel spielen, ich tanze und singe. Willst Du, daß ich Dir die Zeit verkürze mit meinen Künsten?"

„Mein Kind, Du wirst bei müßigen Arabern und Türken ganz auf Deinem Platze sein. Wie Du siehst, sind wir Franken genöthigt, Krieg zu führen, zu reisen und Abenteuer und Gefahren aufzusuchen."

„In diesem Falle könnte ich ja mit Dir reisen und, wenn Du ausruhst, an Deinem Lager die Muskitos verjagen."

„Wolltest Du denn Alibah, Deinen Geliebten, vergessen?"

„Verlassen, aber nicht vergessen, Herr. Ich liebe Alibah, wie ich Dir sagte."

Die Discussion wurde mit dem Fellah fortgesetzt, indem man ihm zu verstehen gab, daß er rechtlich den Besitz seiner Sklavin verwirkt habe und sie verlieren könne, wenn der Prinz ganz unterrichtet würde. Endlich beredete man ihn, seine Rechte an dieselbe für eine mäßige Summe abzutreten. Ein Soldat wurde unterdessen hinab ins Lager geschickt, um den ihm bezeichneten Schwarzen als Bräutigam zu requiriren.

Der Beduinentribus gab, während all dieses in seiner Mitte vorging, den bloßen Zuschauer ab. Die Männer kletterten an den Bäumen hinauf, die Weiber lagerten sich mit ihren Kindern umher auf die Kameelhäute und Tigerfelle. Am Fuße des Hügels hatte die wilde Masse lauch ihre gewöhnliche Art bachantisch zu tanzen angefangen und schlug dazu mit unbegreiflicher Wollust ohne Unterlaß auf die kleine Affentrommel.

Der Proceß war beendigt, das Lustspiel begann. Sobald der Neger gefunden war, verlobte man das schwarze Paar unter großem Jubel und trieb es dann der Stadt zu, um die mohammedanische Vermählungsceremonie vorzunehmen.

Der Mufti von Algier selbst errichtete sie in der großen Moschee der Kasauba, das ist: des alten Schlosses oder Despalastes, worin jetzt der Gouverneur wohnt.

Wenn der Feldzug gegen den rebellischen Emir Abdel Kader beendet ist, werden die Pariser das Vergnügen haben, das auf diese Weise unter hohe Protektion gestellte schwarze Pärchen in einer Portierloge des Palais-Royals zu sehen. In diesem Augenblicke begleitet dasselbe den Prinzen auf seinem Alexanderzuge. —z.

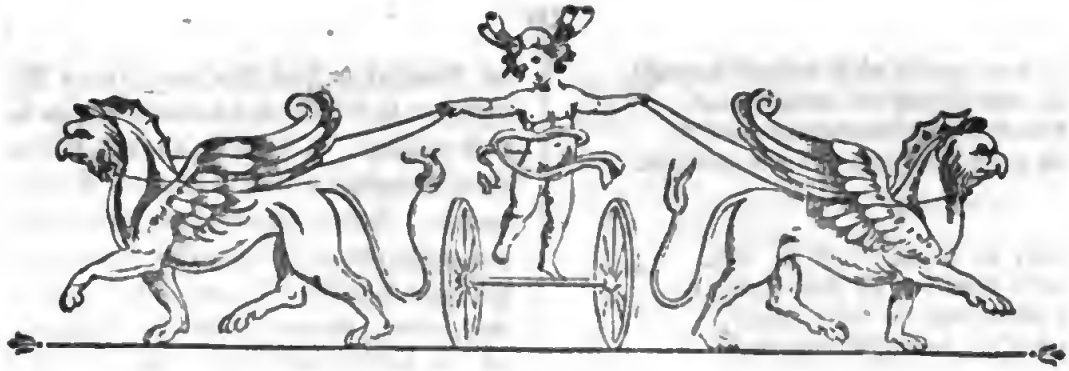
Notiz.

[Die Kunstschätze der dresdner Museen in Kupferstichen.]

Unter dem Titel: „Dresdens Museen, ihre Kunstschätze, Merkwürdigkeiten und Seltenheiten aus sämmtlichen königl. Sammlungen, erscheint in der Grimmer'schen Buchhandlung in Dresden eine Reihe in Kupfer gestochener Abbildungen unter der Leitung des dortigen Inspectors F. A. Frenzel, herausgegeben von P. G. Hilscher, in Royal-Octav mit schönem Umschlage. Für Zeichnung und Ausführung auf der Platte sind die tüchtigsten Künstler der sächsischen Residenz, für die Abfassung des beschreibenden Textes namhafte Gelehrte gewonnen; die Beihülfe und Unterstützung des ganzen Unternehmens von Seiten der Directoren der dortigen Museen gibt die beste Bürgschaft für die fortgesetzte Trefflichkeit der Lieferungen, deren erste uns bereits vorliegt. Sie enthält 4 Kupferstiche auf schönem Velinpapier nebst Text: 1) aus der Galerie der Antiken das erste Relief der dreiseitigen Candelaberbasis aus der ersten Zeit der griechischen Kunst (wer Phidias), den Dreifußraub des Herkules darstellend. In Le Plat's „Recueil des marbres antiques qui se trouvent dans la galerie électorale de Dresde" (mit 230 Kupfern) ist die Abbildung dieses Schatzes im hierarchischen Kunststyl der Griechen sehr ungenau, und Becker's Augusteum, das allerdings mit weit schöneren und genaueren Stichen geziert ist, bleibt einem größern Publicum doch unzugänglich. Um so willkommener müssen wir eine Unternehmung nennen, die mit der höchsten Sorgfalt in der Ausführung den Zweck verbindet, die Kenntniß der Museen-Schätze zu einem Gemeingut zu machen. Die 2. Tafel ist eine Abbildung eines der beiden merkwürdigen indischen Gemälde in der Galerie der Kupferstiche und Handzeichnungen, welche durch Holländer aus Batavia nach Europa gebracht wurden, und welche Kenner der indischen Kunst, z. B. der berühmte Reisende Sir E. Gardner und die bekannte Schriftstellerin Miß Callet, welche lange in Indien lebte, für unbezweifelt echt erklärten. Der Stich läßt uns auf den Glanz der aus Blumensaft erzeugten Farben, der diesen Gemälden eigen ist, verzichten, aber er verdeutlicht die sonstigen Eigenschaften der indischen Kunst, den gänzlichen Mangel an Perspective und die große Feinheit, die ängstliche Subtilität der Conturen. Die 3. Tafel zeigt uns die Darstellung des Kindes Jesu im Tempel, von Paul Veronese. Die 4. Platte gibt eine Abbildung der im grünen Gewölbe befindlichen antiken Onyx-Camee, welche das Brustbild des Kaisers Augustus darstellt, — und der beiden elfenbeinernen Pferdeköpfe von Michel Angelo.

Es ist interessant, daß gleich die erste Lieferung aus 4 verschiedenen Museen des königlichen Elb-Athens Abbildungen zur Schau bringt. Der in bestimmter Kürze abgefaßte Text ist ganz dazu geeignet, dem Laien das Verständniß zu eröffnen und dem Kenner Andeutungen zum weitern Verfolgen seines Studiums zu geben. Wir wünschen, daß die Lieferungen schnell auf einander folgen. Auf keinen Fall darf eine anfänglich etwa nicht ganz genügende Theilnahme von Seiten des Publicums als ein gerechtfertigtes Hinderniß für die Fortsetzung angenommen werden, da nach Erscheinen des ganzen Werkes der Antheil in gewünschter Weise nicht fehlen wird.

Digitized by Google



Zeitung für die elegante Welt.

Montags — 8. — den 11. Januar 1836.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Neue Liebesfunken *).

Von Friedrich Rückert.

1.

Die Liebste nahm mit Lächeln
Den Fächer in die Hand,
Sie wollte Kühlung fächeln
Auf meiner Wange Brand.
Wie sie mich angelächelt,
Wie sie mich angelacht!
Da ward, so angefächelt,
Der Brand erst angefacht.

2.

Nie in schönerem Stübchen
Saß gefangen ein hold'rer Dieb,
Als das Lächeln im Grübchen
Auf der Wange von meinem Lieb.

3.

Kein Wörtchen geht verloren,
Das deinem leisen Mund entkam,
Und sei's so still geboren,
Daß es sich selber kaum vernahm.
Oft zürnen meine Ohren,
Daß es durch sie den Weg nicht nahm;
Weiß nicht, zu welchen Thoren
Es ein zur Stadt des Herzens kam!

4.

Sie sprach: Ich bin dir nicht mehr gut!
Sie sprach es mit Geberden,
Daß ich es fühlt' in Mark und Blut,
Sie sei mir gut und sei mir gut
Wie Niemand sonst auf Erden.

5.

Ein Schmetterling umtanzte meine Kerze'
Und taumelte, versengt, ins Tintenfaß.
Was Wunder nun, wenn bunte Liebesscherze
Bei Kerzenschein hier blüh'n aus dunklem Naß!

6.

Die drei Göttinnen kamen zu mir,
Um den gold'nen Apfel zu streiten;
Ein trojanischer Krieg steht hier
Uns bevor wie in alten Zeiten.
Doch so lehrte mich Gott Mercur
Vorzubeugen dem gräuelhaften:
Gehet, sprach ich, ihr seid ja nur
Von der Liebsten drei Eigenschaften.
Juno, du bist ihr stolzer Gang,
Pallas, du bist ihr Geistesfeuer,
Venus, du bist ein Lächeln der Wang',
Und der Apfel ist ihr, nicht euer.

7.

Deinen Namen hab' ich, wie in meine Brust,
Eingegraben in des Baumes Rinden,
Daß ein Theil von meinen Schmerzen mitbewußt
Würde dem fühllosen Stamm der Linden.

*) Zur neuen Auflage der Gedichte.

Digitized by Google

Liebe! wenn du mich mit Stürmen brechen mußt,
Wiege jenen Stamm mit ſanften Winden,
Daß der Name blühe dort noch lang' in Luft,
Wenn er mit dem Herzen hier muß ſchwinden.

8.

Ich ſprach: Es iſt nun Herbſt für mich.
Nein! ſprach ſie: es ſoll Frühling ſein.
Und als ich trüb' in Nacht entwich,
Da holt' ihr heller Blick mich ein.
Ich ſprach: der Wangen Roſ' erblich.
Sie ſprach: ich will dir meine leih'n.
Biſt du ſo alt? ſo jung bin ich;
Und iſt nicht meine Jugend dein?

Weibliche Charaktere.

Von F. G. Kühne.

5.

Charlotte Stieglitz.

(Fortſetzung.)

Das Mädchen erwuchs zur Jungfrau. Eine geiſtige Welt voller Wünſche und Genüſſe eröffnete ſich ihr, Muſikund Poeſie füllten ihr ewig ſinnendes und ſuchendes Gemüth, dem nur noch der beſtimmte Gegenſtand für ein überſchwängliches Gefühl der Hinneigung fehlte, bis alles, was ſie geahnt, geträumt, gedacht und gewünſcht, ſich in der Liebe zu einem Poeten mit aller Macht der innerſten Aufregung zuſammendrängte. Die Zeit, wo ſie ſich als Dichterbraut fühlte, war die goldene ihres Lebens. Ein lachender blauer Himmel, wölbte ſich die Zukunft über ihre mannichfach bedrückte Gegenwart, alle ihre Pulſe ſchlugen dem großen Augenblicke, wo ſie Frau eines Dichters werden ſollte, mit Jubeltakt entgegen. Ein Dichter erſchien ihrer mädchenhaft berauſchten Phantaſie wie ein gebenedeites Weſen, ſein Weib zu ſein galt ihr für den höchſten Triumph. Da war ſie nicht blos an die Alltäglichkeit des weiblichen Berufes gewieſen; da konnte ſie Theil haben am Tiefſten und Schönſten, ſie durfte das Große, das eine Göttin dem Manne beſcheerte, ihr halbes Eigenthum nennen, ſie konnte die Blumen ſeines Geiſtes warten und pflegen. Daß ſie auch Unkraut zu jäten habe, machte ihr dieſe poetiſche Ehepflicht nur noch wichtiger; daß ein giftiges Schlingkraut im Muſengarten eines deutſchen Poeten alle die gehofften goldenen Früchte überwuchern und alle die geträumten Freuden erſticken könnte, dachte ſie damals noch nicht. Auch die Mühſal einer deutſchen Dichterehe erſchien ihr im Lichte eines verklärten Märtyrerthums; ſie hatte ſich mit ihrem Wollen und Wünſchen in Jean Paul eingelebt, ein Beſuch in Baireuth, den ſie als Mädchen gemacht, hatte ſie nur noch mehr darin verfeſtigt, all ihr Sinnen und Denken in die geiſtige Ueberſchwänglichkeit eines geheiligten Dichterlebens einzutauchen. Ihrem Heinrich eine Jean-Paul'ſche Lene zu ſein, mochte ihrem fröhlichen Mädchenſinne wie ein glänzendes Ziel vorſchweben; — und doch ſollte ſie mehr als Lenchen werden, ihre geiſtige Gewalt drängte ſie maßlos weiter, ſie wollte ihrem Dichter, den eine geiſtige Nacht verhüllte, auch ein helfender Engel ſein, der die lange genug geſchwungene Friedenspalme aus der Hand legte und zum flammenden Schwerte griff, um nur zu löſen und zu retten, — nur daß ſie, um den Dämon des Wahnſinns zu bezwingen, das flammende Schwert gegen den eignen ſchuldloſen Buſen kehrte. Das ſollte das Verhängniß Charlottens werden, daß ſie, um die Verworrenheit des Geiſtes zu löſen und zu ſühnen, ihr ſelbſt den Tribut zollte. Schon damals zog in ihre heißeſten Morgenträume vom erſehnten Glück des dichteriſchen Ehelebens wie ein leiſer dunkler Nachtgedanke der Entſchluß, ſich zum Heil des Geliebten zu opfern, damit er, um nicht ihretwillen an die Scholle der Nothdurft gebunden zu ſein, frei bleibe mit ſeinem Dichten und Fühlen. Heinrich war ein deutſcher Dichter; um ſich einen Heerd zu bauen, wurde er auch ein deutſcher Schullehrer. Das ſchien dem verzückten Mädchen ſchon ein harter Eingriff in die Rechte der freien Kunſt; ein Dichter, der geweihte Liebling der Muſen, ſollte nur mit Göttern und Genien verkehren, er ſollte mit ſeiner unſterblichen Seele nicht der Werkelthätigkeit des bürgerlich-gelehrten Berufs verfallen, und um dieſe Nothwendigkeit des alltäglichen Menſchenloſes aufzuheben, reifte in ihrem jungfräulichen Heldenmuthe der Plan, ihren Dichter von ſich zu befreien, und ihm ein eheliches Band, das jetzt wie eine Hemmung für die tiefere, rein poetiſche Entwickelung erſchien, unmöglich zu machen. Sie wollte ſich aus Liebe zu ihm zu Tode faſten, ſie wollte, wenn nur er und in ihm die Dichtkunſt weiter bluhten, gern der feuchte Thränenthau ſein, der eine dürre Erdſtelle um ſeinen Lebensbaum tränkte. Das iſt, wie unſer „Denkmal" ſagt, die frühe dunkle Stelle ihres Lebens, von der ſie ſpäter, als ſie dem Lichte einer verſöhnlichen Zukunft entgegenlachte, nicht gern mehr ſprach. Es war auch nur ein unbewußter Morgentraum, ein zerflatternder Wolkenſtreif an ihrem jugendlichen Himmel; — nur daß ein Morgentraum oft genug dem noch ſchlafumhüllten Geiſte eine ungerufene Mahnung an die Zukunft und ein widerwilliger Prophet wird. Iſt doch auch der Mor-

Digitized by Google

gentramm mein eigen, wie meine ganze Wirklichkeit. In deinem erstrn Jugendrausche, im Wahne deiner Kindheit liegt dein ganzer Mensch mit seinem ganzen Schicksale verhüllt. Was der jugendlichen Seele wie ein kindischrs Gelüst entsteigt, darnach greift der spätere Mensch doch immer wieder mit der Kraft des Bewußtseins. Es klang wie kindisch, daß sich das Mädchen Charlotte so schnell vom Dasein lösen wollte, und ihr späteres Leben boe der schönsten Freuden so manche; aber in ihren lichten Memnonsklängen war doch einmal jener dunkle Ton mit angetönt, obwohl ihn damals noch die frische Morgenluft verschlang.

Charlottens Entschluß war verflogen wie ein Nachtgesicht; die so leicht lösbare Psyche sollte erst drs Lebens Wirklichkeit durchschmecken, um es ganz zu fühlen, was es sagen will, sich vom Schooße der Mutter Erde und allen ihren Hoffnungen gewaltsam loszureißen; sie sollte erst verzweifeln lernen, ehe sie in den Tod ging. —

Es hatte sich mit Heinrich Alles ganz leidlich gestaltet; auch war ee kein Mann darnach, dem äußeres Ungemach zu tragen beschieden; sein Leiden konnte nur sein ringender Geist sich schaffen. Der Bräutigam erschien zum Hochzeitstage. Charlottens Poet war ein gequälter Bibliothekar und ein gepeinigter Gymnasiallehrer grworden, und obwohl er glühend heiß dichtete, und in die Flammen des Oeients alle seine Liebe und sein eigenes Feuer hinübertrug, so sah er doch darnach aus, daß man sagen konnte: siehe, ein deutscher Dichter soll nicht blos Dichter, er soll auch Schullehrrr sein und Büchertitel revidiren. Was noch sonst von seinem Herzen übrig blieb, schwärmte nomadenhaft im weiten Oriente, und so saß er mit der abgestandenen Geschäftsmirne neben der glühenden Dichterbraut nnd schlief am Hochzeitsmahle, oder blickte doch drein wie ein vom Werkeltag des Lebrns Ermüdeter. Und so saßen sie einander stumm und kalt im Wagen gegenüber, der sie am andern Morgen in die Ferne trug.

Das war Charlottens erste Herzerstarrung vor der Wirklichkeit; das waren ihre Flitterwochen; ihre Ehe war rin sogenannter geistreicher Umgang. Charlottens Liebe, aller Ergänzung in nächster Nähe beraubt, sollte eine hohe, geistig verzehrende, sentimentale bleiben. Das hat das Schicksal, sagt man, so verlangt. Und wenn das Schicksal es so verlangte, so kann es zufrieden sein, denn diese Ehe hat, bei Gott! geistverzehrend und sentimental grnug geendet.

Charlotte mußte bald erbangen, daß sie einem Poeten zu eigen geworden; daß sie Frau geworden, daran dachte sie nicht mehr, odee hat es nie erfahren. Der blühende Kranz der mädchenhaften Hoffnungen war plötzlich gewelkt, die Wünsche der Braut band sie wie verbleichende Erdächtnißblumen still zusammen und vergrub das Bündel in ihre tiefste Herzenskammee. Das war schon ein furchtbaees Opfer, eine gefahrdrohende Resignation. Aber ihre liebliche Demuth nahm das Kreuz auf sich nnd trug alle ihre eigene Freuden zu Grabe. Das schien ihr alles recht und gehörig, that und litt sie doch Alles gern zum Heil dessen, den sie liebte, zum Heile dee Poesie in ihrem Dichtee, der, gegen sich selbst grausam, sich das Gehirn mit weltweiten Schöpfungsplanen zerdehnte. Freilich mußte es ihrem zarten Sinne bald seltsam däuchtea, daß ihr Dichter mit Bülbül koste und die nahe Liebe, die sich tausendhändig um ihn geschäftig zeigte, kaum blühen sah, daß seine Gedanken den Baschkiren durch die Wüste nachliefen, daß er den Polen und Griechen ihre Freiheit, den Russen ihre Natureinfalt, den alten Parsen ihre Religion, den Schamanrn ihren Wahnwitz, den Tschutschken ihre Grillen ablauschte, daß er das Alles zu Gedichten verwob, und doch für das unrublich tiefere Herz, das sich mit aller seiner Religion, Freiheit, Liebe und mit der süßrsten Sehnsucht an seinen Busen schmiegte, nicht die rechte Sprache fand, die diezen Reichthum einer seltenen Seele ermaß und erschöpfte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Neue englische Romane.

(Fortsetzung.)

8. Der Seeofficirr. Roman vom Capitain Marryat. Aus dem Englischen von C. Richard. Aachen u. Leipzig, J. A. Mayrr. 1835. 3 Bde.

Dieser Roman gibt in der Form einer Autobiographie des Seeofficiers ein so genaues, vollständiges und ausführliches Bild des Seelebens in allen möglichrn — jedoch nur Friedens- — Verhältnissen, daß man über dem Lesen verzweifeln mochte. Des Verfassers seltenes Talent in der Darstellung rinfach gemuthlicher Charaktere und bürgerlicher Verhältnisse ist allgemein anerkannt und hat sich in seinen Romanen „Peter Simple" und „Jakob Ehrlich" so deutlich beurkundet, daß die Kritik ihm freudig Gerechtigkeit widerfahren läßt; aber er vermag es nicht, den widerstrebenden Stoff zu bewältigen und ihm das von der Natur versagte Interesse des Romanes zu vertreiben. Er schildert die Verhältnisse treu, wie sie sind, gedehnt, einförmig, langweilig und leblos, ohne zu berücksichtigen, daß sie so für den Roman nicht geeignet sind. Wer einen Roman einpferchen will in den Raum eines Schiffes, der muß auch eine Welt dort versammeln, die er immer durch wenige Personen repräsentiren lassen kann; das Schiff selbst muß zur poetischen Figur werden, wie Cooper's Ariel und Sue's Salamandre. — Das Charakterbild des Seeofficiers Frank Mildmay, eines Menschen, der, bei den trefflichsten Anlagen, durch verkehrte Erziehung und übel angebrachte Strenge verdorben wird, ist dem Verfasser trefflich

Digitized by Google

gelungen; aber dies ist um so weniger hinlänglich für einen dreibändigen Roman, da dieser Mensch fortwährend in untergeordneten dienstlichen Verhältnissen steht und daher die Entfaltung und völlige Ausprägung des Charakters durch äußere Hemmungen unmöglich wird; nur in der letzten Hälfte des dritten Bandes tritt Mildmay kräftig und selbstständig auf, und dort erweckt er auch das höchste Interesse. Die individuellen Züge der übrigen Personen treten ebenfalls scharf und prägnant hervor; aber sie verlieren sich zu bald auf dem wechselnden Schauplatze und in dem breiten Strome alltäglicher Begebenheiten und immer wiederkehrender Schiffsgebräuche. Die Liebe spielt eine untergeordnete und etwas traurige Rolle; Mildmay gedenkt ihrer nur, wenn er ans Land steigt, und das geschieht bekanntlich bei einem Seemanne selten und nur mit Widerwillen; doch ist die Schauspielerin Eugenia mit ihren St. Simonistischen Grundsätzen eine recht freundliche Erscheinung. Wo die Begebenheiten dem Verf. selbst Gelegenheit zu den interessantesten Episoden geben, hat er dieselbe unbenutzt gelassen, wie z. B. bei der Schlacht von Trafalgar und in dem amerikanischen Freibeuterkriege, wo er sich damit begnügt, einen Arrieregarde-Bericht zu geben, dem die Ereignisse fremd bleiben. Einzelne Naturscenen schildert der Verf. sehr schön. Die Uebersetzung liest sich gut. R. B.

(Die Fortsetzung folgt.)

Correspondenz.

Aus Paris, den 31. December 1835.

Wird es besser, wird es noch schlechter werden? Ich schlendere seit ein paar Tagen mutmaßlich durch die Gassen, den Kopf vor Kälte in einer wollenen Schüssel tragend, die die innere Industrie erfand und Cache-nez taufte, und alle die Leute, die mir in den Passagen begegnen und Weihnachts- und Neujahrsgeschenke besehen oder kaufen, kommen mir wie chinesische Schatten vor, die possierlich hüpfen und ihre Zöpfe und Manschetten herauskehren. Die Sonne sieht so trüb in die Scene, wie das Licht einer Laterne, und schon um drei Uhr kann man in den engen Gassen nicht mehr lesen mit ihr. —

Wird es besser oder noch schlechter werden? Die Frage ist recht einfältig. Wenn man aus der Stube eines Mißvergnügten in den Salon eines vom Glücke Heimgesuchten geht, so kann man sie gerade von hinten nach vorn lesen: Wird es schlechter oder noch besser werden? Ein ganz großer Theil des Haufens hat was er nennt sein Geschäft gemacht, und meint, die Zeit sei unendlich plausibel, ein anderer hat erst die Hoffnung, sein Schäfchen zu scheeren, und erbittet sich noch ein paar Fortschritte im System, und ein dritter endlich — ja der dritte muß doch wohl leiden, wenn schon zwei Antipoden ihr Gewicht in seine negative Schale legten. Die Regierung scheint der Ansicht zu sein, daß Frankreich nie eine bessere Periode gehabt habe als die gegenwärtige, sie fühlt sich stark, mit Rußland in den Kampf zu gehen. Die Franzosen dagegen schreiben gerade diese Stärke der allergrößten Schwäche des Staatskörpers zu, sprechend: Nach großer Anstrengung folgt Ohnmacht, und eine ohnmächtige Lucretia kann keinem Tarquinius Widerstand leisten. Alte Geschichte. Mir ekelt vorm Bessermachen wie vor'm Verschlechtern. Die Masse ist ja immer gut genug gewesen, wenn nur der Einzelne getaugt hätte. Es ist, als ob sich die menschliche Materie wie das Pockergift durch die Kunst der politischen und moralischen Aerzte zugleich als geistiger Stoff verschlechtert habe, während sie an gesellschaftlicher Schädlichkeit abnahm. Nur selten gibt es mehr einen originalsch lechten Kerl, die Race ist durchweg parfumirt und polizeilich geduldet, und noch seltener findet man einen ganz Guten, es müßte denn im Kehricht sein, den man auf die Gasse wirft.

Wird es besser oder noch schlechter werden im neuen Jahre!

Man macht sich jetzt Hoffnung, daß die soziale Apathie das Herz der Staatsmaschine erweiche; man spricht wieder von Milde und Versöhnung, von Amnestie, von Vergessenheit, von Rücksichten, von Humanität. Dies ist das alte Lied, das die Menschen gleich den Schwänen singen, wenn sie ihr Ende sahen. Die Vögel, die im Freien sind, fühlen nicht das Leid derer, die im Bauer gefangen sitzen. Mich hat die Nachricht sehr verstimmt von dem beängstigenden Gemüthszustande der Exminister Karl's X. Was brauche ich daran zu erinnern, daß außer ihnen in Europa noch viel tausend Menschen auf viel schlimmere Weise leiden, die alle wie sie Minister hätten werden können, wenn das Glück und die Verhältnisse ihnen die Gelegenheit geboten?

Es ist in unserer Zeit kein Individuum mehr dem Staate schädlich, die Systeme der Regierungen oder die Ideen des gesammten Volkes sind es, welche durch die Systeme und das Bedürfniß des Verkehrs hervorgerufen wurden.

Ich wünsche Europa zum neuen Jahre nichts als Dampfmaschinen und Eisenbahnen, weil ich voraussehe, daß dadurch allein die Armeen und — die Reformen überflüssig werden.

(Die Fortsetzung folgt.)

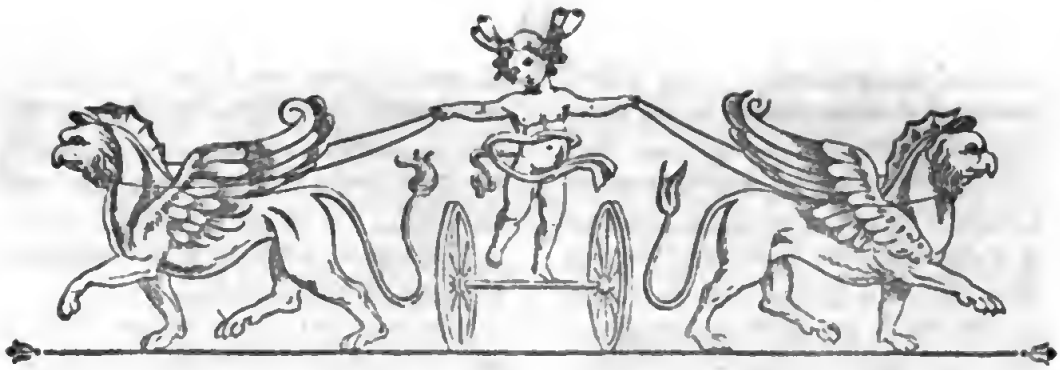
Notiz.

[Die weibliche und die männliche Frau v. Staël.]

Als Frau v. Staël in London war, wurde ihr ein Streich gespielt, der lange das Gespräch der höhern Cirkel war. Eine vornehme Familie hatte sie kennen zu lernen gewünscht und zu sich eingeladen. Sie hatte zugesagt, aber den Tag nicht bestimmt. Ein junger Franzose, mit einem zarten Milchgesichte, verkleidete sich als Dame, fuhr an dem Hause vor, und ließ sich als Frau von Staël melden. Er wurde glänzend empfangen, und entzückte als falsche Corinna die ganze Gesellschaft durch seinen Geist und seine Liebenswürdigkeit. Niemand ahnte eine Mystification, und man schied mit den zuvorkommendsten Artigkeiten. Tages darauf läßt die wirkliche Madame Staël sich melden. Man staunt über das schnelle Wiederkommen, aber man empfängt sie. Und siehe da, es erscheint eine ganz andere Person als gestern, eine Dame mit mannhaften Manieren (etwas ganz Unerhörtes in England), wunderlich aufgeputzt, Schultern und Busen entblößt, und mit jener Freiheit der Geberde, die sehr gegen die Sitten Englands verstößt. Der Herr des Hauses meint nicht anders, als man habe ihn zum Besten, und mit kaum verhaltenem Zorne sagt er endlich: „Madame, Sie kommen etwas zu spät. Wir haben alle die Ehre, Frau von Staël zu kennen. Sie ist eine sehr hübsche Dame, und die auch weiblich aussieht und sich weiblich benimmt. Sie hingegen, Madame, würde man für einen Mann halten, wenn Sie es nicht durch Ihre Toilette nur allzudeutlich gemacht hätten, daß sie wirklich ein Weib sind. Das genügt aber nicht, um sich die Rolle der Madame Staël anzumaßen. Daher muß ich Sie ernstlich bitten, mein Haus so schnell als möglich zu verlassen."

Man denke sich diese Scene und die darauf folgende, als Madame Staël die Identität ihrer Person bewies! —

Digitized by Google



Zeitung für die elegante Welt.

Dienstags — 9. — den 12. Januar 1836.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Weibliche Charaktere.

Von F. G. Kühne.

5.

Charlotte Stieglitz.

(Fortsetzung.)

In dem „Denkmal" hat ein feinfühlender, aber schmerzlich behutsamer Sinn auch die stillglücklichen Momente dieser Frau, ihre spielende Scherzhaftigkeit und ihre vergnügliche Lust am Leben belauscht. Das ist das Erschütternde an der ganzen Erscheinung, daß dies Gemüth zum schönsten reinsten Glück befähigt schien, und sich doch so blutig und unheilvoll vom heiligen Angesichte der Erde abwenden mußte. Hätte sich ihr ganzes Selbst nicht so völlig aufgelöst in hingebende Liebe, — ein Stückchen Egoismus in diesen reinen Lebensstrom: — und sie hätte sich der Welt erhalten.

Das echte Weib kennt das nicht, was man Egoismus nennt. Das Wesen der Weiblichkeit liegt eben darin, nicht sich selbst zu wollen, sondern ein Anderes, das sie höher als sich erachten muß, von dem sie sich geistig tragen läßt, und dem sie dafür die ganze Fülle ihrer tiefsten Seele rücksichtslos hingibt. Das weibliche Gemüth verlangt immer einen Hintergrund, vor dem es sich auf das Proscenium der Lebensbühne hinauswagt; die weibliche Seele muß glauben und wissen, daß ein schützender Mantel sich um ihr Dasein breitet. So hatte sich auch Rahel dies Bild von der Liebe Gottes gemacht, die sie sich wie einen himmelweiten Mantel um ihr Leben dachte, während sie auf der Sammecke still hingekauert lag, ein demüthig hoffendes, ein fromm vergnügtes Kind. Rahel war wenigre zu Menschen, weit mehr im Verhältnisse zu Gott eine echt weibliche Natur. In der gläubigen Zuversicht, in der unbegränzten Hingebung lag ihre religiöse Weiblichkeit. Der Mann ist auch in der Religiosität ein Wesen anderer Art. Er hat mehr eine Frage frei an das Schicksal, an Gott, Himmel und Hölle; der dämon forschender Begier ist sein Lebenssinn. Und für diese Verwegenheit, für diese titanische Sünde straft ihn selten das Geschick. In der Brust wühlen ihm die Gedanken des bösen Princips, und sie wird ihm nicht zertrümmert; sein Verstand wird durch Zweifel gotteslängnerisch, und erhält sich doch lebendig und thätig für Zeit und Gegenwart; seine Stirn, die er keck erhebt, zerschmettert kein Blitzstrahl des gerechten Himmels. Der Mann, das lehrt der Tag, kann leben ohne Liebe, ohne Heiligkeit, ohne Gottesbewußtsein; er kann in der Härte seines Naturells alles fortspotten, was das Dasein geistig bindet, und doch in seinem werkthätigen Berufe ein brauchbares Glied der Gesellschaft sein. Wo das Weib längst allen Werth verloren, kann der Mann noch Geltung haben; das bringt der Zustand des socialen Lebens, der Zuschnitt unserer Praxis, die Natur beider Geschlechter mit sich. Das Weib ist ohne Liebe, ohne Gottesbewußtsein, ohne stille

Digitized by Google

Sättigung der liebſten Herzenswünſche — ein Nichts. Nimm der weiblichen Seele ihren Glauben und du tödteſt ſie, entreiß ihr die geiſtigen Stützen in der Liebe zum Gatten, zum Kinde — du haſt ein ſchwankendes, zerbrechliches Rohr, das ein zufälliger Windhauch vernichtet. Nur der Mann geht aus Selbſtverſchuldung unter. Er, mit dem erfinderiſchen Verſtande, weiß Mittel, ſich eine zweite Welt zu bauen, wenn ihm die erſte in Trümmern ſank, er hat, im Nothfalle, Unredlichkeit genug, ſich mit einer ſchlechtern zu begnügen. Der Mann weiß viel Auskunftsmittel, er findet bald Entſchädigung von irgendwelcher Art. Das Herz des Mannes verblutet ſelten an einer Wunde, ein weibliches ſelten nicht. Nur ein Weib kann ſich zu Tode lieben.

Das iſt die ſchöne, aber auch gefährliche Unſelbſtſtändigkeit der weiblichen Natur, daß ſie ohne Zuverſicht zu einem geliebten Weſen nicht ſein und leben kann. Man ſage nicht, daß das Streben des Weibes vorzugsweiſe dahin gehe, geliebt zu werden. Das coquette Weib iſt nur eine Abart ihres Geſchlechtes. Im Naturell des Mannes vielmehr liegt es und mag es begreiflich gefunden werden, daß er liebt, um geliebt zu werden, während das echte Weib nur um deswillen geliebt ſein will, um zu wiſſen, wen es liebt, um es zu fühlen, wohin der ſonſt ziellos herumzitternde Herzensdrang führt.

Charlotte war eine ſo reich begabte Natur, daß ſie faſt mit männlicher Geiſteskraft die Poeſie zum Gegenſtande aller ihrer Wünſche, Liebe und Anbetung hätte machen können. Und doch war das Weib in ihr vorherrſchend; ihr allzeit reger, forſchender Geiſt war doch nur eine anempfindende, hingegebene Liebe. Sie bedurfte der Perſon, um die Sache zu erfaſſen. Ihre Theilnahme an dem, was ſich im Völkerleben bewegte, war nur um deswillen geſpannt, weil ſie Perſonen ihrer Liebe in dieſen fluthenden Gedankenwogen der Zeit ſich auf- und abbewegen ſah. Ihr Verkehr mit der Poeſie war ihr zur Lebenstemperatur geworden, weil ſie den Mann, der ein ungeheures Streben in ſeiner Bruſt trug, in der Werkſtätte ſeines Dichtens belauſchen konnte. Da war ſie denn ſcheinbar dieneriſch und doch unglaublich kräftigend und leitend, um bald die auflodernden Flammen, die ſich in jäher Haſt zerſchlugen, ſanft und ſtill zu behüten, bald die erlöſchenden Funken in der Aſche troſtloſer Ermattung wieder hell anzublaſen mit dem Hauche der ſüßeſten Freundlichkeit. Immer ſorgſam klug, immer behäbig wohlthuend, immer leiſe und doch mächtig anſpornend, war ſie als helfender Genius die eigentliche Schöpferin mancher Lieder, die Heinrich Stieglitz ſchrieb. Kleiner Gedichte, wie des unſäglich zarten: „Stumme Liebe", nicht zu gedenken, war ſchon im erſten Bande der „Bilder des Orients" eine Partie von ihrer Hand („Maiſuna" S. 143—145.), und in der Tragödie: „Selim III." hat ſie die zweite Scene des dritten Actes zwiſchen dem Arzte und der Walide Sultana gedichtet.

Charlotte war Heinrich's guter Genius. — Und der gute Genius konnte ihn verlaſſen, um ihn von ſeinem Dämon zu befreien? — Ehe ſie in irrer Verzweiflung über ſich und ihn das Letzte wagte, hat ſie ſich bis zur Todesqual abgemüht, um den Dichter zu retten und ſeine geiſtige Wiedergeburt zu vermitteln.

Heinrich erkrankte innerlich und äußerlich. Sein Weſen ſchien in einem Zwieſpalt zwiſchen Geiſt und Körper, zwiſchen Wollen und Können, Imaginiren und Verwirklichen rettungslos gefangen zu liegen. Auf die himmelſtürmenden Anläufe, die ſeine Muſe nahm, wollte kein gleich großes Dichtwerk folgen. Auf die Ungeheuerlichkeit der Entwürfe ſtellte ſich eine Abſpannung der ſchaffenden Kraft, eine hypochondriſche Zerknirſchung und ein Verzagen bis zur Geiſtesdumpfheit ein. Innerlich wund, körperlich gehemmt bis zur Erlahmung der ganzen Phyſis, hielt er ſeine dichteriſchen Organe in fortwährender Spannung. Oft hatten die ermüdenden Geſchäfte ſeines äußern Berufes ſeine Kräfte völlig verzehrt, und wenn trotzdem ſeine Phantaſie unausgeſetzt zu ſchaffen fortfuhr, war von ſeinen geiſtigen Functionen nur noch das Temperament übrig; manche ſeiner Dichtungen hat weder ſein Geiſt, noch ſein Verſtand, noch ſein Herz, nur die gährende Woge ſeines ſtürmiſchen Blutes gedichtet. In dieſem Bezuge ſagte Charlotte zu ihm mit der Klugheit ihres milden Weſens: „Das Temperament darf nicht den Menſchen ſpielen; ſonſt, mag die Perſpective noch ſo tief ſein, kannſt Du nicht klar herausſchauen, und die Welt ſpiegelt ſich nicht klar in Dir." Anfangs als der Dichter innerlich erkrankte, mochte ſie glauben, in dieſen Wehen gebäre ſich eine neue Richtung ſeiner Poeſie, und ohne Tribut an die untern Götter könne es nicht abgehen, es müſſe gelitten und geduldet ſein, um des neuen Götterkindes willen, mit dem das Gehirn dieſes armen tiefkranken Poeten ſchwanger ging. Und ſo glaubte ſie's denn mittragen zu müſſen und litt alle Unbill mit, — eine echte Dichterfrau, wie ſie die Sonne der Welt nie ſah in gleicher Geſtalt. Nach und nach drohte Heinrich's Krankheit immer mehr in beſtimmten Wahnſinn auszubrechen; in allem verriethen ſich die ſicherſten Symptome da-

zu. Die weibliche Natur hat vor Wahnsinnigen überhaupt eine große Scheu, und wenn er zu greller Wildheit die Züge des Geliebten verzerrte, war die Wirkung auf Frauen nicht selten eine lebensgefährliche. Bei dem allen war noch immer Charlottens kluge Sorge wach, ihre Liebe schien an Mitteln der Beschwichtigung unerschöpflich. Ein weniger geistesstarkes Wesen wäre bei der rastlosen Pflege des wahnsinnig werdenden Gatten mit irre geworden, wie derselbe Ort, der zum Schauplatze des entsetzlichen Ereignisses wurde, auch ein Beispiel dieser Art in einer Dichtreihe aufzeigt, das der Stille der Verschwiegenheit anheimgegeben bleibe. Es lebt dort ein in ganz verschiedener Weise geistig und physisch verzärteter Dichter, der eine empfindsame Kränklichkeit für den süßesten Reiz poetischer Naturen hält. In der bangen Sorge um sein hinsiechendes und im Hinsiechen sich doch wohlgefallendes Leben ward sein pflegelustiges Weib langsam irre, bis eine physische Krisis in ihrer eigenen Natur den Zwiespalt ihrer Seele löste, und sie wieder gesunden ließ.

Charlotte war von zu kräftiger Geistesart, um eine unsichere Lösung des verworrenen Knotens über sich hereinbrechen zu lassen; sie wollte — und das war das Verwegene dieser Frau — ihr und des Gatten Schicksal selber lenken. Der Plan ward dazu entworfen in der Verzweiflung der Seelenangst, er ward bei Seite gesetzt, sobald sich wieder ein Lichtblick der Rettung durch das Dunkel schlich, er ward endlich ausgeführt mit der Ruhe einer römischen Seelengröße. Warum hat kein Dichter bis jetzt den Faust durch Selbstmord enden lassen! Göthe führt in der Ostermorgenstunde diesen Nachtgedanken nur leise vorüber, ein einziger Klang aus seiner Jugendwelt rettet seinen Helden. Faust scheint nicht den Muth zu haben, mit einem kecken Griffe gegen sich selbst den Vorhang plötzlich zu zerreißen, hinter dem sich ihm das ersehnte ewige Jenseits verbirgt, das alle Wirren des Daseins löst. Hier hat ein zartes schwaches Weib diesen Eingriff in Gottes Schöpfung, in die blühende Schöpfung ihres eigenen schönen Lebens, gethan. Und das alles geschah aus Liebe zum Gatten. Die Liebe hatte sich ausgebeutet, sie war arm geworden an Mitteln und Versuchen, darum gab sie sich selbst hin durch den Tod. (D. F. f.)

Echo-Räthsel.

Von A. Harnisch.

1. In jenem Kloster kann man viele — x — x.
2. Laßt fort uns vom Geschrei der — x — x.
3. Ich habe die Freude mit meinen — x — x.
4. Wie sich die Knaben dort im — x — x.
5. Man sieht die Mädchen stets nach — x — x.
6. O daß der Becher oft in diesem — x — x.

Neue englische Romane.

(Fortsetzung.)

9. Tremordyn Cliff. Roman von Frances Trollope. Aus dem Englischen von O. v. Czarnowski. Aachen u. Leipzig, bei J. A. Mayer. 1836. 3 Bde.

Wenn die Engländer sich einmal losreißen von ihrem kalten wüsten Materialismus, der wie ein verdorrender Samum durch ihre poetische Literatur weht, von diesem klügelnden widerlichen Materialismus, der nichts hat, was ihn erheben kann, der nicht einmal den Genuß liebt, und in einem animalischen Vegetiren die höchste Potenz des Lebens erblickt, dessen fade Bequemlichkeit die Leidenschaft tödtet, dessen breite Unbehulflichkeit den Charakter vernichtet, und dessen Egoismus die reiche Wechselwirkung des socialen Lebens zum einförmigen Perpendikelschlage des täglichen Bedürfnisses herabwürdigt; wenn sie sich losreißen von diesem Materialismus und sich hinauswagen in das stürmische Gebiet der Leidenschaften, so irren sie oft umher wie ein steuerloses Schiff im sturmbewegten Ocean, und schaffen nur verschrobene Gestalten. Es gab nur zwei Engländer, die Leidenschaften und Charaktere malen konnten, ohne sie aus bloßem Calcül der Reflexion hervorgehen zu lassen: es war Shakespeare und Byron; alle übrigen schufen nur Figuren mit seelenlosen Gesichtern, die sie bekleisterten und bepinselten und uns dann glauben machen wollten, diese Farben seien der Schaum der im Innern sich bewegenden Wogenbrandung. Auch Mrs. Trollope hat sich hinausgewagt aus dem literarischen Gebiete ihrer nebligen Insel, sie hat sich einen Charakter geholt auf dem Markte des Lebens und eine Leidenschaft aus dem Chaos der Empfindungen aufgefischt, um einen — seiner Natur nach ganz englischen — Roman damit zu schmücken. — Sie bekleidet ihre Miß Augusta Delaporte mit dem Gewande des Ehrgeizes, der keine Schranken und keine Gränzen kennt, als das vorgesteckte höchste Ziel, und ohne Zagen über die Trümmer alles dessen hinschreitet, was er zermalmte, weil es ihm hinderlich war. Aber die Verfasserin hat ihre Heldin auch nur bekleidet mit dem schillernden Gewande; nicht das großartige Spiel der Entwickelung und Erstarkung der Leidenschaft hat sie uns vorgeführt, sie hat uns nicht die Leidenschaft als den Orkan geschildert, der gegen die Hindernisse anstürmt, noch viel weniger gewährt ihr Roman den Anblick der in sich selbst zertrümmernden Gemüthsaffecte. Augusta schleppt sich mühsam fort in dem ihr aufgenöthigten unbequemen Kleide, sie klügelt und berechnet mit seelenloser Ruhe, erlernt den Mord, wie man Mathematik studirt, schleicht ängstlich und besonnen um die Schranken, die sie stürmen könnte und müßte, und erliegt endlich an einem — Rechnungsfehler. O, über diesen Reiz der englischen Leidenschaft! Eine angenehme Unterhaltung mag das Buch, dessen Uebersetzung recht gelungen ist, wohl gewähren, denn die Verfasserin hat ihren Personen sämmtlich ein leichtes Interesse zu verleihen gewußt, und in dem Grafen Tremordyn eine Art des alten englischen Adels gar nicht übel geschildert. Dagegen aber sind die Begebenheiten etwas über Gebühr ausgedehnt und ganz nach Gewohnheit des englischen Romans gar zu breit dargestellt.

R. B.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Correſpondenz.

Aus Paris. (Fortſetz.)

[Einfluß der Geiſtlichkeit — la compagnie générale de la nouvelle crême.]

Sie haben wohl geleſen, daß der Biſchof Talleyrand Wittwer geworden iſt? Dies iſt aber nicht das Intereſſante an dem tragiſchen Ereigniſſe. Als Mad. Grant, die rechtmäßige Hälfte des Diplomaten in Gemäßheit des Code Napoléon, die letzte Oelung bekam, verweigerte ihr der Erzbiſchof von Paris die Abſolution und das heilige Abendmahl, ausdrücklich verlangend, daß die edle Dame bei offenen Thüren beichte, und für das Verbrechen, einen Prieſter geheirathet zu haben, Abbitte thue. Wenn man am Rande des Grabes ſteht und eine alte Frau iſt, widerſetzt man ſich in der Regel nicht ſolchen Ordonnanzen, und alſo hatte die faſhionable Welt dies aſcetiſche Schauſpiel. Man ſagt, der Fürſt-Gemahl habe ſich darüber ſo entſetzlich geärgert, daß er krank geworden und den Entſchluß faßte, noch vor ſeinem Tode wieder — eine Frau zu nehmen. Herr Talleyrand verſteht unter ſeiner Frau aber nicht ein gewöhnliches Weib, ſondern — die Politik, von der er bereits vierundzwanzig Mal Wittwer wurde.

Die Geiſtlichkeit iſt ſo mächtig und einflußreich geworden, daß ich mich nicht wundern werde, nach und nach die Aemtchen der Reſtauration wieder beſetzt zu ſehen. Alle Welt hat ſich von der Politik zur Religion gewandt, ſogar Fieſchi, der große Acteur des Tages, der jetzt allein den Adel Frankreichs, die Preſſe, die Juſtiz und den Hof beſchäftigt. Fieſchi hat ſich einen Advocaten, einen Arzt und einen Prieſter ausgewählt. Ich würde ſehr gern den Bericht des Präſidenten des Pairshofes über das große Attentat geleſen haben, aber das dicke Buch ſchreckte mich ab. Ein Freund von mir, der ſich die Mühe machte, verſichert, daß ſich Herr Portalis ſehr angeſtrengt, und darin eine Art Gil Blas geliefert habe, worin viel große Herren ein Röllchen ſpielen, z. B. der Fürſt Rohan, der Graf Boyer d'Argenſon und der Schriftſteller Carrell. Carrell hat in ſeinem Journale ſich über die Epiſode ſehr mokirt und eine Ehrenerklärung verlangt. Alles das iſt Nebenſache. Der Proceß wird ſeinen Gang gehen und Europa von ſich ſprechen machen. Man ſagt, Louis Philipp ſelbſt wolle denſelben mit ſeiner Gegenwart beehren. Unterdeß werden die Kammern geöffnet und die Miniſter imponiren dem Volke mit einer Siegesbotſchaft aus Africa, hinter der ausnahmsweiſe kein gewöhnlicher Wind weht. Sie werden den Sirokko an der Pleiße verſpürt haben.

Ich eile, Ihnen zu dieſen Neuigkeiten noch einen komiſchen Auftritt zu meiden, der hoffentlich Stoff zu einer dicken Epopee wird. Sagen Sie es aber bei Leibe der Polizei nicht wieder, denn es iſt von Reform, Emeute, Revolution die Rede, aber es floß nicht etwa gewöhnliches Unterthanenblut, ſondern Milch, milchweiße Milch dabei.

Schon vor einiger Zeit hatte ich es am Caffee verſpürt, daß etwas Beſonderes in Paris vorgehe, der Rahm machte mir Leibſchmerzen und Uebelkeiten, und ich fing an, wie die alten Mütterchen an Hexerei zu glauben, indem ich vorerſt die Köchin der Blocksbergsunzucht beſchuldigte. Die Köchin war unſchuldig, das Uebel kam von der Induſtrie der Milchweiber und Milchlieferanten, was ſage ich: der Compagnie générale de la nouvelle crême, die, Gott ſei bei uns, eine außerordentlich feite künſtliche Milch mit Mehl und ſpaniſchem Weiß componirte.

Lieber Freund, bleiben Sie doch ja in Deutſchland, wo man natürliche Milch ſchmeckt und blos den Wein fälſcht. Der Wein und die Politik, ſehen Sie, das ſind gerade keine nothwendigen Lebensbedürfniſſe, man kann ſich deren entwöhnen und blos Philoſophie und Waſſer genießen. Auch mit dieſem Elemente hat's hier ſeine Noth, vorausgeſetzt, daß man nicht an der Seine wohnt, wo immer friſch filtrirt wird. Ein Menſch, der hier nicht ſeine eigene Küche führt, und, wenn er ſie führt, ſelbſt eigen dirigirt und einkauft, der wird nur ungefähr ſieben Mal betrogen, ehe er zu Mittage iſt. Er denkt, er trinkt Caffee, es ſind excellente Cichorien; Milch, es iſt Mehl und Farbe; Fleiſchbrühe, es iſt Bouillon von alten Pferden; Limonade, es iſt präparirte Eſſenz, — von Fleiſch und Gemüſe will ich nicht reden; ich bemerke blos beiläufig, daß eine Geſellſchaft beſteht, die Ratten und Mäuſe fett macht zu dunderttauſenden, und daß man aus dieſer Induſtrie Gold ſchlägt. Alle Schinder ſind ſteinreich, und kein Hund geht verloren, der nicht dreifältig metamorphoſirt wird.

Ich komme auf die Metamorphoſe der Milch zurück, die mir der allergrößte Greuel iſt, und ich verkünde Ihnen den Sieg der alten pariſer Milchfrauen über die kunſtlichen des Edarlatanismus, die in einem beſondern Schweizercoſtum paradirten und große gedruckte Proſpectus in alle Häuſer trugen. Am Théâtre français, wo gewöhnlich des Morgens eine Corporalſchaft der alten Milchnerinnen ſtationirt iſt, entſpann ſich der erſte Streit, die antiken Ammen Lutetiens empfingen die modernen Schweizerinnen mit aufgepflanztem ſchwerem Geſchütz, eine ganze Artillerie von blechernen Kanonen, die mit Milch geladen waren. Der alte grinſende Voltaire von Marmor leitete aus dem Foner die Schlacht in ſeinem Curuſſeſſel, der Zettel des neuen Delavigne'ſchen Don Juan kam mit ins Hintertreffen — ein fürchterliches Milchbad, wovon die Geſchichte kein Beiſpiel hat.

Wie ich höre, hat die Kuh- und Ziegenmilch allgemeine Anerkennung gefunden. Die Polizei hat ſich in die Sache gemiſcht und von Rechtswegen gefunden, daß es nicht erlaubt ſei, eine andere Milch zu machen als der liebe Herrgott, der uns vor allen Chemikern bewahren wolle. (D. B. f.)

Notiz.

[Eine Parodie auf Delavigne's Don Juan.]

Das Variétés-Theater zu Paris hat eine Parodie von Delavigne's Don Juan d'Autriche in die Scene geſetzt, unter dem Titel: Jean-Jean, von Dupeuti und Rougemont. Derbe Witzworte, einige feine Schlüpfrigkeiten, Nachäffung mehrerer Schauſpieler von andern Theatern, Verſe, Proſa, kurz allerlei iſt in dieſem Werke beiſammen. Iſt es auch nicht durchgehends von gutem Geſchmack, ſo iſt es wenigſtens durchgehends ergetzlich. Sein größtes Verdienſt beſteht darin, daß die Verfaſſer der Parodie jeden Act des Originals mit beißender Kritik durch ein ihm entſprechendes Theaterſtuck bezeichnet haben. Der erſte Act nämlich iſt: „Der Hofmeiſter in tauſend Aengſten" (le précepteur dans l'embarras), der zweite: „Britannicus", der dritte: „Die Opfer des Kloſters" (les victimes cloitrées), der vierte: „Die Jüdin" u. ſ. w. Selbſt die ſtrengſte gründlichſte Kritik würde Delavigne's ſogenanntes hiſtoriſches Drama nicht grauſamer haben behandeln können. An dieſem Ridikül muß es unfehlbar verſcheiden, denn in Frankreich mehr als irgend anderswo ſiegt der, der die Lacher auf ſeiner Seite hat. Trotz alles anfänglichen Erfolges hält ſich das Ueberſpannte, Falſchgedachte und Falſchgefühlte in Paris nur ſehr kurze Zeit. Ueberſteht Don Juan d'Autriche die Feuerprobe des Spottes, ſo wollen wir an die Wahrheit und Trefflichkeit dieſes Werkes glauben, es mag ſpäter in Deutſchland fureur oder fiasco machen. G.

Digitized by Google

Zeitung für die elegante Welt.

Donnerstags — 10. — den 14. Januar 1836.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Todesluſt.

Ein blauer See iſt dein Auge
Und lächelt ſo wundermild,
Als wär' an ſeinem Spiegel
Der ew'ge Frieden erfüllt.

Ein ganzer Himmel voll Wonne
Auf ſeiner Tiefe weilt,
Vom heil'gen Verklärungsſcheine
Der Gotteslieb' erhellt.

Wie wird ſo wohl im Herzen,
Im Herzen ſo wunderweh,
So oft ich in ſeines Grundes
Geheimen Zauber ſeh'.

Ich will, doch kann mich nicht faſſen,
Ach! bin ſo ſehnſuchtskrank,
Ich muß und kann doch nicht fliehen,
Iſt gar ſo heiß der Drang!

Hinein möcht' ich mich ſtürzen,
Auf immer d'rin untergeh'n —
Ade, mein Leben, mein Streben,
Ich kann ja nicht widerſteh'n!

Kael Sinning.

Weibliche Charaktere.

Von F. G. Kühne.

5.

Charlotte Stieglitz.

(Fortſetzung.)

Es liegt in der Liebe eine namenlos zitternde Angſt, die ſich nur in der Befriedigung ſtillt, nur in der Gegenliebe ihr Gleichgewicht behauptet. Verrücke der Magnetnadel den Pol, und du ſiehſt ſie irre und ziellos auf der gefährlichen Spitze ſchweben, nimmer ruhend, nimmer ſtill, ſie müßte denn an ihrer eigenen Axe zerbrechen. Heinrich's unſägliches Dichterweh, ſein rieſenhaftes, ihm ſelbſt grotesk erſcheinendes Ergreifen der höchſten Aufgaben der Kunſt und ſein zeitweiſe immer wiederkehrendes Erlahmen, dieſe Qual in der Schwebe zwiſchen himmelhohem Poetenflug und ohnmächtiger, durch phyſiſche Hinfälligkeit bedingter Verzagtheit, dieſe Verworrenheit einer dichteriſch ringenden Pſyche, dieſer deutſche Poetenjammer hat das Weib getödtet. Es trägt hier Niemand die Schuld; der Wurf des Geſchicks hat hier verſchuldet, worüber kein menſchliches Gericht Statt findet. Es war für den Dichter ein Ereigniß, nur für ſein Weib eine That.

Und doch pflegt ſich in Thatentſchlüſſe dieſer Art ein dunkles Etwas zu miſchen, das wie eine unbewußte Nöthigung ſich geltend gemacht. Auch die heidiſche Unternehmung des Kriegers, auch die Entzückung, in der das dichteriſche Talent ſeine großen Entwürfe macht, unterliegt den Einflüſſen einer geheimen, unbeſieglichen Gewalt, welche die ſcheinbar freieſten Regungen der ſinnenden und klügelnden Vernunft unerklärlich leitet. In ſolchen Momenten höchſter Erregung, wo ſich der Geiſt in ſeiner Schöpfermacht erweiſt, hat auch die Phyſis des Menſchen eine lautere Sprache als ſonſt, und drängt ſich als mitſchaffende Macht in die Werkſtatt der denkenden Vernunft, ſo daß das

freieste Product des Bewußtseins oft am sichersten die Spuren der momentanen Körperaffection und Nervenstimmung an sich trägt. Das geheime Gelüst, in den Tod zu gehen, noch ehe das Geschick den Stillstand der Pulse gebietet, ist auch körperlich bedingt; die Auflösungslust, die der Geist verspürt, hat auch ihren Grund in dem Proceß des leiblichen Organismus. Kennt man doch den Selbstmord auch als Familiendämon. Nimm dir die Sternenklarheit vom heiligen Himmel, bette dich auf ewige Frühlingsblumen, wasine dich mit allen Gründen der Vernunft, knie deine Füße wund im Gebet Tag und Nacht: auch in deine lichtesten Stunden, in deine cultivirteste Heiterkeit, auch in deine Gebete stiehlt sich die fordernde und mahnende Stimme deines Blutes und deines angebornen Naturells, das du unbewußt wie ein stilles Verhängniß mit dir herumträgst, bis sich irgendwie der Knoten deines Menschenlebens auf ungeahnte Weise löst.

In welchem Grade bei Charlotten der leibliche Organismus zu ihrem Entschlusse, freiwillig zu enden, sich gestimmt zeigte, in wie weit zu der geistigen Sehnsucht, sich in die Allgemeinheit Gottes aufzulösen, eine physische Nöthigung sich unbewußt gesellte, läßt sich, wie bei allen Fällen, auch hier nicht so leicht ermitteln; daß die letztere aber vorhanden war, leidet keinen Zweifel. Charlotte war körperlich tief erkrankt. Ihre leiblichen Organe waren von der gereizten Spannung der geistigen, die allein nur ihre Befriedigung suchten und erstrebten, langsam aber sicher ergriffen; ihr Leib war mit ihrer Seele, die sich in den Versuchen, den Gatten zu retten, erschöpft hatte, sichtbar hinfällig geworden. Wo war der Hauch der Liebe, der dies hinzitternde Leben neu beseelte? Wo die sorgsame Hand, die diese zerknickte Blume an eine gesunde Stütze festete? Heinrich wußte kaum, daß noch Jemand außer ihm leiden könne; so sehr war er mit den Augen seines Geistes in sich selbst versenkt. Nur bei der drohenden Auflösung ihres leiblichen Naturells konnte in der Seele dieser Frau das alte Gelüst, das sie früher leise beschlichen, unabweislich mächtig werden. War sie doch nun nicht mehr das frisch blühende Mädchen, deren leicht geflügelte Psyche den dunklen Todesgedanken, der sie früher nur wie ein gelinder Nachthau befiel, eben so schnell von ihren Schwingen abschüttelte. Sie hatte keine irdische Zukunft mehr, an Lebensaussicht bot sich nur ein klägliches Hinsiechen neben einem geistverhüllten Gatten, zu dem ihre Liebe anfangs eine namenlos zitternde Angst, nach und nach eine lähmende Qual geworden war.

Bei alle dem blieb ihr heller Verstand unbesieglich wach; sie wollte nicht überrascht, nicht getäuscht sein, eher sich selbst und die Andern täuschen. Wunderbar genug, daß die Liebe, wenn sie sich an Gefühlen ausgebeutet hat, noch erfinderisch ist im Denken, Grübeln und Erlisten. Sie wollte nun einmal den Mann retten, dem sie vor Gott und Welt für alle Ewigkeit zu eigen gegeben war; alle Umstände sollten sich, so schien es, vereinigen, um der ehelichen Pflicht einmal durch Blut und Todesqual einen seltenen Triumph zu gönnen. Die Bande der Ehe waren zu keiner Zeit in Deutschland so auflösbar wie in der jetzigen. Dies drängt sich, wie mich dünkt, als ein Factum des Tages auf. Nimmt man dazu das als Wahnwitz verpönte Geschrei derer, welche saintsimonistisch die Idee der Ehe vernichten und dem modernen Staatsleben diese Basis fortrücken möchten, so stellt es sich als ein fast mährchenhaft erscheinendes Ereigniß hin, daß in unserer Zeit ein Weib den Opfertod für den Gatten erwählt, nachdem ihre Liebe zu ihm sich an Rettungsmitteln veraemt fühlte. Was will das Geschwätz der Menschen bedeuten: die Gesinnung dieser Frau habe unter den Einflüssen einer gewissen Schule der Zeit gestanden! Man könnte weit eher sagen, in ihrer That habe sich die eheliche Treue bis zur Carricatur ihrer selbst verirrt. Für eine große Idee will ich mich opfern, für den Geist meiner Zeit zum Märtyrer werden, für mein Vaterland willig in den Tod gehen: — für einen Menschen nicht, denn ich achte mich so hoch als ihn. Seele für Seele, Leben für Leben, ist ein Einsatz, den nur die Verläugnung aller Eigenliebe wagt, eine That, die nur das Weib vermag, nur eine Mutter, die dem Kinde die giftgeschwellene Schlangenwunde aussaugt, um sich zu tödten, damit das Geliebte gerettet sei. Charlottens Liebe gränzt an die Treue der indischen Frauen, die ruhig in die Flammen steigen, sobald sie den Gatten todt wissen.

Ich sagte, die weibliche Liebe, die an Gefühlen sich ausgebeutet hat, bleibt doch erfinderisch im klügelnden Verstande. Es liegt eine seltsame Sophistik in dem Gedankenconnex, aus dem Charlottens Entschluß, zu sterben, hervorging. Man weiß, daß Halbwahnsinnige durch einen Schreck, der plötzlich ihre Nerven durchschüttelt, wie ein Nachtwandler, den man beim Namen ruft, zur Besinnung kommen. Charlottens Klugheit war für das Leben erschöpft: sie wagte diesen letzten Rettungsversuch durch den Tod. Hätte sich die Erde unter ihren Füßen still geöffnet, um sie spurlos zu verschlingen, so hätte sie erreicht, was sie wollte. Heinrich sollte erbeben, wenn er sich plötzlich allein sah in der Welt, der ungeheure Verlust sollte ihm die Augen öff-

Digitized by Google

nen über das, was er beſeſſen, die Verworrenheit ſeines Gemüthes über ein nur halb wahres Unglück ſeiner eigenen Natur ſollte der Schmerz über eine furchtbare Wirklichkeit verdrängen. So nur glaubte ſie das Mittel gefunden zu haben, ſeinen Dämen zu bändigen und ſein herumirrendes Gemüth in ſich ſelbſt zu ſammeln. Mit zartem Finger hatte ſie bisher an das Grab ſeiner Bruſt geklopft, ſie hatte ihn gerufen mit der flüſternden Stimme der ſcheuen Liebe: und es war kein lebendiger lichter Geiſt aus der Gruft geſtiegen, ſeine Gedanken wühlten ſich immer tiefer in den feuchten Moder. Nun ſollte die Fauſt des Schickſals anpochen und die lähmenden Bande der Verdumpfung löſen.

Dazu kam dann Heinrich's Traum, den er zehn Tage vor ihrem Tode gehabt. Ihm träumte, ſie wäre vor ſeinen Füßen in den Strom geſtürzt und er habe die rettende Hand nicht nach ihr auszuſtrecken vermocht; der Schmerz, ſie verloren zu haben, ſei aber ſchnell von dem Gefühle, nun frei zu ſein in aller Welt, verſchlungen, und das Bewußtſein der Freiheit habe ihn wie ein neuer Morgenglanz durchleuchtet. Dieſen Traum erzählte er ihr wie Alles und Jedes, ſeine Harmloſigkeit hatte kein Hehl vor ihr, und in die Traumgeſpinnſte ſeines verworrenen Blutumlaufes verwob ſich nun ihr klarer Sinn. Von nun an reifte ihr Plan unauflöslich feſt. Andere Anläſſe kommen als Nebenbezüge kaum in Betracht.

Ein ewiges Planmachen für die Zukunft, ein angſtbeklommenes Hinübergreifen aus dem Nahen und Gegenwärtigen nach weit Entlegenem, war wohl überhaupt für Beide ein troſtloſer Nothbehelf für ihr geiſtig immerfort bedrohtes Zuſammenleben. Bald will man ſich mit Aufgeben der Stellung in der Reſidenz in ein enges Bergſtädtchen flüchten, man will auf den Umgang der vertrauteſten Freunde reſigniren, um ſich mit einer Hamletsſchwermuth, die von einer Nußſchale ſich umſchloſſen wünſcht, in alle Stille zu verkriechen. Bald will man Deutſchland preisgeben und ſich in Rußland niederlaſſen, um aus der Sehnſucht nach der Heimath deutſche Gedichte zu weben. So griff Heinrich mit lärmendem Gedankenſpiel immer excentriſch in die Weite hinaus und wußte die eigentliche Stille für die Werkſtatt des Geiſtes nicht zu finden. Aber das Unglück lag für ihn weder an Berlin, noch an Deutſchland und den Zerwürfniſſen der Zeitſtimmung. Dieſem Stoffe blieb Heinrich's Muſe ſo ziemlich fern; ſein Unglück lag iſolirt in ihm ſelbſt. Ihm hätte ein feſſelloſer Ausſpruch ſeiner innern Nachtgefühle noth gethan; aber um, wie Byron, dem Dämon in Sang und Klang einmal vollauf Genüge zu thun, um der Mänade ſeiner verhüllten Dunkelheit in einem gewaltſamen Dichtererguſſe den Zügel ſchießen zu laſſen, davon hielt ihn wieder eine etwas befangene ethiſch prüde Grundſtimmung ſeines Weſens ab. Nur dann und wann brach ſich eine Gewaltpoeſie und der Todeskrampf ſeiner Verworrenheit in einzelnen Tönen Bahn, aber er konnte kein ganzes, großes Werk voller dämoniſcher Finſterniß ſchaffen, er kam nicht darauf, mit einer Dichtung einmal ſeinen ganzen innern Menſchen von ſich zu ſchleudern. Er fürchtete, in einem ſolchen Rettungswerke unſchön zu reden, und ſo behielt er ſein Weh in Summa zurück, und das ganze, unorganiſch in ihm gährende Elend ſeines Naturells warf ſich auf ſein menſchliches Verhältniß, auf ſein verhülltes Gemüth, auf ſein Stubenleben, — auf ſein Weib.

(Der Beſchluß folgt.)

Neue engliſche Romane.

(Fortſetzung.)

10. Die Prinzeſſin, von Lady Morgan. Ueberſetzt von Dr. G. N. Bärmann. Berlin, Duncker und Humblot. 1835. 3 Bde.

Weniger ein eigentlicher engliſcher Whim als ein Billet von einer ihm unbekannten Perſon beſtimmt den männlichen Helden des Romans, einen „eifrigen Staatsmann," ein „brillantes Parlamentsmitglied," einen „berühmten Redner" und „geweſenen Miniſter des Königs," eine Reiſe nach dem bisher von ihm ganz verachteten Belgien zu machen. Freilich lebte er nicht in Eintracht mit ſeiner genußſüchtigen Frau, und „überdrüſſig, wie er vollauf alles deſſen war, was der Welt angehörte, in der er ſich bewegte, wirkte das Ermuthigende, das Unbeſtimmte, das Geheimnißvolle in der Mittheilung, und die Romantik und die Schwärmerei, wovon die Schreiberin derſelben ergriffen zu ſein ſchien, wie ein Zauber auf ihn. Der Gedanke war anmuthig, daß irgend ein Weſen lebte, welches Antheil genug an ihm nahm, um ſich auf ſo ſeltſame Weiſe gegen ihn zu äußern." Eine Beguine, Malerin, Prinzeſſin und Gott weiß was alles in einer Perſon, erſcheint ihm abwechſelnd überall und ſpielt mit dem ſo geiſtreichen, ſcharf- und eigenſinnigen Staatsmanne Fangball, nachdem ſie ihn, der das alles kaum merkt, von einem Ort zum andern verlockt hat, aus keinem andern Grunde als um der gelehrten Verfaſſerin Gelegenheit zu geben, niederländiſche Bilder und belgiſche Genreſcenen zu malen. Schriftſtellernde Revolutionnairs, Staatsmänner und Deputirte laufen ihm ebenſo in den Weg als die Beguine, um ihm nebſt dem Portrait zu ihren Büchern jeder einen Begriff von der belgiſchen Revolution, an der ſie mitgewirkt haben, zu geben. Was er aber mit dieſem Begriff anfangen ſoll, davon iſt ſo eigentlich nicht die Rede. Durchführung und Schluß des Romans bleiben ſämmtlich unbefriedigend, nur von der Anlage ließ ſich etwas erwarten. Wann die geheimnißvolle Beguine wieder erſcheinen wird und was überhaupt folgen muß, weiß man ſo ziemlich vorher. Die geiſtreiche Oberflächlichkeit, die von allem zu reden weiß, und die preciöſe Affectation einer in der That vielgewandten und erfahrenen Frau, das iſt das einzige, welches uns von der Lection des Buches übrig bleibt. Das beſte aber ſind noch die Schilderungen der Frauen, während die Charak-

Digitized by Google

tere der Männer gänzlich mißlungen sind. Dafür aber gibt uns Lady Morgan wieder manchen treffenden Blick in das neue nach Genuß und Glanz jagende Gesellschaftsleben der Aristokraten Englands mit seiner grenzenlosen Pruderie, das wir jedoch mit wenigen Ennui schon aus den Briefen eines Weltumherschweifenden kennen gelernt. Diese Aristokratie Englands, für welche Lady Morgan mit der „Feder von Perlmutter und Gold" schreibt, und von welcher sie begierig gelesen wird, hat ihr einen Namen gemacht — wir Deutschen lesen und schwatzen begierig nach. B—k.

---

11. Lebensbilder aus beiden Hemisphären. 3r. Thl. Ralph Doughby's Esq. Brautfahrt: Fortsetzung der transatlantischen Reiseskizzen. Vom Verf. des Legitimen ꝛc. Zürich, Orell, Füßli u. Comp. 1835.

Unbedingt darf man diese Fortsetzung oder besser dieses Gegenstück zu den „transatlantischen Reiseskizzen" für das Beste halten, was aus der Feder des namenlos berühmten Verfassers geflossen ist. Wie in dem früheren Werke ein philosophisch-geläuterter Louisianer sich eine Frau sucht und sich Körbe, aber endlich auch eine liebenswürdige Braut heimholt, so läuft hier ein unbedachter heißblutiger Kentuckier mit seinen bereits gesammelten Körben, als wären es Schanzkörbe, Sturm auf seine Auserwählte und führt die erworbene Braut heim, nachdem er die durch sein stürmisches und rohes Wesen gegen ihn erbitterten Feinde, worunter der Vater des Mädchens, ein eingewanderter Franzose, die Hauptperson, durch seine Gutmüthigkeit entwaffnet hat. Der treffliche Humor, mit dem Personen und Begebenheiten geschildert sind, ist unmittelbar aus der Natur hervorgegangen und nicht erst durch den Stachel überfeinerter Bildung aufgereizt. Reich und glänzend sind die Naturschilderungen, scharf und lebendig die der Sitten und Charaktere. Aber wie die Natur großartig neu und überraschend, so sind auch Sitten und Charaktere ganz andere als die, in denen und mit denen wie Europäer zu leben gewohnt sind. Der Verfasser gibt uns Originale, die von der Civilisation noch nicht ab- und bündgeschliffen sind. Unseren gewöhnlichen europäischen, deutschen oder sächsischen Maßstab dürfen wir nicht an sie legen, der möchte zu alt, zu klein oder zu philisterhaft sein, wir müssen den neuen eines neuen Welttheils suchen. Durch die Werke unseres durch und durch americanisch gesinnten Verfassers wird uns gar oft die grelle Wahrheit mancher Schilderungen der Misseß Trollope bestätigt; nur versetzt uns der Americaner auf einen Standpunct, von dem aus unser Urtheil über die americanischen Zustände wie durch Autopsie gesichert wird. Madame John Bull und ihr comfort konnten sich nicht in die natürliche Regsamkeit und den Bürgerstolz Americas finden, und ich selbst, der ich als Deutscher um alles in der Welt von gewissen sentimentalen Gefühlen nicht loslassen möchte, zweifle, ob ich mich in einem Lande so recht herzlich behaglich fühlen würde, von dem ein ächter Americaner in vorliegendem Buche mit Stolz rühmt: „Unsere Freundschaft, unsere Liebe, unsere Achtung, und was weiß ich alles, wollen alle gewissermaßen basirt sein, und das so solid als möglich. Ein respectables Haus ist bei uns diese Basis, auf der Freundschaft und Liebe fußen. Ohne dieses, das uns erst bei unsern Mitbürgern Sitz und Stimme verleiht, gelten Kenntnisse und Tugenden, Liebenswürdigkeit und Adel **wenig** oder **gar nichts**."

Wir Europäer, wir Deutsche wenigstens, haben wenig Schriftsteller aufzuweisen, die eine solche Vertrautheit mit allen Verhältnissen ihres heimischen bürgerlichen Lebens besitzen als unser unbekannter Deutsch-Americaner, der das Land, wo er vielleicht früher ein höheres Amt bekleidet hat, nach allen Beziehungen hin kennt. Er ist ein Deutscher von Geburt oder Abstammung, davon geben seine Werke, vorzüglich wieder das letzte, unverkennbar Zeugniß. Dieser americanisch-deutsche Styl ist ein ächter, ursprünglicher, und durchaus nicht der einer Uebersetzung. Ueberhaupt finden wir das vorliegende Werk ausgearbeiteter und abgerundeter im Styl als irgend eines der früheren, was wohl beurkunden mag, daß der Verfasser jetzt in einem Lande lebt, wo die deutsche Zunge redet, sei es die Schweiz oder Deutschland selbst. B—k.

(Die Fortsetzung folgt.)

Correspondenz.

Aus Paris. (Beschluß.)

[Journalistik.]

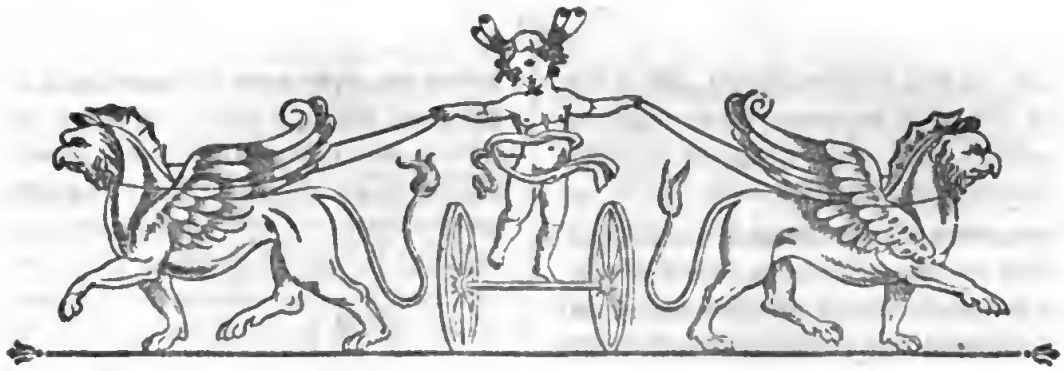
Heute Abend versammelt sich zum diesen Winter zum ersten Male die hohe elegante Welt im Napoleon'schen Stadthaussaale, um darin zum Vortheil der armen Leute zu — tanzen. Man sagt, die Königin selbst gehöre zu den Damen patronnes, die die Beiträge sammeln und die Karten austheilen, und der ganze Hof werde die Feier mit seiner Gegenwart beglücken. Ich hoffe, daß sich der Wohlthätigkeitstrieb bald in der großen Oper und dem Saale Ventadour wiederholen wird. Dann habe ich das Schauspiel etwas bequemer und brauche nicht in die engen glatten Steaken der Cité mein theures Leben aufs Eis zu führen. Seit ich Paris kenne, hat es nicht so gefroren wie jetzt, die Bajaderen an der Börse und auf dem Boulevard müssen reinweg banquerott machen. Dazu liegt ein dicker londoner Nebel in den Straßen, der nach Gas und holländischer Bouillon riecht. Zum Verzweifeln.

Die literarisch-belletristischen Revues haben in ganz Frankreich einen Vorsprung vor den großen politischen Journalen gewonnen, wie ich dies als die nächste Folge der drakonischen Gesetze vorher anzeigte. Nicht mehr lange wird es dauern, so hat jede Provinz die ihrigen, und somit zum ersten Male ein Journal, das fürs ganze Land Interesse hat. Je gröber und verwegener die Presse sein durfte, desto eher konnte eine seichte Brutalität dem Volke imponiren. Die Politik war der Tummelplatz der größten Mittelmäßigkeit, das Talent war unter ihre Füße gekommen. Das ist nun anders. Ich kann Ihnen gar nicht sagen, wie unter aller Erwartung schlecht und gehaltlos jetzt die meisten Drei-Spalten-Blätter sind, ihre Redacteuren liefern den augenscheinlichsten Beweis, daß sie nur gerade so viel gelernt hatten als ein Papagei oder Canarienvogel, dessen Liedchen auf eine Orgelwalze gesetzt worden. Was ist mir das für ein Publicist, der nichts zu sagen weiß, wenn nichts geschieht! Paris ist aber voll dergleichen.

Da nun aber die Sachen einmal so stehen, so waren die strengen Maßregeln wider die Presse um so weniger nöthig, vorausgesetzt, daß Europa wirklich so bewegungslustig geworden, als man angab. Die Ausgelassenheit des Geistes stand im Zenith, sie mußte zurückfallen wie in England, wo die Presse nichts mehr schaden, aber viel nützen kann. Ich sehe es kommen, daß die Regierung selber zurückkehrt von ihrer Strenge, um nicht am **kalten** Fieber der Ideen zu sterben. Einige Schritte dazu hat sie schon durch die Wiederaufnahme der polnischen Frage gethan. Wie ich höre, könnten die pariser Journale von großem Kaliber am ersten Januar leicht allein 4000 Abnehmer verlieren. Das ist ein halber Banquerott. Die Industrieanzeigen sind ihre größten Ressourcen.

In den Theatern sind seit meinem letzten Briefe ungefähr zehn neue Vaudevilles erschienen. Unter andern ist auch Don Quirote, oder die Hochzeit des Camacho, auf dem Boulevard aufgetaucht. T.

Digitized by Google



Zeitung für die elegante Welt.

Freitags — 11. — den 15. Januar 1836.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Merck — Mephistopheles — Wiesel.

Für den Mephistopheles in Göthe's Faust hat dem Dichter, nach dessen eigenem Bekenntnisse, sein Freund Merck die Hauptzüge leihen müssen. Die Charakterschilderung dieses Mannes in Göthe's Leben gibt uns ein eben so klares Bild aus der Wirklichkeit, als das der Dichtung einverleibte durch ideale Züge kräftig und anschaulich ist. Daß es mit der aufgebürdeten Aehnlichkeit und Rolle so schlimm nicht gemeint sei, erkennen wir auf den ersten Blick; der humoristische, weltkluge, humane Teufel ist fast kein rechter Teufel mehr, und zu diesem Mephistopheles gesessen zu haben, heißt noch lange nicht, er selber sein. Wir sehen aus den jetzt bekannt gewordenen Briefen an Merck*), durch deren Herausgabe Herr Dr. Karl Wagner in Darmstadt sich ein großes Verdienst um die Literatur erworben, daß Merck in der That ein höchst achtbarer, rechtschaffener, in vielen würdigen Verhältnissen angesehener und einflußreicher Mann war. Nach diesen neuesten Zeugnissen allein sollte man beinahe glauben, ihm fehle das Meiste zu jener Aehnlichkeit, und er sei mehr der redliche, strebsame, meist vergeblich abgemühte, oft leidende Biedermann des achtzehnten Jahrhunderts, als der beißende, scharf sondernde und verneinende, Welt und Phantasie höhnend verzehrende Geist jenes wundervollen Gedichts. Aber nach anderweitiger Kenntniß dürfen wir nicht zweifeln, daß die Schilderung, welche Göthe von ihm entwirft, in allen ihren Zügen und Farben durchaus die richtige sei; diese würde nur um so lebhafter hervortreten, wenn uns die eignen Briefe des Mannes nun auch vor Augen lägen; manche Bruchstücke, von denen wir Kunde gehabt, bestätigen dies vollkommen. Auch seine persönliche Erscheinung, der Eindruck seines Wesens, das Unheimliche, bisweilen Tigerhafte seines Blicks, wovon Göthe spricht, und dem das in Lavater's Physiognomik aufbewahrte Profil wenigstens nicht widersprechet, ist uns von Personen, die ihn noch gekannt haben, völlig so angegeben worden, wie in jener Schilderung. Genug, Mephistopheles-Merck wird als ein eigenthümliches Menschengebild aufzufassen bleiben, dessen Betrachtung und Darstellung man versucht sein wird, in seinem zwiefachen Gebiete, der Wirklichkeit und der Dichtung, oft zu wiederholen, und abwechselnd bald die eine, bald die andere Seite überwiegen zu lassen. „Solche Käuze," in welchen die menschliche Vielgestalt zu den wunderlichsten Schnörkeln ausläuft, sind überhaupt selten, und müssen, weil sie doch unsere eignen Räthsel mitenthalten, immer einen besondern Reiz auf uns ausüben, so oft sie uns begegnen.

Daher dürfen wir wohl einige Neugier ansprechen, wenn wir zu dem Mephistopheles-Merck einen zweiten Gesellen aus dem Leben greifen, der dem dichterischen Bilde zwar keine Züge leihen konnte, aber nichts destoweniger durch

*) Briefe an Johann Heinrich Merck von Göthe, Herder, Wieland und andern bedeutenden Zeitgenossen. Mit Merck's biographischer Skizze herausgeg. von Dr. Karl Wagner. Darmstadt, Diehl. 1835. LX u. 522 S. gr. 8.

Digitized by Google

seine Gestalt und Eigenheit dieses tragen hilft, und zu dem bisher einsamen Merck gleichsam als ein Bruder in Mephistopheles, herantritt, als eine neue Bekräftigung der Aechtheit und des Bestandes der ganzen Gattung!

Der Mann, dessen wir hier gedenken, hat weder im Weltleben noch in der Literatur sich einen Namen gemacht, doch war seine Persönlichkeit überall bedeutsam und oft einflußreich. Der Mangel alles productiven Talentes würde ihn gegen Merck in Betreff der Namhaftigkeit nicht so sehr in Nachtheil stellen, denn alle vielfache literarische Thätigkeit wie der Name des Letztern wären untergegangen, wenn Göthe nicht von ihm gesprochen, seiner Eigenheiten rühmlich gedacht, und so den Weg eröffnet hätte, auf dem wir seinen vertrauten Lebens- und Geistesverkehr auch mit andern wichtigen und werthen Zeitgenossen glücklich gefunden haben. Aber ein so bereites und thätiges Talent, wie wir in Merck anzuerkennen haben, macht für den Menschen selbst, der es besitzt, einen großen Unterschied; er findet darin eine Stütze, einen Trost, eine Kraft, die ihn immerfort erhebt, eine Abwehr des Gemeinen und Schlechten, das fast immer nur von denjenigen Seiten her den Menschen überschleicht, wo er arm und dürftig keine Gabe entgegenzuhalten hat. In dieser Beziehung hatte also dennoch Merck durch seine literarische Seite, so wenig sie auch selbstständige Geltung nach außen hat erlangen können, einen ungeheuren Vorzug vor Wiesel, — so heißt der Mann, von dem wir zu reden haben.

Wiesel war ein Berliner, geboren um das Jahr 1770, aus der Zeit Friedrich's des Großen, deren Bildung und Sinn für diejenigen, welchen nicht Arbeit und Anstrengung auferlegt war, sich als ein bequemes Lebenselement gefällig genug darbot. Aus wohlhabender bürgerlicher Häuslichkeit kam der Knabe früh in das Philantheopin nach Dessau, wo die damals neuesten Erziehungskünste den Menschen in seiner beschränktesten Auffassung gerade recht menschlich zu entwickeln meinten. Die Universitätsstudien machten ebenfalls nur schwache Forderungen. Ausgebildet und selbstständig genug, um sich so zu fühlen, kehrte der junge Mann in das reiche Leben der üppigen Hauptstadt heim.

Zu keinem Erwerbe gedrängt, von den Ehren des höhern Standes nicht angezogen, ersah er bald die lockenden Mittelräume der Geselligkeit, des Wohllebens der geistigen und sinnlichen Ergetzungen, wo alle Stände sich begegnen und um der genußreichen Annehmlichkeit willen alle andern Rücksichten ganz vergessen. Diese Art, mit den Höchsten und Bedeutendsten sich gleichzustellen, Unterhaltung und Genuß auszutauschen, war ihres nächsten Gewinnes fast sicher, und verfehlte selten noch andern Erfolgs. Um keine Laufbahn bekümmert, den Ehrgeiz, sofern er beschränkt und hemmt, von sich weisend, den Reichthum selbst nur als dienstbar schätzend, die Liebe verachtend, wo sie den Genuß versagen oder überschreiten will, kannte Wiesel so wenig unglückliche Entbehrung als glückliche Befriedigung. Er würde ein leeres und trauriges Leben geführt haben, wäre nicht seinen dürftigen Gemüthsanlagen sein Geist zu Hülfe gekommen. Er hatte das Bedürfniß, zu denken, die Bewegungen, die vor seinen Augen vorgingen, zu erforschen, ihre Verhältnisse und Gesetze einzusehen, die Mangelhaftigkeit aller menschlichen Dinge sich klar zu machen. Sein scharfer Verstand ruhte nicht eher, bis er überall die Vorurtheile und Einbildungen durchbrochen, die Täuschungen vernichtet, und als letztes Ziel in jeder Sache das Ergebniß erreicht hatte, wie schlecht es mit dem Menschen bestellt, wie wenig er irgend eines höhern Gutes werth und fähig sei. Diese Einsicht immer aufs neue zu gewinnen, auf diese Verneinung in sich und Andern loszuarbeiten, war ihm das höchste Vergnügen, in welchem er das Selbstgefühl seiner Ueberlegenheit, seiner unbesiegbaren Klugheit genoß, in welche allein er den höchsten Werth setzte.

Diese Klugheit leuchtete ihm denn aber auch wirklich aus den Augen und veredelte und erheiterte seine ganze Physiognomie, die sonst eben nicht günstig ausgestattet war. Wie Göthe seinen Freund Merck beschreibt, lang und hager von Gestalt, doch wohlgebaut und von anmuthigen Gliedmaßen, eine hervordringende spitze Nase, helle ins Graue spielende Augen, ein grausamer, zerreißender Blick, so muß man sich auch Wiesel denken, dessen ganzes Gesicht überdies noch schrecklich von den Blattern mißhandelt war. Allein recht im Gegensatze dieses Aeußern hatte er einen sanften Wohllaut der Stimme, ein strömendes Feuer der Rede, und wenn er Gegenstände besprach, die seinen Antheil erregten, oder mit Personen zu thun hatte, die ihm nicht gleichgültig waren, so wußte er in den mannichfachsten Wendungen, als Scherz, als Witz, als geschlossene Beweisführung, als heitere Darlegung, eine Macht des Verstandes zu entfalten, eine Wärme der Theilnahme hervorzubringen, daß er durch sich selbst bestechend wirkte, den oft bittern Inhalt seiner Behauptungen durch den Zauber seiner Beredtsamkeit meist vergessen machte. Da er durchaus von guter Lebensart war, die feinsten Formen beobachtete, nie gehässig noch unartig

Digitized by Google

ausbrach, nnd alles Imponirende des schärfsten nnd schnödesten Uebermuths nnr im Hintergrunde hielt, so wirkte er anch auf die Frauen mit ungemeiner Gewalt, und selbst in seinen spätern Jahren zog er noch ihre Aufmerksamkeit und Neigung lebhaft an, er gefiel sogar jnngen Mädchen, und es ist die Frage, ob die Mephistopheles-Natur auch in dieser Erscheinung für Gretchen abschreckend hätte bleiben müssen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Weibliche Charaktere.

Von F. G. Kühne.

5.

Charlotte Stieglitz.

(Beschluß.)

Mit den zartesten Fittichen der Liebe kam sie nun an und wollte ihm das Nachtgeflügel des irren Unglücks von den Schläfen scheuchen; gerungen hat sie sich die Hände wund, um Heinrich's Dämon, den er in seinen Gedichten nicht loswerden konnte, zu bezähmen, gebetet hat sie lange Nächte, gedacht, geklügelt, gebangt die längsten Tage hindurch, wenn Heinrich wie ein Verfehmter nnd mit Fluch Beladener herumschlich, — bis alles Lieben, Beten, Denken und Bangen, bis alle Qual der langen Jahre sich in dem Entschlusse zusammendrängte, sie müsse den an Liebe Verwöhnten hinaus ins Leben treiben, durch eine ungeheure That die verschlungenen Bande für sich und ihn lösen, ihn preisgeben an die Wogen des Schicksals, denn das Unglück, dachte sie, wird ihn auf sich selbst besinnen machen, nachdem sich die Liebe lebenssatt nnd todmüde abgerungen hat in Versuchen aller Art.

Das war der Ausgang ihres Liebens, ihres Denkens und ihrer Verzweiflung. Und die Liebe that endlich ihr sternenlichtes Kleid von sich und hüllte sich in ein nachtdunkles Gewand. Sie stählte ihre schwachen, zarten Glieder, in ihrem Auge erlosch das milde Licht vor der Wetterwolke des Grames, nnd in ihrer Hand die scharfe Waffe, sah die Liebe nicht mehr aus wie süße Liebe, sondern wie bitterer Groll. Als wir um die Hülle der Entseelten standen, sahen wir wohl den seltsamen Zug um die schöne bleiche Lippe. Das war nicht Liebe mehr, oder es war die Liebe, die sich vom Leben verächtlich abwendet, nachdem sie ans Leben alle ihre Schätze vergeblich verschwendete.

Hier brechen meine Gedanken ab, weil sie sonst gegen sich selbst gekehrt sein müßten, wie dort die Liebe abbrach, als sie die gewaffnete Hand gegen sich selbst wandte. Für den Dichter aber, der das Ereigniß überlebte, hat wohl kein Sterblicher auf seiner Zunge das geeignete Wort. Hat ihm doch Charlotte in dem, was sie ihm schriftlich hinterließ, das Beste selbst gesagt:

„Unglücklicher konntest Du nicht werden, Vielgeliebter! Wohl aber glücklicher im wahrhaften Unglück! In dem Unglücklichsein liegt oft ein wunderbarer Segen, er wird sicher über Dich kommen. Wir litten Beide ein Leiden; Du weißt es, wie ich in mir selber litt. Nie komme ein Vorwurf über Dich; Du hast mich viel geliebt. Es wird besser mit Dir werden, viel besser jetzt. Warum? Ich fühle es, ohne Worte dafür zu haben. Wir werden uns einst wieder begegnen, freier, gelöster! Du aber wirst noch hier Dich herausleben, nnd mußt Dich noch tüchtig in der Welt herumtummeln."

Und auf diese letzten Worte waren ihre Thränen am heißesten gefallen.

Journalschau.

[Berlin und Athen, eine Zeitschrift von L. Rellstab.]

Rellstab hat seinem „Berlin" noch einen Flügel angebaut, der dem ersten Anschein nach zur Hauptfaçade des Gebäudes etwa eben so gut zu passen Miene macht wie Mondschein zu einer Butterfemmel, wie Honig vom Berge Hymettus zu Weißbier an der Spree, oder dgl. Wäre Jemand in der Hauptstadt Baierns auf die Idee gekommen, eine Zeitschrift „München und Athen" zu benamsen, so leuchtete das mehr ein, weil in Baiern viel hellenisirt und in Hellas viel gebaiert wird. Es wäre ein hübsches Journalinteresse, in München fortwährend die griechische Cultur in den Bauten, und in Griechenland die baierschen Bierbrauereien zum laufenden Gegenstande einer parallelisirenden Aufmerksamkeit zu machen; in Baiern wird eben so viel griechisch gebaut, als in Griechenland baierisch gebraut. Berlin und Athen läßt sich nur in demselben Sinn an einanderrücken als Deutschland und Griechenland (das alte nämlich) überhaupt. Und in dieser Hinsicht hat es dieselbe Bedeutung, wie man Modernes und Antikes zur gegenseitigen Beleuchtung parallelisirt. Hr. Rellstab hat es nicht ausgesprochen, daß er es so meint; wir schieben ihm also auf eigne Rechnung dieses Motiv unter. So gewinnt der scheinbar barocke Einfall eine Art Hand und Fuß, und in diesem Falle lassen wir uns Berlin und Athen als zwei Repräsentanten des Modernen und Antiken gefallen. Läßt sich doch nicht läugnen, daß wir im modernen Leben ohne Rückblick auf das Alterthum nie ausgekommen sind, weder in der Sphäre der gewöhnlichen Schulbildung, noch in irgend einer Kunst oder Wissenschaft, noch — im Staatsleben! Nein, hier verbittet man sich alle Amalgamation mit dem Antiken, und darum steht das moderne Staatsleben so weit hinter den andern Kreisen des civilen Lebens zurück, während in Literatur und Kunst sich die Ideenverschwisterung mit ihren Gegensätzen und ihrer Durchdringung mannichfach vollzogen hat. In Göthe hat sich diese Immanenz des Classischen mitten in Blut und

Digitized by Google

Seft des christlich Modernen am tiefsten und reinsten bethätigt; darum ist Göthe's Erscheinung ein Centralpunct für die Geschichte der modernen europäischen Cultur. „Weimar und Athen" wäre damals ein hübscher Journaltitel gewesen. Aber auch Berlin hat wesentlichen Antheil an der Incarnation des Griechischen im deutschen Lebenskörper. Hat nicht Friedrich August Wolf dort gelehrt? Schleiermacher dort den Plato übersetzt? Schinkel seine Tempel dort aufgeführt? — Berlin und Paris ließen sich sehr gut zu einem Journaltitel aneinanderrücken, wenn man an die erste industrielle Cultur denkt, welche französische Emigranten unter dem großen Kurfürsten nach der Mark brachten. „Berlin und Paris" läßt sich hören, wenn man an Stahr's Gallimathias glaubt, wonach Preußen in der Weltgeschichte die Aufgabe hat, die Ideen des europäischen Westens mit denen des europäischen Ostens zu vermitteln; obschon sich nach Stahr's Ansichten noch eher unter dem Titel: „Berlin und Petersburg" ein Journal führen ließe. Aber Paris läßt sich an Berlin ansetzen, wenn man an den großen Friedrich und — an den winzigen Angely denkt. Auch dieser arbeitete im Sinne dieser Verwandtschaft.

(Der Beschluß folgt.)

Correspondenz.

Aus München.

[Des Königs Reise. Die Griechen in München und in der Heimath.]

Seit meinem letzten Schreiben hat sich in München so Manches verändert. Sein König hat es verlassen, um einen geliebten Sohn wiederzusehen und ihn mit Rath und That zu unterstützen. Wer sich überzeugen will, daß es kein Kleines ist, Herrscher von Griechenland zu sein, der darf nur die sich hier aufhaltenden Griechen beobachten. Alle entflammt der Parteienhaß, sie intriguiren gegen einander, als wenn sie sich im Vaterlande befänden und es sich um die Existenz handelte. Ein Versuch des Directors des griechischen Instituts, die strenge deutsche Schuldisciplin einzuführen, scheiterte theils durch den sich schon in den Knaben verkündenden Sinn zur Opposition, theils durch die Abneigung, die er als Phanariot bei seinen Zöglingen genießt. Und eben dieser Name ist es, welcher auch in Hellas das Feuer schürt. Dort nämlich, wie in Corsica, gibt es eigentlich kein Volk, sondern so viel als mächtige Familien, an die sich die schwächeren anschließen, so viel Völker kann man auch annehmen, die, zwar durch ein und dieselbe Sprache verbunden, sich doch gegenseitig anfeinden und verfolgen, wie in den Zeiten des Homerischen Griechenlands und der Sieben vor Theben. Jetzt, wo ein geordneter Zustand eingetreten ist, kann dies nicht mehr auf blutige Weise geschehen, aber man hat sich für den offenen Kampf den heimlichen der Intrigue gewählt. Gegen eine Partei haben sich die übrigen alle vereinigt und scheinbar ausgesöhnt. Man haßt sie ihres frühern Uebermuthes gegen Unterdrückte, ihres Sklavensinnes und ihrer Kriecherei wegen in der Periode türkischer Zwingherrschaft. Sie hat sich von der Pforte oft durch die erniedrigendsten Mittel Adelsdiplome und Würden verleihen lassen, die sie nun in einem Lande geltend zu machen sucht, wo die Grausamkeiten eben dieser despotischen Regierung noch im frischen Andenken sind. Ferner glaubt man sie als Günstlinge einer Macht, deren Einfluß von den Meisten so gescheut wird, daß ein Meuchelmord entschuldigt wurde, weil das Opfer mit ihr Verbindungen zu haben schien. Kurz, wie wir es früher schon Gelegenheit hatten zu beobachten, das Geschlecht der Phanarioten wird von der Nation als das der Apostaten griechischen Namens angesehen, und es ist ein ganz ähnliches Verhältniß wie unter den slavischen Völkern mit den Moldauern und Walachen. Man sage Ungarn, Polen, Böhmen, Russen, sie sollen Beherrscher aus den Fürstenthümern bekommen, einen Hof daher und unabhängig sein oder im Gegentheil in harter Beschränkung leben, und wir sind überzeugt, sie werden dem Widerwillen die Freiheit opfern. Und aus eben diesen Gründen werden auch die Reibungen im Peloponnes und Morea fortdauern, solange nicht die eingewanderten Phanarioten ihre Titel aufgeben, die Stammbäume vertilgen und, von Staatsgeschäften entfernt, nur als friedliche Gutsbesitzer leben. Ja es wäre der Regierung sogar anzurathen, mit Verleihung von Aemtern an sie zurückhaltend zu sein, da die Acten und Berichte der Gesandtschaften zu den verschiedensten Zeiten am Hofe von Stambul es beweisen, wie oft ihr unruhiger Geist allein Ursache war, daß die übrigen europäischen Mächte in ihren freundschaftlichen Verhältnissen mit den Osmanen gestört wurden. Wenn später die Cultur und feinere Sitten in Grächen mehr Eingang finden, dann verschwinden auch Vorurtheile, Gebräuche und Sitten, die für dieses Land das sind, was für Deutschland einst das Faustrecht war. Ich glaube, diese kleine Abschweifung von München nach Athen nicht ganz am unrechten Orte, indem man hier täglich, trotzdem daß so viel Baiern Griechenland kennen lernten, bemerken kann, daß der größere Theil der für dasselbe sich Interessirenden so wenig klare und richtige Ansichten über seine Zustände und Angelegenheiten hat, und wie die meisten Zeitungsschreibenten dazu beitragen, die falsche und mitunter recht lieblose Beurtheilung der Griechen zu vermehren. Der wittelsbacher Otto-Stamm, der einst Hinterlist und schreiende Ungerechtigkeit mit tödtlichem Zorne strafte, wird sicher auf dem neuen Thron die erstere nicht schützen, sondern ihr ein unerbittlicher Feind werden, und wenn sie neben dem königlichen Sessel stände, aber auch die letztere duldet er nicht aufkeimen zu lassen, denn der junge Donnast ist der Sohn eines Vaters, der unter seinen Unterthanen wie der Vater unter seinen Kindern geht. Daher soll auch die Milde eine Krieg und Fehde gewohnte Nation allmählig für Gesetzlichkeit und Ruhe gewinnen. Der halbgegohrene Wein, heißer Sonne Erzeugniß, wirft den Pfropfen, der ihm die Freiheit versperrte, weit von sich und schäumt und braust noch lange fort, bis die Perlen kleiner und kleiner werden, und endlich krystallhell der edle Rebensaft vor uns steht. Und wie darf der kalte überlegende Nordländer den Maßstab seiner Natur an die des Südens legen, sich der Bedachtsamkeit rühmen, da sein Blut fünf Monate im Jahr auf dem Gefrierpunct steht! —

Seine Majestät hatten eine überaus günstige Fahrt, wie sich in dieser stürmischen Jahreszeit fast keiner der ältesten Seefahrer erinnern kann. Das Meer war glatt und ruhig, als wenn es gefühlt hätte, welches Gut man ihm anvertraute, und blieb es, obschon der König den weiteren Weg ums Cap Matapan vorgezogen. Eine feine Aufmerksamkeit von den Engländern war es, daß, als der hohe Gast die für ihn eingerichtete Cajüte betrat, daselbst Wohn- und Schlafzimmer ganz dem ähnlich in der hiesigen neuen Residenz fand. Wie man hört, ist es die Absicht Seiner Majestät, auch die Schönheiten Constantinopels kennen zu lernen. Es muß ein erhebendes Gefühl sein, die Hauptstadt der Paläologen zu betreten, deren Krone und Scepter in der Hand des Sohnes ist. Leitet den deutschen Fürsten wohl nicht eine Ahnung, daß seine Enkel auf der ecclesia Sophiae das Kreuz wieder herstellen werden, das der Halbmond verdrängte! — —

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Zeitung für die elegante Welt.

Sonnabends — 12. — den 16. Januar 1836.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Mrs. Jameson über Rauch, Fr. Tieck und Schwanthaler.

(Aus ihren Reiseskizzen.)

Neben Dannecker in Stuttgart sind Rauch und Christian Friedrich Tieck in Berlin, nebst Schwanthaler in München, jetzt die berühmtesten der lebenden Bildhauer Deutschlands. Rauch ist Hofbildhauer, hat, wie Dannecker, seine Professorstelle, seine Orden und mehrere Stellen im städtischen Gemeinwesen, was ihn aber alles nicht hindert, seiner Kunst zu leben und sie in genialen Schöpfungen zu verherrlichen. Das Monument der hochseligen Königin von Preußen wird für sein Meisterwerk gehalten, und steht auch wirklich in der Geschichte der neuern Skulptur ohne seines Gleichen da. In der Auffassung, wie in der Ausführung, erscheint es als eine Inspiration der Liebe und des Schmerzes, wie dieselbe von dem Künstler zu erwarten war, den treue Ergebenheit und wärmste Dankbarkeit in ganz besonders hohem Grade an die königliche, von allen ihren Unterthanen fast angebetete Frau knüpfte. Er vollendete dieses Werk in Carrara selbst, und ein lebendiger in den Apenninen gefangener Adler war das Vorbild zu dem herrlichen Nachbilde, welches er mit unnachahmlicher Kunst an dem Fuße des Monumentes angebracht hat. — Im Verlaufe von 25 Jahren hat Rauch 69 Büsten und Statuen, worunter 20 kolossale, angefertigt. Der erste Rang unter denselben gebührt vielleicht der kolossalen Statue des Fürsten Blücher, welche, in Breslau in Bronze ausgeführt, auf einem Fußgestelle von Granit ausgestellt worden ist. Eine andere Statue Blücher's, gleichfalls in Bronze von demselben Künstler ausgeführt, steht in Berlin, und ist besonders auch wegen der schönen Reliefs am Piedestal ausgezeichnet. Ueberhaupt ist Rauch genöthigt gewesen, Generale und Feldmarschälle aller Art zu modelliren, was ihm bei der Unbedeutendheit der Köpfe und den steifen Formen der modernen soldatischen Kleidung nicht immer eine leichte Aufgabe war, die sein Talent jedoch stets glücklich löste. Ich habe einige seiner Büsten gesehen, die in der That bewundernswürdig sind. In Peterstein bei München sah ich die Statue eines kleinen, ungefähr 10jährigen Mädchens, die mich durch ihre Einfachheit, Wahrheit und Zierlichkeit an Chantrey's Lady Louise Rouffell (in Woburn-Abbey), obgleich sie in Auffassung und Manier ganz eigenthümlich ist, erinnerte. Göthe in ganzer Figur, in seinem Ueberrocke, wovon eine Anzahl von Abgüssen und Kopien in ganz Deutschland sich findet, ist auch von Rauch.

Friedrich Tieck ist der langjährige und vertraute Freund Rauch's. Sie leben oder lebten unter demselben Dache, und nie hat man gehört, daß jemals auch nur einen Augenblick Eifersucht oder Künstlerneid die Freundschaft zwischen diesen beiden berühmten, hochbegabten Männern störte, welche, fast zu gleicher Zeit geboren*), ihre glänzende Künst-

*) Christian Rauch wurde geboren im Jahre 1777; Friedrich Tieck im Jahre 1776.

Digitized by Google

lerlaufbahn mit einander gleichen Schrittes gemacht und, wie auch die Welt oder die Nachwelt über das eigenthümliche Verdienst eines jeden von ihnen richten mag, doch dazu bestimmt scheinen, Hand in Hand in den Tempel der Unsterblichkeit zu treten. Tieck's Werke findet man in ganz Deutschland zerstreut. Seine Statue Necker's, seine Büsten der Mad. Staël und ihres zweiten Gatten, Rocca, die des Herzogs und der Herzogin von Broglie und A. W. Schlegel's habe ich gesehen; alle, namentlich die der Herren Rocca und Schlegel, sind ausgezeichnet schön. Später sah ich viele seiner Arbeiten in München, Dresden, Weimar, und in Mannheim die Büste der Frau von Heiggendorf voll Schönheit, Leben und Ausdruck *). In Berlin ist Tieck mehrere Jahre mit Entwurf und Ausführung der Bildhauerverzierungen am neuen Theater beschäftigt gewesen, unter denen ein kolossaler Apoll, ein Pegasus, unter dessen Huf die Quelle am Helikon aus dem Felsen sprudelt, die kolossalen Musen und mehrere andere mythologische Darstellungen mit Recht bewundert werden. Doch hält man, wenn ich nicht irre, seine sitzende Statue Iffland's, des deutschen Garrik, für eins seiner Meisterwerke. Uebrigens wurde auch er, wie Rauch, von der Regierung benutzt und beauftragt, durch seine Kunst das Andenken der Feldherren zu verherrlichen, in welchen das dankbare Vaterland die Retter seiner Freiheit und Selbstständigkeit im letzten Kriege verehrt.

Schwanthaler, der Sohn eines Bildhauers in München, ist noch ein junger Mann, und seine Arbeiten erregten erst im Jahre 1823 die Aufmerksamkeit der Kenner. In geistreicher und lebendiger Auffassung, in schöpferischem Talente und in einem zarten classischen Gefühle für seine Kunst scheint er mir in die Fußstapfen unseres Flarman's zu treten, dem er auch als gründlicher Kenner der Sprachen des classischen Alterthums gleich ist, indem er, wie jener, die Begeisterung für die Vorwürfe seiner Kunst aus den Quellen der griechischen Poesie unmittelbar geschöpft hat. Sein Basrelief einer Seeschlacht nach Homer, seine griechischen Spiele, seine Entwürfe nach der Theogonie des Hesiod und eine Menge anderer Arbeiten, die ich von ihm sah, schienen mir eben so geistreich aufgefaßt als in reinem und kräftigem Style ausgeführt zu sein. Namentlich verdienen aber noch die Basreliefs in weißem Stuck auf mattem Golde erwähnt zu werden, welche die großartigen Verzierungen des Thronsaales im neuen Schlosse bilden. Die Ideen dazu sind aus Pindar entnommen, welcher unmittelbar über dem Throne die Leier schlägt vor den Kampfrichtern der olympischen Spiele; und ihnen zur Seite stehen zwei Dichter, Repräsentanten der Komödie und Tragödie, welche einen Preis erhalten. Die ausgezeichnete Leichtigkeit und Anmuth, der Reichthum der Phantasie, die Reinheit des Styls, die Kraft und die Wahrheit des Lebens und der Bewegung, die man hier schaut — Alles beweist, daß Schwanthaler tief geschöpft hat aus dem Brunnen classischer Begeisterung, und nicht ohne Nutzen den Fries des Parthenons schaute. — g —

*) Diese ausgezeichnete Künstlerin war unter dem Namen Mad. Jagemann die Zierde der weimarischen Bühne, wo sich ihr Talent unter dem glücklichen Einflusse von Göthe und Schiller entwickelte. Sie war die erste und einzig gültige Thekla im Wallenstein und Prinzessin im Tasso, zwei Rollen, in denen sie noch nicht erreicht worden ist. Die Rolle, die sonst an Passivität gränzt in der äußeren Erscheinung der Prinzessin im Tasso, bietet so wenig Material für die Bühne, daß Mad. Wolff, damals erste Schauspielerin, die Rolle der Leonore Sanvitale vorzog, und man fürchtete, Mad. Jagemann werde kaum im Stande sein, den Anforderungen an die Rolle der Prinzessin zu genügen. Selbst Göthe glaubte nicht, dies zarte, vollendet schöne Bild jemals auf der Bühne der Idee entsprechend dargestellt und verwirklicht zu sehen, und lehnte sich daher bei der Probe ganz zurück in seinen Sessel und schloß die Augen, damit das Bild, das in seiner Phantasie lebte, durch keine geschmacklose Uebertreibung in Action und Ausdruck entweiht werden möge. Bald aber schlug er die Augen auf, und ehe noch die Probe geendet war, sprang er von seinem Stuhle auf und umarmte fast die sinnige Künstlerin; denn sie behandelte und fühlte ihre Aufgabe, wie nur eine Frau von ausgezeichnetem Geschmack und Zartgefühl es thun konnte, während selbst der eigenthümliche Ton ihres geistigen Wesens sowohl als ihre äußere Schönheit sie ganz dazu eigneten, die edle, weiblich schwache, aber ihre Würde nie vergessende Prinzessin darzustellen. D. Verf.

Merck — Mephistopheles — Wiesel.

(Fortsetzung.)

Was Wiesel nicht suchte, nicht achtete, wurde ihm zu Theil. Eines der reizendsten Mädchen der Stadt, jung, reich, von zauberischer Anmuth, umworben von ausgezeichneten Anbetern, von leidenschaftlichen Freiern, zog ihn, der sich fast gleichgültig verhielt, allen Andern vor; er erhielt ihre Hand. Aber auf ein Glück, an das er nicht glaubte, legte er es nicht an; ein verachtender, doch mit Heiterkeit und Laune gewürzter Genuß des Lebens, ein spöttisches Betrachten und eigennützig kluges Gebrauchen der Welt sollte auch seiner jugendlichen Gattin als höchstes Vorbild gelten. Eine Reise nach Wien, nach Frankreich und in die Schweiz wurde unter den günstigsten Umständen ausgeführt. Das glückliche Naturell überwog noch oft die schlechten Grundsätze, welche ein auf Irrwege verschlagener Verstand künstlich hervorklügelte. Doch war es der Schadenfreude die süßeste Gewährung, auf der Reise einen Freund mitzuschleppen,

Digitized by Google

dee leidenſchaftlich verliebt in dee Nähe der unwiderſtehlichen Reize die täglich erneute Qual eedulden mußte, den Gegenſtand ſeiner Wünſche in fremdem Beſitze und doch die echte Zuneignng dee Frau zu iheem Gatten von dieſem nue veeſpottet zu ſehen! Daß deeen Neignng aber auf ſolche Weiſe frevelhaft zerſtört und bald in fremde Richtung getrieben wurde, läßt ſich begreiflich voraussetzen.

Nach mancherlei Wechſel des Aufenthalts, dee Verhältniſſe und Zerſtreuungen wurde das längſt gelockerte Band völlig auf- und preisgegeben. Bedeutende Vermögensumſtände waren gleichzeitig erſchöpft worden. Dee Stachel des Gewinnes geſellte ſich zu allgemeineeen Beerachtungen, wie Reichthümee ſich anhäufen, aus welchen Verhältniſſen ſie am ergiebigſten ſtrömen, welchen Gedankenblitzen ſie bisweilen plötzlich zu Gebote ſtehen. Dee Krieg, dee die Handelsverhältniſſe allgemein zerrüttete, öffnete in dee Zerrüttung ſelbſt neue Wege des Gewinns. Wieſel verſuchte ſich in den verſchiedenſten Strömungen der großen und kleinen Induſtrie, zwiſchen Geſetz und Verbot, zwiſchen amtlichem Schutze und heimlichee Gefahr durchſteuernd. Er lebte abwechſelnd in Frankeeich, Holland, England, Italien, auch nach Deutſchland kehrte ee mehrmals zueück. Das Detail ſeinee Fahrten, Erwerbsquellen, Liebſchaften würde einen abenteuerlichen Roman bilden, wenn es noch zuſammenzufinden wäre. Ein Theil ſeiner Schickſale und manche Züge ſeines Charakters ſind aber wirklich in aine eomanhafte Geſchichte verflochten, die ein franzöſiſcher Schriftſtellee, mit dem ee lange vertraut gelebt, in Paris hat deucken laſſen. Der Name des Mannes wie dee Titel des Buches ſind uns leidee entfallen, vielleicht friſcht dee Zufall ſie noch wieder in unſerm Gedächtniſſe auf.

Die Welt, die ee nue zu Gewinn und Genuß betrachten wollte, drängte ſich ihm unveeſehens doch immee wieder als eine ſolche auf, deeen höchſtee Genuß füe ihn eigentlich nue in denkendee Betrachtung beſtand. Im Allgemeinen wie im Beſondern wallte ee voe allem die Menſchen und Dinge einſehen, die inneen Bewandniſſe eegeünden, die vorhandenen Mängel erkennen, die möglichen Vortheile ausklügeln; zu dieſem höhern ſpeenlativen Triebe wae eigentlich ſeine Lebensverwicklung nue die geeingere experimentale Zugabe. So verſäumte ee die wahren großen Erfolge, wiewohl die Gelegenheiten nicht fehlten, und ſeine Verachtung der Menſchen und der Welt ihn übee die Mittel gleichgültig machte; die ſogenannten Glücksfälle zerfloſſen ihm untee den Händen, odee wandten ſich gegen ihn, weil ee, anſtatt muthig und entſchloſſen die eröffnete Bahn blind zu verfolgen, ſchon im Beginn feige die Augen aufſchlug, eekennen, tadeln, ſeinen inneen Hohn befriedigen wollte, einer kleinen Rechnung, deeen Feinheit ihn ergötzte, nachging, und daeübee die großen, aber unverwickelten Ziffern auße Acht ſetzte. Die Zuſtände der Läudee und Völker, ihre Bedingungen, Hülfsmittel und Abſichten lernte er auf dieſem Wege, gleich denen einzelnee Menſchen, geündlich kennen. Er kannte über England wie ein Staatsmann bündig eeden, die Lebensfragen von Italien lichtvoll hervoreheben; Niemand faßte ſchnellee die praktiſchen Aufgaben, ſie mochten Veewaltungen im Allgemeinen, neue Erfindungen und Anſtalten, oder beſtimmte Intereſſen der Perſönlichkeit betreffen.

Ein ſo znm Denken eingerichtetee Kopf war bei geeingeeen Gedankenreihen nicht ſtehen geblieben; von früheſtee Zeit gewohnt, mit Wilhelm von Humboldt, mit Gentz, mit Adam Müller allgemeine Geiſtesrichtungen zu verfolgen, hatte ee auch die deutſche wiſſenſchaftliche Philoſophie heeangezogen. Er verachtete Kant, er belächelte Fichte'n, abee die Naturphiloſophie Schelling's, die er als den Triumph des Pantheismus auffaßte und ausbildete, ergriff ee mit feurigem Eenſte, konnte deren Sätze in geoednetem Zuſammenhange vortragen, und durch ſeine dialektiſche Geläufigkeit ſelbſt geübte Zuhöeee in Verwirrung bringen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Journalſchau.

[Berlin und Athen, eine Zeitſchrift von L. Rellſtab.]

(Beſchluß.)

Es ſteht zu erwarten, daß Rellſtab mit jedem Jahre ſeinem Gebäude einen neuen Erker anbaut; z. B. eben Paris, um Berlins Vergangenheit, oder Petersburg, um Berlins Gegenwart in ſeinem Journalist zu repräſentiren. Armes Berlin! warum kann dein Journaliſt nicht bei dir ſelbſt bleiben und eine Zeitſchrift geben: Berlin lui-même? Warum muß ein berliner Redacteur auf ſo geſuchte und extravagante Weiſe herumgreifen im Reiche der Möglichkeiten? — Der Grund liegt in welthiſtoriſchen Situationen. Preußens Aufgabe ſcheint zu ſein, nach allen Weltgegenden hin für die Richtungen des Lebens zeitweiſe Thor und Thür offen zu halten. — Rellſtab's Journal hat noch keine Geſchichte, es fängt erſt gewaltſam an wie weiland die ſiebenhügelige Roma. Ein Ding aber, das noch gar keine Geſchichte hat, muß es mir Dank wiſſen, daß ich ihm einen welthiſtoriſchen Grund unterſchiebe. Es iſt blos des Spaßes halber.

„Berlin und Athen" rechtfertigt ſeinen Doppelnamen durch die erſten vier Blätter, die bis jetzt vorliegen. Die Zeitſchrift iſt mit einer Reiſe des Profeſſors Zumpt von Patras nach Athen eröffnet. Um abee das echt Berliniſche nicht zu weit zurückzuſtellen, folgt gleich die Erzählung einer Gei-

Digitized by Google

sterercheinung von W. Alexis. Dr. Häring und eine Geistererscheinung! Wie reimt sich das zusammen! Indessen man gewöhnt sich an barocke Zusammenstellungen bei diesem Journal, und die Geistererscheinung ist auch darnach.

Der Theaterbericht erwähnt auch ein seltsames Gemisch von Athenischem und Berlinischem, Classischem und Romantischem, Antikem und Modernem. Es ist ein Bericht über Raupach's „Themisto", ein Versuch, die antike Tragödie wieder auf die Bühne und auf die Bühne zu bringen. Das Letztere ist gelungen, das Erstere miß. Der Bericht schließt mit den Worten: „der Componist der Chöre, Dr. Löwe in Stettin, hat Vieles eigenthümlich aufgefaßt, scheiterte indessen an dem verfehlten Unternehmen im Ganzen, und auch an dem musik-widerstrebenden Inhalt mehrerer Chöre. Den Klagechor über Leuken's Tod, wirklich ein sehr zartes Gedicht, hat er jedoch aus eigner Schuld völlig verfehlt. Die Aufnahme war sehr kühl, man hörte sogar zischen, doch retteten die Schauspieler diesmal den Dichter." Das Stück scheint laut Bericht weniger griechisch als französisch, und nach den versteiften Regeln der mißverstandenen drei Einheiten gearbeitet zu sein. (Somit stoßen wir wieder auf Berlin und Paris, statt auf Berlin und Athen.) „Mad. Ertinger", heißt es, „als Themisto gab große würdige Effecte, gemischt mit zu gesteigertem; die Knaben wurden von den Schwestern Stich sehr anmuthig dargestellt", u. s. w.

Wir wünschen dem Journal Glück zu seinen Antithesen. Einer Zeit, die keine Harmonie will, muß man die Dissonanzen vorhalten.

Correspondenz.

Aus München. (Fortsetz.)

[Neubauten.]

Während der Abwesenheit des Königs rücken die neuen Bauten rasch vorwärts. Jeder Fremde, der von Nürnberg her in Münchens Mauern eilt, wird von Bewunderung hingerissen werden, wenn er in der ihn einführenden Ludwigsstraße Palast an Palast entstehen sieht. Das adlige Damenstift, die Basilika, das Universitätsgebäude sind nach einem so großartigen Plan abgesteckt, daß er schon ihrem Gründer ein bleibendes Gedächtniß sichern würde, wäre es nicht durch die bereits unter Dach stehenden Gebäude geschehen. Die Bibliothek, in einem neuen aber einfachen und schönen Styl aufgeführt, konnte äußer- und innerlich nicht passender für ihren Zweck geschmückt und eingerichtet werden. Die Ludwigskirche übertrifft gewiß sicher alle in unserer Zeit gebauten Gotteshäuser an Pracht und Harmonie. Ganz im Sinne der katholischen Kirche vereinigt sie Reichthum, Schönheit und einen sich bis auf das Dach erstreckenden Farbenschmuck. Dieses besteht aus einer für das Auge äußerst wohlthuenden Mosaik buntgefärbter Ziegel und breitet sich über das Ganze wie ein sinnvoll gewirkter Teppich aus. Es war der glücklichste Gedanke, durch Benutzung dieser von den Arabern herstammenden Idee, in einen angenehmen den unangenehmen Eindruck zu verwandeln, welchen unsere gothischen Dächer von der dem Giebel entgegengesetzten Seite her auf den Beschauenden machen. Erfreulich müßte es sein, wenn dieser Versuch Nachahmung fände. In der Pinakothek wird mit großem Eifer gearbeitet, um sie für Aufnahme der hiesigen und der schleißheimer Galerie in gehörigen Stand zu setzen, deshalb sind auch vor der Hand beide Sammlungen für Künstler und Publicum geschlossen, und bald bietet München neue Reize für den Besucher dar. Nur zwei Dinge bleiben sehr zu bedauern und sind für den Fremden besonders abschreckend: die schlechten und beschränkten Gasthöfe und die weitläufig und mit großen Unterbrechungen gebauten Vorstädte, in denen beim schlechten Wetter ein so unpassirbarer Weg ist, daß der, welcher viele Besuche abzumachen hat, sich genöthigt sieht, einen Fiacker zu nehmen, will er nicht wie einer in das Visitenzimmer treten, von dem man meinen dürfte, er komme von einer Fußtour von Berlin nach München zurück. Schreiber hat seine Hoffnung in dieser Hinsicht auf die projectirte Eisenbahn zwischen hiesiger Stadt, Augsburg und Frankfurt gesetzt. Vielleicht, daß ein vermehrter Handel und Verkehr bewirkt, was die allgemeinen Klagen aller Fremden nicht zu ändern vermochten.

Unsre Theater verwaist immer mehr, und wenn es so fortgeht, kann der Herrn Küstner nachfolgende Intendant das Fest einer Wiedergeburt feiern. Nicht genug an den Verlusten der Damen Schechner und Vespermann, welche letztere ihre schöne Stimme nur für Concerte aufgespart zu haben scheint, wo sie eine Fülle und Kraft der Töne entwickelt, wie man sie von der kranken Frau keineswegs vermuthet, verläßt auch die Schröder die hiesige Bühne, um ein besseres Engagement in Wien anzutreten, ferner ist die eine Hälfte der Acteurs und Actricen entweder auf dem Zettel unpäßlich oder in Urlaubsreisen begriffen. Madame Spitzeder soll neuerdings wegen ihrer angegriffenen Gesundheit die Erlaubniß erhalten haben, Gastrollen geben zu dürfen. Wenn das Gerücht nicht trügt, so haben wir wenigstens die Hoffnung, einen Schüler des vortrefflichen Stein, der in Leipzig lebte, litt und starb, als ersten Liebhaber engagirt zu sehen. — Sapienti sat! —

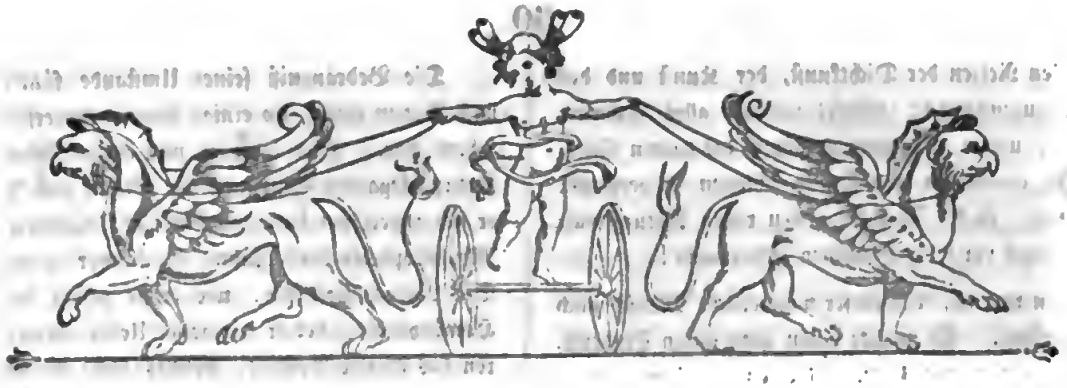
(Der Beschluß folgt.)

Notiz.

[Comptoir- und Zeitungslexikon. Leipzig, bei Otto Wigand.]

Dies für Bureaux, für Kaufleute, Zeitungsleser, Geschäftsleute jeder Art erwünschte geographisch-statistische Lexikon empfiehlt sich durch eine ungemeine, für den beabsichtigten Zweck nothwendige Vollständigkeit, so wie durch Umund Einsicht des Bearbeiters Dr. Benjamin Ritter. Man findet nicht blos jeden Flecken, jedes Dorf, in möglichst bestimmter Beschreibung seiner Lage und Angehörigkeit, sondern auch das wünschenswertheste Detail aller Fabrikanlagen und Bäder. Die Artikel über Länder und Städte geben in gedrängtester Kürze umfassende charakterisirende Notizen. Bei dem schnellen Veralten geographischer und statistischer Angaben ist das schnelle Erscheinen eines aus den neuesten Quellen bearbeiteten Werkes dieser Art ein Bedürfniß. Wir schlagen den Art. „England" auf und finden Geschichtliches, Boden und Klima, Producte, Einwohner, Religionsangelegenheiten und wissenschaftliche Cultur, bürgerliche Verhältnisse, Betriebsamkeit — jeden dieser Abschnitte von ½ bis 1½ Spalten im Umfange. Eine größere Ausdehnung des Mitzutheilenden würde den bequemen Gebrauch behufs schneller Orientirung, auf die hier Alles ankommt, stören. In diesen Fehler allzureichlicher Gaben sind andere Lexika verfallen, deren Artikel den Werth von Abhandlungen auf Kosten der schnellen, handlichen Benutzung erhalten haben. Sehr löblich ist es am vorliegenden Lexikon, daß die Namen voran lateinisch gedruckt sind, wodurch sich dieselben prägnant herausstellen. In dem Art. über Preußen ist Lustschloß Freienwalde statt Freiwalde zu lesen. — Gegenwärtig sind bis zum Buchstaben N. 9 Lief. von 108 Bogen auf starkem Papier gut gedruckt erschienen. Somit fehlen noch 3 Lief. zum Abschluß.

(Hierbei das Intelligenzblatt Nr. 1. und eine Beilage von G. Basse in Quedlinburg.)



Zeitung für die elegante Welt.

Montags — 13. — den 18. Januar 1836.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Die schlagenden Reime *).

Von Anastasius Grün.

Der Dichter im Kerker.

„Ich war bescheidener Sonettendichter,
Im Qualm Venedigs zündend Himmelslichter,
Gebund'ne Rede meisternd wohlbedächtig,
Gebund'ner Hände jetzo minder mächtig.

Da lieg' ich nun gleich meinem schlechten Verse,
Verrenkt, gezwängt, vom Wirbel bis zur Ferse,
Die Ketten klappernd wie unreine Reime,
In übler Form vermischt die schönsten Keime!

Vorm Thor St. Marco's hielt ich Siesta gerne,
Betrachtend irdische und Himmelssterne;
Einst ungefähr, vertieft ganz in ihr Blitzen,
Blieb einer Procession im Weg ich sitzen.

Einst in Feniee's höchstem Logenrange
Sah ich ein schönes Kind mit heit'rer Wange;
Ich flog empor, — da saß der alte Doge
In einem Winkel, ach, derselben Lege!

Zum Unglück reimt' ich einmal auf: Tyrannen
In einem Klinggedicht das Wort: von dannen!
Ein ander Mal fiel mir auf: Senatoren
Kein and'rer Reim just ein als: Midasohren!

Die Reime, traun, sind reine, regeltreue,
Ich brauchte gleich sie wieder ohne Reue;
Doch meinten drauf die Herr'n, auf mein Sonette
Gäb's keinen bessern Reim mehr, als: die Kette!"

*) Aus des Grafen v. Auersperg's neuen Dichtungen: „Schutt." Leipzig, Weidmann'sche Buchhandlung.

Merck — Mephistopheles — Wiesel.

(Fortsetzung.)

In solcher Zweiheit des Daseins, als strenger, nur in Ideen lebender, die Welt verachtender Philosoph, und als sinnlich weicher, in allen Verderbnissen der Welt sich gefallender Genußmensch, mit den feinsten und vornehmsten Lebenskreisen wohlvertraut wie mit den niedrigsten, der höchsten Denkweise mächtig, und die gemeinsten, ja verruchtesten Maximen damit verknüpfend, zwischen Unfällen und Hoffnungen schwebend, verarmt und nicht hülflos, auf Freundr gestützt, denen er es sagte, daß er sie für dumm und thöricht hielt, ihn als Freund zu betrachten: so tauchte er im Jahrr 1814 zu Wien während des Congresses unvermuthet wieder in bekannten Kreisen auf, nachdem rr lange Zeit wie verschollen gewesen war.

Hier fand er seinen Freund Adam Müller wieder; beide waren durch ein tiefes Band der entschiedensten Gegenstrebung auf das zärtlichste und unauflöslichste vereinigt. Müller war katholisch grworden und voll strengen Glaubenseifers; Wiesel, durchaus freigeistisch, verlachte diese Richtung. Müller war monarchisch und aristokratisch gesinnt; Wiesel revolutionair und demokratisch. Müller suchte sein

Digitized by Google

Leben mit allen Reizen der Dichtkunst, der Kunst und des Geschmackes auszustatten; Wiesel verwarf alles Schwärmerische, und wollte den nackten Genuß der baaren Wirklichkeit. In einem einzigen Stücke schienen sie verwandt und gemeinsam, in der Furcht vor den rohen Naturgewalten, in der Angst vor jeder sinnlichen Uebermacht!

In Wien war es, daß dieser wunderliche Mensch auch uns zuerst vorkam. Er machte einen ganz guten Eindruck, nichts Unheimliches war dabei, die ganze Persönlichkeit hatte etwas Angenehmes, sie hätte jede Bedeutung tragen können, sie stand mit keiner im Widerspruche. Auch das Aeußere der Haltung, des Anzuges war sorgfältig, doch nicht gesucht, sondern von freier Eleganz. Sollte Mephistopheles damals auf dem großen Sammelplatze erscheinen, so konnte er keine schicklichere Gestalt, kein angemesseneres Incognito wählen!

Sein Beruf aber fand hier keinen Ansatz; er blieb in seinem Incognito, und gewiß sich selber sehr zur Qual. Seine kleinen Ausübungen, Bitterkeiten, Scherze, Genüsse verloren sich alle im unscheinbarsten Privatleben. Wir finden seiner niegends gedacht, außer ein paar Mal in Rahel's Briefen aus jener Zeit, ohne daß seine persönliche oder geistige Bedeutung dabei besonders hervorgehoben wäre. Doch scheint er Kundschaft von manchen Dingen genommen zu haben, die er sich verwandt glauben durfte, und sein Verkehr mit Adam Müller und mit Gentz konnte in ihm wie in diesen nicht ganz ohne Frucht bleiben.

Später zog er sich nach Leipzig, wo Adam Müller als österreichischer Generalconsul angestellt war. Auch hier fand Wiesel aber seine Erwartung neuer Lebenserfolge ganz getäuscht. Sein Charakter zeigte sich hier in merkwürdiger Haltung. Mit strenger Mäßigkeit und Ordnung lebte er von den geringsten Hülfsmitteln, oft in größter Entbehrung und wahrer Noth. Niemals klagte er. Derselbe Mann, der alle Aushülfen des Leichtsinns und der Täuschung kannte, der gegen die niedere Welt jedes Mittel anzuwenden für erlaubt hielt, derselbe Mann hielt den edlen Freunden, welche er wirklich dafür erkannte, und bei denen er sich noch guten Glauben wußte, nur seine bessern Seiten entgegen. Für Adam Müller war und blieb er ein reiner, zuverlässiger Umgang, nie mißbrauchte er diesen, nie hintergieng er ihn, und eine Ueberlistung, deren er sich bei Andern nur als eines Zeugnisses seiner Uebelegenheit und Klugheit gefreut hätte, würde er hier als einen schändlichen Verrath weit von sich gewiesen haben.

Die Bedrängniß seiner Umstände führte ihn darauf nach Berlin zurück, wo einige Familienunterstützung ihm gesichert war. Hier lebte er nun einige Jahre in dem sonderbar eleganten Cynismus von Sitten und Ansichten, die er sich angeeignet hatte, in müßiger Thätigkeit fort. Seine Mephistopheles-Rolle führte er immer gründlicher durch. Die Naturphilosophie, wie er sie gefaßt hatte, und die Homöopathie, der er mit voller Ueberzeugung anhing, waren das einzige Positive, welches seine Gedanken verarbeiteten, bei allen andern Gegenständen ging er auf Verneinung und Zerstörung aus. Auch brauchte er die Naturphilosophie noch vorzugsweise zur Verneinung aller religiösen Gestaltungen, die Homöopathie zur Verwirrung aller hergebrachten Arzneikunde; hätte er jene Doctrinen allgemein anerkannt und eingeführt gesehen, und sie nicht mehr zum Wegräumen von andern gebrauchen können, sie würden ihm bald unbequem geworden sein, und er hätte sich anderswoher eine Verneinung gegen sie gesucht. Die Politik beschäftigte ihn unausgesetzt; mit heftiger Begier blickte er auf den Kampf der öffentlichen Verhandlungen, er sah und berechnete den Sturz aller Regierungen, den Bankerott aller Staaten. Er machte die gründlichsten Auseinandersetzungen, er reihte Beweis an Beweis, daß Frankreich nächstens zu Grunde gehen müsse, daß England im Innern schon zerstört sei, daß Deutschland verarmen müsse, daß ganz Europa der Anarchie entgegenreife. Wer ihn anhören wollte, dem trug er stundenlang seine schrecklichen Ueberzeugungen vor. Kam er mit Altgläubigen zusammen, so war die Milde auffallend, mit der er ihnen sanft und anmuthig ihre Beschränktheit, ihre Hoffnungslosigkeit vordemonstrirte; er weidete sich gleichsam an ihrem Elende, und das Mitleid, das er ihnen widmen konnte, lächelte als Wonne in seinen Zügen.

Auf ähnliche Weise behandelte er die religiösen Ueberlieferungen, die bestehenden sittlichen Ansichten, die Einrichtungen des bürgerlichen Lebens. Nichts fand Gnade vor ihm, überall spürte er den Kampf des Eigennutzes und des Betrugs auf, überall zeigte er die verneinende Klugheit als Siegerin und den schnödesten Hohn als ihren Triumph. Besonders noch hatte er der Handelswelt, den reichen Wechslern und Capitalisten, den Untergang angesagt, und die Vorstellung ihres künftigen Zusammenbrechens mußte ihn für den Aerger und die Wuth trösten, zu denen ihr, wie er meinte, unerlaubtes Glück ihn täglich aufreizte.

Dabei war er in gewöhnlichen Dingen des Lebens freundlich, gefällig, fein und angenehm im Ausdruck, gut-

Digitized by Google

müthig und theilnehmend, ſobald er nicht fürchtete, ſich bloß zu geben oder bewacht zu ſein, daher beſonders auch gegen Thiere mitleidig und fürſorglich. Alles Geſellige gern aufnehmend und erwiedernd, leicht angeregt und vergnügt, witzig und unterhaltend, ſchien er ſich unter den Menſchen, die er ſo ſehr verachten wollte, doch gar wohl zu gefallen, und recht eigentlich für ſie gemacht. Er wurde nie läſtig, war immer taktvoll, wußte genau, wie weit er mit ſeinen Meinungen hervortreten durfte, wo er einlenken oder abbrechen mußte.

Während er in ſolcher Spannung, doch ziemlich gelaſſen von einem Tage zum andern den Ablauf der Zeiten abwartete, und theils in Beſuchen, theils auf Spaziergängen, die er täglich und entlegen auszuführen pflegte, den ſtets erneuerten Stoff ſeiner Ueberlegungen verarbeitete, und dem erſehnten, oft nahegeglaubten, Zeitpunct entgegenſah, wo ſeine Weiſſagungen ſich erfüllen ſollten, inmitten aller Klugheiten und Vortheile, deren er ſich verſichert hielt, mußte er zuletzt noch an die Erfahrung ſtoßen, daß auch alle Klugheit nur eitel und nutzlos wird, und ſelbſt Mephiſtopheles am Ende nur als ein armer dummer Teufel übrig bleibt. Ihn befchlich Krankheit, gegen die ſeine ſtarke Natur vergebens alle Kraft aufbot, er wurde bettlägerig, und erkannte, daß er die Waſſerſucht habe!

Mit homöopathiſchen Mitteln, mit allerlei Entwürfen zu einer Reiſe nach Köthen, wo ihn Hahnemann heilen ſollte, hielt er ſich noch eine Weile hin; doch ſah er bald, daß für das wachſende Uebel jede Hülfe ſchon zu ſpät ſei. Einzig auf ſeinen perſönlichen Zuſtand beſchränkt, und nur mit den Bedürfniſſen des Tages, ja des Augenblicks beſchäftigt, wurde ihm bald die ganze Welt gleichgültig. Gerade jetzt aber, im Frühjahre 1826, trat in den allgemeinen Handelsverhältniſſen eine längſt vorbereitete Kriſis ein, welche durch ganz Europa gefühlt wurde. Täglich kamen Nachrichten von neuen Banquerotten, von allen Seiten erſcholl Wehklage, überall herrſchten dunkle Beſorgniſſe. Wenn ihm dergleichen erzählt wurde, flog ein ſtärkendes Lächeln über ſeine ermatteten Züge, der verheißene und erwartete Untergang ſchien einzutreffen, aber bitterer Unwille machte ſich dann wieder Luft, daß die Tücke des Schickſals ſolche Wendung nur zulaſſe in dem Augenblicke, wo der Geiſt und das Herz, denen darin die köſtlichſte Labung geboten werde, ſie kaum noch als ſolche aufzunehmen fähig ſeien!

In dieſer Zeit genoß er die thätige Fürſorge Rahel's, wie wir aus deren Briefen ſehen. Ohne Unruhe und Zagen, erſchöpft aber überdrüſſig ob ſeiner Leiden, ſah er ſeinen Tod herannahen. Rahel ſchreibt ihrem Bruder Ludwig Robert, daß ſie dem unheilbar Kranken täglich labende und erwünſchte Speiſen aus ihrer Küche geſchickt, vier Treppen hinauf, die ſie ſelber nicht ſteigen konnte, und wie er dafür ſich dankbar und gerührt erwieſen. Auch daß ſeine dicke Haut ihr ſchon längſt kein Hinderniß geweſen, ein doch gutes und gewöhnliches Menſchenkind in ihm zu ſehen. „Sein ſogenannter Atheismus," ſagt ſie, „erſchien mir von jeher eine Kinderei, erfunden, um andern Kindereien Trotz zu bieten. Wenn er ſeine Gottheit ganz in wüſte Allgemeinheit des Gedankens hinaus- oder in die Fülle der Natur hineindemonſtriren wollte, machte ich ihn gleich lachen, wenn ich ihm nach meiner Art unbefangen einwandte: „Nun, lieber Wieſel, zu dem Gedanken und zu den Gliedern wird doch ein Kopf ſein müſſen!" Hingegen zwang auch er mir noch in ſeinen letzten Tagen ein Lächeln ab, als er mir Dankworte auf einen Zettel ſchrieb und darin ſagte: „Das Schickſal vergelte es Ihnen!" — weil er „das Schickſal" ſagte, als ob der liebe Gott nicht klüger wäre, und nicht auch unter dieſem Namen ſeine Gebühr annähme!" — (D. B. f.)

Neue engliſche Romane.

(Fortſetz. von Nr. 10.)

12. Die ſchwarze Wache. Ein hiſtoriſcher Roman vom Verf. von The Dominie's legacy, u. ſ. w. Aus dem Engl. überſ. von H. Roberts. Mit einem Vorworte von K. J. Jörgens. Braunſchweig, Vieweg. 1834. 3 Bde.

Ein militairiſcher Roman voller Unifformen, Schnurrbärte, Manöver und Scharmützel in den vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts zur Regierungszeit des zweiten Georg, an deſſen Hofe ſich rothröckige Hannoveraner und beſchürzte Schotten die Stirn boten. Die ſchwarze Wache iſt die adelige Elite eines ſchottiſchen Regiments, aus lauter hochländiſchen Lairds beſtehend, die König Georg nach London kommen läßt, um ſie in Augenſchein zu nehmen. Dies königliche Begehr verletzt das Privilegium der ſchwarzen Wache, die nur im Hochlande unters Gewehr tritt. Dennoch erſcheinen die Jakobitiſchen Schotten zur Muſterung, entweichen aber plötzlich, als das Gerücht eines Aufſtandes in den Bergen in ihnen einen unwiderſtehlichen Drang nach der Heimath erweckt. Eingefangen, ſchmachten die Lairds im Tower, bis ſie begnadigt in den Niederlanden bei'm Feldzuge gegen den Marſchall v. Sachſen figuriren. Hier gefällt ſich der Verf. in der Schilderung des kriegeriſchen Handwerks auf dem damaligen Fuße. Der ganze Roman iſt demnächſt eine Feier des ſchottiſchen Naturells. Manche Figuren ſind recht gut und echt nationell gehalten. Es ſind Männer von hochländiſchem Blute, voll barockem Stolz und romantiſchem Eigenſinn, wie jener, der, als Verbrecher verurtheilt, die ſpätere Begnadigung ſtolz verwirft, aber in der Nacht durch den Schornſtein ſeine Freiheit ſucht.

(Der Beſchluß folgt.)

Digitized by Google

Correspondenz.

Aus München. (Beschl.)

[Ebelard's Hermannsschlacht.]

Ebelard's, königl. baierschen Hofcapellmeisters, neue Oper, die Hermannsschlacht, hat im Ganzen wenig befriedigt, und dürfte schnell in Vergessenheit gerathen. Man sprach vor der Aufführung so viel von der Gediegenheit der Composition, daß das Haus fast zum Erdrücken voll war. Allein schon die Länge der einzelnen Acte mußte den Eindruck auf die Zuhörer bedeutend schwächen. Die Ouvertüre erinnert auffassend an Spohr und Marschner, sogar der ernste Fidelio ward uns gegenwärtig, dazwischen brausten Spontini'sche Festmarschklänge, grinzte diabolisches Siegeslächeln von Bertrand's beschworenen Geistern, und verlor sich wieder im Eigenthümlichen. — Ebelard strebt, glauben wir, nach dem Ziele, die scharfen Contraste in den beiden Musikschulen neuerer Zeit zu verschmelzen, denn Kunstgenossen zur Verderrlichung seines Werkes zu plundern, dem widerspricht offenbar die überall durchdringende Originalität, und wir halten uns überzeugt, daß, wenn er gewollt, jene Anklänge von ihm leicht wären vermieden worden. Ein vortrefflicher Chor im ersten Acte, eine nicht minder ausgezeichnete Arie der Thusnelda entschädigen für die sonderbare Ouvertüre. Nicht ein Gleiches möchte gelten von dem Duett zwischen dieser und dem römischen Centurio Asprenas, denn trotz der wirklich sehr zu rühmenden Anstrengung, mit der dasselbe Fräulein von Hasselt und Herr Baier sangen, möchte die Anlage nicht künstlerisch, sondern erkünstelt zu nennen sein. Von vorzüglicher Wirkung dagegen sind das einfache, rührende Gebet der deutschen Jungfrauen, Jünglinge und Kinder, dem die Opfergesänge der Druiden sehr glücklich entsprechen, und das schöne Quintett der erzürnten römischen Hauptleute, des mit dem Tode bedrohten Brenno und der mit Furcht erfüllten Thusnelda. Doch hätte der erste Act, welcher beinahe 1½ Stunde währte, ohne Schaden können abgekürzt und mit dem folgenden verbunden werden, da er nichts enthält als ein gesungenes Gespräch zwischen Herrmann und den Schatten seines Vaters und seiner Ahnen, was gegen das Ende zu sehr langweilig ist, obschon die Sätze Herrmann's durch eine edle Einfachheit und passende Ruhe hervorgehoben sind, während uns der Gesang der Geister nicht geisterartig, zu declamatorisch vorkommt. Herr Pellegrini (Herrmann) blieb seiner alten Meisterschaft eingedenk. Im dritten Aufzuge befinden wir uns im römischen Lager. Er leidet wie der erste an allzugroßer Ausdehnung, welchen Fehler des Dichters der Componist durch Wiederholungen noch verschlimmert. Was aus den Märschen der Römer zu machen, war uns nicht recht klar. Sie stehen denen der Portugiesen in der Jessonda bei weitem nach. Eben so wenig vermochte das Trinklied des Herrmann unsern Beifall zu erhalten. Es könnte sicher reicher sein an empfindlichem Spott, an höhnender Ironie auf die sich in der Schlinge fangenden übermüthigen Sieger. Dagegen sind sehr gut gehalten die Charaktere des sorglosen Varus, des warnenden Segest, des verdachtschöpfenden Asprenas und des die Maske abziehenden Herrmann's. Schön und reizend ist die Verlockungsarie der Sylvia. Fräulein von Faßmann, ein hoffnungerweckendes Talent, sang und spielte mit allem Zauber einer unwiderstehlichen Verführerin, die nur ein deutscher Bär zurückstoßen konnte. Im vierten Acte scheint der Compositeur seine selbstschöpferische Kraft entwickelt zu haben, und mit einigen geringen Abkürzungen bleibt er ein Meisterstück guter Musik. Das Terzett zwischen Segest, Thusnelda und Herrmann ist tief gefühlt, die Schlußchöre sind herrlich ausgeführt.

Notizen.

[Neue Manier, Bücher zu verleihen.]

Von Heinrich v. Seelen ist in Breslau bei Richter folgendes Buch erschienen: „Sommersprossen auf dem Teint der Novellenliteratur." Ich wollte, die Autoren fingen sämmtlich an, ihren Werken allen Ernstes Titel dieser Art zu geben. Kotzebue hätte die Ausgabe seiner sämmtlichen Schau- und Rührspiele: „Gesammelte Thränendrüsen einer reuigen Buhlerin" nennen können. Lafontaine's Romane kommen mir vor wie „die sentimentalen Gesichtszüge der deutschen bedienstenmäßigen Physiognomie." Börne's neuer Ausfall gegen Görde bei Gelegenheit der Beurtheilung von Bettinens Briefen im Morgenblatte zeigt „die Grimassen eines banquerotten Judengesichts." Für Tieck's neueste Novelle: Eigensinn und Laune, wäre der Titel passend: „eine gichtische Grimasse auf dem Antlitze der deutschen Novellenliteratur." Für Fleck's Lovell, Sternbald und andere Bücher, welche die damalige Polizei duldete, paßte die allgemeine Aufschrift: „Wollustkrämpfe auf der Gesichtsbildung der deutschen Romantik." Hoffmann's Teufels-Elixire und Phantasiestücke sehen aus wie „wahnsinniges Gesichterschneiden eines radical Betrunkenen." Walter Scott's Romane könnten heißen: „gähnende Gesichtszüge der englischen Schläfrigkeit" mit dem Motto: Der Zug des Gähnens ist des englischen Romanes Physiognomie. Willibald Alexis, der Scottist, trat einmal aus seiner Sphäre der stofflichen Novellistik heraus und schrieb ein Buch des Nachdenkens über seine Zeit, das er „Haus Düsterweg" nannte. Dies Buch des Nachdenkens über seine Zeit kommt mir vor wie eine bedenkliche Pockennarbe auf dem sonst netten Angesichte seiner Muse. Viele tausend sentimentale Gedichte deutscher Lyriker haben die Physiognomie eines Schwindsüchtigen, der nie an seinen nahen Tod zu glauben vermag. U. s. w. ohne Grazie ad infinitum. Die „Sommersprossen" von Heinrich v. Seelen nennen sich auch noch eine Weihnachtsgabe für schlechte Lesezirkel und Leihbibliotheken." Vielen Büchern fehlt der gebührende Zusatz: eine Gabe für gar keine Lesezirkel. Es sind die Krebse des Buchhandels. Wenn jeder Mensch seinen Charakter auf der Stirn, jedes Buch seinen wahren Inhalt auf dem Titelblatte trüge, wäre weniger Irrthum in der Welt.

[Shakespeare an allen Ecken.]

Braun v. Braunthal hat Tieck's Dichterlehrn dramatisirt. H. Koenig arbeitet an einer Reihe Novellen, deren Held Shakespeare ist, und von denen wir den geneigten Lesern die erste in diesen Blättern mittheilen. Am 29. Dec. des letzten Jahres ist im Josephstädter Theater in Wien ein neues Stück von Holtei: „Shakespeare in der Heimath" zu Aufführung gebracht. Von L. Tieck sind vier Shakespeare-Schauspiele (Stuttgart, Cotta) übersetzt erschienen, enthaltend: „Eduard der Dritte", „Leben und Tod des Thomas Cromwell", „Sir John Oldcastle" und „der londoner verlorne Sohn."

[Ein Hund rettet seinen Mörder.]

Jüngst miethete ein junger Mensch zu Paris einen Kahn, in der Absicht, seinen Pudel zu ertränken. Als er mitten auf der Seine war, warf er das Thier ins Wasser, und wehrte ihm mit dem Ruder, sich wieder ins Boot zu retten. Als er eben einen Streich nach ihm führte, verfah er es, kam aus dem Gleichgewichte und stürzte in den Fluß. Er konnte nicht schwimmen, und wäre ertrunken, wenn nicht der Pudel ihn am Rocke gepackt und glücklich ans Ufer gebracht hätte. Wenn die Thiere Bücher schrieben, so gäbe dieser Vorfall ein artiges Capitel über die Menschen.

Digitized by Google

Zeitung für die elegante Welt.

Dienstags — 14. — den 19 Januar 1836.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Römische Briefe aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts *).

1.

Der Carmeliter Blasowiez an den Feldmarschall Grafen v. Seckendorf.

Rom, den 13. März 1740.

Ew. Excellenz gnädigem hohem Befehle nachzuleben, überschicke hiermit Alles und Jedes, so bisher in gegenwärtigen Umständen hier öffentlich vorgefallen; was aber die Secretiores anlangt, unterfange mich folgenden gehorsamsten Bericht abzustatten. Nachdem denn der Papst am 6. passati verschieden und folgende Tage in Ceremonialien, laut gedruckter Relation, zugebracht worden, gingen die Cardinäle nach gehaltener Messe vom heiligen Geiste und angehörtem kurzem Sermon den 18. processualiter in das Conclave. Etwelche blieben darin, etwelche aber kehrten wiederum nach Haus, weil es ihnen frei steht, den ersten Tag darin gleich zu verbleiben oder nach Haus zu kehren; doch sind sie schuldig, wenn keine erhebliche Ursache, welche dem Cardinal Camerlengo muß angedeutet werden, sie verhindert, Abends, ehe das Conclave gesperrt wird, sich darein zu begeben.

Zwei Tage vor diesem Eintritte wurde durch den Cardinal Alexander Albani die Intrigue des Cardinal Corsini für den Cardinal Delci entdeckt. Diese Intrigue war so fein und geheim, daß wenn dieselbe durch einen Fehler des Corsini'schen Secretairs nicht wäre zum Vorschein gekommen, hätte das Conclave nicht lange gedauert, und dem letztgenannten Cardinal Delci wäre mit genugsamen Stimmen das Triregnum zu Theil geworden. Wenn dies gelang, wäre es das beste auch für den Cardinal Corsini gewesen, denn Delci ist einer seiner nächsten Anverwandten, und Corsini war schon gewohnt, als Cardinal-Patron zu regieren, indem er es durch gleichsam zehn Jahre genugsam erfahren; daher, um dies zu erlangen, hätte für ihn keine glücklichere Wahl sein können als die gemeldete.

Am 19ten wurde Scrutinium gehalten, wie täglich geschehen muß, und die Stimmen hin und her gegeben, ohne etwas zu schließen. Am 20sten wurde den Cardinälen angedeutet, wie das Ihro Majestät der Kaiser und der König von Frankreich sehr gern sehen würden, wenn sie mit

*) Diese Briefe, welche der Carmeliter Blascowicz an den österreichischen Feldmarschall Grafen von Seckendorf aus Rom schrieb, werden gewiß nicht ohne Theilnahme von allen denjenigen gelesen werden, welche es lieben, Zeitgenossen über bedeutende Angelegenheiten ihrer Tage sprechen zu hören. Sie betreffen die Wahl und den Charakter Benedict XIV. Zu ihrem Verständnisse bedarf es weiter keiner Bemerkung, als daß einige Phrasen sich auf die äußerst ungerechte Gefangenschaft des Grafen v. Seckendorf in Grätz beziehen und die Hoffnung auf baldige Befreiung aussprechen. Der Feldmarschall war in Folge des unglücklichen Türkenfeldzuges (1737), wahrscheinlich auf Anregung der ihm befeindeten Jesuiten, nach Grätz gebracht worden. Alles Uebrige erklären die Briefe selbst. Die in denselben erwähnten Beilagen habe ich in dem gräfl. Seckendorf'schen Archive leider nicht auffinden können. Meuselwitz, den 12. December 1835.
Wilhelm Bernhardi.

der Wahl verzögern wollten, bis die beiderseitigen Cardinäle anlangten. Die Corsini'sche Partei wollte sich zwar dieser Proposition in etwas opponiren, da sie sich aber an Stimmen übermannt sah, hielt sie zurück und wurde einhellig versprochen, beiden Majestäten ein Genüge zu leisten. Indessen ruhte der Cardinal Corsini nicht, und da er sahe, daß es um seinen Blutsbefreundeten schon geschehen sei, gedachte er die Wahl wenigstens auf eine von seines verstorbenen Vetters Creaturen zu bringen. Um aber zu reussiren und zugleich die Albani'sche Partei zu gewinnen, schlug er einen dem Albani'schen Hause am nächsten verwandten vor, nämlich den Cardinal Riviera. Der Anfang war gut, denn viele auch von der Albani'schen Partei traten dem Vorschlage bei; der spanische Cardinal Belluga aber widersetzte sich und überredete den Cardinal Aquaviva, er möchte den Cardinal Giudice, welcher einer kleinen Unpäßlichkeit wegen noch nicht im Conclave war, diese neue Intrigue des Cardinal Corsini wissen lassen und ihm andeuten, wie höchst nothwendig es wäre, daß selbiger persönlich erschiene, um der zunehmenden Partei fernere Progressen zu verhindern.

Den 25sten begab sich der Cardinal Giudice in das Conclave, den 26sten vor dem Scrutinio bedeutete er den Cardinälen, wie daß er vernommen hätte, daß man im Begriffe sei, die päpstliche Wahl zu schließen; es liege daher ihm ob, dawider zu protestiren, theils weil den gekrönten Häuptern das ganze Conclave versprochen hätte, nichts vorzunehmen, bis nicht ihre respectiven Cardinäle angelangt, theils weil er noch zu dato keine Instruction vom wienerischen Hofe erhalten hätte; und in diesem Falle wären auch die Cardinäle Tencin und Belluga, mithin man nothwendiger Weise versprochenermaßen die Zeit abwarten müsse. Dieser Vorschlag fand Gehör und die abermalige Intrigue wurde zu Wasser.

Am 23sten erkrankte der Cardinal Ottoboni, den 25sten ließ er sich nach Hause tragen, und den 28sten starb er. Die ganze Stadt bedauerte diesen Herrn seiner Freigebigkeit halber. Der Cardinal Laurentius Altieri, ein wahrer Herzensfreund des verstorbenen Ottoboni, bedauerte dergestalt den Todesfall seines Freundes, daß er erkrankte, und zwar also, daß man auch seinen Hintritt alle Stunden und Augenblicke erwartet. Beide genannte waren starke Prätendenten zum Papstthum. Den andern currentis wurde der Cardinal Joh. Bapt. Altieri, ein Bruder des vorgenannten, in dem Conclave vom Schlage gerührt und zwar so gefährlich, daß man ihn nicht mehr nach Hause tragen durfte. Die Cardinäle Passionei und Belluga wurden auch nach der Hand krank und ließen sich beide nach ihren Quartieren bringen. Nunmehr ist unser Conclave ganz still und wird auch nichts beschlossen werden, bis nicht die ausländischen Cardinäle ankommen, von welchen doch, wie man versichern will, die Spanier und Portugiesen ausbleiben werden. Den dritten dieses, Abends, langte der von Wien erwartete Courier an und brachte dem hiesigen Principe Santa Croce den Charakter als außerordentlichen kaiserlichen Botschafter an dem Conclave. Gemeldeter Courier überreichte auch ein Paket, so an die florentinischen Cardinäle gestellt war, worin der Großherzog selbige ermahnt, in dieser Wahl das Beste des römischen Reiches und des Hauses Oesterreich zu beobachten. Es hatte dieses Schreiben auch seinen Effect, denn wie man mich versichert, so fällt die Corsini'sche Partei nicht Unzen- sondern Pfundweise ab. Der Cardinal Lemberg, Fürst von Passau, so vor dem Conclave hier angelangt und gleich anfangs sich hineingegeben, befindet sich wohl auf, wird auch vor allen Andern sehr hoch geschätzt und gerühmt. Man will für gewiß sagen, daß, was die dermalige päpstliche Wahl angeht, Frankreich und Spanien de concerto sein wollen, und wird der Beweis davon vielleicht daher genommen, daß, nachdem der Principe Santa Croce den Cardinälen andeuten lassen, die kaiserlichen Ordres und Credentialbriefe, alle und jede von der Krone auch nicht dependirende, ganz besonders zu ihm gesendet und ihm gratuliren lassen, wo doch wissend, daß im vorigen Conclave der Independenten nur 18 waren, die den damaligen Abgesandten, Grafen von Colalto, becomplimentiren ließen.

Die Ihro Excellenz überschickte Prophezeihung*) scheint eine Cabbala zu sein, welche sich gut auslegen läßt, wenn es geschehen. Indessen glaubt man, daß von den zweien, Pico und Buffo, einem der römische Stuhl unfehlbar zu Theil werden möchte. Pico ist ein Mirandoleser und Buffo ein Neapolitaner. Auch sagt man, daß die zwischen dem Kaiser und Pico gewesenen Mißverständnisse aus Vorspruch des Königs von Polen und des Cardinals Hannibal Albani schon beigelegt seien, auch daß deeselbe einen Brief vom Herzoge von Modena habe, kraft welches dieser sich verbindet, Mirandola abzutreten, wenn ihm das dafür ausgelegte ersetzt und refundiet würde. Diesem allen unangesehen, wäre doch der andere tauglichee zu dieser Würde, wenn nicht vielleicht der große Nepotismus eine große Verhinderung machte.

*) Sie lautet:
De rure ad urbem ecce venit pastor egregius
Fert animalia de venatione sua.

Digitized by Google

Ihro Excellenz wissen sehr wohl, wie es bei derlei Umständen in Rom zugeht, und daß Monsieue Pasquin nicht säume, von der Gelegenheit zu profitiren, um den Purpurirten eins zu versetzeu, dahee ich mich auch unterfange, Eines und das Andere, doch Ihco Excellenz allein, gehoesamst hier beizuschließen.

Ich empfehle mich ꝛc.

(Die Fortsetzung folgt.)

Merck — Mephistopheles — Wiesel.

(Beschluß.)

Adam Müller aber, dem die Todesnachricht ebenfalls durch Rahel gemeldet worden war, antwortete mit diesen merkwürdigen Betrachtungen *): „Empfangen Sie meinen herzlichen Dank für Ihr feeundliches Andenken an mich, bei dem Tode des Unglücklichen. Diese Rechenexempel sind also abgeschlossen, diese Weissagungen verstummen; sonderbaer Weise wurde der, der nach Wiesel's Calcül schon zur Zeit des Congresses zuerst zu Grunde gehen mußte, der Kaiser Franz, gerade am Tage vor Wiesel's Tode von einer wirklichen Todesgefahr gerettet. Dennoch rührt mich dieser Fall sehr. Sie nennen sein Unglück seine dicke Haut, und es ist wahr, innerlich war viel Schönes, und äußerlich hat ihn viel Ausgezeichnetes berührt; doch hat beides nie zusammenkommen können. Dazu waren auch seine Augen zu scharf, kein geringes Unglück füe den, der sie hat. Farbe und Lichtton verschwanden; er sah nur die Unterschiede und Umeisse der Dinge, und da war dann Rechnung und Zahl bald zue Hand. — Ich verliere viel an ihm; er ersetzte und eepräsentirte mir nicht nue die ganze liberale und demokratische Welt, und überhob mich nicht nur dee Mühe, die Journale und Bücher meines Gegenpart zu lesen, sondern er trieb das Alles auf die rechte deutsche Höhe, bis zur Läugnung des persönlichen Gottes, zur Behauptung, daß alles Unglück in der ganzen Weltgeschichte aus dem Glauben an eine persönliche Offenbarung herrühre. Drei Stunden hindurch habe ich ihn einmal über letztern Punct auf meinem Zimmer mit wirklich teuflischee Grazie und Sachkenutniß rasen höeen. Und doch war in allem und unter allem wiedre lauter Selbstüberredung, schwaches Liebesbedürfniß, Advocatie der Armen, Entbehrungs- und Aufopferungsfähigkeit, siebenmonatliches Leben mit achtzig Thalern und von bloßen selbstgefangenen Hechten und Kartoffeln, und die Unfähigkeit, nicht blos zum Verrath seiner Freunde, sondern selbst der verhaßteften unter den Aristokraten, wenn nicht etwa die Geldnoth allzu groß geworden wäre! Ich glaube, daß die göttliche Barmherzigkeit ihre größten Wunder für die letzten Blicke des Menschen vorbehält. Vielleicht ist ein Strahl des ewigen Lichtes besser durch die halbgeschlossenen, als durch die noch offenen Augen gedrungen. Wie die absurden Raisonnements eines nach dem andern auslöschten, mußte doch etwas übrig bleiben, vielleicht war es der Trost dessen, den er sich sein ganzes Leben hindurch ein dummes point d'honneur gemacht hatte nicht anzuerkennen, und dee am besten wußte, wie er zu dieser Albernheit gekommen war."

*) Buch Rahel Bd. III. S. 240. 241.

Wenn Rahel diese einsichtsvolle Milde und dies hoffende Vertrauen Müllern hoch anrechnet, so pflichtet ihr gewiß jedes edle Gemüth vollkommen bei. Neben der echten Liberalität aber, mit welcher Müller einen solchen Freund haben und solche Ausbrüche dulden konnte, müssen wir auch ganz besonders die meisterhafte Auffassung bewundern, durch welche er ihn mit wenigen Zügen gründlich dargestellt hat. „Drei Stunden mit wirklich teuflischee Grazie und Sachkenntniß rasen hören" ist ein Ausdruck von genialee Vortrefflichkeit; auch die „selbstgefangenen Hechte und Kartoffeln" sind unbezahlbar; und das „dumme point d'honneur" gibt unserm Mephistopheliſchen Freunde noch die letzte Grabesehre!

Schließlich, — um wieder auf diese Aehnlichkeit zurückzukommen, — gedenken wir noch, daß vor vielen Jahren ein Gemälde aus Schadow's Schule, wie wissen nicht mehr von wem gemalt, zu sehen gewesen, das den Besuch Faust's bei Gretchen im Kerker darstellte; Mephistopheles erschien an der Thüe und mahnte zum Forteilen. Wiesel lebte noch, dee Maler aber kannte ihn nicht und hatte ihn nie gesehen, für seinen Mephistopheles jedoch in der Einbildungskraft ganz die Bildung und den Ausdruck hervorgearbeitet, welche sogleich an Wiesel erinnern mußte, ja man konnte glauben, dieser habe ihm dazu gesessen! —

Neue englische Romane.

(Beschluß.)

13. Aeïscha, die Jungfrau von Kars. Aus dem Englischen Morier's. Braunschweig, Vieweg. 1835. 3 Bde.

Morier hat im „Hadschi Baba" und „Zohrab" sein Thema noch nicht erschöpft. Sein Skizzenbuch, das er auf seinen Reisen im Oriente füllte, ist noch reich an manchen interessanten Bemerkungen, Ansichten, Natur- und Sittenschilderungen des Morgenlandes, und aus diesen hübschen Notizen setzt er seine Romane zusammen. Wie heilsam ein Skizzenbuch ist, ohne das kein Engländer reist, erlebt der

Digitized by Google

Held des vorliegenden Romans, Lord Osmond, noch auf eine ganz eigenthümliche Art. Er war in Folge seiner mannichfachen Händel und Abenteuer, die er zur Befreiung seiner Aejischa bestand, im Hafen zu Rhodus auf die Galeere geschmiedet. Kaum ist er aus den Fesseln befreit und fühlt sich wieder als ein Geschöpf Gottes, so trifft ihn am Ufer ein Dolchstoß auf die Brust, der tödtlich gewesen wäre, hätte das Skizzenbuch in der Brusttasche ihn nicht geschwächt und vereitelt. — Lord Osmond macht die größten Gefahren durch, um zum Besitze seiner Geliebten zu gelangen; zugleich reizt es ihn, die dunklen Spuren ihrer Geburt, die auf eine occidentale Abkunft deuten, aufzusuchen. So bewegt er sich in den verschiedensten Rollen und den buntesten Costumen durch mannichfache Verhältnisse, und gibt uns seine Anschauungen des orientalischen Lebens zum Besten. Die Schilderung der Kurden und ihr Gefecht mit den Turken ist besonders anziehend. Der Verf. zeigt sich ganz heimisch in der Levante. Nur erscheint es mir tadelhaft, daß die Liebe dort dieselbe sein soll, wie sie der Mond auch am Ufer der Themse beleuchtet. Auch die Liebe trägt überall das Costum und den Habitus der landschaftlich-klimatischen Oertlichkeit. Der Lappländer liebt anders als der Neger der Wüste, ein Ossian'sches Mädchen liebt mit sehnsuchtbleichen Wangen, die Neapolitanerin mit glühendem Fiebertakte. Ueberall ist die Liebe eine andere, nur der Mond spielt überall die langweilige Rolle dabei mit den scheelsüchtig abgehärmten Wangen. Das ist der Fehler von Morier's Romanen, daß der Engländer auch im Oriente nur seine Liebe sucht und findet. Eine verschleierte Türkenbraut, die einen Franken liebt, spielt schon des Schleiers wegen mehr Versteckens, sie ist, wenn sie wirklich liebt, listiger als Aejischa. — Lord Osmond muß sich mit Nebenbuhlern und tyrannischen Kaufherren, denen seine Geliebte zu Theil wird, herumschlagen, bis er endlich alle seine Mühe nutzlos verschwendet sieht: Aejischa ist im Harem des Sultans Mahmud, während er selbst auf die Galeere gebracht wird. Die Gestalten, die hier flüchtig skizzirt sind als Osmond's Genossen, würden vortrefflich für Genrebilder des orientalischen Lebens passen, besonders der Jude, der als Zahnarzt das Unglück hatte, dem Bostandschi Baschi statt des kranken einen gesunden Zahn auszureißen. Dafür werden dem Böswichte alle Zähne ausgebrochen, und um diese Grausamkeit zu verstecken, schickt man ihn als Verbrecher auf die Galeere. Sehr spaßhaft ist folgendr Galeerengeschichte, die als Anekdote vom Sultan Mahmud mitgetheilt werden mag. Ein junger Türke zog Osmond's Aufmerksamkeit auf sich. „Der Bursche war ein Galiandschi oder Matrose. Er war zu dem Dienst auf der Flotte zu Constantinopel gepreßt worden, und hatte die Erlaubniß erhalten, Waffen zu tragen, was sonst in der Hauptstadt nicht gewöhnlich ist. Da es ihm an Geld mangelte, so hatte er mit einem seiner Gefährten einen schlauen Anschlag gemacht, um sich das, was ihnen abging, zu verschaffen. Sie kauften ein fettes Huhn, und begaben sich damit nach der Vorstadt Galata, die auf einem sehr unebenen Boden gelegen ist. Hier stellte der Eine sich an den Eingang, der Andere an den Ausgang der vielen winkeligen und steil bergansteigenden Straßen jenes Stadttheils; und sobald irgend Jemand durch die Straße kam, zwang der Erste ihn, das Huhn zu einem bestimmten Preise zu kaufen, während der Andere es ihm, sobald er vor den Ausgang gekommen war, mit Gewalt wieder abnahm. Auf diese Weise bereiteten sie sich, indem sie die Henne abwechselnd verkauften und wieder raubten, eine ansehnliche Ernte. An dem ersten Tage gelang ihnen dieses über Erwartung, und sie beschlossen daher, ihre einträgliche Speculation fortzusetzen. Des andern Tages, als sie ihren Posten wieder eingenommen hatten, sahen sie einen ernsten und bedächtigen Türken, den sie seinem Aeußeren nach für einen Handelsmann hielten, auf sich zukommen. Der Mann an dem obren Ende der Straße hielt ihn sogleich an, und rief ihm zu: „Hier Freund! hier ist ein Huhn!" „Das mag wohl sein", erwiederte der Kaufmann. „Du mußt es kaufen! in dem Namen Allah's!" „Im Namen Allah's! ich will nicht!" „Ihr wollt nicht?" fragte der Matrose; „das werden wir sehen!" Damit zog er seinen Jattagan und rief aus, indem er denselben schwang: „Kauft! oder Ihr müßt sterben!" „Wenn dies der Fall ist," erwiederte der Kaufmann, ohne im geringsten aus seiner Fassung zu kommen, „so will ich kaufen." Darauf bezahlte er sein Geld, nahm das Huhn und ging damit die Straße hinab. Sowie er den andern Schelm erreichte, wurde er von neuem angehalten." „Zu meiner Verwunderung", sagte der Sträfling, der diese Geschichte Osmond erzählte, „sah ich den Kaufmann sich umwenden und ein Zeichen geben, das ich anfangs auf mich bezog; aber in demselben Augenblick stürzten drei oder vier bewaffnete Männer den Hügel hinab, ergriffen meinen Kameraden, und ehe der arme Teufel sich umkehren konnte, war ihm der Kopf so rein abgehauen, wie ein Kürbiß von seinem Stiele geschnitten wird. Ich nahm meine Zuflucht sogleich zu meinen Beinen, und lief, was ich laufen konnte. Es war ein Wettrennen auf Leben und Tod, bis ich die See erreichte. Ich warf mich hinein und rettete mich, indem ich mich in ein Boot stürzte und mit demselben davon ruderte. Ich fand, daß unser Kaufmann der Sultan in Person war; er hatte von unsrer List gehört, und war verkleidet ausgegangen, um dieselbe zu bestrafen. Es wurde der Befehl auf die Flotte geschickt, um jeden Preis mich auszuforschen. Verzeihung wurde mir versprochen, wenn ich selbst mich angeben wollte. Ich that dies; hier bin ich, was kann ich mehr sagen?" —

Sehr hübsch ist auch die Scene mit dem Reis Effendi, der mit orientalischen Redeblumen seine Gedanken verhüllt. Aejischa wird übrigens ebensowohl aus dem Harem befreit, als Osmond von der Galere erlöst. In London treffen sie sich wieder, es ergibt sich, daß sie von englischer Abkunft ist. Wie Hochzeitsvorhängen schließt der Roman, wie fast alle Romane, indem die schöne Wirklichkeit die Fiction ablöst.

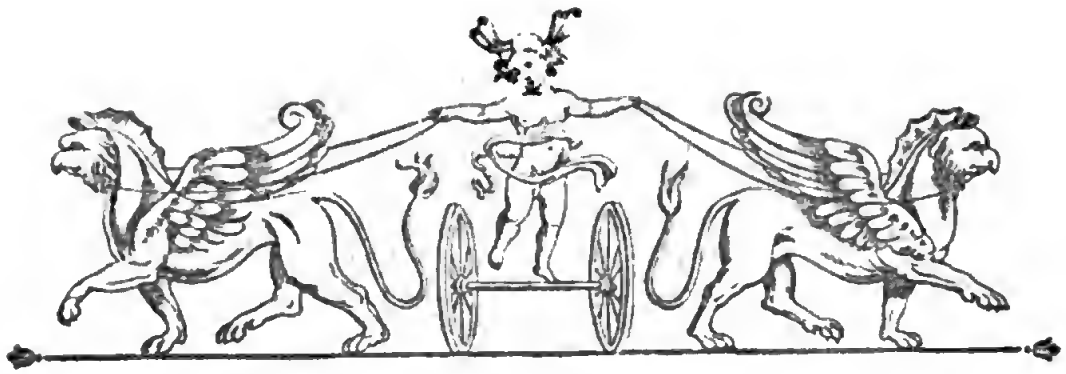
Notizen.

[Französische Lügen.]

Ein französisches Blatt (le patriote de la Meurthe) erzählt, daß bei der Weinlese zu Gripport eine Traube sei gebrochen worden, die unter ihren Beeren eine höchst merkwürdige zählte. Man sah nämlich auf dieser Beere ein vollkommen ausgeprägtes Zifferblatt, auf welchem alle Stunden deutlich in goldgelber Farbe und erhabener Arbeit ausgedrückt waren. Alles ist winzig, doch dem unbewaffneten Auge sichtbar, übrigens ganz regelmäßig, nur statt der Ziffer I steht eine III. — Wir wollen es glauben, sobald wir es gesehen haben. —

Ein anderes Blatt erzählt, es sei so eben in Karlsruhe ein Klavier erfunden worden, welches die menschliche Articulation der Stimme nachahme, und eine förmliche Sprechmaschine sei. Zwei Lippen würden durch sechzehn Tasten in Bewegung gesetzt, jede dieser Tasten erzeuge einen Grundton, und so würden alle Worte durch den Spieler auf das deutlichste hervorgebracht. — Was man nicht alles druckt! 12.

Digitized by Google



Zeitung für die elegante Welt.

Donnerstags — 15. — den 20. Januar 1836.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Der gefangene Dichter.

Von Anastasius Grün.

Gebt mir ein Buch! — Sie wollen keins mir gönnen!
So mag mein Aug' im Buch' des Himmels blättern,
Das dem Gefang'nen sie nicht rauben können,
Und lesen, Herr, in deinen ew'gen Lettern!

Ich seh' den Aether rein und leuchtend blauen
Und seh' das Abendroth in Flammen zittern,
Draus mild der Englein Thränen niederthauen,
Ich seh's, — doch aus des Kerkers Eisengittern.

Seh' zieh'n die Wolke mit der Brust voll Segen,
Des Mondes Kahn im Meer der Nächte prangen,
Die Sterne sich im goldnen Wirbel regen,
Ich seh's, — doch durch des Kerkers Eisenstangen.

Ich seh die Morgenwolke leuchtend steigen,
Und mitleidsvoll der Rosen Bild und Reize,
Die längstentbehrten, meinem Auge zeigen!
Ich seh's, — doch durch des Gitters ehrne Kreuze.

Ich sah die Wetter, die nun ausgestritten,
Ich seh' den Regenbogen flammend schweben;
Des Himmels lichter Grund doch ist durchschnitten,
Ach, von des Kerkergitters schwarzen Stäben!

Da dünkt es mich, im Buch des Himmels wären
Die schönsten Stellen, heiligsten Legenden,
Des Friedens und der Liebe Gotteslehren
Mit schwarzem Strich durchkreuzt von Menschenhänden.

Römische Briefe aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts.

(Fortsetzung.)

2.

Dieselbe an Denselben.

Rom, den 28. April 1740.

Ihro Excellenz gnädiges Schreiben vom 11. currentis habe richtig erhalten, und sage unterthänigsten Dank für die so gütige Erinnerung Ihres unwürdigsten Dieners. Ich glaubte zwar sicherlich, Ihro Excellenz eine positive Nachricht unsers Conclave an gegenwärtigem Posttage geben zu können, doch leider sind wir abermals da Capo. Der Cardinal Albani hatte zwar einen ziemlich guten Gedanken, durch welchen er gewiß hoffte, die Wahl zu seiner Endschaft zu bringen, aber seine Meinung wurde hintertrieben. Sein Gedanke bestand in dem, den Cardinal Buffo (so ein gelehrter, frommer und gerechter Mann) auf den Thron zu erheben, theils weil er hoffte, daß an diesem Subjecto nichts wird können ausgestellt werden, theils auch weil er eine Creatur ist seines verstorbenen Vetters Clemens XI. Dahee, um zu reussiren, ließ er die Cardinäle Zinzendorf, Valenti Gonzaga und andere, so noch außer dem Conclave waren, ersuchen, sich bald möglich hinein zu begeben; wie denn auch alle den 19. und 20. currentis sich eingefunden, ausgenommen die zwei kranken, Altieri und Pieri. Der Cardinal Corsini, sehend, daß alle seine Hoffnung beginne Schiffbruch zu leiden, arbeitete dagegen mit allen Kräften, es gelang

ihm auch, 23 Stimmen zusammenzubringen, welche genug waren, um dem von Albani'schee Seite vorgeschlagenen subjecto exclusivam zu geben, mithin wurde dee arme Buffo, nachdem ee durch zwei Mal 24 Stunden in ganz Rom als Papst geprieſen worden, excludirt. Noch darüber hat ſelbigee alle Hoffnung, dahin zu gelangen, veeloren, aus Urſachen, daß er ein Neapolitaner ſei, und dee Kaiſer durch einen Courier, der vorgeſtern angelangt, wie verlautet, gegen alle Neapolitaner ſoll proteſtirt haben. Nun, ſo hat aber auch Albani Stimmen genug, um allen denen, ſo etwa von dem Corſini voegeſchlagen würden, exclusivam zu geben.

Die Creaturen Benedict's XIII. allein ſind noch zu dato indifferent und haben ſich für keine Partei noch declarirt; nun aber iſt gewiß, daß diejenige Partei, wohin ſich die Benedict'ſchen Creaturen wenden weeden, im Stande ſein wird, die Wahl vorzunehmen. — In dieſer Situation befindet ſich dermalen unſer Conclave; Ihro Excellenz erachten, wie lange ſich dieſes noch verzögern wird. Womit mich zu ferneeer hohee Gnade ꝛc.

3.

Derſelbe an Denſelben.

Rom, den 30. April 1740.

Mit vorhergehender Poſt hatte ich die Ehre, Ew. Excellenz gehoeſamſt zu berichten, die ſtarken zwei Factionen, ſo ſich dermalen im Conclave befinden, nämlich die Albani'ſche und Corſini'ſche; dieſe continuirt, und zwar dergeſtalt, daß wir ſchlechte Hoffnung haben, ſobald ein Kirchenhaupt zu ſehen. Gegenwärtiges Epigramm (ſo man verſichern will, daß der Cardinal Giudice ſoll gemacht haben) bezeugt es klar genug. Ueberdies habe ich noch andere Particularitäten erfahren. Dee kaiſerliche und franzöſiſche Hof agirten de concerto für den Cardinal Maffei; dies war genug, um ihn fallen zu machen, denn die Zelanten wendeten dagegen ein, daß es mithin unnöthig wäre, ein Conclave ins Künftige anzuſtellen, wenn König und Kaiſer einen Papſt nach ihrem Belieben machen wollten; ſo wäre es auch genug, daß ſie die exclusivam hätten, ohne ihnen die inclusivam zu verwilligen.

Von Zeit her, daß geſagtes Vornehmen en faveur des Cardinal Maffei zu Waſſer worden, verſpürt man einige Mißverſtändniſſe zwiſchen den unſrigen und franzöſiſchen Cardinälen; auch ſind an beide Höfe dieſer Tage Courriere expedirt worden. Anſonſten werden die Kammerrechnungen von dem Cardinal Camerlengo und den Capi d'ordini auf das genaueſte durchſucht, und findet ſich, daß die Kammer während des Corſini'ſchen Governo bei 12 Millionen ſei geſchwächt worden; überdies prätendiren die Communitäten des päpſtlichen Staats die Etappengelder für die ſpaniſchen Truppen, ſo im letzten italieniſchen Kriege durchmarſchiert, der Cardinal Aquaviva dagegen bezeugt durch Quittungen des Tresoriere del Papa, daß es bezahlt worden. Dieſer letztere gibt vor, er habe geheime Ordres gehabt, das empfangene Geld dem Cardinal Corſini einzuhändigen, welchee den Empfang auch nicht läugnet, hingegen eine Rechenſchaft zu geben ſich weigert, bis nicht ein neuer Papſt erwählt ſein wird.

Weil man nun theils wegen gemeldeter 12 Millionen, theils wegen der Etappengelder ſehr ſtark auf den Cardinal Corſini dringt, iſt leicht zu erachten, daß letzterer alles Mögliche anwenden wird, um alle dem Albani Anhangenden vom Throne zu exeludiren, indem ee wohl vorſieht, daß im Gegenſpiel es nicht zum beſten mit ihm ſein möchte.

Dies iſt der Stand unſeres jetzigen Conclaves ſo ich von einem vertrauten Manne aus dem Conclave ſelbſt im Geheim erfahren; Ihro Excellenz erachten nun, was ſchlechte Hoffnung wir haben, einen neuen Papſt bald zu ſehen.

Ich empfehle mich ꝛc.

4.

Derſelbe an Denſelben.

Rom, den 21. Mai 1740.

Wenn ich die gegenwärtigen Umſtände betrachte, ſo muß ich bekennen, daß zwei Stücke mich in eine ſehr große Verwunderung ſetzen. Erſtens die gar zu argen Zufälle, welche ſeit einigee Zeit Ihro Excellenz, meinen gnädigen Herrn, gleichſam mit Gewalt zu unterdrücken ſuchen, als da ſind die grauſamen und nach dem Himmel um Rache ſchreienden Ungerechtigkeiten, ſo an Dero hohee Perſon ausgeübt werden, überdies der jetzige alles Mitleides würdige Zuſtand der gnädigen Niece. Andertens die unendliche Vorſichtigkeit Gottes, welcher beliebte, Ihro Excellenz mit ſo hohem, gleichſam übernatürlichem Geiſte zu begaben, kraft welches ſelbe allen dieſen Abenteuern, gleich einem unbeweglichen Felſen, allee Kleinmüthigkeit den Paß abzuſchneiden wiſſen. Ich will nicht allhier mich aufhalten in Erzählung, wie ſchmerzhaft mir Dero letzteres gnädige Schreiben zu Herzen gegangen, dem Himmel allein iſt bekannt, was für einen Theil ich nehme an dem allen, ſo klägliches oder widriges dieſem hochadligen Hauſe zuſtößt; verſichere nur allein, daß ich unausſetzlich den gütigſten Gott anrufen

Digitized by Google

werde, daß selbiger den schönen Geist der Standhaftigkeit in Ihro Excellenz zu vermehren und zu erhalten gnädigst beliebe, zu seiner größern Ehre und Gloria, zur ewigen Schande und Spott aller Uebelgesinnten, zu unauslöschlichem Ruhme des ganzen hochadlichen Hauses und zur unveränderlichen Vergnügung aller derjenigen, so wahre und treue Diener von gemeldetem hohem Hause zu sein sich für eine große Ehre schätzen, unter welchen letztern Ihro Excellenz unterthänigst ersuche mir den Rang zu gönnen.

Es scheint, als ob die Affairen unsers Conclave in dem Zeichen des Krebses wären, denn wenn man vermeint, nun wird es ein Ende erreichen, hört man in wenig Stunden darauf, daß sie eben in dem Systemate seien, wie sie den ersten Tag waren. Gotti wurde schon für gewiß ausgesprengt, da aber selbiger die leges, so die Cardinäle ihm vorlegten, nicht accordiren wollte, wurde alles wiederum zu Wasser. Die leges bestanden in diesem: daß er nach seiner Erwählung diejenigen Cardinäle zu Secretario del stato und datario nehmen sollte, die man ihm vorschlagen werde. Der Cardinal d'Alseia sagte gestern zu zweien meiner Freunde, so nothwendig nach Niederland reisen sollten, gern aber die Wahl des Papstes abwarteten: „Ihr Herren! bittet Gott, er wolle seinen göttlichen Geist schicken, denn noch scheint es nicht, als hätte er sich gewürdigt, zu kommen, und wenn man also fortfahren wird, das versichere ich, daß Sie im Niederland, wir aber annoch im Conclave sein werden." Soviel kann ich Ew. Excellenz für diesmal berichten, womit mich ꝛc. (D. F. f.)

Correspondenz.

Von der spanisch-französischen Grenze.

[Die spanische Crisis.]

— — In England mochte O'Connell, daß die irländischen Schnapsverkäuferinnen auf den Almacesbällen tanzten und daß man ein Oberhaus aus Berern zusammensetzte, wahrscheinlich weil er denkt, diese Manner verständen sich auf coups d'état. Dessenungeachtet ist Herr O'Connell ein beneiteter Mann, der blos den Fehler hat, radical zu sein, und ein wenig durch die Nase zu sprechen. Er konnte ein Gentleman genannt werden, wenn er diesen Titel nicht für eine Injurie hielte. In Frankreich hat sich seit einigen Jahren die Race der progressiven Menschen, wie weiland die israelitische in Aegypten, vermehrt: ein brünstiger Cultus für die Zukunft erzeugte die lächerlichste Verachtung des Vergangenen.

Die Reihe ist nun an Spanien, sich zu reformiren. Spanien, dies will für den Continent soviel heißen als das verheißene Land der socialen Fortschritte.

Die Männer, welche sich an der Spitze des Staats befinden, sind lauter Kraftgenies, die kolossale Hoffnungen gewähren. Es gibt Procuradoren, die stellenweise den Voltaire lasen, und seit der Zeit behalten sie den Hut auf, wenn das Angelus geläutet wird; und was noch mehr ist, es gibt Proceres oder Pairs, die über die Aufrichtigkeit ihrer Frauen spotten, weil sie zur Beichte gehen, Fasttag halten und an die Heiligen glauben.

Man hat mir erzählt, daß ein Minister der Königin Gobernadora ernstlich anzeigte, wie er die Entdeckung gemacht habe, daß der Papst nicht infallibel sei.

Mag nun diese moderne Unehrerbietigkeit an und für sich nicht empfehlenswerth sein, ausgemacht scheint es mir, daß die spanischen Reformer Scharfsinn besitzen und Proben davon ablegten. Sie gleichen mit ihren Sarkasmen und skeptischen Theorien den verzweifelten Banditen Schiller's. Kein Mensch, der sie sieht, würde glauben, daß sie Familienväter seien, äußerst friedfertige Leute, die große Stücke auf ihr Gewissen halten. Ein neckender Kobold hat sich den Spaß gemacht, die Philosophie mit ihren Schlafmützen zu verunstalten, worauf sie urplötzlich wie junge Enthusiasten Salamancas von der Emancipation und der Ausrottung der Mönche und Vorurtheile sprachen. —

In ihrem patriotischen Aufschwung begingen sie den gewöhnlichen Fehler. Sie suchten nichts als eine langsame, unvollständige constitutionelle Reform und vergaßen dabei, daß im Hintergrunde ein beleidigter und unverträglicher Feind ihrer systematischen Mäßigkeit spotte, daß ein Volk immer noch einmal soviel verlangt als es erhielt. Ein Jahr ist kaum vergangen und schon betrachtet man die der Regierung sich bemächtigenden Partisane des Fortschreitens als die zurückbleibenden. Sie haben geglaubt, wenn sie sich in ihre Curulsessel niederließen, würde der Wind der Freiheit sie wie ein laues Abendlüftchen fächeln, und sind nun sehr erstaunt, zu bemerken, daß dieser Wind sie ganz und gar fortbläst, die Advocaten wie die Krämer, den General selbst nicht ausgenommen. Die Herrn haben die Reform angefangen, die Reform ist erkenntlich, sie sucht sich ihrer Verehrer zu entledigen.

Nach meiner Meinung verhält es sich mit Spanien in diesem Augenblicke wie mit einem Spieler, der die Hälfte seines Geldes verloren hat und aufgefordert wird, seine Martingale auf dem grunen Tische zu verlassen, oder wie mit einer hübschen Frau, die sich bereits einen Kuß rauben ließ und nichts weiter bewilligen soll, oder endlich wie mit einem Rosse von adeligem Geblüt, das in Epsom und Chantilly, gespornt von einem englischen Jocken, die Hälfte der Bahn in gestrecktem Galopp zurücklegte und plötzlich Halt machen will. Alle Umstände sind für das Voranschreiten, für das Erringen eines Zieles. Die Natur hat sich ins Mittel gelegt und zu fordern angefangen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Leipziger Chronik.

[Halévy's Jüdin.]

Die leipziger Bühne kann sich das Verdienst anrechnen, Halévy's Jüdin, die bisher außer in Paris nur auf dem Drurylane in London und in Brüssel gehört wurde, in Deutschland zuerst in Scene gesetzt zu haben. Die äußere Ausstattung, die der kaiserliche Einzug in Constanz nöthig machi, war für eine Bühne zweiten Ranges, wenn nicht verschwenderisch, doch überaus glänzend. Der Kaiser, die Cardinäle und eine große Schar von Bischöfen, Mönchen und Rittern von allen Orden waren theilweis mit einer Pracht ausgestattet, die nur an Hofbühnen zur Erscheinung kommt. Daß das hiesige Orchester ein vorzügliches ist, ergibt sich schon umdeswillen, weil es zu den leipziger Concerten, die unter Mendelssohn-Bartholdy einen neuen Schwung erhalten haben, die Instrumentation bildet. Die äußere Ausstattung einer Oper muß wiederholt erwähnt werden, wenn sich hinter ihr manche Gebrechen der inneren Darstellung und der Gesangsleistungen ziemlich glücklich verstecken. Unter der Decke der rauschenden Instrumentation, die neuere Componisten belieben, laufen Sänger, die singen können, und bloße Naturalisten fast unterscheidungslos neben einander her, während Tonwerke im ältern

Digitized by Google

Styl die singenden und die gurgelnden Sänger auf die deutlichste Weise sondern. Wir haben unlängst eine Darstellung von Figaro's Hochzeit erlebt, die uns diese Unterschiede fühlbar machte. Hrn. Ecke, der den Templer in Marschner's Oper und den Eleazar in der Jüdin mit dem besten Erfolge singt, fehlte zum Vortrag des Figaro trotz seinem schönen Bariton nichts weniger als die Hauptsache, die Schule; er ist nichts als ein gewandter, auch wohl geschmackvoller Naturalist. Als Gräfin gastirte eine Mad. Sieber. Etwas Ungeschlachteres sich zu denken, würde die erfinderischste Phantasie nicht ausreichen. Es war eine Gräfin in Steifleinen. Die Sängerin hat Kraft, man könnte sagen Pferdekraft in ihrer Stimme, allein ihr Gesang war auch in der Tonart, um im Gleichniß zu bleiben, so widerspenstig wie ein ungeschultes Roß. Hr. Pögner sang den Grafen vortrefflich, spielte ihn aber zu sehr mit der Faust. Frln. Ringelhardt gab als Susanna mehr die unschuldig Lachende, als die coquette und verschmitzte Soubrette. Beide waren die Einzigen, die Mozart singen konnten. Hr. Pögner hat auch als Cardinal in der Jüdin Gelegenheit, sein kerniges, inhaltschweres Organ walten zu lassen. Frln. Ringelhardt weiß zu singen, aber nicht ihr Organ zu moderiren; sie war beide Mal, wo wir die Jüdin hörten, heiser, so daß das Metall ihrer Stimme zu verschwinden droht.

Halévy's Musik gehört zu den Compositionen des neuen Styls, bei denen die Individualitäten der einzelnen Sänger kaum auftauchen. Die Arien nehmen den Charakter des Recitativs an; auch die Romanze in der Jüdin ist nichts als Recitativ. Märsche und Chöre geben die Foreen und Glanzpuncte voll erfinderischer Kraft. Das Trinklied des Chors in der Jüdin ist ein fast wahnsinnig gesteigerter Taumeltrausch. Selbst in die Duette und Terzette mischt sich der lärmende Jubel der forcirtesten Instrumentation, so daß die eigentliche Gesangskunst des Duettirens verloren geht. In Betreff der Instrumentation ist Halévy's Oper ein Werk des tiefsinnigsten Fleißes. Nur hat Meyerbeer, Halévy's offenbares Musterbild, den Vortheil einer reicheren Erfindungskraft in Arie und Melodie voraus. Was dem Jünger und Schüler hierin abgeht, sucht er noch durch gewagtere Rhythmen und keckere Einfälle zu ersetzen, die mir in manchen Passagen wie wahnwitzige Willkür vorkommen. Beiden möchte gemein sein, daß sie ihr Genie gewissermaßen erst auf die Folter spannen, eh' es sich willig zeigt. Man sage nicht, das sei auch schon der Typus der Instrumentation in Beethoven's und Spontini's Compositionen. (D. F. f.)

Notizen.

[Literarische Neuigkeiten in Deutschland.]

Karl Immermann schreibt an einem neuen Roman „Die Epigonen", der, ungeachtet des antiken Namens auf dem Titel, die gegenwärtigen literarischen und gesellschaftlichen Verhältnisse behandeln wird. Immermann sieht uns heutige Menschen nicht für Heroen, sondern nur für die Nachkommen derselben, für Epigonen an und hat solche Zustände einer Nachheroënzeit, mit ihren Kämpfen, Wirren und Anstrebungen, zum Gegenstand seiner Dichtung genommen. —

Der geistreiche Professor Fechner in Leipzig, unter dem Namen Dr. Mises besonders als Verfasser der witzigen „Schutzschrift für die Cholera" bekannt, arbeitet gegenwärtig an einer Schrift über die Unsterblichkeit der menschlichen Seele. Vielleicht wird es auch wieder eine Schutzschrift für die Unsterblichkeit, die in der letzten Zeit durch gewisse speculativ-mystisch-erbauliche Abhandlungen in so großen Mißcredit gerathen. —

Varnhagen von Ense hat die Reihe seiner biographischen Biduisse und Denkmale, durch die er seit Jahren die deutsche Literatur mit einer fast neuen Kunst bereichert, wieder durch eine Darstellung vermehrt, die das „Leben des preußischen Generals von Winterfeld" liefert. Dasselbe wird binnen kurzem in Berlin (bei Duncker und Humblot) im Druck erscheinen. Solche Bücher müssen jetzt in Berlin einer vierfachen Censur unterliegen, was ihr Erscheinen oft sehr schwierig macht. Erstens müssen historisch-vaterländische Darstellungen dieser Art, wenn sie archivalische Quellen benutzt haben, dem Director des geheimen Staats-Archivs zur Genehmigung vorgelegt werden; zweitens dem königl. Hausminister, hinsichtlich ihrer Beziehungen auf die Geschichte des königlichen Stammhauses (welche Verfügung erst seit F. Förster's Lebensgeschichte Friedrich Wilhelm's I. erlassen worden); drittens dem Chef des Generalstabes, hinsichtlich der in dem Werke enthaltenen militairischen Mittheilungen; und viertens dann noch dem gewöhnlichen Censor. —

Vom Geh. Rath Stägemann in Berlin ist ein Heft „Liebesgedichte" erschienen, das jedoch nicht in den Buchhandel kommt und nur als Handschrift für Freunde circulirt. In diesen Gedichten hält der greise Sänger seiner vor kurzem verstorbenen Gattin eine Todtenfeier. Es tönt in ihnen der alte hochgeschwungene Saitenklang, der Stägemann's frühere patriotische Lieder charakterisirte. 127.

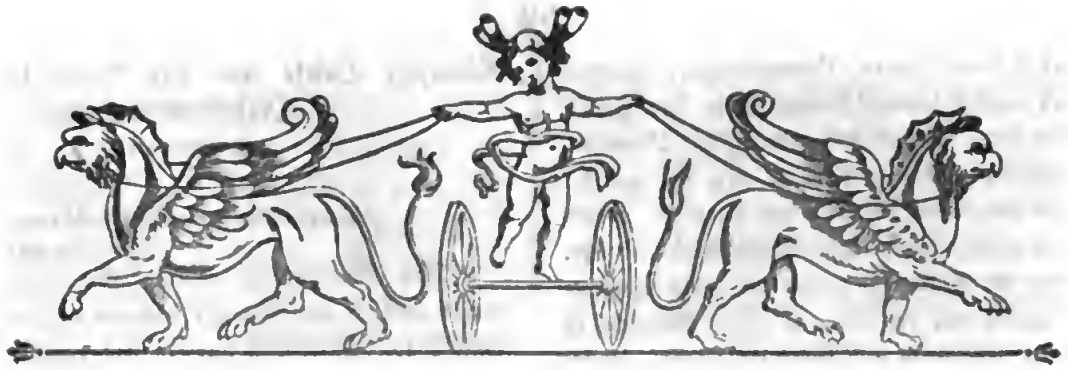
[Enthüllte Geheimnisse.]

Manche der heutigen Autoren lieben es, „aus den Papieren", „aus dem Nachlaß" u. s. w. zu ediren. Es liegt dabei immer eine Art Mystification zum Grunde. Ein Mann in Nürnberg, Joseph Gorl, Braumeister daselbst, hat auch ein Buch dieser Art herausgegeben „aus den nachgelassenen Papieren eines alten Bierbrauers." Es sind: „Enthüllte Geheimnisse — der Bierbrauerei, eine Sammlung der untrüglichsten Mittel, verdorbene oder sonst untaugliche Biere wieder zu verbessern" u. s. w. Enthüllte Geheimnisse! Man möchte gleich an die Mysterien der Isis, mindestens an Jesuitenränke, Carbonari-Umtriebe oder die Mucker in Preußen denken. Wunderbarer Bierbrauer, warum diese Täuschung uns bereiten! Deine Isis liegt im Hefen, von Deinen Enthüllungen werden wir nicht blind, vor dem, was Du entschleierst, zittert kein absoluter Staat. Diese Art enthüllter Geheimnisse kostet nur 8 gGr. Dafür erhält man V und 40 S. Text, 2 Tafeln Abbildungen, die uns die Mysterien der baierschen Bierbrauerei in Figura enthüllen, „geheftet und vertlebt", auch das noch, wie die Goedsche'sche Handlung in Meißen das Werkchen eben ankündigt. Was können uns gegen dergleichen Enthüllungen die „Denkwürdigkeiten und Bekenntnisse eines Freimaurers, oder Hephata", mit erläuternden lithogr. Abbildungen (Leipzig, Andrae) bieten!

[Einkünfte und Ausgaben des britischen Indiens.]

In dem vortrefflichen Werke über die britischen Colonien von Montgomery Martin, wovon in Leipzig bei Hinrichs eine Uebersetzung erscheint (von Dr. Paul Frisch. Lief. 1. u. 2. bereits erschienen), finden wir eine Tabelle von den Einkünften und Ausgaben des brit. Indiens bei dem Eintritte des neuen ostindischen Freibriefes v. J. 1834. Nach derselben beläuft sich der Gesammtbetrag der Einkünfte von Bengalen, Madras und Bombay auf 17,936,217 Pf. St., die Ausgaben, in Indien selbst, auf 16,863,949 Pf. St. Dazu kommen jedoch noch die in England für die indische Verwaltung veranlaßten Ausgaben, so daß die Gesammtausgaben 18,673,463 Pf. St. betragen und mithin die Einkünfte um 737,246 Pf. übersteigen.

Digitized by Google



Zeitung für die elegante Welt.

Freitags — 16. — den 21. Januar 1836.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Eine Scene aus der französischen Revolution.

Von Emil Souvestre.

Die Revolution war in der Bretagne nicht das, was sie anderswo war. Sie kam der Volksmasse viel unerwarteter, viel feindseliger. Auch blieb es dort nicht bei einer regelmäßigen Ausmusterung der Köpfe durch die Guillotine. Es gab dort eine andere Art von Drama. Es war der Kampf der Guillotine gegen den Glauben, ein erbitterter Kampf, in welchem die Guillotine ihr Messer abstumpfte, und überwunden ward. Der Streit artete nicht, wie in der Vendée, in Bürgerkrieg aus. Mit wenig Ausnahmen blieb die Niederbretagne regungslos, aber sie lag knieend im Gebet mit gefaltenen Händen, trotz Allem, was man unternahm, sie daran zu hindern. Das Land bot einen eigenthümlichen, bizarren und feierlichen Anblick. Wenn die Geschichte sich mit dem moralischen und psychologischen Studium des Menschengeschlechts beschäftigte, wie der Roman mit dem der Individuen, wenn sie etwas Anderes wäre als der Gypsabdruck von der Leiche eines Jahrhunderts, der nur die Züge, aber nicht die Seele nachbilden soll, so könnte sie ein merkwürdiges Gemälde aufstellen von dem passiven, innigen und hartnäckigen Widerstande der Bretagne zur damaligen Zeit. Nichts konnte in diesem Lande die ursprüngliche Frische des Glaubens entfärben. Sie wich weder dem Zorne noch der Furcht. Man konnte den Bretagnern die rothe Mütze wohl auf die Köpfe, aber nicht in die Köpfe setzen. — „Ich werde Eure Kirchthürme einreißen lassen," sagte Jean Bon Saint André zu dem Maire eines Dorfes, „damit Euch nichts mehr an Euren alten Aberglauben erinnere."

„Die Sterne werdet Ihr uns doch lassen müssen," antwortete der Bauer, „und die sieht man noch weiter als unsern Kirchthurm."

Umsonst verhängte das Gesetz den Tod über die Priester, die den Eid verweigerten, und über deren Hehler. Umsonst errichteten die revolutionnairen Ausschüsse ihre schreckliche patriotische Kammer und schrieben alle Verdächtigen auf die Liste des Henkers, es gab immer in der Bretagne Priester, die den Gläubigen beistanden und sie trösteten, es gab immer Gläubige, die den Priestern ein Obdach gaben. Ja, man kann sagen, daß in wenig Gemeinden dieser Provinz der äußere Gottesdienst unterbrochen wurde. Die Frömmigkeit war erfinderischer als die Verfolgungssucht. Hier ein Beispiel:

Zu Crozon wurden die Kirchen geschlossen. Die Priester konnten keine Scheune finden, um das Meßopfer zu begehen. Die Soldaten der Republik erfüllten die Dörfer. Wie nun die Pflichten der Religion ausüben? Wie die Neugeborenen taufen? Wie die Verlobten trauen? Man höre:

Es schlägt Mitternacht. Ein schwankendes Lichtlein schimmert von weitem auf dem Ocean. Der Schall einer Glocke verschwimmt im Tosen der Wogen. Plötzlich kom-

men aus allen Felsvorsprüngen, Uferwindungen, Buchten und Erdzungen länglich schwarze Puncte hervor und gleiten über die Wellen hin. Es sind Fischerbarken, mit Männern, Weibern, Kindern und Greisen beladen. Sie gewinnen die hohe See. Sie steuern alle auf denselben Punct zu. Schon schallt die Glocke näher, der ferne Lichtschimmer wird deutlicher. Endlich erscheint der Gegenstand, dem die ganze Bevölkerung zueilt, mitten auf den Wogen. Ein Schifflein ist es, ein Priester steht darin und feiert die Messe. Hierher, wo er nur Gott zum Zeugen hat, berief er die Pfarrkinder zum Gottesdienst, und alle sind gekommen, alle liegen auf den Knieen. Dicht unter ihren Füßen schäumt das brausende Meer, über ihren Häuptern wölbt sich der wolkenschwere Himmel.

Male sich, wer kann, dies Schauspiel aus! Die Nacht, die Wellen, zweitausend Köpfe, die sich neigen vor einem Manne, der da steht über dem Abgrunde, der heilige Kirchengesang, und bei jeder Pause das drohende Tosen der See, das wie die Stimme des Herrn sich verkündet.

Man glaube übrigens nicht, daß der Bauer der Bretagne keine andern Gefahren zu bestehen hatte, um seinen alten Glauben zu bewahren. Nirgends war die Verfolgung anhaltender, nirgends gehässiger. In mancher Provinz Frankreichs wurden mehr Köpfe abgeschlagen, aber in keiner wurde die Empfindlichkeit mehr gestachelt, nirgends die Leidenschaft mehr gereizt, nirgends der Grimm der Volksmassen mit größerer Hartnäckigkeit aufs äußerste getrieben. Man wollte den Löwen zwingen, sich aufzurichten, um ihm desto sicherer die Brust zu durchbohren. Umsonst. Der Löwe blieb liegen. Dennoch wurde er angegriffen, dennoch wurde niedrige Grausamkeit an ihm begangen. Hier ein Beispiel, für dessen historische Wahrheit wir bürgen. Wir erzählen es aus dem Munde eines Augenzeugen.

Es war im Anfange des Mais. Man erfuhr, daß mehrere Gemeinden sich des Nachts zu Morlair vereinigen würden, um unter Anführung eines widerspenstigen Priesters die jährliche Procession zu begehen, bei welcher der Himmel um Befruchtung der Felder angefleht wird. Sogleich rüstete sich Alles. Zwei Compagnien der Nationalgarde griffen zu den Waffen, und begaben sich am bezeichneten Tage, sobald die Nacht einbrach, an einen Ort, wo die Procession nothwendig vorbei mußte. Die Bürger-Soldaten (so nannte man sie schon damals) legten sich zu beiden Seiten eines Hohlweges hinter Erdaufwürfen und Hecken in den Hinterhalt und lauerten. (D. B. f.)

Römische Briefe aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts.

(Fortsetzung.)

5.

Derselbe an Denselben.

Rom, den 28. Mai 1740.

Nun scheint es, als ob die bisher eingesperrten Cardinäle ernstlich zum Schlusse schreiten wollten. Wie verlautet, so erwartet man nur den letzt abgeschickten Courier nach Wien mit der Antwort zurück. Ich glaube, daß eine gewisse Furcht oder Schrecken großen Antheil an dieser Resolution habe, denn zwei von den Cardinälen sind, als nämlich Ottoboni und Johannes Baptista Altieri, schon gestorben, zwei andere, als nämlich Cenci und Laurentius Altieri, liegen darnieder ohne Hoffnung, auch erwartet man stündlich ihren Tod, andere sieben oder acht befinden sich sehr schwer krank; diese Umstände, glaube ich, verursachen, daß ein jedweder beginnt, auf sein eigenes Heil zu denken. Das Subjectum aber, auf welches diese Wahl fallen sollte, wird sehr geheim gehalten, doch verlautet solle es nur von folgenden einer sein: Buffo, ein Neapolitaner, Gotti, ein Bologneser, oder Corradini von Cenza, aus dem Romanischen gebürtig. Da ich gestern bei der ..... des Conclave war, und mit einigen Kaiserlichgesinnten zu sprechen verlangte, beobachtete ich in selbigen, von dieser Materie mit ihnen redend, ein ziemliches Vergnügen, woraus denn schließe, daß vielleicht die künftige Wahl unserm Hofe eben nicht so unanständig sein werde. Nun aber gemeldete drein betrachtend, so finde keinen als den Gotti, so diese Zufriedenheit geben könnte. Denn erstlich Buffo ist ein Neapolitaner, und wegen seiner allda sehr großen Freundschaft, auch sehr nahen Verwandtschaft mit dem päpstlichen Staate, glaube nicht, daß die Indifference so genau könnte gehalten werden. Andertens, Corradini war einer von den Vornehmsten, welche zu Zeiten Clemens XI. die Feindseligkeiten zwischen dem wienerischen und päpstlichen Hofe zu manuteniren suchten, und da wird es zweifelsohne heißen: Manet alta mente repostum. Gotti aber ist ein frommer Dominicaner, so sich niemals in die Staatsaffairen melirte, er ist eine Creatur Benedict XIII. und würde, auf dem Throne seiend, gewiß in die Fußstapfen des jetztgenannten frommen Papstes treten. Ob aber die Patres Societatis mit ihm zufrieden wären, ist eine Frage, denn dermalen wirklich arbeiten sie bawider was sie können, wohl vorsehend, daß selbiger sich ihren chinesischen Missionen und andern Mißbräuchen eifrigst entgegensetzen würde ꝛc.

Digitized by Google

6.

Derselbe an Denselben.

Rom, den 4. Juni 1740.

Um die empfangenen Wunden nicht zu erneuern, übergehe ich mit Stillschweigen den Schmerz, so bei Durchlesung des vom 19. passati von Ihro Excellenz hoch schätzbaren an mich erlassenen Schreibens empfunden, sage nur, daß der Antheil, welchen ich an diesem traurigen Falle nehme, so groß sei, daß ich von Grund der Seele wünschte, daß das Urtheil von oben vielmehr über mich ergangen wäre, wenn dadurch das Leben einer tugendhaften und zur ewigen Gedächtniß hochschätzbaren Person hätte mögen erhalten werden. Ja, gnädiger Herr, ich bekenne aufrichtig, nichts ist auf dieser Welt, das mich bei so schmerzhaften Umständen vergnügen kann, als einzig und allein, daß ich ganz sicherlich glaube, der Allerhöchste sei gewißlich, menschlicher Weise zu reden, über die Welt (in welcher dermalen nichts als Ungerechtigkeit und ärgeeliche Bosheit, mehr denn bei Zeiten Noä zu finden) erzürnt, daher diese tugendhafte Dame gleich einem Henoch von der argen Welt, damit sie nicht verführt werde, absondern, und in jener Welt den verdienten Lohn ihres tugendvollen Wandels reichlich ertheilen wollen.

Niman glaubt, gnädiger Herr, wie wunderlich es in unserm Conclave zugeht. Die vor acht Tagen gefaßte Hoffnung ist abermals gänzlich zu Wasser worden. Delci war derjenige, so man gewiß glaubte, daß er reussiren würde, auf Einwendung aber eines Einzigen, daß gemeldeter Delci ein Florentiner und ein naher Befreundeter des verstorbenen Papstes, gewann das Vorhaben den völligen Krebsgang. Nun wird abermals vor Gotti gearbeitet, und weil die Franzosen sehen, daß ihre Oppositiones nicht allerdings mehr Statt finden, depechirten sie einen Courier nach Paris, um von dort neue Instructionen zu überkommen. Nun steht zu erwarten, was bei dessen Zurückkunft geschehen wird.

Nun aber, so ich jemals eine Gnade bei Ihro Excellenz verdient, so ist's folgende, die ich mir unterthänigst ausbitte, nämlich: Ihro Excellenz wollen doch diesen traurigen Fall sich nicht gar zu stark zu Herzen nehmen, sondern belieben vielmehr zu bedenken, daß es der göttliche Wille war aus obangezogener Ursache; überdies ist Dero hohe Person nicht allein Dero hoher Familie, sondern dem gemeinen Wesen höchst nöthig, denn obschon dermalen annoch die Ungerechtigkeit den Meister spielt, wird doch deren Gewalt von keiner Dauer sein, und ich hoffe in dem gerechtesten Gott, daß selbiger zur ewigen Schande und Spott der ungerechten Welt, Dero Tugend und hohe Meriten gleich der Sonne am Firmamente wird scheinen machen. Dies hoffe ich zu erleben, alsdann werde ich mich unterfangen, Ihro Excellenz zu bedeuten, daß es derjenige vorhergesagt habe, der seine Glorie auf dieser Welt allein darein setzt, zu sein ꝛc

(Die Fortsetzung folgt.)

Auflösung des Echo-Räthsels in Nr. 9.

1. Zellen — zählen.
2. Eulen — eilen.
3. Genossen — genossen.
4. Freien — freuen.
5. Trachten — trachten.
6. Kreise — kreise.

Correspondenz.

Von der spanisch-französischen Grenze.

(Fortsetzung.)

[Die spanische Crisis.]

Einstweilen haben wir die Freiheit, zu untersuchen, was eigentlich die Administration der Königin Regentin wirklich in Bezug auf die Reform unternahm. Herr von Toreno reformirte die Finanzen, ein mißliches Geschäft. Das schöne Spanien war mit Schulden belastet wie ein Verschwender des Lustspiels. Toreno übernahm die Rolle eines Scribe'schen Onkels in demselben und hob alle Schwierigkeiten mit der Erklärung: Maravedis besitze sein Neffe augenblicklich nicht, aber er habe große Hoffnung, reich zu werden, und dann bezahle er in Dublonen. Die Dublonen, dachte er, befinden sich in den Klostern, man muß also soviel Verstand und Takt haben, sie nirgend anders zu suchen.

Diese Politik beweist, daß Toreno ein Mann ist, der sich nicht von Rücksichten und Vorstellungen leiten läßt. Er huldigt dem Grundsatz: Die Noth kennt kein Gesetz. Niemand wollte ihm Geld geben, Niemand welches leihen, also mußte sein Genie dafür sorgen und das Geweigerte — nehmen. Mit einer so philanthropischen Idee erobert man die Welt, wenn man nur die Arme ausstreckt: man muß aber stärkere Arme haben als die Andern.

Der Baron Moscoso war noch ein unternehmenderer Reformer als Herr von Toreno. Moscoso wollte die Constitution, die Reform selbst, reformiren. Kein Mensch weiß, wie es kam, daß dieser Mann so plötzlich in Ungnade fiel bei der Königin Regentin.

Mit Herrn Martinez de la Rosa ist's was Apartes. Seine überlegene Organisation konnte ihn nur zu einer Universalreform antreiben. Ob inzwischen seine poetische Natur für ein exaltirtes Utopien hinreichende Begeisterung erzeugte oder ob das patriotische Feuer in seiner Brust nur gemäßigt brannte, darüber wage ich nicht abzusprechen. Jeder Zweifel bei Ministern ist erlaubt. Vielleicht wollte Herr Martinez de la Rosa Spaniens Luther werden und die Halbinsel wie dieser Reformer Deutschland umwälzen, indem er einen Krug Pagarete trank, seinen Cigarito rauchte — und mit einem imaginären Melanchthon koste.

Hier folgen verschiedene Verbesserungsprojecte des erlauchten Staatsmannes, wie er sie ernsten Styls in seinen Gesprächen niederschrieb.

Zuerst eine Eisenbahn durch die Berge von Alpuxaras, dann die Transportation der Brücke von Manzanares an den Ebro. Anstatt in die bisherigen Stiergefechte sollten die Spanier ins Theater gehen und seine, des Herrn de la Rosa, Tragödie Oedipos, den Corneille, Voltaire und Schiller bewundern. Hernach ersuchte man die Andalusie-

rinnen, künftig ihre Liebhaber nicht mehr zu erdolchen, da diese Familiarität von gravitätischen Männern nicht gebilligt werden könne, und bäte sie, anstatt des revolutionairen provocirenden Fandango, decente Quadrillen und erbauliche Pirouetten zu tanzen, wie es so Sitte ist in civilisirten Ländern jenseit der Pyrenäen.

Herr Martinez ist kein Freund der alten maurischen Steigbügel, womit nur die Halbwilden reiten können, er verlange ordentliche Sättel, er liebt auch nicht die geheerten Schläuche, worin die Winzer seines Landes den Malaga aufbewahren, und empfiehlt ihnen zu dem Behuf aufgeklärte Bouteillen, er will daß die Barbiere nicht mehr aderlassen und schröpfen, die Taranteln nicht mehr stechen, die Douanen nicht mehr contrebandiren und die Granden orthographisch schreiben lernen, ja er verlangt ausdrücklich, daß die Kathedrale von Cordova ad exemplum der pariser Genovevakirche in einen Tempel des Ruhmes oder in ein Pantheon verwandelt werde. —

Weiter konnte man in Spanien doch die Monomanie der Reform nicht treiben.

Doch was ist der Liliputenpatriotismus des Herrn Martinez de la Rosa im Vergleich der Exaltation der Herrn Isturiz und Alcala Galiano. Die spanische Reform ist noch ein compleres Kind, das seine ersten Zähne bekömmt und zu beulen und wehklagen, zu jubeln und zu beißen anfängt. General Mina hat einen Krieg geführt wie ein Narr und die Königin Gobernadora eine Liebschaft angefangen. Und das ist einstweilen die Ouvertüre des Stücks. Die Fortsetzung folge. (D. B. f.)

Leipziger Chronik.

(Fortsetzung).

[Halévy's Jüdin — Frln. v. Zahlhas.]

Beethoven's Genius, der wie ein göttlicher Dämon fesselles schwärmt, bindet sich durch seine eigne Kraft, wenn er alle fremden Gesetze von sich scheudert. Spontinis outrirteste Instrumental-Stürme werden immer noch durch die ihnen innwohnende Grandezza gehalten und getragen. Das ist das Kennzeichen des Genius, daß er wohl alles von außen Geborene stürzt, aber die innere selbsteigene Haltungskraft nie verliert. Es ist in Beiden kein maßloser Feuer, wie in Meyerbeer, bei dem sich, was bei Beethoven dämonische Gewalt, bei Spontini pomphaft kalter Stolz ist, zur eigentlichen Grimasse gestaltet. Bei Halévy geht dies Extremiren des vorhandenen Lärmens stellenweise bis zum Wahnwitz. Dazu kommt in der Jüdin das Coquettiren mit einzelnen Lieblingsinstrumenten; durch die ganze Oper geht der qualmige Ton des Serpents, der nicht selten höchst keck und neu, z. B. in dem Trinkchore, mitunter aber bis zum Ekel angebracht ist. Daß Meyerbeer und Halévy dem Sänger Passagen zumuthen, die sich gar nicht mehr singen lassen, mögen sie, wie manche andere Fehler, mit ihrem Meister Spontini gemein haben. Bei ihnen tritt nach dem wüsten Lärm der aufgeregten Tonmassen nicht selten eine Erschlaffung und Lähmung ein, so daß die sanfteren Schattirungen wie Schwächen erscheinen. Daneben finden sich in der Jüdin wieder überraschend tiefsinnige Gedankenströmungen. Namentlich ist der vierte Act, der uns die Gegensätze der jüdischen und christlichen Elemente zumalt, und in dem Duett zwischen Recha und dem Herzog von Oesterreich den Untergang des Religionshasses in der Harmonie der Liebe anstrebt, reich an solchen Stellen. Der ganze Stoff der Oper gibt uns ein Bild der Erbitterung zwischen Judenthum und Christenthum. In der Partitur des Cardinals liegt das strafende Elemente mit seinem Kirchenernst, aber auch die Ahnung einer Versöhnlichkeit, die der Ausgang der Oper mit schneidenden Disharmonien wieder aufhebt *). Durch die ganze Composition läuft sonst das Rachegeschrei des Judaismus; keifender Hohn gegen das Christenthum mischt sich in dies unklare Gebeze der leidenschaftlichen Musik. Die Verkennung der christlichen Elemente liegt oft auf empörende Weise am Tage. Es ist ein richtiger Takt, daß man in Berlin den ganzen Stoff nach Indien verlegt und die Juden zu Parias macht. Die Versetzung ist zu kraß. Der Jude der Zeit, der zuerst in Börne sein Rachegekrächz erhob wegen jahrhundertlanger Schmach, fängt jetzt an, sich in Tönen voll disharmonischer Wildheit auszusprechen.

Die hiesige Bühne hat fast gar kein Trauerspiel. Frln. v. Zahlhas hat wenig Spielraum zur Ausbildung ihres Talents für die Tragödie, zu der sie ihr volles, warmes Organ, und der Heroismus ihrer ganzen Erscheinung in Gestalt und Bewegung qualificirt. Sie gab die Maria Stuart und die Bertha in der Ahnfrau. Die gehaltene Würde, in der ihre Maria erschien, zeugte von einem Studium, das bei einer so jungen Künstlerin ungewöhnlich genannt werden muß. Vor der Hand ist die Darstellung der grandioseren, stärkeren und männlichen Gemüthsaffecte bei ihr vollendeter, während die Ausprägung des Elegischen und Weicheren zurückgeblieben zu sein scheint. Sie würde sich fast schneller zu einer vollkommenen Elisabeth, Phädra, Lady Macbeth auf der Bühne gestalten können, wenn es nicht gerathner sein muß, das treffliche Talent der Künstlerin erst nach jener andern Seite hin sich reicher entwickeln zu lassen. Ihrer Maria Stuart fehlte die elegische Schwärmerei; der Heroismus, der Stolz, die Geistesstärke der Königin lagen weit mehr in ihrem Spiele ausgeprägt. Im Lustspiel verräth sich zu sehr der Koeburngang, zu dem ihre Persönlichkeit berufen ist. In Goldoni's „Diener zweier Herren" gab Frln. von Zahlhas das als Mann verkleidete Mädchen so täuschend, daß man das Mädchen ganz vergaß. Als „Pauline" (in dem Schauspiele der Frau von Weißenthurn) hatte sie schöne sentimentale Momente; in der Begrüßungsscene mit der Mutter war der Ausbruch ihrer Gefühle mehr heroisch, groß und stark als innig und kindlich. (D. B. f.)

Notiz.

[Uebersetzungen deutscher Werke.]

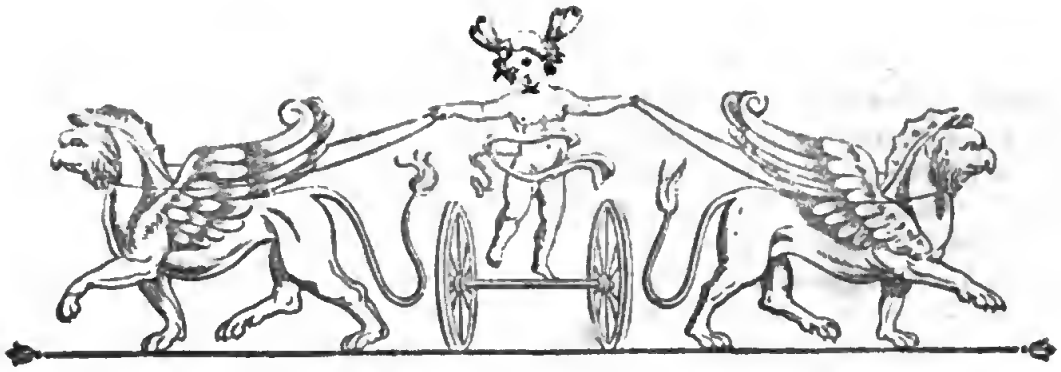
Ins Schwedische: Fanny Tarnow's anonym erschienener Roman: Zwei Jahre in Petersburg, aus den Papieren eines alten Diplomaten, auch: Hahnemann's Organon der Heilkunst, und Schleiermacher's Predigten, erste Sammlung.

Von Gérard's französischer Uebersetzung des Faust von Göthe ist die zweite Auflage in Paris erschienen.

Mrs. Sarah Austin, die Uebersetzerin der „Briefe eines Verstorbenen", überträgt Fr. v. Raumer's „England im J. 1835." Von ihrem Werke: „Göthe und seine Zeitgenossen" ist bereits die zweite Auflage in London erschienen. Die Uebertragung des Bettine'schen Briefwechsels mit Göthe hat sie als ein Ding der Unmöglichkeit aufgegeben.

*) In Hrn. Pögner's Vortrag lag das geistige Bewußtsein seiner Aufgabe als Cardinal; die Milde der Versöhnungslust drang durch die gehaltene Würde seines kräftigen Organes. Hr. Schmitt sang die tiefe Tenorpartie des Herzogs von Oesterreich. Es war das Beste, was wir von diesem Sänger bis jetzt hörten. Die Partie liege bequem für seine Stimme, die in der Tiefe eine gute Tonlage hat.

Digitized by Google



Zeitung für die elegante Welt.

Sonnabends — 17. — den 23. Januar 1836.

Redacteue: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Römiſche Briefe aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts.

(Fortſetzung.)

7.

Deeſelbe an Denſelben.

Rom, den 11. Juni 1740.

Mit dieſer Poſt kann ich Iheo Excellenz nichts anderes gehoeſamſt berichten, als daß geſtern Abends dee Caedinal Poezia, welchee voe wenigee Zeit wegen einee Unpäßlichkeit ans dem Conclave gegangen, geſtorben ſei; ſo wird auch dee Tod dee Caedinäle Cenci und Altieei ſtündlich eewartet, weil beide ſchon ohne alle Hoffnung. Deſſen ohnangeſehn ſind die zwei Parteien in dem Conclave noch immee hartnäckig, und weiß dee Himmel, wann wie ein neues Kirchenhanpt zn ſehen bekommen weeden. Man ſagt zwae, es ſei eine ſtaeke Partei für den Caedinal Delei voehanden, und daß auch dee Kaiſee mit ſelbigem zufrieden ſei; ſo ſteht abee zn erwarten, ob Albani mit ſeiner Paetei beitreten wird, aus Ueſachen, daß genannter Delci ein ſehe nahee Befreundetee des Corſini ꝛc.

8.

Deeſelbe an Denſelben.

Rom, den 18. Juni 1740.

— In unſerm Conclave ſind wie deemalen eben ſo weit als am erſten Tage avaneirt. Dee Caedinal Cenei, eine Creatne des letztveeſtorbenen Papſtes, hat ſich gegen alle menſchliche Hoffnung gebeſſert; dee Caedinal Corſini, peofitirend von dieſee Beſſeeung, wollte den 15ten dieſes die Caedinäle glauben machen, daß duech dieſe nnverhoffte, ja gleichſam wnndeedaee Beſſeenng Gott klaelich zeigte, wie er dieſen zum Haupt dee Kirche haben wolle; dee Cardinal Coscia abee (ſo gegenwaetig großen fracas in dem Conclave macht) wideeſetzte ſich mit allen Kräften, fand auch einen ſo geoßen Anhang, daß den Corſini'ſchen die Lnſt verging, fernee in dee gefaßten Meinung zu veeharren. Die Coeſini'ſche Partei hat geſteen iheem Principale angedentet, daß ſie ihm beſtändig wollen veebleiben bis anf das Feſt dee heiligen Apoſtel Petei und Pauli; wenn er bis dahin etwas anszuwirken veemag, wohl nnd gut; nach dem Feſte abee wolle ein jedee ſein eigenes Wohlſein beobachten, indem man ihnen nicht anfbneden könne, daß ſie, längee eingeſpeeet, wegen dee geoßen Hitze veeſchmachten ſollten. Aldobrandini hatte geſtern Nachmittag 27 Stimmen, und ſagt man, daß ſich dieſe verlauten laſſen, fue ihn beſtändig zn ſein, weil ee abee eine Ceeatue des veeſtorbenen Papſtes, glaubt man nicht, daß er renſſieen weede.

Weil ſeit einiger Zeit etwelche jnnge Menſchen ſind veeloeen gegangen, fing das Volk an zu murren und überreichte zwei Memoriale dem Prencipe Santa Croce, in welchen ſie ihm vorſtellten, daß dee voe wenig Jahren eben wegen deelei Urſachen erregte Tnmult ſich geſtillt habe, weil ee dem Volke kaiſerliche Protection verſprochen und ver-

sichert habe, daß die von Spanien mit Gewalt entführten Menschen sollen zurückgegeben werden. Nun ereignete sich das nämliche, mithin sie ihn ersuchten, Mittel zu verschaffen, wofern aber nicht, so würden sie es selbst suchen. Man feiert nicht das Volk zu contentiren, man durchsucht alles, und sind wirklich 6 der Falschwerber gefänglich eingezogen worden. Sie zeigten königliche Patente vor, welche aber nicht respectirt wurden; man condemnirte sie zu den Galeeren. Die Nachrichten geben, daß abermals 2 andere auf dem Lande sind ertappt worden, welche man heut hier erwartet. Nun hofft man, daß der besagte Aufruhr nicht entstehen soll, weil es scheint, daß das Volk mit diesen perquisitionen zufrieden sei.

Privatbriefe geben, daß die nach Corsica beorderten 6 Bataillone und Eskadrons aus ihren respective Quartieren schon wirklich aufgebrochen sein, und theils nach Livorno, theils nach Genua marschieren, um allda eingeschifft zu werden. Was aber das heißen soll, daß man in einem fremden Lande kaiserliche Truppen mit französischen vermischt, kann man bis dato nicht ergründen.

Was Ihro Excellenz wegen des Kaisers von China zu schreiben geruhen, weiß man hier nichts, und scheint diese Zeitung dem Generalprocurator der Congregatio de propaganda fide schwer glaublich, zumal man die gewisse Nachricht hat, daß der jetzige Kaiser ein junger und allen Debauchen ergebener Herr sei, auch sein Land gänzlich durch die Minister regiert wird, welche die Neigung des Kaisers zum Christenthum vielmehr zu hindern als zu befördern suchen werden. Denn weil ihnen wohl bewußt, was große Autorität die Europäer zu Zeiten des Kaisers Kang-ki, Großvater des jetzigen, im ganzen Lande hatten, befürchten sie nicht ohne Grund, daß bei der Ankunft so vieler Missionnarien ihre Autorität geschwächt würde. Ich wünschte, es wäre so, denn ich meines Theils hätte keine Difficultät, diese Reise noch einmal zu unternehmen. Ich empfehle mich ꝛc.

9.

Derselbe an Denselben.

Rom, den 25. Juni 1740.

Vor vier Tagen glaubte ich gewiß, die Wahl des neuen Papstes sammt dessen Portrait Ihro Excellenz mit dieser Post überschicken zu können, doch leider ist alles abermals zu Wasser geworden, und zwar durch den Cardinal Zinzendorf, wie beliebigst zu vernehmen.

Der Cardinal Albani, der bis dato immer den Cardinal Ruffo in pectore reservirt, glaubte seinen Coup sicher zu machen, daher besprach er sich mit dem Cardinal Corsini und versicherte selbigem, daß, sofern von ihm, Corsini, der Cardinal Firau sollte proponirt werden, er mit seiner Partei von ganzem Herzen concurriren wollte. Nun ist dieser Firau von der Corsini'schen Partei und auch eine Creatur von derselben, daher die Proposition mit offenen Armen embrassirt wurde. Nun, so wußte der Cardinal Albani, daß entweder die Deutschen oder Franzosen sich gegen diese Proposition opponiren würden, daher er mit Ruffo sicher zu sein glaubte, indem Corsini, wenn gemeldeter Firau nicht reussirt, jedem würde concurriren müssen, welcher von Albani'scher Seite wird proponirt werden. Zinzendorf aber protestirte öffentlich nicht allein wider Firau, sondern wider alle neapolitanischen Cardinäle; mithin wurde auch Ruffo excludirt, und das Albani'sche Project wurde zu Wasser. Die deutschen Cardinäle, vereinigt mit den Franzosen, sind dermalen sehr stark, indem alle mailändischen und toskanischen sich zu ihnen geschlagen. Sie haben exclusivam, ohne daß sie ihre respective gekrönten Häupter darin meliren. Bei diesen Umständen weiß der Himmel, wenn wir einen Papst werden zu sehen bekommen. Gestern früh ist der Cardinal Cenci vom Schlage gerührt im Conclave gestorben.

(Die Fortsetzung folgt.)

Eine Scene aus der französischen Revolution.

Von Emil Souvestre.

(Beschluß.)

Eine Stunde verging, ohne daß sich etwas sehen ließ. Endlich hörte man ein fernes Geräusch, wie das Heranziehen eines Menschenschwarmes. Dann erhob sich eine Stimme durch den sausenden Nachtwind, und ein Kirchengesang verhallte in der Ferne. —

„Sie sind's," sagte der Hauptmann, der das Commando befehligte. „Kniet nieder, Alle! Habt Acht aufs Commando!"

Wieder war Alles still. Dann begann der Gesang aufs neue und erscholl immer näher. Nun betritt der Zug den Pfad selbst, den die Nationalgarde besetzt hält. In diesem Augenblicke bricht die Stimme des Priesters und die Antwort der Menge mit voller Gewalt los.

A subitanea et improvisa morte —
Libera nos, Domine!

Digitized by Google

Ab insidiis diaboli —

Libera nos, Domine! *)

Die Spitze des Zuges war vorüber, die Kreuze und Fahnen ragten über die Hecken hervor und streiften an die Baionnette der Patrioten.

„Schlagt an!" flüsterte der Hauptmann. Die Soldaten gehorchten.

Ab ira et odio et omni mala voluntate —

Libera nos, Domine! **)

„Feuer!" Und hundert und funfzig Schüsse fielen zugleich.

Und nun war es ein Schauspiel des Entsetzens, diese überraschte wehrlose Menge zu sehen, wie sie von allen Seiten den Tod empfing, ohne sich vertheidigen noch rächen zu können. Beide Enden des Hohlweges waren durch Nationalgarden gesperrt, und so wurde der Zug zu fliehen gehindert und mußte das Feuer der Schützen aushalten, die ihre Gewehre ganz in der Nähe losdrückten. Dies dauerte so lange, bis die Tapfersten und Verzweifeltsten dieses Haufens, den man zum Tode eingepfercht hatte, sich durchschlugen und entkamen. Sie verschwanden in die Nacht, schreiend, weinend, drohend, und schleppten ihre Verwundeten und Todten mit sich fort.

„Ich sah eine Mutter," erzählte mir ein Augenzeuge dieser Scene, „die an mir vorbrlief und auf jedem Arme die Leiche eines Kindes davon trug. Sie schien wahnsinnig vor Schmerz. Sie schrie, sie sprang weitausgreifend quer über die Furchen des Feldes. Die beiden Köpfe ihrer todten Kinder hingen schlotternd über ihre Schultern. Beim Scheine des anbrechenden Tages sah man eine Blutspur hinter ihren Tritten. Es war herzzerreißend. Sie lief an der Reihe der Schützen vorbei, und es fiel ein Schuß. Sie stürzte und blieb liegen. Noch im Tode hielt sie ihre todten Kinder krampfhaft umfaßt. — —l—.

Correspondenz.

Von der spanisch-französischen Grenze.

(Beschluß.)

[Die spanische Crisis.]

Die Königin wollte hinter den Großen ihres Reichs nicht zurückbleiben. Während Hr Toreno als Speculant an der Reform der Finanzen arbeitete, Herr Moscoso, der Optimist, das Präsidium der Decenz in den Ungezogenheiten der Straße reclamirte und Hr. Martinez, als Poet, eine unerhörte und handgreifliche Veränderung beschwor, beschäftigte sie sich in ihrer Eigenschaft als hübsche Frau mit der Reform der Moden.

Christina verabscheut das spanische Nationalcostüm. Sie überläßt die Mantilla von schwarzem Tüll den jungen Bräuten und Doncellen der Provinz, sie verlangt das Neue in ihrem Putze wie in ihrer Umgebung. Heute bezieht sie ihre kostbaren Kober voll Schleifen, Guirlanden und Stickereien aus den aristokratischen Magazinen von Bond-Street, morgen sind ihre Anzüge das Werk der Modistinnen aus der rue Vivienne. Nichtsdestoweniger hat die Regentin eine Putzmacherin, Namens Theresia, die ihre Vertraute ist, und diese Theresia, deren kleine Füßchen und schwarze Augen sehr gerühmt werden, genießt einer großen scandalosen Celebrität am madrider Hofe. Ich habe gehört, daß der Schwindel der Reform bis zu ihrer Toilette drang und sie auch entschlossen ist, sich zu — reformiren.

Mit all diesen Reformen konnte die Halbinsel bis dahin nicht auf einen grünen Zweig kommen. Sie ist durch Factionen zerrissen, vom Bürgerkrieg verwüstet und allen Barbareien Preis gegeben. Der constitutionelle Thron wankt und droht den Einsturz, er ist auf der einen Seite bedroht durch das Geschrei der Revolutionaire und auf der andern durch das Geschütz der Legitimisten.

Was mich betrifft, so sehe ich wenig Heil in der Zukunft, ja ich ziehe das maurische Spanien dem heutigen entarteten vor, das jede Spur seines orientalischen Ursprungs auszuwischen strebt. Was hat wohl dieses Land gemein mit dem Königreiche Ferdinand's und Isabellens, das mit seiner Ritterschaft, so lächerlich sie auch sein mochte, die silbernen Thürme Castiliens erbaute, die Paläste der Jacas bevölkerte und eine Nationalkunst und Poesie ins Leben rief, was hat es gemein mit dem Reiche Karl's V., dessen Macht wie eine Lawine wuchs, oder mit dem des zweiten Philipp, unter dessen Regierung, es ist wahr, die Inquisition ihre Schaffotte errichtete, aber das Volk in Frieden lebte und eine schöne Hand dem Sänger eines Liedes Rosen überreichte? Man erwäge ein wenig, was das Reich in jenen Perioden war und was es nun ist, und man wird sehen, ob seine Reform eine politische Nothwendigkeit oder eine lächerliche Plaisanterie war.

In dem traurigen Zustande, worin sich Spanien in Folge der Maßregeln der modernen Staatsmänner der Königin Regentin befindet, wünscht sich das Volk bereits die Administration Ferdinand's VII. zurück. Unter seiner Regierung, sagt es, waren die Felder nicht mit Leichen bedeckt, die Emeute heulte nicht wie eine blutdürstige Hyäne in den Straßen der Hauptstadt, die Spanier ermordeten einander nicht und man sah keine schönen Augen über den Tod der Brüder und Geliebten weinen, wie es jetzt der Fall ist.

Die liberale Partei klagt Ferdinand VII. des Despotismus an, und es gibt Federn, die, alle Facta entstellend, um der herrschenden Meinung zu dienen, nicht erröthen, ihm blutige Absichten unterzuschieben. Mehrere wollten der Welt glauben machen, der König habe kein größeres Vergnügen gekannt, als das, einen Patrioten umbringen zu lassen. Dies ist falsch. Er empfand unendlich mehr Spaß daran, wenn ein Stier getödtet wurde. —z.

Leipziger Chronik.

(Beschluß.)

[Das Lustspiel auf der leipziger Bühne.]

In diesen Tagen begannen die Proben zu Marschner's neuer Oper „das Schloß am Aetna." So huldigt das hiesige Theater in zweifacher Hinsicht dem vorherrschenden Zeitgeschmacke, durch Zurücksetzung des Dramas und Begünstigung der neuesten Opernmusik. Classische Musik hört man fast nur in den Concerten, denen die Befriedigung der feinern Bedürfnisse des musikliebenden Publicums vorbehalten bleibt.

*) Vom plötzlichen unvorgesehenen Tode —
Erlöse uns, o Herr!
Von den Fallstricken des Teufels —
Erlöse uns, o Herr!

**) Vom Zorn, und Haß, und allem bösen Willen —
Erlöse uns, o Heer!

Digitized by Google

Das Lustspiel ist vortrefflich ausgestattet; auch die höhere Komödie hat einzelne gute Stützen. Im weiblichen Personal für das Lustspiel findet sich freilich nur eine, die mehr als Naturalistin ist, Frln. Wagner. Ihre „kluge Königin", ihre „Capricciosa", ihre „Hedwig" im Ball zu Ellerbrunn, sind die neuesten Leistungen ihres denkenden Spiels. Der Humor coquetter Saubrettenhaftigkeit ist mir das liebste an dieser gewandten Darstellerin. Ihre „Adelgunde" in Blum's „Hagelschlag" gehört zu diesen hübschen Bildern schalkhafter Grazie, der man die Ziererei mit den Halsmuskeln zu gute hält. Frln. Günther gibt die liebe Unschuld vom Lande naturgemäßer. Sie hat ohne alle Reflexion dazu einen glücklichen Takt. Ihre „Caroline" in Blum's „Ich bleibe ledig" ist allerliebst. Das hübsche Soubrettengesicht producirt sich überall mit Vortheil; für das naive frische Organ möchte man nur etwas mehr Wärme wünschen. Hr. Düringer gibt im feinern Lustspiel die gefühlvollen Anstandsmänner mit dem besten Erfolg. Die Herren Baudius, Lorzing, Berthold und Ballmann bilden ein gutes Kleeblatt verschiedentlich schattirter Komik. Baudius gibt alte Salon-Narren mit sorgfältiger Maske; sein Freiherr Hippolyt in Blum's „Ich bleibe ledig" ist in der ganzen Grandezza der altmodisch possierlichen Herrlichkeit gehalten. Lorzing hat so was man einen flotten Humor nennt. Er macht die faden Gecken des neuern Zeitalters, liebenswürdige Banvivants, graziöse Tagediebe; sein Komus hat die aimablen Nichtswürdigkeiten der jungen Kultur in seiner Gewalt, während Baudius die Narren des ancien régime zur Erscheinung bringt. Beide haben in letzter Zeit in Karl Blum's Lustspielen, die hier in Leipzig das Haus füllen, den besten Tummelplatz für ihre allzeit muntere Laune erhalten. Der Soccus zweiten Ranges, der derbe handfeste Spaß des niedern Humors, wird von Berthold und Ballmann vertreten. Beide haben in der Posse ihr Feld, unter anderm in Restron's „Zu ebner Erde" u. s. w. Jener wirkt durch grimassirende Späße und extreme Einfälle, die er gewaltsam vom Zaune bricht; dieser mehr durch eine barocke Mimik und jene Art von Humor, die einer gewissermaßen am Leibe mit sich herumträgt, so daß sie ihm unverwüstlich anklebt. Mit seinem langen Gesichte auf der kleinen Gestalt gibt Ballmann sich oft einen gnomenhaften Anstrich. Die stereotype Trockenheit seiner Physiognomie ist unverwüstlich; seine Komik ist eine Komik mit eiserner Maske. — Man erwartet zu Gastspielen gegenwärtig E. Devrient aus Dresden. Vielleicht bringt derselbe bei dieser Gelegenheit seine Bearbeitung des Tieck'schen Blaubart auf die hiesige Bühne.

Ein Herr Freimüller von der magdeburger Bühne gastirte als Radori, Robert der Teufel und Max. Sein Tenor ist von guter Natur, aber nicht reif genug, um einen Robert auszuhalten und alle krampfhaften Krisen zu überwinden, die ein Sänger mit seiner Kehle in dieser Partie zu überstehen hat. In den letzten Acten fiel sein Organ fast auseinander, trotz aller Anstrengung des jungen talentvollen Sängers. Als Radori war er recht brav. Bei dem Vergnügen, das mir das hiesige Ballet wiederum in Robert dem Teufel gewährte, hielt ich stille Selbstbetrachtungen über die schnöde Anschuldigung, die man der Muse der Tanzkunst in Betreff gefährlicher Sinnenaufregung zu machen pflegt. Das leipziger Ballet — also dachte ich bei mir selbst — ist vielmehr ein probates Mittel zur Verbreitung der Tugend.

Notizen.

[Die Industrie der englischen Romanschreiber auf Reisen.]

Der Neffe Washington Irving's, Theodor Irving, der Verfasser der „Indischen Skizzen", hatte während seines Aufenthalts in Madrid eine alte Chronik von Garcilaso de la Vega aufgefunden, in welcher Floridas Eroberung durch Hernando de Soto auf das genaueste erzählt wird. Der Reichthum des Stoffes zog den Engländer an und er machte den abenteuerlichen Hernando zum Helden eines Romans. Außer der genannten Quelle benutzte er auch den mündlichen Bericht eines portugiesischen Soldaten, der die Expedition mitgemacht hatte. Der Roman (the conquest of Florida) ist Ende vor. Jahres in London in 2 Bdn. erschienen. — So lassen sich nicht blos die Spanier, die jetzt mehr zu thun haben als Manuscripte aufzusuchen, da sie vielmehr alte Handschriften und Verträge vergessen müssen, — sondern auch Italiener und selbst die schreibsüchtigen Deutschen von den merkantilen und industriosen englischen Romanschreibern die besten Stoffe entreißen. Auch Washington Irving's „Miscellaneous", von denen der 3te Band erschienen ist, sind aus spanischen Handschriften geschöpft, und enthalten Legenden von der Eroberung Spaniens durch die Araber. Ich zweifle nicht, daß auch Bulwer für seinen neuesten Roman: Rienzi, the last of the Tribunes, die directesten Quellen bezogen hat. (Rienzi ist jener römische Demagog, der 1346 zum Tribun erwählt wurde und die Aristokraten mehrmals verjagte, bis er nach zweimaliger Gegenrevolution durch die Hand eines Diener aus dem Hause Colonna fiel. Der Stoff ist außerordentlich reich.) Cooper hat nicht minder zu gleichen Zwecken die Rheinburgen durchkrochen und die Schweiz nebst Italien durchspürt nach Handschriften über alte Romantik der Vorzeit. Wenn unsere Novellisten auf Reisen gehen, schildern sie lieber ihre Reise selbst, was freilich bequemer, aber auch langweiliger ist. Hinter der klugen und sorgsamen Industrie der englischen Dichter bleiben unsere kleinen Taschenbuchslieferanten weit zurück. —

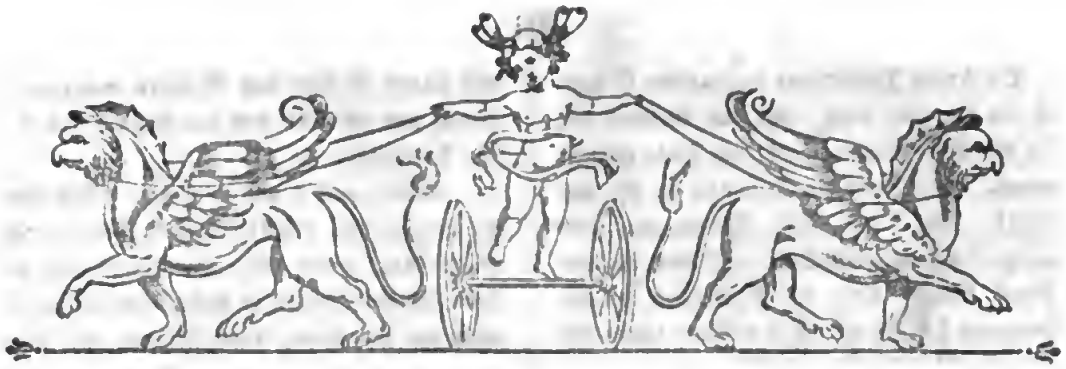
[Die lyrischen Spree-Schäfer.]

Die jungen lyrischen Dichter Berlins, Ferrand, Rebenstein, H. Marggraff, R. Marggraff, v. Sallet, Kossarsky, Schweitzer, Brunold, und vielleicht noch zwei Dutzend andere Namen, haben unter sich einen förmlichen Verein gebildet, welcher sich blos der Pflege und Ausübung der lyrischen Dichtkunst widmet, und in seiner Zusammensetzung an die Pegnitz-Schäfer und ähnliche Gesellschaften einer guten, frommen Zeit Deutschlands erinnert.' So ist auch nicht zu läugnen, daß die genannten Dichter, die meist schon vortheilhaft bekannt sind, ein bei weitem das Gewöhnliche überragendes Talent besitzen. Sie werden zu Ostern einen Musen-Almanach herausgeben, der nur Beiträge aus ihrem Vereine enthält und den Titel führen soll: „Norddeutscher Frühlings-Almanach." — H. Marggraff hat die Redaction des berliner Conversationsblattes übernommen, das sich vom soi-disant Freimüthigen der Witwe Kuhn losgelöst hat. — 227.

[Für Leser des Eugen Aram von Bulwer.]

Es ist männiglich bekannt, daß der Held in Bulwer's Roman eine historische Figur vom vor. Jahrhundert ist. Die ganze Darstellung des Processes wegen Daniel Clarke's Ermordung ist Actenstücken, die Bulwer benutzte, entnommen. Zu Knaresborough lebt noch jetzt — laut englischen Zeitungen — ein alter Pensionnair, Namens Edmund Day, der schon über 100 J. zählt. Er war es, der den Constabler von Knaresborough, Francis Moore, im J. 1758 mit einem Verhaftsbefehle begleitete, um Eugen Aram gefangen zu nehmen.

Digitized by Google



Zeitung für die elegante Welt.

Montags — 18. — den 25. Januar 1836.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Malerische Wanderungen durch die Insel Rügen.

Von Theodor Melas*).

Arkona, den 4. Julius.

Mein lieber Heinrich! Wie ist die Welt doch so groß und herrlich, wo durch Menschensatzung das Gepräge des göttlichen Fingers noch nicht verwischt wurde! Hier sitze ich endlich am heiligen Meere, nach welchem mein sehnendes, ahnendes Herz in dunkler Begier so lange mich hinzog; wie frei wird mir der gepreßte Busen, und ich trinke lebendigen Athem aus dem Frieden der göttlichen Fülle, der über die wallenden Wasser geht und in den brausenden Wellen wohnet. — O, mein Freund, Du solltest hier sein an dieser stillen Stätte, außerhalb der Welt, um mit mir zu theilen das Unaussprechliche, die Nähe des Alliebenden in seinem größten Werke.

Die Ostsee mit ihren grünlichen Fluthen bespült meine müden Sohlen, ein mächtiger Granit, worauf wohl zwanzig Männer stehen könnten, stützt meinen Rücken, vor mir nichts als die unendliche See mit dem blau dämmernden Jasmund, hinter mir das hohe, schirmende Kreidefeee mit seinen Legionen von Schwalben, welche an den senkrechten Wänden ihre Nester bauen und um das Haupt Arkonas mit fröhlichem, unauslöschlichem Gezwitscher wie ein summender Bienenschwarm umherflattern! Es ist so heimlich an diesem Orte, in dieser tiefsten Einsamkeit. Es ist mir, als müsse ich mich bei dem Rauschen der Wogen auf ein Geheimniß besinnen — das das Räthsel meines Daseins löste; so nahe ist das Allerheiligste in dieser großen Stille, und nur eine dünne Scheidewand, kühn durchbrochen, so wäre ich frei! Aber ich wage nicht, eine Hand zu erheben, noch den Fuß zu bewegen, damit es nicht entfliehe, was mich so glückselig macht. — Ich lalle wie ein Kind und schreibe Dir wie ein Kind auf meiner Tafel, ob Du es lesen magst.

Wie verschieden ist unser Leben durch die Stelle, wo wir stehen! Nie fühlte ich das so tief als hier. Du sitzest nun in Berlin an Deinem Schreibtische, fest begraben in diplomatischen Acten. Ein Bekannter tritt zu Dir ein und führt Dich ins königsstädter Theater oder zu einem geistreichen Thee unter Gelehrten und Künstlern, welche mit blitzendem Witze und schneidendem Scharfsinne Dich vielseitig anregen, doch nicht in der Tiefe befriedigen. Es wird musicirt, gelacht und gestritten, alles geht vorüber, und Du bringst nur die müden Beine nach Hause, oder auch ein müdes Herz. Hier dagegen ist alles das vergessen und es umtönet mich nur ein Wiegengesang der großen Mutter Natur, ach, so ahnungsvoll und treu für den armen verlornen Sohn, der, losgerissen vom innern Leben, aus der Fremde heimkehrt. — Sie hat ihm das Herz verbunden und lullet ihn ein in ihre Ruh, mit ihren klingenden Wogen und mit ihren zwitschernden Schwalben, mit ihren lispelnden Gräsern und mit ihren summenden Mückenschwärmen, die übers

*) Verf. des „Erwin von Steinbach."

Meer ziehen. Die fernen Donner aus der dunklen Gewitterwolke spielen ihr den Baß dazu, und das Geschrei der Möwen, die, in das Meer hinabtauchend, sich Fische fangen, den hohen Discant. Wo bleibt die Welt und all ihr unruhvolles Treiben! Nur Deine Liebe, Bruder, mag mich hier finden, sie ziehet mit an jeden Ort! — Welch ein großer weißer Vogel schwebt über der Meereslinie an der Gränze des Horizonts? Es ist ein Schiff mit seinen hell erleuchteten Segeln. Nur die Flügel erscheinen mir, nicht der dunkle Bauch mit seiner Waarenlast; die Wölbung der Erde verbirgt ihn. — Röther färben sich die Segel an den schrägen Sonnenstrahlen und ein mächtiger Schatten vom Ufer her tritt über mein Haupt, wie ein Riese, weiter und weiter hinaus in die klare Meeresfluth! — Die Sonne will sinken, oder, wie der Bauer bedeutend spricht: zu Gnaden gehn. — Ich klimme eiligst den Berg hinauf und erreiche noch eben die höchste Spitze des alten Burgwalls von Arkona, da ihre glühende Kugel schon die blaue Meereslinie berührt; sie drückt sich in den Dünsten elliptisch zusammen und schwebt wie ein leuchtender Schild über der westlichen See, welche spiegelklar mit dem Himmel fast zusammenschwimmt und mir wie ein ungetheiltes und unergründliches Element erscheint. Nur ein leiser Schatten zeichnet die Gränze — doch, seh' ich recht, mitten durch den leuchtenden Schild zieht sich ein dunkles, bergiges Land, sogar Baumgruppen und schroffe Ufer unterscheide ich, immer schwärzer wird dieser Schattenriß auf dem vergoldeten Schilde — welche seltsame Täuschung! — O, nein, es ist Möuen, die sieben Seemeilen entfernte Insel, hinter welcher in diesem Monate die Sonne herabsinkt, sie spiegelt sich unter ihr im stillen Meere mit gleicher Klarheit, und so muß dieses Eiland seinen scharfen Schattenriß in die Soune stellen. —

Nun blicke rings um. Nach Osten und Norden erscheint das unbegränzte Meer mit seinen schwebenden Segeln, näher und ferner, dunkler und leuchtend im letzten Strahle. Nach Westen sieh die grünen kornreichen Ebenen des lieblichen Wittow mit den vielen Höfen und Dörfern, wie einen großen fruchtbaren Garten, jenseits aber das Meer mit dem Hochlande Hiddensee. Nach Süden thut sich Dir die blaue Bucht der Tramper-Wiek mit ihrem weißen Dünenlande auf, doch rechts der schmalen Erdzunge der Binnenstrand in sanfter Beugung, und jenseits die Hochhilburgsberge auf dem Hauptlande Rügens, wie Wellen gestaltet. Ueber allem thronet der Rugard, der alte heilige Fürstensitz, wo die Jaromarsburg stand. Noch weiter wende den Blick nach Osten! Da zieht sich Jasmund mit seinen Bergen und Wäldern malerisch tief ins Meer hinaus nnd gibt Dir von den Gipfeln der Hertha den letzten Tagesgruß. —

Stiller wird's um mich her. Alle Lichter fliegen in die Wolken auf, dunkel stehen die hügeligen Wälle der alten Götzenburg, durch das offene Thor weht der Nachthauch, keine Flügel schließen es mehr, keine heilige Fahne Stanizia weht von ihm herab, keiner Mauern und Thürme bedarf es mehr zum Schutze des Swantewit und seines Tempels. Das vierhäuptige gräßliche Götzenbild, dem das ganze Wendenland huldigte und opferte, ward von den Dänen gefällt und verbrannt. Alles sank vor dem Feuereifer des frommen Bischofs Absalon in Asche zusammen. Nur 600 Jahre sind's her; eine Grube zeigt die Stätte des Tempels, ein grüner hügeliger Burgwall, welcher schweigend und traurig in die Ebene hinabschaut, bedecket die Trümmer vergangener Herrlichkeit. Noch einmal schreite ich im Nachthauche über die geheimnißvollen Hügel nnd Gräber der Vorzeit. Dämmernd liegt Meer und Land in Nebelferne. Dein gedenk' ich, herrlicher Sänger, Dein, königlicher Ossian, bei dem leisen Lispeln der Gräser, bei dem dumpfen Rollen der Meersluth, bei den grauen Maalen der Helden, die, mit Dornen und Brombeergesträuch bedeckt, sich nah und fern erheben und mit mächtigen Steinkreisen an eine starke Vorzeit mahnen. Schon brennt im Thurme das Seelicht, ich eile zur Ruhe. Gute Nacht! —

(Die Fortsetzung folgt.)

Eine Scene vor den Assisen.

Von Altaroche.

Schon seit zehn Stunden waren die zwölf Geschwornen, die über das Loos Georg Waugham's, der des Mordes angeklagt war, entscheiden sollten, im Berathungssaale versammelt. Das Publicum wartete mit Ungeduld und konnte diese Zögerung nicht begreifen. Waugham's Sache war sehr einfach. Die Inzichten, welche sich in den Debatten gegen ihn herausstellten, waren so schlagend, daß es Niemanden einfiel, die Geschwornen würden mehr als fünf Minuten brauchen, um einstimmig das Verdammungsurtheil auszusprechen.

Der Fall war folgendee. Francis Plett, ein reicher Brauer aus einer Vorstadt von London, wurde am 11. Jul. v. J., zwei kleine Stunden von der Hauptstadt, in dem Graben eines Feldweges durch drei Messerstiche ermordet gefunden. Aus dem Zustande der Wunde war zu schließen, daß der Mord die Nacht vorher mußte geschehen sein. Das

Digitized by Google

Messer fand sich vor und wurde für das Eigenthum Georg Waugham's, eines Pachters aus der Nachbarschaft, erkannt. Der Instructionsrichter begab sich mit seinen Leuten zu ihm. Er findet bei ihm eine blutige Weste. Es ergibt sich, daß es dieselbe ist, die Waugham den Abend vorher getragen, und mit der er um zwei Uhr Morgens, auf demselben Wege, wo Plett ermordet wurde, nach Hause gekommen war. In der Tasche der Weste fand sich das Schnupftuch, dessen sich der Ermordete an jenem Tage bedient hatte.

Georg Waugham wußte nichts vorzubringen, diese Indicien zu entkräften, als die gewöhnlichen Ausflüchte. Er habe, sagte er, in der Taverne zum weißen Schwan, wo er zu Nacht gegessen, sein Messer aus Unachtsamkeit auf dem Tische liegen lassen, das Blut an seiner Weste rühre von einem starken Nasenbluten her, und das Schnupftuch habe er auf der Strecke des Weges, den Plett vor seiner Ermordung zurückgelegt, gefunden.

Man weiß, was von solchen, durch keinen Beweis begründeten Angaben zu halten ist. Sie konnten die deutlichen Belastungsbeweise nicht entkräften. Ueberdies war Waugham ein verrufener Mensch, von tückischem und gewaltthätigem Charakter.

Und doch hatten die Geschwornen bereits zehn Stunden in Berathungen zugebracht. Welchen Zweifel konnten sie haben? Man höre. Elf der Geschwornen beantworten die vom Gericht gestellte Frage, ob der Angeklagte schuldig sei, sogleich und ohne Bedenken mit Ja! Aber der Zwölfte sprach, zum größten Erstaunen seiner Collegen, ein deutliches und vernehmliches Nein! Man glaubte, hier herrsche ein Mißverstand. Die Frage wurde neuerdings gestellt und mit Bestimmtheit und Klarheit erläutert. Der Geschworne sagte: Nein! Nun las man die Acten, prüfte die Zeugenaussagen, argumentirte, discutirte. Vergebene Mühe. Der Geschworne blieb bei seinem: Nein!

Nach englischem Gesetze muß der Spruch der Geschwornen durchaus einstimmig sein. Sie bleiben im Berathungszimmer eingeschlossen, von der Außenwelt abgeschnitten, ohne Licht, ohne Nahrung, und das so lange, bis die Einstimmigkeit hergestellt ist.

Nachdem sich die elf Geschwornen erschöpft hatten, die hartnäckige Verneinung ihres Collegen zu bekämpfen, faßten sie den Entschluß, sich so lange zu gedulden, bis die Langeweile oder der Hunger den Widerspenstigen bezwungen haben würde. So warteten sie zehn Stunden lang, bald schlafend, bald lesend, bald von Pferderennen, Hahnenkämpfen und den Entrechats der Taglioni plaudernd. Als sie aber sahen, daß der Starrkopf sich nicht ergab, stürmten sie jeder einzeln mit Bitten und Vorstellungen auf ihn ein. Der Eine flehte im Namen seines ausgehungerten Magens, der Andere führte ihm Weib und Kinder zu Gemüthe, ein Dritter gab seinem Aerger Worte, ein Vierter stieß Schmähungen aus. Alles umsonst. Der Geschworne wich kein Haar breit von seinem unerschütterlichen: Nein!

(Der Beschluß folgt.)

Homonyme.

Von A. Harnisch.

Selten vergißt's in der Rede Fluß der ernstere Meister,
Schärft den Lehrlingen dort Pflichten und Regeln er ein.
Tiefer prägt es sich stets in den Sinn des gelehrigen Jünglings,
Das ich geleite — das Wort, welches er hochend vernimmt.
Denn was der Sonne die Gluth, das bin ich auch jeglicher Sprache,
Drum auch ist viel gekannt meine energische Kraft;
Drum auch huldigten mir die größten der Redner und Dichter
Grauen Alterthums, wie auch der jetzigen Zeit. —
Doch im nämlichen Kleid bin ich ein Artikel des Handels,
Und manch ärmlicher Wicht flüchtet sich schamlos zu mir.
Nennt mich, wenn du willst, auch literarische Sünde,
Oder den schändlichsten Kniff in der Autoren Bereich!

Talleyrand's Lever.

Talleyrand schläft in seinem Bette wie, außer ihm, kein menschliches Geschöpf schlafen könnte. Man liegt überhaupt in Frankreich ganz horizontal im Bette, und der Kopf ruht nur auf einem schmalen Rundkissen. Dies ist auch weit naturgetreuer und gesunder, als unser fast aufrechtes Sitzen. Allein Talleyrand übertreibt die Sitte seines Vaterlandes. Er liegt mit dem Kopfe noch weit niedriger als mit den Beinen. Die Natur hat ihn mit einem dichten Haarwuchse begabt, der ihm auch noch jetzt in seinem hohen Alter treu geblieben ist. Dennoch begnügt er sich nicht mit diesem Schutz. Er kann nur schlafen, wenn er erst sieben Schlafmützen übereinander aufgesetzt und sich in einen weiten Bettmantel gewickelt hat. Gewöhnlich steht er Morgens um zehn Uhr auf. Bei schönem Wetter (nämlich am politischen Himmel) drängen sich viele Leute zu seinem Lever. Steht der Barometer auf: Veränderlich, so ist das Gedränge nicht so groß. Deutet er auf Sturm, so sind die Reihen noch gelichteter. Aber immer kommen noch so viele, daß es ein Lever heißen kann, denn man weiß, daß der alte Staatsmann jeden Sturm zu beschwören versteht. Seit 1830 hat sich die Etiquette jedoch gewaltig vereinfacht. Talleyrand's jetzige Levers sind nicht mehr mit denen der frühern Zeit zu vergleichen. Was aber seine Toilette betrifft, da ist Alles beim Alten geblieben. Er steigt aus dem Bette, ohne seine sieben Nachtmützen abzunehmen. Er tritt mit dem Fuße in den einen Pantoffel und mit dem Hufe in den andern, und, immer mit seinen sieben Nachtmützen geziert, fängt er an in diesem schottischen Costume (sans culotte) im Zimmer herumzuhinken, wobei er sich mit den Anwesenden unterhält. Zwei Kammerdiener laufen hinter ihm her, mit einem ungeheuren Waschbecken von Silber oder Porzellan. Endlich setzt er sich, und die Toilette beginnt. Die erste Nachtmütze wird abgezogen, die zweite, die dritte — und so fort, bis zur siebenten. Diese packt er selbst, zieht sie bis ans Kinn herunter, reibt sich den Kopf, schüttelt sich, und übergibt endlich die Mütze einem Kammerdiener. Nun sitzt er mit bloßem Kopfe, das heißt, mit einem ungeheuren Haarwulste da. Jetzt bindet man ihm,

Digitized by Google

wie einem kleinen Kinde beim Beißen, einen langen Lappen von Wachstaffet unter das Kinn und stellt das große Waschbecken vor ihn hin. Hierauf reicht ihm ein Kammerdiener ein Glas Wasser. Er schlurft es in den Mund, aber statt es zu verschlucken, bläst er es wie ein Wallfisch durch die Nasenlöcher wieder heraus in das Becken. Dies wiederholt er wohl eine Viertelstunde lang, zum großen Erstaunen der Zuschauer, die nicht begreifen können, wie man ein solches Manöver fortsetzen kann, ohne zu ersticken. Sobald diese Nasenwässerung vorbei ist, räumen die Kammerdiener alles weg und beginnen den Kopfputz. Sie haben aber mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen. Alle Augenblicke entschlüpft ihnen Talleyrand, um bald zu diesem, bald zu jenem aus der Gesellschaft, der eben geht oder kommt, hinzuhinken, und ihm ein Wort zu sagen. Alles das geschieht in seinem schottischen Negligé. Nun beginnt die übrige Toilette. Er wird angekleidet, übergießt sich mit zehnerlei Wohlgerüchen, tränkt Rock und Wäsche damit, und verbreitet eine Atmosphäre von Moschus und Ambra um sich her. Endlich ist er fertig, und krönt das große Werk der Toilette damit, daß er den Hut aufstülpt. Ja, wahrlich, er stülpt in seinem Zimmer den Hut auf, denn trotz seiner dichten Haare friert er immer, und fürchtet für seinen Kopf. Nichts ist drolliger als ihn so, den Hut auf dem Kopfe, mitten unter seiner Gesellschaft, auf dem Canapé sitzen und sich lebhaft und graziös unterhalten zu sehen. —

Correspondenz.

Aus Mainz, im Januar.

[Die Eisenbahn und der Kunstverein.]

An der Tagesordnung hier zu Mainz ist jetzt die Eisenbahn, die von hier nach Frankfurt geführt werden soll. Die Gesellschaft hat sich dort gegründet, wo die Mittel zur Ausführung jenes Unternehmens sind, nämlich in der reichen Mainstadt, und die Männer, die zusammengetreten sind, bieten Garantie genug, daß sich das Unternehmen realisire, denn sie sind die Chefs der ersten Banquierhäuser Frankfurts. Doch sind auch die hiesigen Capitalisten entschlossen, sich an diesem Unternehmen möglichst zu betheiligen, theils um unsern schon so blühenden Handel noch mehr zu steigern, theils auch, weil man überzeugt ist, das Angelegte werde eine schöne Dividende abwerfen; denn die Concurrenz zwischen hier und Frankfurt ist außerordentlich. Gelingt die Sache, so ist die Entfernung beider Städte auf 35 Minuten reducirt, und Jeder sieht ein, welch ungewöhnlicher Nutzen aus einer solchen Nähe mit Frankfurt uns entspringen muß. Die Bahn wird von der linken Mainseite in Sachsenhausen beginnen, und bis zur Rheinspitze bei Mainz laufen, und unsere Staatsregierung soll diesem Unternehmen so hold sein, daß sie entschlossen ist, da, wo die Bahn das Großherzogthum berührt, derselben jeden billigen Vorschub zu leisten. Es läßt sich denken, daß diese Bahn nicht bestimmt ist, eine abgeschlossene zu bleiben; vielmehr liegt es in dem Principe der Unternehmung, daß sie später mit den Bahnen Badens, Würtembergs und des Niederrheins zusammentreffe, und noch später mit den Bahnen des Nordens in Berührung komme, wodurch die unsrige gleichsam von selbst der Mittelpunct des deutschen Eisenbahn-Systems wird, was für Frankfurts und unsern Handel eine Quelle des reichsten Segens werden muß. Vorerst aber gilt die Unternehmung nur unserer Gegend. — —

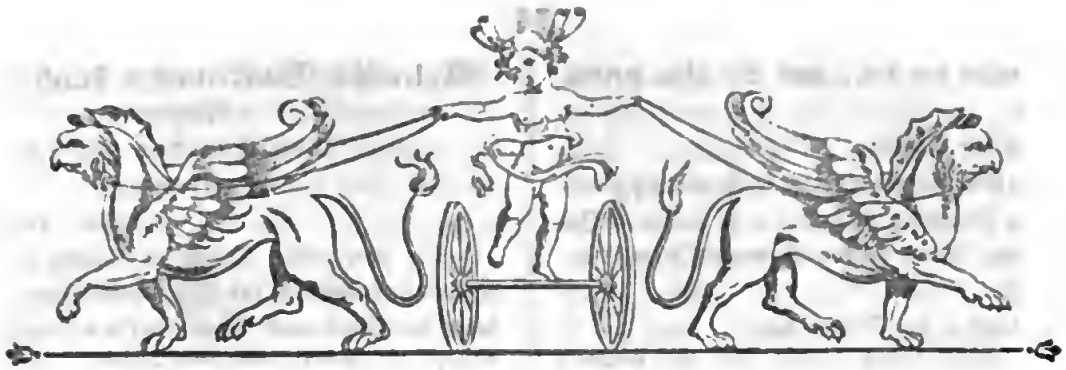
Der Kunstverein und die rheinisch-naturforschende Gesellschaft hatten zu Anfang dieses Jahres ihre Generalversammlungen, worin sämmtlichen Mitgliedern eine Uebersicht der Thätigkeit der Vereine im vergangenen Jahre gegeben, so wie über den Stand ihrer finanziellen Verhältnisse berichtet wurde. Dem Referenten gewährten diese Uebersichten eine Ueberzeugung, die ihm sehr lieb ist, nämlich die, daß beide Institute in einer zunehmenden Blüthe begriffen, und daß ihr Nutzen für die Vaterstadt unberechenbar sei. Besonders gilt das von dem Kunstvereine. Er ist ein Sporn für künstlerische Schöpfungen; die Plastik, die Mechanik, die Malerei, die Industrie, sie alle bringen ihre liebsten und tüchtigsten Erzeugnisse hin, und nehmen das Urtheil des kunstliebenden Publicums entgegen, das auf Billigkeit und guten Geschmack gegründet ist. Hat aber ein Werk die Beachtung dieses Publicums gefunden, so ist es so gut als verkauft. Welch ein Sporn für den Fleiß des echten Künstlers, und zugleich welch eine Mahnung für mittelmäßige Künstler, entweder zur bessern Vervollkommnung oder zum Rücktritte aus einer Sphäre, wo er nur ewig als Pfuscher dasteben kann?! Man begreift somit, wie dieser Kunstverein auf den Kunstsinn unserer Bewohner einwirken muß. — Die rheinisch-naturforschende Gesellschaft wirkt auf eine andere Weise wohlthätig auf unsere Stadt zurück. Ihre reichen Sammlungen, aus ihr hervorgegangen, stellt sie der Betrachtung des großen Publicums heim; jeder hat Gelegenheit, sich Belehrung aus allen Naturreichen zu verschaffen und die große Schöpfung kennen zu lernen, in deren Mitte er oft so unwissend mit dem knabenhaften Dünkel steht, er sei Herr dieser Schöpfung! Wie vortrefflich aber dieses junge Institut auf die Wissenschaft selbst zurückwirkt, müßte ich Ihnen aus dessen wissenschaftlichen Leistungen und Bestrebungen beweisen; dazu aber ist hier nicht der Ort. Doch muß ich erwähnen, daß die ausgezeichnetsten naturforschenden Institute an den Vorstand des unsrigen die schmeichelhaftesten Schreiben in der Beziehung haben ergehen lassen. Sie wurden sämmtlich bei der bezeichneten Generalversammlung verlesen. Sie fordern sämmtlich unsern Verein ernstlich auf, in dem bisherigen Streben zum Frommen der Wissenschaft zu beharren und auf der so schon begonnenen Bahn fortzufahren. —

(Der Beschluß folgt.)

Notiz.

[Der alte Heim.]

Der berühmte und unter allen Ständen Berlins beliebt gewesene Arzt Heim wird dort nach seinem Tode immer mehr zu einer Wellesigur. Man liest jetzt hintereinander mehrere volksthümliche und in einem launigen Tone abgefaßte Schriften über sein Leben angekündigt: „Wie der alte Heim das wurde, was er war" u. dergl. Wenn man sich den alten, kleinen, freundlichen, scharfblickenden Mann, mit den beständig kaurnden Lippen vergegenwärtigt, wie er zu jeder Stunde gehend, fahrend, oder aus dem Wagen steigend in Berlins Gassen gesehen werden konnte, und dieser prägnanten Gestalt die Fülle köstlicher Anekdoten unterbreitet, durch die sich sein gutmüthiger Humor, seine Menschenliebe, und seine oft auf eine piquante Weise sich verrathende ärztliche Divinationsgabe verewigt haben, so stellt sich eine eigenthümliche Figur dar, die man von einem Meister in der Charakteristik in einer zusammengefaßten portraittirenden Darstellung behandelt zu sehen wünschte. Die von Heim's Schwiegersohn, Keßler, herausgegebene Biographie (Leipzig, Brockhaus, 2 Bde.) enthält reichliche Materialien dazu in Hülle und Fülle, die dort nur einer Verarbeitung in der angedeuteten Weise ermangeln. —



Zeitung für die elegante Welt.

Dienstags — 19. — den 26. Januar 1836.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Eine Scene vor den Assisen.

Von Altaecche.

(Beschluß.)

Endlich nahm der Aelteste der Geschwornen als Vorsteher das Wort: „Meine Herren," sagte ee, „meine Ueberzeugung stand schon vom ersten Augenblicke an fest, denn ich habe sogleich die Frage bejaht. Dennoch gesteh' ich, daß eine so hartnäckige Gegen-Ueberzeugung die meinige einigermaßen wankend macht. Unser College muß dee Unschuld des Angeklagten sehr gewiß sein, sonst würde er unserm Zureden und unseen Gründen nicht haben widerstehen können. Eine solche mocalische Gewißheit, so wunderlich sie auch erscheinen mag, verdient Achtung. Und was könnten wie ihr auch entgegenstellen? Wenn wir auch ein Jahe lang hintee unseem Ja veeschanzt lägen, wie würden sein Nein doch nicht eeschüttern, denn es steht so fest wie die Felsen Schottlands. Das Gesetz, indem es die Einstimmigkeit vorschrieb, hat der Minorität das Freisprechungsrecht ertheilt. Da wie uns nun umsonst alle erdenkliche Mühe gegeben haben, die bejahende Einstimmigkeit zu bewirken, so bleibt uns nichts übrig, als zur veeneinenden Einstimmigkeit zu schreiten, indem wir uns alle Elf an die Meinung des Zwölften anschließen. Ich denke, wir könnten nichts Besseres thun, und wüeden so im Interesse unserer Zeit und unserer Eingeweide handeln.

Die Geschwornen, theils aus Hunger, theils aus Ermattung, stimmten einer nach dem andern bei. So teaten alle Zwölf, nach elfstündiger Einspeeeung ganz ausgehungeet, in den Gerichtssaal und speachen ihr: Nein, dee Angeklagte ist nicht schuldig! — Ueber diesen Speuch erstaunten die Anwesenden noch weit mehe, als über die ungebührlich langen Geburtswehen, untee denen ee ans Tageslicht gekommen.

Als die Sitzung aufgehoben war und die Geschwoenen auseinander gehen wollten, foederte dee Starrkopf sie auf, nur noch auf eine Minute in das Berathungszimmer zurückzukehren, und ihm Gehör zu schenken.

„Oho," rief der Vorsteher, „will der Heer College uns heut zu Tode hungern?"

„Verzeihung, meine Herren," sagte der Geschworne, „ich will Ihneu nur den Beweggrund meiner Hartnäckigkeit mittheilen. Ich will Ihnen beweisen, daß sie aus dem Herzen, nicht aus dem Kopfe kam. Meinen Sie wohl, mein Hunger sei nicht eben so gebieterisch wie dee Iheige? Abee mein Gewissen ist noch stärkee als mein Magen."

Diese Aeußeeung reizte die Neugierde der Geschwornen. Sie folgten ihm ohne Widerrede in das Zimmee.

„Meine Herren," fing dee Geschworne nnn an, „bedenken Sie, daß Alles, was in diesen Mauern vorgeht, in Ihre Amtspflicht einschlägt, nnd folglich mit dem tiefsten Stillschweigen bedeckt sein muß. Sie werden sogleich sehen, warum ich Iheee Verschwiegenheit bedarf. Schwören

Sie mir alſo, nichts von dem, was Sie hören werden, weiter zu ſagen."

Alle leiſteten den Schwur.

„Nun hören Sie, warum ich mich ſo eigenſinnig geweigert habe, Georg Waugham verurtheilen zu laſſen. Ich that es, weil George Waugham den Mord nicht beging."

„Woher wiſſen Sie das?"

„Weil ich ſelbſt — der Mörder bin."

Die Geſchwornen bebten zurück und der Erzähler fuhr fort:

„Franeis Plett hatte mir einen Schimpf zugefügt, den ein eiferſüchtiger Gatte nie verzeiht. Ich allein kannte meine Schande, ſie war nicht öffentlich, aber doch zerriß ſie mein Innerſtes. Ich beſchloß, mich zu rächen. Ich wußte, daß Plett am 11. Julius ſehr ſpät jenen Feldweg zurücklegen mußte. Ihn erwartend, aß ich zu Nacht in der Taverne zum weißen Schwan. Dort fand ich auf dem Tiſche das Meſſer, deſſen ich mich zu ſeiner Ermordung bediente. Mit dem Schnupftuche meines Schlachtopfers wiſchte ich mir die Hände ab, die ich blutig gemacht hatte. Aus Furcht, das Tuch könnte mich verrathen, wenn ich es behielte, warf ich es auf die Straße hin. Alles dies ſtimmt völlig mit den Ausſagen des Angeklagten überein. Als ich hörte, daß man Waugham der That verdächtige und ihn ergriffen habe, war mein erſtes Gefühl, mich ſogleich ſelbſt anzugeben, um einen Schuldloſen zu retten. Dann überlegte ich aber, daß man, wenn ich mich für den Thäter erklärte, nach meinen Beweggründen forſchen würde, wodurch meine eheliche Ehre bloßgeſtellt werden könnte, die mir über Alles geht. Auch hoffte ich, es würde unmöglich ſein, Waugham eines Verbrechens zu überführen, das er nicht verübt. Ich ſchwieg. Später hörte ich, daß ein beiſpielloſes Zuſammentreffen der Umſtände die Verurtheilung des Unglücklichen wahrſcheinlich mache, und nun wollte ich reden. Da erfuhr ich, daß ich zum Mitgliede des Geſchwornengerichts erwählt ſei, vor welchem Waugham erſcheinen ſollte. Nun ſchwieg ich, denn ich hatte ein ſicheres Mittel in Händen, den Unſchuldigen zu retten, ohne den Schuldigen anzuklagen. Sie kennen das Mittel, meine Herren. Ich habe mich deſſen, wie Sie ſahen, mit Erfolg bedient. Meine Frau iſt nun todt, und in drei Tagen bin ich nicht mehr in England. Ich laufe alſo keine Gefahr, wenn ich mich Ihnen entdeckte. Sie werden, Ihrem Schwure gemäß, drei Tage ſtill ſchweigen." — Er hatte geendet und verließ den Saal. Die Geſchwornen ſtarrten ihm ſprachlos nach.

Maleriſche Wanderungen durch die Inſel Rügen.

Von Theodor Melas.

(Fortſetzung.)

Arkona, den 5. Julius.

Ein ſchreckhafter Traum im Thurme hatte mich frühe geweckt und ſchon in der Morgendämmerung hinausgetrieben; der Thau ſtand feiernd auf den Hügeln des uralten Wallringes, und die ſtille Oſtſee blickte hoch erröthend durch ſeine offenen Luken. Das roſige Licht der Wolken, welches ſich in allen Meerbuchten ſpiegelte, und ſelbſt die grauen Maale der Vorwelt erwärmte, führte mich wie ein elegiſcher Geſang faſt inſtinctartig längs dem hohen Ufergeſtade einer achteckigen Capelle zu, die mit ihrem Schindeldache friedlich aus der Landſchaft emporſteigt. Du kennſt meine Art, daß ich mich nicht erkundigen mag, ſondern die Entdeckungen und Ueberraſchungen liebe. So war ich auch, ohne zu fragen, hinausgegangen und beſchleunigte meine Schritte, um bei Sonnenaufgang eine Ufergegend zu zeichnen. — Schlüſſelblumen und wilder Thymian netzten mit ihren Thautropfen meine Schuhe; Heerden von Schafen klimmten gar behende das ſchroffe Ufer hinan, um ſich an dem friſchen Graswuchſe zu laben; ſo ging ich auf die Capelle los und hatte ein fernes Dörfchen im Auge, welches ich für das namhafte Vitte hielt. Wie angenehm ward ich überraſcht, als ſich hart am Fuße der Capelle ein grünes, tiefes Thal eröffnete und in ſeiner Schlucht ein liebliches Dörfchen zeigte, mit friedlichen Hütten und hohen Bäumen, welche von den Wellen der Oſtſee beſpült werden. So tief im Berge verſteckt iſt ihr Obdach und Schutz wider alle Stürme; nur im Oſten öffnet ſich das weite Meer und breitet ſich mit dem dämmernden Jasmund von der Höhe herab majeſtätiſch aus; hier iſt das Thal, wo der Sänger Rügens einſt ſeine Oden empfing und dichtete, nachdem er in geflügelten Worten vor der kleinen Gemeinde, welche von manchen herbeieilenden Fremden vermehrt wurde, die Macht und Herrlichkeit des Alliebenden geprieſen hatte; hier an dieſem Steine ſtand der Begeiſterte und redete, nachdem der Choral verſtummt, und ſchuf zum Tempel der Andacht die grünen Matten. Das Meer begleitete mit dumpfen Orgeltönen ſeine Predigt und rauſchte das dreimal Heilig! allen Hörern in die Seele. — Alles das iſt dahin und kehret nicht wieder; Himmel und Meer aber reden von einer Zukunft, welche nicht vergeht und meinen Geiſt froh macht. — Ein goldener Spruch über der Thür der Capelle iſt von des Dichters Wahl und gibt

ſiesem Orte die Loſung, ſo wie er die Pſalmen ſchließt: „Alles was Odem hat lobe den Herrn!“ — Fröhlich ſtimmte meine Seele mit ein und ich ſtieg zum Meere hinab auf dem Wege durchs Dörfchen dem wachſenden Lichte entgegen. Schon leuchten Jasmunds Zinnen, es iſt keine Zeit zu verlieren. —

Wir ſtehen am Strande, ſehen die Fiſcherböte geceiht auf dem Geröll, und die vielen Netze am Ufer ausgebreitet zum Trocknen. — Andere hangen an Stäben in Bogen geſchlungen; an einem derſelben, welches der Sturm oder ein Seehund zerriß, netzet gar emſig ein eisgeaner Fiſcher; ſeine Enkel beingen ihm die Frühkoſt, Brot, Branntwein und Spickſlundern, und ſtellen das Alles auf den Stein; er nickt und netzet fort, während die Kinder ſchäkernd ins Meer waten und junge Enten vor ſich her treiben. — Dort liegt auf dem großen platten Steine ein zuſammengewundenes mächtiges Ankertau, wahrſcheinlich geboegen von einem geſtrandeten Schiffe; ein kleines Mädchen ſitzt ganz oben und ißt auf demſelben gar fröhlich ihr Butterbrot, indem ſie nach ihren Enten ſieht, welche ſich eben ſo fröhlich auf den Meereswellen ſchaukeln; man möchte die Luft mit ihnen theilen, es iſt ein gar reges Leben, Kinder und Enten zwiſchen den betakelten und bewimpelten Böten, die mit ihren Segeln und Netzen zur Abfahrt bereit liegen. — Aber plötzlich ſpült eine große Welle aus dem ſtillen Meere die ganze kleine Welt, Kinder, Gänſe und Enten, ans Ufer! Sie ſcheeien laut vor Schreck und Luſt; der Alte ſieht auf und hebt drohend den Zeigefinger. — Da ſteigt die Sonne aus der klaren Fluth, erſt wie ein Funke, dann ſo ſtill und groß, die Herrſcherin der Welt, und hebt ihre ſanfte Lichtkugel langſam aus den Morgendünſten empor! Der Alte läßt das Netz ſinken und faltet die dürren Hände, ſein Blick hebt ſich nach oben, die Kinder ſammeln ſich um ihn und ſind ſtille, — wie Blumen wenden ſich alle Köpfchen zum Lichte hin, welches die Menſchengruppe an einer alten Mauer magiſch beleuchtet. — Weiter trer' ich zurück, ſchon ſteht ſie im Mittelgrunde unter den Böten und Netzen mit einigen am Abhange liegenden Hütten und Obſtgärten. Wie milde und herelich eehellt ſich die geüne Uferbucht im nächſten Hintergrunde, und weiter zurück das ſenkrechte blendende Ufer in ſanften Bogen weit in die See eagend. — Die Luft iſt ſtill, Himmel und Meer noch ſtahlblau vom nächtlichen Farbenton, doch in ſchönen Halbtinten wie ein Gemälde gedämpft. Nun ſtiegt tine Feuerſäule über die zitternde Meerfluth und blitzt bis an die dunklen Steine und Böte und zwiſchen dem Gerölle am Ufer hinan; — iſt das nicht unſeres Friedrich Bild? So hat er's geſehen und dargeſtellt! — Noch weiter trer' ich zurück, da weichet all' das rege Leben, und grüner Bergeücken verdeckt das Dörfchen bis auf die Spitzen der Dächer und Bäume; nur noch erſcheint der äußerſte Meerſtrand mit einigen Fiſcherböten und großen Steinen. Nichts ſtört den ſtillen Blick auf die ſchön erleuchteten Ufer und die blendende Kreidewand. Ernſter und größer iſt dieſe Anſicht, wenn gleich nicht ſo mannichfaltig als jene; ich ſetze mich und zeichne. — Das Frühlingsgewäſſer hat einen ungeheuren Granitblock aus dem Thonufer gelöſt und herabgecollt, einen Theil des Bodens riß er mit ſich fort, und iſt noch überzogen mit Gras und Pflanzen, die auf ſeinem Haupte grünen und blühen; dieſer natürliche Vorgrund iſt maleriſch und ortgemäß. Hinter ihm hebt ſich der grüne Bergrücken mit einigen Fliederbäumen hervor, über deſſen Schultern gleichſam die Dächer verſtohlen hervorgucken; Fiſchergeräth, Stangen und Ruder lehnen am Baume, rechts ſiehſt du das klar wallende Meer, mit allen Facettönen, welche gebrochen in die grünlich dunkle Tiefe ſpielen. Silberhell zieht ſich am Ende der Bucht die edle Arkona hinaus in die blaue See, und ſteht kühn und groß wie ein König an der freien Meereslinie. Stille und hehr wie eine graue Vorzeit ruft es den wilden Fluthen zu: „Bis hierher und nicht weiter, hiee ſollen ſich brechen deine ſtolzen Wellen.“ — Sieh', welch ein duftig Morgengewölk ſeine Scheitel umwallet, ſind es Locken um ſein Silberhaupt? Sind es Flügel, in die Ferne zu ziehen, weit über das blaue Meer? Alle Jugend, alle Liebe regt ſich in mir, und wie das Gewölk ſich verſchmilzt röthlich zart im tiefen Himmelblau, ſo kommt ein unausſprechlicher Friede über mich, und ich hoffe, ich glaube wieder Alles — Alles, was das Schickſal mir nahm! — Da ſteht das Bild, wie jungfräulich zart hat der Bleiſtift es hingehaucht auf das weiße Papier, als der Geiſt durch die Fingerſpitzen die Linien mit bildender Kraft von dir, Natur, entlehnte. Nur noch ein Steinriff fehlt, ich füge es bei, ſo wie die weiße Möwe, welche ſich in die See taucht. Doch ſieh — ein Fiſcherboot geht mit ſeiner fröhlichen Mannſchaft ins Meer, wie blitzen die feuchten Ruder im friſchen Morgenlichte, nnd nach folget das dunkle Netz. Halt, Schifflein — dn ſollſt mir nicht entfliehen, da ſtehſt du auf dem herrlichen Meere und belebſt mir das ganze Bild. — Nun erſt iſt es vollendet, ein Denkmal meiner Andacht! —

(Die Fortſetzung folgt.)

Correspondenz.

Aus Mainz. (Beschluß.)

[Concerte; das Gutenberg-Denkmal.]

Aus dem Gebiete der Concerte erzähle ich Ihnen nur von einem, und zwar von demjenigen, welches unser Hof-Capellmeister Ganz jährlich auf den ersten Weihnachtsabend zur Feier des Tages veranstaltet. Die Qualität der Musikstücke ist bei diesem Concerte meist die ernst-erhebende, und die guten Alten werden meist zum Weihnachtsfeste citirt. Gern schwelgen wir an diesem heiligen Abende mit Mozart und Beethoven in seligern Räumen, wir beten zu Gott in der Sprache der Engel! Diesmal? ja diesmal war es anders! Bellini, Auber, Ferdinand Ries, Donizetti, das waren die Namen, die uns, zwar nicht zum Himmel erhoben, doch mit Wonne an die Erde fesselten. Wenn es für jenen Abend ein Verdienst war, unter der schlechtern Musik das Bessere auszuwählen, so hatte der Concertgeber ein Verdienst. Trefflich wurden die im Programm verzeichneten Männerchöre executirt; auch mit einem guten Violinconcert von Maurer wurden wir beschenkt, und die Damen Stuart und Guérin (?) sangen ihre Arien und Duette wunderschön, und wenn es an jenem Abende um mannichfachen Genuß zu thun war, der ging nicht vergebens ins Theater! Eine Zugabe muß ich noch erwähnen: der Concertgeber ließ zum Schlusse auch noch fünf plastisch-pantomimische Bilder stellen, die wohlthuend auf die Anwesenden einwirkten. Sie waren nach Kupferstichen des Museum Napoléon gestellt, und zwar in folgender Reihe: 1) Phädra und Hippolyt, nach P. Guerin. 2) Der Jäger, nach Bois. 3) Clelie, nach J. Stella. 4) Der Dorfgeiger, nach Ostade. 5) Die Kartenspieler, nach Teniers. Dem Auge thaten diese Bilder sehr wohl, sie zeugen auch von dem guten Geschmacke unsers Malers und Maschinisten Schwerdtgeburt. — — Die hiesige Liedertafel gibt zu Ende dieses Monats ein großes Concert für die hiesigen Stadtarmen. Das ist ein löbliches Beginnen! Der unstete, harte Winter hat diese sehr heimgesucht, und es ist des schönen Institutes würdig, daß es ihnen einen Trost reichen will! Der Ertrag kann nur bedeutend sein; denn außerdem, daß classische Musikstücke für dieses Concert bestimmt sind, wie „Idomeneo" von Mozart, „Judas Makkabäus" ꝛc., gewinnt dasselbe auch dadurch einen Reiz, daß etwa 70 bis 80 hiesige Damen aus den ersten Ständen bei diesem Concerte in den Chören und Solos thätig mitwirken, um auch ihr Scherflein zum Wohl der Armen beizutragen. Wir sind Milde bei den mainzer Damen gewohnt; aber hier adelt die Kunst die Milde, und diese wird um so schöner! Ehre der Liedertafel! Ehre diesen mainzer Damen! —

Wir stehen am Vorabende großer Feste. Allernächstens wird mit der Errichtung des Gutenberg-Denkmals begonnen! Wir erwarten die colossale Statue stündlich von Paris zurück, wo sie in Erz gegossen wird, und selbst den Franzosen Ehrfurcht und Bewunderung einflößt für die weltumfassenden Verdienste dieses unsterblichen Mannes. Das Jahr 1836 ist glücklich gewählt für die Gründung der Statue; es fällt die Säcularfeier der Erfindung in dieses Jahr, und wie könnte man sie besser feiern als durch eine erzene Verewigung des Mannes, der in der Geschichte schon unsterblich ist?! Uns Mainzern aber gebietet es eine gewisse Pietät für den Sohn unserer Stadt, dieser Säcularfeier besonders heilig zu halten. Wenn sie wiederkehrt, sind wir alle nicht mehr! Unsere Enkel aber sollen in den mainzer Annalen lesen, wie wir die Manen unseres Landsmanns ehrten! — Vor der Gründung des Monuments wird, zu dessen Verherrlichung, der Gutenberg der Madame Birch-Pfeiffer über unsere Bühne schreiten*).

Notizen.

[Das berliner Conversationsblatt.]

Wenn sich die siamesischen Zwillinge von einander thun, so fließt gewiß Blut, wenn nicht gar der eine von Beiden, oder Beide diesen Scheidungsproceß mit dem Tode büßen. „Der Freimüthige" und „das berliner Conversationsblatt", zwei Individuen, die nicht von Natur, sondern von der Schlesinger'schen Kunst- und Verlagshandlung zusammengenestelt waren, haben sich von einander gelöst: nicht Blutestropfen, aber wohl die Thränen einer Wittwe sind dabei geflossen. Wer wird von beiden Zwillingen, zu denen sich der Zwilling halbirte, diesen Proceß mit dem Leben büßen? Wir stellen kein vorläufiges Prognostikon; wie sagen blos, was übrig bleibt. Auf der einen Seite: Hr. General, die Witwe Kuhn und das alte Aushängschild der Freimüthigkeit, die Featze Ulrich's von Hutten. Auf der andren Seite stehen die frühern Mitarbeiter des Conversationsblattes, als es vor zehn Jahren unter Fr. Förster und W. Ulrich gegründet ward, eine nicht kleine Reihe von Namen, die Klang haben, und als Redacteur Hr. Hermann Marggraff. Es steht zu gewärtigen, daß mit dem Aushangschilde der Freimüthigkeit nicht der Geist desselben diesem Verein genommen ist. Die ersten 4 Blätter des Conversationsblatts sind besonders kritisch bunt und lebendig. Zu den lebenden Mitarbeitern hat der Redacteur auch noch einen todten gestellt. Es ist Iffland, aus dessen Papieren einige Gedanken mitgetheilt werden. Wenn sogar die todten Lebendiges conversiren, was wird da nicht erst von den Lebenden im Conversationsblatte zu erwarten sein.

[Theodor Mügge's gesammelte Erzählungen.]

Diese, mit einigen bis jetzt ungedruckten vermehrt, erscheinen in Braunschweig bei Menge sen. in 3 Bänden. — Heiterer Gemüthlichkeit, Lebhaftigkeit der Darstellung und spannendes Interesse der Handlung zeichnen diese Productionen vortheilhaft aus, wenn auch keine moderne Genialität darin zum Ausdrucke kommt. — Von demselben Verfasser erschien kürzlich in Berlin eine Geschichte Napoleon's für die Jugend mit Bildern. F. W. L.

[Wie die Franzosen deutsch schreiben.]

Im zweiten Theil von Goethe's Faust finden sich die Verse:

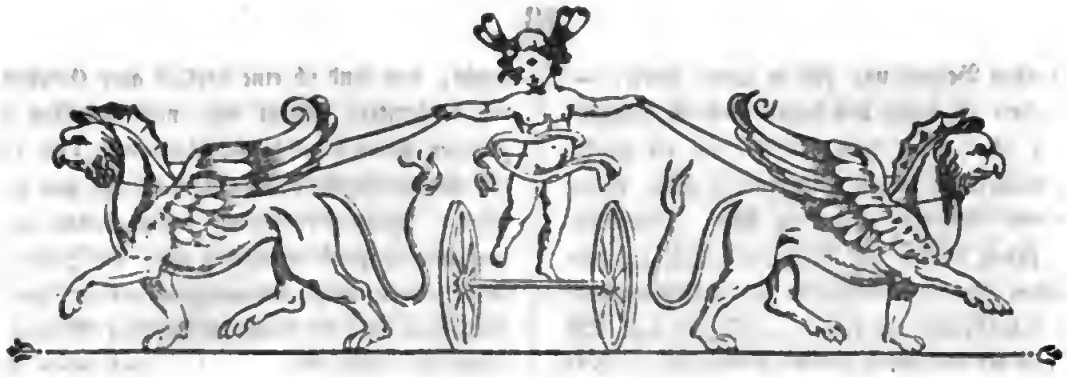
— Nur durch die Haine
über Steck und Steine!
Das leicht Errungene,
das widert mir.
Nur das Erzwungene
ergötzt mich schier.

Diese Stelle führt ein franz. Journal (le Mémorial de la Dordogne) an, und schreibt sie folgendermaßen:

Nur durch die Haine,
Zu Stock und steine!
Das leicht Errur gene
Das widert mir,
Nur das Erzur gene
Ergötzt mich schier.

Der Voleur und andere Jouenale, die den Artikel des Mémorial nachdrucken, orthographiren gewiß eben so. 8.

*) Welche würdige Feier!



Zeitung für die elegante Welt.

Donnerstags — 20. — den 28. Januar 1836.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Maleriſche Wanderungen durch die Inſel Rügen.

Von Theodor Melas.

(Fortſetzung.)

Arkona, den 7. Julius.

Geſtern hatte ich an meinen Geſandten geſchrieben, da ſein Schwiegerſohn, der Baron von B.., in wenigen Tagen nach Berlin zurückkehrt, und mit Familie im Fluge die Inſel bereiſt, alſo den Brief aufs ſchnellſte zu beſorgen verſprach. — So muß ſich der liebe Gott ſeine Werke wie im Vorbeigehen begucken laſſen, ja mit Brillen beäugeln und bekriteln, als ließen ſich alle dieſe Eindrücke in die Taſche ſtecken, um zur Zeit davon zu reden und zu bezeugen, wie man auch da geweſen ſei. Das iſt nun einmal meine Sache nicht, wenn gleich ich dem Baron ſehr dankbar für ſein Anerbieten bin, damit mein Geſandter doch wiſſe, wo ich zu finden ſei. —

Du ſiehſt, mein Lieber, ich lebe hier auch in der Welt, und zwar in der großen recht buntſcheckigen Welt, da viele vornehme Leute neben Profeſſoren, Studenten und fahrenden Schülern faſt täglich hier durchpaſſiren, im Leuchtthurme abtreten, flüchtige Fragen an mich thun, keine Antwort anhören, und ſo mir gleichſam eine Probecharte von allen Ständen und Menſchenſorten präſentiren. Oefter macht es mir Spaß, zu andern Zeiten aber iſt es mir verdrießlich, da meine maleriſchen Studien durchaus Stille verlangen, um dem großen Werkmeiſter ſeine Gedanken abzulauſchen. — Der gute Baron hat mir übrigens aufs freundlichſte die neueſten Nachrichten aus der Hauptſtadt gebracht, und nachdem ich ihm mit allem Danke meinen ſchon geſiegelten Brief eingehändigt, er mich auch zum Ueberfluſſe ſeiner liebenswürdigen Familie vorgeſtellt hatte, ſo empfahl ich mich den feinen Leuten mit gebührendem Reſpecte. — Ich ging mit der Zeichnmappe unterm Arme einen Fußſteig durchs Korn nach einem Hünengrabe, welches wie ein runder Hügel gar maleriſch aus wogenden Saaten ſich hebt. — Die Sonne war geſunken, und da ich bei demſelben anlangte, trat eben der Vollmond über ein dunkles Gewölk hell und bedeutend hervor; links über die Kornfelder ſah man den Wallring des Swantewithtempels mit ſeinen bedeutenden Zacken, hinter demſelben ſchimmerte die Kreidewand hervor, und jenſeit derſelben zog ſich die ſtille Meereslinie bis auf das Hünengrab, welches mit mächtigen Granitblöcken, auf den Gipfeln unter Dornen und Brombeergeſträuch, als der eigentlichen Grabſtätte, und am Fuße mit einem Steinkreiſe umgeben war. Es war ein köſtlich ſchauerlich Bild des dunklen Heidenthums, ich begann zu zeichnen, da trat der Vollmond halb aus der grauen Sturmwolke und warf eine zitternde Lichtſäule über das ferne Meer. Nun erſt war das Bild vollkommen in ſeiner Einfalt und Großheit; mit bebender Freude entwarf ich's in wenigen Strichen, ſo weit die Dämmerung verſtattete, den heiligen Gedanken aber prägte ich

mit seiner rührenden Beleuchtung tief in meine Seele. — Ueberglücklich kehete ich heim und begab mich im Thurme zur Ruhe; doch schon heute früh verfolgte ich die gleiche Spue, da ich mehrere Hügelspitzen in einer geroden Linie, westlich von jenem Geabmale, gesehen hatte. Wirklich fand ich ihree sieben mitten im Meer sich erhebend, und bei dem Dörfchen Nobbiu am Seenfer das größte und bedeutendste als Schlußpunet dee Linie. — Dieses hält 120 Fuß Länge, nnd der Steinkreis bildet ein Eirund, in dessen Mitte dos eigentliche Geab lag, davon aber der Deckelstein versunken ist. An dem südlichen breitern Ende desselben ragen 2 gewaltige nnd wie behauene Granitblöcke, welche über Mannshöhe das ganze Maal beherrschen. — Mochte hier, wie in Schweden, auf den Gräbern der Voefahren Geeicht gehalten sein, so saßen wohl die Richtee auf diesen Steinen und die Schöffen auf den andern, denn die Alten spraehen auf den Gräbern der Helden untee freiem Himmel gern das Recht, nnd verknüpften so ouf bedeutende Weise das Andenken dee Verstorbenen mit dem Wandel der Lebendigen. Ich nahm einen Standpunet und zeichnete im Vordergrunde den erhöhten Steinkeeis mit seinen Chorsäulen, hinter demselbon das offene Meer und am fernen Hoeizonte die bergige Jasmund. — Malerisch dnechschneiden jene hohen Giedelsteine die flache Landschaft, ein Duftgewölk beeitete sich über die fernen Berge und das unbegränzte Meer hin; nur das Grab ward sanft beleuchtet an der Höhung und an den Spitzen dee Steine, welche noch lange Morgenschatten warfen in das eingsum wogende Korn. — Von diesem Hünenmaale aus zieht sich eine Linie der Geäber gerade auf den Götzenwall Arkonas, als blickten die Todten alle auf den großen Swantewith nnd seinen prangenden Tempel. Ich zeichnete auf dem Wege einige kleinee, die sehr molerisch liegen, das eine mit großem Deckelsteine, dee auf vier Steinen ruht; ein größeres mit zwei Thonsteinen, aufrecht stehend, gleich dem Nobbinee, Alles gae lieblich mit Brombeer- und Dornengesträuch bewachsen.

So war es denn Mittag gewoeden, nnd ich trat, nm dem Sonnenbrande zu entfliehen, iu dem Dörfchen Geor, welches malerisch am hohen Meeresnfer liegt, bei einem Ackersmanne ein. Er hatte sich eben mit den Seinen zn Tische gesetzt, nnd lud mich gar treuherzig ein, mit ihnen zu essen; ich konnte nicht umhin, mich neben sie hinznsetzen und mir's wohl sein zu lassen, da schon Söhne und Töchter zusammenrückten und die Mutter Teller nnd Löffel für mich brachte. Meine Wanderung hatte mich hungrig gemacht, nun fand ich eine wirklich gnte Gesellschaft, welche der entferntere Thurm mie nicht gewährt hätte. Die Speisen waren reinlich nnd schmackhaft, die Gesichter ehelich nnd wohlwollend, die Stnbe heiter und sonntäglich gekehet. Nun erst fühlte ich, daß es Festtag sei, denn Alles im Zimmer sprach es deutlich aus: die Bewohnee in iheen Feierkleidern, so wie die weißgescheueeten Tische und Bänke, voe allem abee die heiteren festlichen Mienen diefee stillen Fomilie. Ich erkundigte mich nach ihrem Prediger, der Weise pes Gottesdienstes, darauf sie treulich Bescheid gaben, und bei der Gelegenheit noch viel Gutes von ihrem verstoebenen Seelsorger eezählten. — Du solltest diese Leute sehen, mein Bester, wie sie das süße Kleinod noch in ihree Brust tragen, und wie es aus ihren Augen lenchtet, was wir, übee Land und Meer ziehend, vergeblich suchen, Du solltest sehen, mit welcher Andacht sie sich zu Tische setzen, und mit welchee stillen Ehreebietung dee Vater das Brot schneidet, nachdem das kleinste Kind sein „Abba, lieber Vatee," gebetet hat; unverkennbar heißt es: Das ist Gottes Gabe! Du solltest sehen, wie feeundlich dankbae alle mit dem Löffel dann in die eine große Schüssel langen, und wie es über Tische so feierlich zugeht, wie in einee Kirche, auch nichts geredet wied, was nicht sittlich nnd gut wäre, denn sie haben den vor Augen, dee auch die Vögel untee dem Himmel speist. Da schmeckte mie das Essen erst recht und die Seele ward mit dem Leibe gespeist. Das ist der Segen des Bauerustandes, vom Urälteevatee eerbt, durch stille Sitte und feste Zucht, gleichsam ein kleines Paradies mitten im Sündenfalle, welches so unbewußt sich eehielt. — Doch werden auch auf dieser Insel der Bauernfamilien immer weuigee, weil die meisten Bauerdörfee geworfen sind (wie man es hiee nenne) und von den Grundheeren ihr Ackerweek an die Güter genommen wnrde, indem die Bauern ziehen müssen, oder als Einlieger ihnen dienen. Nur die hohe Krone und die städtischeu Klöster machen davon eine rühmliche Ausnahme, und haben den Grundsatz, die Bauern als Stamm der Gemeinde und des Volkslebens auf alle Weise zu erhalten. Möchten die Gutsheeeen diesem Beispirle folgen und endlich einsehen, daß die Leute nicht nm des Ackers da sind, sondern dee Acker um dee Leute willen, sie könneu nur gut und redlich bleiben und fest mit Kirche und Staat verbnnden sein, wenn sie ein festes Eigenthum hoben, und ihee Wehren und Aecker für Kind und Kindeskind erhalten. Das herumziehende Wesen des Gesindes nnd der Kathenleute hat, nach der Beschreibung eines Eingebornen und Augenzeugen,

etwas wirklich Schreckhaftes, da ſie oft völlig dadurch entarten und verwildern und ein Raub aller Laſter werden. Dem ſei nun wie ihm wolle. — Ich ſah an dieſer redlichen Bauerfamilie, welche Schätze für Kirche und Staat noch im Volke ruhen, und mir blutete das Herz, wie ſie aus Eigennutz und Unkunde ſo gedankenlos vergeudet wurden. — Mit der frohen Ueberzeugung, Menſchen gefunden zu haben, wahre Menſchen, welche man oft in den glänzendſten Geſellſchaften vergeblich ſucht, nahm ich dankbaren Abſchied von den guten Leuten, ſchüttelte ihnen, wie meinen Brüdern, die herben Arbeitshände, und ging meines Weges. —

Schon mochte es zwei Uhr Nachmittags ſein, als ich mich der Schlucht näherte, wo während des Heringsfanges Gottesdienſt gehalten wird, und ſiehe, es war die erſte Uferpredigt. Da lehnte ſich die kleine Gemeinde im Halbkreiſe an den ſchirmenden Rand des grünen Berges, und ein junger Prediger ſtand mitten unter ihnen und redete von der Vorſehung und ihrem väterlichen Walten; einfach, treuherzig, bibliſch und klar, wie das Volk es verſteht und bedarf. — Das heilige Meer brauſte und rollte dazu ſo ſanft wie ein fernes Choral, und nach der Predigt fiel der rührende Geſang ein: „Wie ſchön leuchtet der Morgenſtern;" gleich einer melodiſchen Fluth, ſo daß alle Gefühle der Anbetung und des Dankes, welche die Predigt geweckt hatte, nun laut wurden. — Es durchdrang mich tief, labend und ſtärkend, und das ehrwürdige Bild der Gemeinde am Berge und ihrer Uferkirche wird mir unvergeßlich bleiben, wenn auch kein Pinſel noch Griffel es darzuſtellen vermag. — Als die Gemeinde auseinander ging, ſah ich mir die Menſchen an und fand, daß dieſe Inſulaner im Ganzen nicht die Größe und Stärke der Feſtländer haben; dagegen feiner von Wuchſe, kühner von Haltung und geiſtreicher von Blick und Angeſicht ſind. — Die Männer erinnern noch an die alten Rugier, welche mit geringer Macht ſo lange gegen Dänemark ſich behaupteten. Die Frauen dagegen haben in ihrem ganzen Weſen etwas ſtill Verhülltes, welches nicht aus Armuth, ſondern aus Reichthum des innern Lebens zu entſtehen ſcheint. Was ich einſt in Tiſchbein's Zeichenbuche las unter einer Gruppe lieblicher Mädchen, welche durch eine Furche ins hohe Korn gehen, paßt auch hier: „Was ſie reden iſt Hülſe, was ſie verſchweigen iſt Kern." — Doch für heute genug, mein Lieber, ich will meine Zeichnungen revidiren, und dann zum Schluſſe des Sonntags ein Capitel aus dem heiligen Buche leſen, darin das ewige Leben iſt. Denke meiner und leb' wohl! — (D. B. f.)

Correſpondenz.

Aus Paris, im Januar.

[Wie gelangt man in Paris zu Namen und Ruf?]

Dreierlei Menſchen, die Journaliſten, die Muſiker und die Actionnaire, welche durch das Beſtehen der pariſer italieniſchen Oper leiden oder von dem Directeur Severini, der ſehr geld und habſüchtig ſein ſoll, nicht gut gelitten und alſo auch nicht bezahlt werden, haben es ſich vorgenommen, die Opéra comique, auch beim Mangel aller Genies, zum Faxartitheater zu machen. Unterdeß die Einen ſchreiben, leben und über Italien ſchimpfen, klatſchen die Anderen in der Stadt herum bei Gönnern und Baſen — bis in die Schlafzimmer der Muſiker. Das Letztere thun aber blos die Künſtlerinnen. Kein Menſch weiß, wie es zugeht, daß von ſo viel klugen und ſpeculativen Köpfen noch nicht ein einziger die Idee hatte, das unſinnige und todtkranke Inſtitut des Börſenplatzes durch deutſche und italieniſche Opern wieder aufzurichten und ſomit die Direction Favard mit ihren eignen Waffen zu ſchlagen.

Aber dieſe Franzoſen wollen nicht überſetzen, nicht leihen. Sie ſtehlen, was ſie im Vorbeigehen hören, und nennen das einen guten Gedanken aus ſchlechter Geſellſchaft ziehen. Vielleicht hören Sie künftig einmal, Meyerbeer ſei ein Bündel ſolcher Gedanken, das in Frankreich reifte, und ſobald man dieſelben aufgegeſſen, remittire man die Schüſſel. Die Pariſer wiſſen, daß die Genies ſie nöthig haben, ja daß man nach aller praktiſchen Erfahrung nicht eher für ein Genie gilt, bis man vor ihrem Richterſtuhl geſtanden und das Breve erhielt. Dieſes ertheilen die Zeitungsſchreiber. —

Um die Sache kurz zu machen und damit Jeder weiß, wie er ſich zu verhalten hat, wenn er einen Ruf in der Welt braucht, ſage ich Ihnen, wie er dies Breve erhält. Er miethet ein Appartement in einem großen Hotel, hält einen Bedienten, kleidet ſich fashionabel, geht in die frequenteſten Häuſer, macht die Bekanntſchaft der Schriftſteller und ihrer Gehülfen — dies hilft mehr, als man denkt —, gibt zuweilen ein Dejeuner im Café de Paris, oder im Rocher de Cancal, oder noch beſſer ein petit Souper mit Griſetten, wobei man ſehr familiär wird; er lobt die Narren, ſchmeichelt ihren Weibern und Töchtern, führt ſie auf Ball und Concerte, er wird endlich verliebt, beleidigt und ſchlägt ſich im Holz von Boulogne. —

Ich bin noch nicht fertig. Wenn das Alles oder ein Theil davon geſchehen iſt, ſo kommt der unglückliche Aſpirant an die Schmiede, das heißt an die Directoren und Fabricatoren der Journale. Die Erſten muß er durch ſeine Stellung und Würde, welche, wie bemerkt, ſolid geworden, die Letzten durch Geld und Diners beſtechen. Es gehört ein halbes Jahr dazu; aber die Renommée bleibt nun nicht aus. Das Publicum lieſt alle Wochen eine verlaufende Anzeige über das künftige Werk, das künftige Stück oder das Atelier des Virtuoſen, es wird mit Anekdoten, Charakterzügen, biographiſchen Skizzen in Atem gehalten, bis ihm zuletzt mit dem Namen auch die Idee bleibt von etwas Erhabenem und Großem, ohne daß es jemals das Geringſte zu Geſicht bekam.

Die Kritik vollendet die Farce und die Claque der Theater oder Buchhändler unterſtützt ſie.

Sie ſehen hieraus, daß man gar kein Talent zu ſein braucht, um die Welt von ſich ſprechen zu machen. Wenn er Geld hat, mache ich mich anheiſchig, den erſten beſten Kalmucken oder Tunguſen zum Homer, Mozart, Canova oder Raphael zu erheben — er kann aber zuſehen, wie er hernach ſeinen Ruf conſervirt. Der beſte hielt bisher nicht über zwei Jahre, ein ganz gewöhnlicher kaum einen Tag. (D. Z. f.)

Digitized by Google

Notizen.

[Pariser Theater-Neuigkeit.]

Im Theater de l'ambigu comique zu Paris macht gegenwärtig ein Drama in 3 Acten von Dennery: Die Ehre meiner Tochter, sehr viel Glück. Im ersten Act sind wir beim Eisenwerkmeister Lebrun. Er ist verreist. Ein junger Mann, Eduard von Harcourt, schleicht sich unter erborgtem Namen ins Haus. Er liebt Madame Lebrun, und um sich ihr zu nähern, verkleidet er sich als Arbeiter. Die Abwesenheit des Herrn benutzend, schleicht er sich Nachts in ihr Zimmer. Durch Gewalt erringt er, was er durch Liebe nicht vermocht hätte. Lebrun kommt zurück. Er erfährt alles, aber unrichtig. Er glaubt seine Frau strafbar. Dennoch muß er schweigen, weil er fürchtet, seine Schande könnte in der Folge auf seine kleine Tochter zurückfallen. Lange kocht der Haß in ihm. Endlich bricht er los. Durch einen Zufall entdeckt er in dem Arbeiter Moritz den Räuber seiner Ehre. Er will ihn erschlagen. Man hält ihn zurück. Da entführt ihm im Zorn das Geheimniß vor allen seinen Leuten. Der Mann ist verrückt! ruft sein Hausfreund, der Doctor Murray, fort mit ihm! Ich muß ihn allein sprechen! Freund, sagt er ihm, Du hast Deine und Deiner Tochter Ehre bloßgestellt. Man wird sie als Frucht einer strafbaren Liebe brandmarken. Dir bleibt nur ein Ausweg. Ich habe Dich für verrückt erklärt. Sei es wirklich vor der Welt. Ich will Dich in eine Heilanstalt bringen. Bald geb' ich Dich den Deinen wieder zurück, und die Ehre Deiner Tochter ist gerettet. — Ich willige darein, sagt Lebrun, und nun spielt er den Wahnsinnigen und treibt es sogar so weit, seine Tochter nicht als sein Kind anerkennen zu wollen. — Der zweite Act spielt in der Heilanstalt des Doctors Murray. Lebrun lebt hier eingesperrt seit drei Monaten. Der Arzt hält ihn zurück unter dem Vorwand, seine Ehre zu retten, eigentlich aber, um Harcourt's Leben zu schützen. Lebrun will hinaus, seine Rache zu befriedigen. Murray erklärt ihm aber, er habe ein Recht, ihn unter Schloß und Riegel zu halten, da sein Wahnsinn durch die Obrigkeit konstatirt ist. — Und wer ist dieser Harcourt, sagt Lebrun, dessen Leben Dir so am Herzen liegt? — Mein Sohn! antwortet Murray und ruft seine Leute. Bewacht diesen Mann, ruft er, er ist ein Rasender. — In des Doctors Haus befindet sich einer der Arbeiter des Lebrun, mit Namen Gadichet. Dieser durchschaut alles und merkt, daß seines Herrn Wahnsinn Verstellung ist. Er benutzt einen Zufall und stellt sich ebenfalls wahnsinnig. Seine fixe Idee ist sehr drollig. Er sucht immer seinen Weg. Er fragt immer, wer ihm seinen Weg entwendet habe. Der Doctor schöpft keinen Verdacht und läßt ihn bei Lebrun. Sobald sie allein sind, ruft Gadichet. Jetzt hab' ich meinen Weg gefunden! Hier ist er! Und somit öffnet er seinem Herrn eine verborgene Thür und läßt ihn entfliehen. — Im dritten Act sind wir in England. Wir sehen Madame Lebrun krank, blaß, sterbend. Harcourt ist ihr gefolgt und wagt es, vor ihr zu erscheinen. Der Schändliche beklagt sich noch über sie, die er unglücklich gemacht. Sie schweigt und duldet. Lebrun und Gadichet sind ebenfalls in England angekommen. In seiner Gattin Zimmer versteckt, ist Lebrun Zeuge ihrer Leiden. In einer trefflich gearbeiteten Scene geht er stufenweise, vom Zorn zum Zweifel, und vom Zweifel zur Ueberzeugung von der Unschuld seiner Gattin über. Murray verfolgt seinen Gefangenen. Er kommt nebst seinem Sohn Harcourt, und mit der gerichtlichen Vollmacht versehen, sucht er den Wahnsinnigen zu ergreifen. Er zeigt diese Vollmacht seinem Sohn. Gadichet belauscht sie, stürzt hervor, entreißt ihm das Papier und entspringt durch das Fenster. Murray verfolgt ihn. Harcourt bleibt allein und wird von Lebrun überrascht. Nun stehen sie endlich Stirn gegen Stirn, der Beleidiger vor dem Beleidigten. Einer von uns beiden ist zu viel auf der Welt, sagt Lebrun. — So ist's, ruft Harcourt. Wohlan, fährt er fort, ein Kampf denn auf Leben und Tod. Ein Duell, mit Dir? höhnt Lebrun. Nimmermehr. Zwischen uns stehen die Sachen nicht gleich. Die Ehre des Duells hast Du verwirkt! Meine Rache überlass' ich nicht dem Zufall. Stirb! Und er erschlägt ihn. Da erscheint Murray mit seinen Leuten. Ergreift den Mörder! schreit er. Aber Gadichet ist schnell bei der Hand. Er weist die gerichtliche Acte vor. Sie vergessen, gelehrter Herr Doctor, sagt er, daß mein Herr wahnsinnig ist. Hier ist das gerichtliche Zeugniß. — Und Lebrun ist gerettet. —

Die Uebersetzungsmanie der Deutschen würde hier auf kein schlechtes Product stoßen. 8.

[Die Heirathen durch Wahlzettel.]

Am 21. Decbr. 1834 war zu Charlestown in Südcarolina ein Hochzeitfest. Es ging dabei fröhlich zu, insofern die americanischen Sitten Fröhlichkeit gestatten. Gegen Ende des Mahles erhob sich ein Gast, ein Advocat und noch jung. Er hielt eine feierliche Rede an die Neuvermählten und an die übrigen Gäste. Alles hörte ihm mit großer Theilnahme zu. Am Schluß bat er um die Erlaubniß, einen ganz neuen Verheirathungsplan vorlegen zu dürfen, von dem er sich glückliche Erfolge verspräche. Die Erlaubniß wurde ertheilt, und der Advocat fuhr fort: Alle Gäste ernennen einen Präsidenten. Dieser leistet einen Eid, über alles, was ihm diese Nacht anvertraut wird, ein ewiges Stillschweigen zu beobachten. Alle Unverheiratheten beiderlei Geschlechts schreiben ihren Namen auf ein Blatt Papier, und jede Person setzt zu ihrem Namen den Namen derjenigen Person, mit der sie verheirathet zu werden wünscht. Alle diese Wahlzettel werden dem Präsidenten eingehändigt. Dieser eröffnet den Paaren, welche sich wechselseitig gewählt haben, ihr Glück, verschweigt aber alles auf immer den andern, die in ihrer Wahl nicht zusammengetroffen sind. — Dieser sinnreiche Vorschlag wurde angenommen. Es wurde sogleich einer der Gäste, der verheirathet und bei Jahren war, zum Präsidenten gewählt. Sodann schrieben alle den Wahlzettel und reichten ihn ein. Es traf sich, daß zwölf Paare sich wechselseitig gewählt hatten. Die Namen der andern, die nicht in der Wahl zusammengetroffen waren, blieben ein Geheimniß für alle außer ihnen selbst und dem Präsidenten. Man trennte sich und das Geheimniß blieb wohlbewahrt.

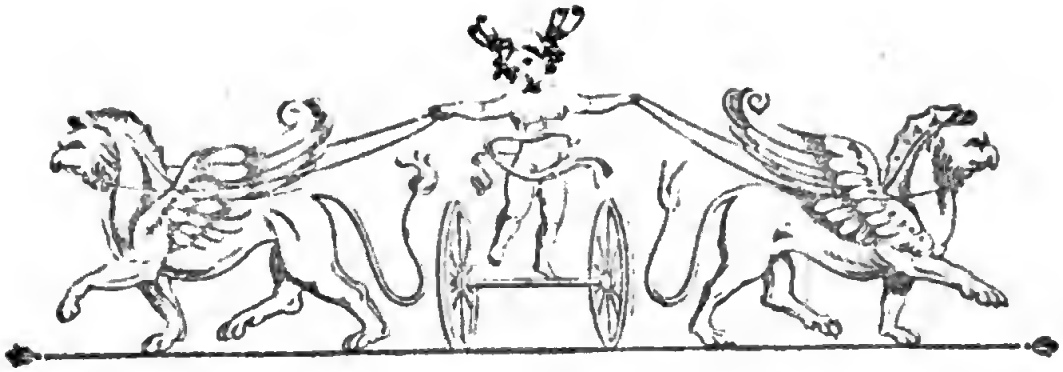
Am 14. März des darauffolgenden Jahres (1835) waren von den zwölf Paaren bereits acht verheirathet, und die vier andern im Brautstande. Unter den verheiratheten Männern erklärten sieben, daß sie, ohne den wunderlichen Einfall des Advocaten, nie gewagt haben würden, um die Hand ihrer Gattinnen anzuhalten.

Wäre dies Beispiel nicht sehr beachtenswerth? 6.

[Erfindung der Buchdruckerkunst.]

In Nr. 1133 des vorigen Jahrgangs der „Blätter der Börsenhalle" sucht Hr. Gustav Esch nachzuweisen, daß die Buchdruckerkunst nicht 1440, noch viel weniger 1436, sondern 1438 erfunden sei. Es ist sehr gut, daß die Menschheit darüber klar wird, wann das Buch drucken anfing; allein noch heilsamer wäre es, wenn Jemand zeigte, wann das Buch drücken anfing. War der Papst der größte Buchdrucker in der Welt? — Ich glaube nicht.

Digitized by Google



Zeitung für die elegante Welt.

Freitags — 21. — den 29. Januar 1836.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Die Schwalben.

(Nach Béranger's les hirondelles.)

Den Krieger drückt die schwere Fessel nieder,
Gefangen an der Mauern fernem Strand
Grüßt er die Schwalben: Euch erblick' ich wieder,
Verlassen habet ihr der Heimath Land.
Ihr flehet dort des eis'gen Winters Spuren,
Hieher geleitet durch der Hoffnung Licht;
Gewiß kommt ihr von Frankreichs schönen Fluren,
Erzählet ihr vom Vaterland mir nicht?

Drei Jahre sind's, daß ich euch stets beschworen:
Bringt doch ein holdes Zeichen mir zurück
Von dem geliebten Land, wo ich geboren,
Wo oft ich träumte von der Zukunft Glück.
Wo sich der Bach durch grüne Matten windet,
Sahl ihr mein kleines Häuschen, einfach, schlicht
Im Schatten duft'gen Flieders — und ihr kündet
Von diesem traulich stillen Thal mir nicht?

Vielleicht, daß auch aus eurer Mitte Eine
Begann ihr Dasein unter jenem Dach,
Dort hörte ohne Mitgefühl wohl Keine
Der treusten Mutter schmerzlich banges Ach!
Stets glaubt sie meinen Fußtritt zu vernehmen,
Wenn schon das Auge ihr im Tode bricht;
Sie lauscht umsonst — und ihre Thränen strömen!
Von ihrer Liebe sprechet ihr mir nicht?

Umschlingen meine Schwester Hymen's Bande,
Sahl ihr der Hochzeitsgäste frohe Schaar,
Vernahmet ihr das Lied, das feiernd nannte
Sie, welche Königin des Festes war? —
Die Spielgefährten, meine Waffenbrüder,
Die kühn dem Tode sah'n ins Angesicht,
Erblickten Alle unser Dörfchen wieder!
Von so viel Freunden sprechet ihr mir nicht?

Es wählt der Fremde über ihre Leichen
Vielleicht durch unser Thal den Rückweg aus
Und stört der Schwester hochzeitlichen Reigen,
Gebeut als Herr in meinem kleinen Haus.
Ach, keine Mutter, die für mich mehr flehet,
Und überall der Ketten schwer Gewicht!
Ihr Schwalben, wie's dem Vaterland ergehet,
Von all' dem Unglück sprechet ihr mir nicht!

Wilhelmine v. B.

Malerische Wanderungen durch die Insel Rügen.

Von Theodor Melas.

(Beschluß.)

Arkona, den 7. Julius.

Die See in ihren unendlichen Schattirungen und unergründlichen Stimmungen ist mein stetes Studium, welches ein ganz neues Feld in der Landschaftsmalerei eröffnet. Immer groß ist die Herrliche vom heitersten Spiegelblicke bis zur wildesten Empörung; immer göttlich ist ihre Miene, auch im seltsamsten Humor. — Die silberfüßige Thetis, welche nach dem Götterspruche sich ungern dem sterblichen Helden gesellt, und dennoch einen übermächtigen Sohn ihm gebar, ist ein schönes Bild des Alterthums, wenn auch nur ein Bild für den christlichen Maler. —

Digitized by Google

Die ganze Macht und Gewalt der See zu erblicken verlangte mich sehr, und ich erblickte sie heute — im Sturme. Laß, Geliebter, Dir erzählen, wovon das Herz noch voll ist: Am frühen Morgen ging ich nach der nördlichen Uferseite, welche ungemein scheoff und großartig sich erhebt; fast senkrechte Kreidewände ziehen sich sanft gebogen und ohne alle Begrasung ununterbrochen am Meere hin, eine hohe unersteigliche Mauer bildend. Du siehst nicht, wie an der östlichen Seite, Pfeilerform mit Feuerstein durchdrungen, nicht ein malerisches Felsenthor, durch welches man in die geänstliche Meerestiefe hinabblickt; — nein, über sehr glänzende Zinnen nur das unendliche Meer, welches sich am Fuße, dumpf rollend, bricht. — Gewitterwolken hingen grau und düster über der tiefveerschatteten Fluth, die Ostsee gewann einen andern Charakter, die klaren, blauenden und röthenden Farbentöne verschwanden zusehends und am Ende ganz; an die Stelle traten die tiefvioletten und hochgrünen, welche sich dem Horizonte zu in ein düsteres Graublau vermischten, und gegen den dunkelgrauen Himmel, durch ihre starken Localtinten, eine gar prächtige und kirchlich ernste Wirkung machten. Woher dieses herrliche Farbenspiel im Wasser bei dunkelgrauem Lufton rührt, ist nicht leicht zu erklären. Spiegelung der Wolken kann es nicht sein, es dürfte seinen Grund vielmehr in einem chemischen Lichtprocesse der Wellen finden, wo die Elektricität eine große Rolle spielt. — Genug, es ist unbeschreiblich herrlich und erregt in mir eine durchaus religiöse Stimmung. Fast immer gehen diese starken Farbenbilder dem Gewittersturme voran, aber ist er erst losgebrochen, so färbt sich Alles grau. Noch lag die See wie in banger Erwartung, zwei Kriegsheeren gleich, welche zum Kampfe sich nahen, und nur das Signal noch vermissen. — Still wie ein Grab war die ganze Natur, aber der niedrige, pfeilschießende Flug der Schwalben, und das gellende Kräischen der Möwen, welche wie weiße Puncte sich zitternd über dunklen Fluthen bewegten, verkündigten Sturm; da blitzt es aus der dunkelgrauen Wolke und ferne Donner rollen durch das hohe Himmelsgewölbe. — Stärker und stärker schon leuchten zackige Blitze, und schmetternder, näher rollen die Donner über meinem Haupte hin. — Nun braust es fernher auf wie Sturm, und nahe am Horizonte heben sich weiße Kämme auf dem dunkelgrauen Gewoge; es empört sich schon die ganze unermeßliche Fluth, vom Orkane geweckt, und wälzt mit ihren Wasserbergen und Schaumkämmen, näher und näher, wie ein angreifendes Kriegsheer. Allgemein wird der Aufruhr, und schon bricht sich die zornige See an den Seeriffen des Vorgebirges, tosend und schäumend mit ganzer Gewalt. — Die Schwalben sind in ihre Uferlöcher geschlüpft, die Möwen nur schweben und scheeien über dem hochbrandenden Meere, und der Adler Arkonas kämpfet noch gegen den Luftstrom in hohen Wolken, vergebens, er wird herabgerissen und gegen die Kreidewand geschleudert, wo auch er in sein Nest kriecht. — Unterdessen bin ich längs dem Ufer hingewandert und stehe schon im Norden Wittows, auf dem Bakenberge, welcher von einer Feuerbake, die man im Russenkriege aufführte, seinen Namen führt. Der Nordsturm weht mir den Sand ins Gesicht, ich steige hinunter, siehe — hier ist es ganz stille; warum das? fragst Du. Die hohe Wellenbrandung gibt den Ueberwind, und ich stehe wie vor einer schirmenden Mauer. Ein seltsames Gefühl, so mitten im Aufruhr der Elemente unberührt zu bleiben. Das Ufer weicht zu beiden Seiten zurück und über die Hälfte des Horizonts beherrscht das Meer. —

Das Meer im Sturm! der erhabenste Anblick. — Hier, mein Freund, habe ich zuerst das Meer gesehen, denn ich sah es in seiner ganzen Größe und furchtbaren Gewalt. — Der freudige Neptunus auf der antiken Gemme, der seine Rosse anpeitscht, und dessen Haar und Mantel auf dem Streitwagen kühn zurückwehen, indem er, ein Herrscher der Fluthen, unerschüttert steht, war mir ein redendes Symbol. Wie zart und tief fühlte der Grieche, dem sich jedes Element durch bildende Phantasie gestalten mußte. — Es ist uns vergeistigten Menschen ein Geheimniß geworden, und sollte doch nicht sein; wahrlich, Christus wollte uns das Buch der Natur nicht verschließen, sondern vielmehr aufthun und mit seinem Geiste ihre Symbole sittlich weihen zum höhern Verständnisse. — Doch dieses Verständniß wird erst kommen, denke ich, wenn die Fülle der Völker eingegangen ist. —

Wie lange ich stand in Bewunderung und Anbetung, das weiß ich nicht. — Stunden vergingen wie ein Augenblick an dem ewigen Borne des Lebens. Der Meergeist mit seiner herrlichen Freiheit hatte mich ganz durchdrungen und im Innersten erfrischt; es war kein Traum, das große Wirkliche trat so sanft und beruhigend in meine Seele und offenbarte sich in seiner ewigen Wahrheit. — Als ich wieder zu mir selbst kam, fühlte ich meine Kleider feucht von der Brandung. Das Gewitter war vorüber, der Sturm hatte sich gelegt. — Ich stieg nun wieder das Ufer hinauf und die lieblichste Abend-Idylle malte sich in der heitern stillen Luft; eine Landschaft, so friedlich wie ich mein Ende

Digitized by Google

mit wünsche. — Da siehst Du über frische Kornfelder von hellerem und dunklerem Grün bergabwärts ein Dörfchen mit Bäumen umkränzt; zur Seite noch eins, und hinter ihm einige erhöhte Windmühlen; entfernter, über frische Saaten, einen ansehnlichen Pächterhof, an ihn lehnt sich der Binnenstrand in sanften Bogen mit einigen Schifferwohnungen, der sich bis zum Kirchdorf Wiek hinzieht. Es ist das größte Dorf auf der ganzen Insel; hat 900 Seelen und hieß vor alten Zeiten Medow; späterhin nannte man es schlechtweg die Wiek, nach dem tiefeingeschnittenen Meerbusen, an dessen Spitze es liegt. — Da steigt im Abendlichte die hohe Kirche aus einem Kranze mächtiger Eschen und Pappeln hervor, und hebt sich inmitten des Dorfes, wie eine Henne, welche ihre Küchlein unter ihren Flügeln bergen möchte. Nach Westen berührt es das Binnenwasser, so daß die letzten Häuser bei hoher Fluth von Wellen bespült werden. Eine lange Brücke zieht sich in die Bucht hinaus, an die Ruder- und Segelböte sich lehnen. Andere Fahrzeuge schwebten auf hoher Fluth und erschienen mir wie seltene Vögel in der mannichfaltigsten Beleuchtung und Verkürzung. Jenseits erhob sich das Hochland der Insel Hiddensee wie eine bläuliche Wolke. —

Unterdessen war ich den Berg hinunter auf das Kirchdorf zugegangen, und bemerkte links am Wege, mitten im Korne, ein ansehnliches Hünengrab von bedeutender Struktur. Ein Bauer nannte es mir den Böttcherbrinken. Ich ging durch eine Furche auf dasselbe zu und fand es mit einem runden Steinkreise umgeben, 110 Fuß lang. In demselben erheben sich drei merkwürdige Grabhügel, der erste ist mit einem Deckelsteine belastet, die andern nicht. Sie liegen von Westen nach Osten. An die westliche, die von größerer Breite (25 Schuh) gränzen zwei mächtige Granitblöcke gleich einem Thore, wie bei Nobbin, doch liegen diese nieder; der Steine, welche es umgeben, sind 42. —

Auch dieses Hünengrab sieht nach Arkonas Heiligthum hin, und stammt gewiß aus der ältesten Wendenzeit; sein Inneres dürfte für den Alterthumsforscher sehr lehrreich sein, doch wünscht der Mensch und Künstler es unberührt. —

Nachdem ich mir Alles besehen hatte, trat ich weiter zurück und nahm meinen Standpunct zum Zeichnen: Im Vorgrunde ein wogendes Kornfeld, aus dem das Grab sich malerisch erhebt; entfernter frische Saaten in stillen Halbtönen, begränzt von Dörfern in gemischten Baumgruppen. Durch die Luken der Grabhügel siehst Du über wogenden Saaten den Flecken Altenkirchen und mehrere Gehöfte; rechts am Binnenstrande den obgenannten ansehnlichen Pächterhof, und über Alles weg das blaudämmernde Jasmund, welches mit seinen Bergen sanft beruhigend den Gesichtskreis schließt. So faßte ich es im warmen Abendlichte, mit Aquarell angedeutet, und sende Dir die Zeichnung. —. Mir ward wohl dabei, und das ist genug. Ich gedachte meiner frühsten Kindheit über den Gräbern der Vergangenheit, friedevoll, — und aus dem duftenden Korne wehte mit ein erquickender Lebenshauch entgegen. Gute Nacht. —

Häusliches Leben des Dichters Lamartine.

Von Merielet *).

In der Gegend von Macon steht Lamartine's väterliches Haus, oder vielmehr Schloß. Man denke sich aber darunter kein Abbotsford Walter Scott's, keine Abtei Newstead Lord Byron's. Da ist nichts Malerisches, nichts Romantisches, nichts Abenteuerliches. Das Land rings umher ist das prosaischste von ganz Frankreich. Weingärten ohne Bäume, denn der Winzer will keinen Schatten. Magere Büsche, die weite öde Räume umzäunen, hier und da burgerliche Wohnhäuser, viereckig gebaut, und mit kleinen Winzerhütten umgeben, einige Schlösser, wenig Thürme. Nichts Großartiges, nichts Alterthümliches, keine Ruinen, keine Spuren der Lehnherrlichkeit. Die Natur ist sehr sorgfältig geschniegelt und gebügelt, gleichsam wohl ausgekämmt wie eine Allee bei einem modernen Schlosse. Da ist keine Landschaft, sondern blos Landwirthschaft, Grund und Boden zur Nutzung, weiter nichts.

Wenn Lamartine das Schloß bewohnt, ist es, wie man dort zu Lande zu sagen pflegt: la maison du bon Dieu. Da wird alle Welt zugelassen, da ist offene Tafel. Vom geringsten Gutsbesitzer bis zum Maire des Orts, vom bescheidensten Dorfpfarrer bis zum Großvicar des Capitels zu Macon, drängt sich Alles huldigend herzu. Jeder meint den Dichter recht zu amusiren, wenn er eine Partie Billard mit ihm spielt, oder einige Worte mit ihm wechselt. Das alles ist ihm aber in den Tod zuwider. Er liebt das Plaudern nicht. Er will allein sein, er will seinen Gedanken Gehör geben. Bei schönem Wetter eilt er, in seinem runden Landrock und molletanenen Pantalons, hinaus, um sich im Nachdenken zu verlieren. Er steigt zu Pferd. Zwei Diener folgen ihm. Nun geht es auf gebahnten und ungebahnten Wegen fort. Seine Seele schaukelt sich in den Lüften. Er träumt Gedichte. Die Reitgerte hangt vom Arm herunter. Der Zaum schlattert am Bug des Arabers hin und her. Der Dichter wiegt sich in seinen poetischen Harmonien, in seinen Erinnerungen aus dem Orient. Man sieht ihm an, wie er sich glücklich fühlt, seine Fluren wiederzusehen, seine lachenden Hügel, die reinen balsamischen Düfte seiner Wiesen. Seine Gedanken irren herum an den Ufern der Saone. Weh dem, der ihn jetzt in seinen Träumen storen sollte! Glücklich, wer die Perlen auffängt, die er auf seinem Wege fallen läßt! Lauter schöne Gedanken, süße Harmonien! — Nun aber sehe man plötzlich die Launen des menschlichen Gemüths, die Ironie des Charakters! Er, der große Lamartine, in dieser heiligen Stimmung, in dieser Weihestunde des Fühlens und Denkens, er, der außer sich wäre, wenn ihm jetzt der Geistreichste seiner Nachbarn zufällig begegnete, er hält plötzlich still vor einem zerlumpten Kerl, den man dort zu Lande nur den blöden Peter nennt, und der die Steine zum Straßenbau klopft. So wie er ihn erblickt, ruft er ihm zu: Peter! Peter kommt und geht neben dem Pferd einher. Nun plaudern sie stundenlang. Das heißt,

*) A cent lieues de Paris. Paris, 1835.

Digitized by Google

nicht Lamartine, sondern immer nur der blöde Peter. Von Zeit zu Zeit lächelt der Dichter. Er kommt nach Hause in der besten Laune, so oft er den Peter gesprochen hat, und ist munter den ganzen Abend. — Was in aller Welt mag der blöde Peter ihm zu sagen haben! Wie unterhält er den, der sich so leicht langweilt! Man hört ihn oft zu seiner Gattin sagen, wenn der letzte Gast Abschied genommen hat: Ich dachte nicht, daß der heut noch fortgehen würde.

(Der Beschluß folgt.)

Correspondenz.

Aus Paris. (Fortsetz.)

[Halévy's Blitz.]

Wenn es wahr ist, daß Meyerbeer's Assecuranz hier 30,000 Franken kostete, so darf er sich dessen jetzt keck rühmen und die Pariser Narren und die Liberalen Esel heißen; denn er drang durch und rechtfertigte nicht blos die öffentliche Meinung, sondern übertraf und beschämte sie. Seit wann ist es erhört worden, daß ein Tonwerk einen Director zum Millionair, einen Musikverleger reich und den Componisten reich und glücklich machte!

Alles dies habe ich gesagt, um von Herrn Halévy zu bemerken, daß er nach seinen bisherigen Opern: „die Jüdin" und der „Blitz" und ungeachtet des täglich ausgeblasenen Lobes derselben, nur ein sehr mittelmäßiges Licht und ganz und gar kein Genie ist.

Die Jüdin wurde schon oft in der Akademie gegeben, weil die Decorationen und der scenische Pomp alles bisher Geleistete in der Art überstrahlten, und der Blitz gefällt in der Opéra comique seit einigen Tagen, weil — das Drama rührend und interessant und die Caprice, nur vier Personen ohne Chöre zu geben, neu und originell ist. Jede Caprice findet in Paris Beifall.

Wenn in einer Oper der Dichter mehr wirkt als der Tonsetzer, so ist dieselbe factisch durchgefallen. Ich muß gestehen, daß ich über dem Sujet die Instrumentirung und den Gesang, mit Ausnahme zweier Trios und eines Duettes, so ganz vergaß, daß ich im Théâtre français zu sein glaubte und mich wunderte, daß die Acteure nicht besser spielten. Maria v. Weber hätte solchen Text haben müssen, dann würde die Welt etwas gehört haben. Oder noch lieber Beethoven, dessen Fidelio so ziemlich in der Kategorie ist.

Ein Officier wird vom Blitz getroffen, als er in die Schlacht ziehen soll, doch das Feuer des Himmels raubt ihm nicht das Leben, sondern die Augen, welche mit einem Schleier überzogen werden, den des Arztes Kunst zu lüften berufen. Während seiner Blindheit macht der Unglückliche die Bekanntschaft zweier reizenden Frauen und lernt die Eine derselben, deren Herz ihm zugeneigt, lieben. Der Roman ist vollständig, die Erklärung auch, um so vollständiger, da sie mit Guitarre begleitet wird; wir stoßen blos auf ein kleines fatales Hinderniß, das uns nicht in den Sinn kam: die körperliche Ungleichheit der beiden Schönen. Der Blinde liebt Henriette, aber Henriette ist nicht halb so schön als Madam Dorbel, die nicht den Blinden liebt. Sobald die Stunde der Erlösung schlägt und der Patient die Binde von den Augen nimmt — stürzt er anbetend zu den Füßen derjenigen, die er meiden möchte, und überzeugt sich erst durch den Angstschrei und die Ohnmacht der Nachbarin, daß er den allergrößten — faux pas machte.

Finden Sie nicht, daß die Geschichte ein offenbarer Beweis von der Blindheit der Liebe ist! Der Coup däucht mir von einer außerordentlichen Wirkung. Wer nichts davon weiß, nichts davon ahnt, wird selbst wie vom Blitz getroffen. Im dritten Act wird das Uebel mit tonnini elastique ausgelesert und die alte Schrift des kleinen Gottes aus ihrem früheren Tabernakel geholt und über das Kohlenbecken der Leidenschaft gehalten, worauf Zug für Zug äußerst fouqueartig zum Vorschein kommt.

(Der Beschluß folgt.)

Notiz.

[Uebersetzungssünden.]

Ein französisches Journal übersetzte jüngst eine Stelle aus dem zweiten Theil von Göthe's Faust auf eine wunderlich mißverstandene Weise. Göthe sagt:

Nur durch die Haine, —
über Stock und Steine ꝛc.

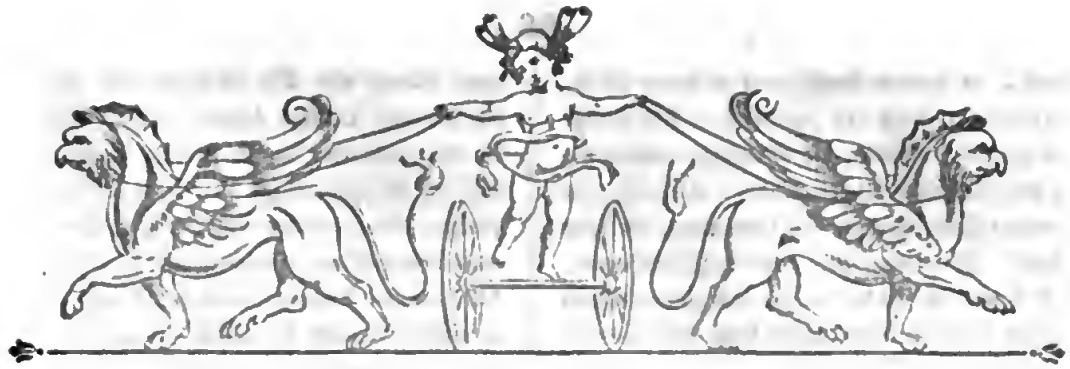
Hieraus macht der Uebersetzer:

Ah, seulement la haine!
Le combat et la lutte!

Dies erinnert unwillkürlich an die ganze Reihe von Uebersetzungssünden, deren die Franzosen sich in früheren Zeiten schuldig machten, als sie noch unsere Sprache für unerlernbar hielten, und sich unter Deutschland eine nordische Wüste vorstellten, wo die Bären auf vertrautem Fuße mit den Eingeborenen leben. Es ist noch nicht sehr lange her, daß ein Franzose den Namen Götz von Berlichingen mit: l'idole de Berlichingen übersetzte. Diese Waaren werden auf der Achse fortgebracht, dies druckte ein Franzose so aus: les marchandises sont transportées sur la rivière d'Axe. Ein anderer hatte vom tokaier Ausbruch gehört und schrieb mit Kennermiene: Le vin dit Tokay n'est pas du tout de Tokay, mais plutôt d'Ausbruque et des environs.

Wir lachen herzlich über solche Irrthümer, aber wir bedenken nicht, daß die Franzosen deren auch von uns aufzuweisen haben. Zur Zeit der ersten Revolution hieß es unter andern in einem Armeebericht: — — il y avait un tumulte dans un village des environs et le maire fit battre la générale (Generalmarsch). Dies übersetzte ein deutscher Zeitungsschreiber folgendermaßen: Es war ein Tumult in einem nahen Dorf, und der Maire ließ die Generalin prusseln. — Ein Lustspiel-Uebersetzer von Profession übersetzte roseau mit Rosenstock, und pleurésie mit Thränensucht. Ein anderer übersetzte die Stelle eines Melodramen: un homme qui soutient un mensonge, durch: ein Mann, der eine Lüge unterstützt (statt behauptet). So ließen sich noch hunderte von Mißgriffen aufzählen. Und wem ist das Lied vom muntern Seifensieder wohl unbekannt? Auch diese Fabel rührt uns dem Französischen her. Die Moral ist, daß man auch bei Armuth munter sein könne, wie dieser Seifensieder. Savetier heißt aber nicht Seifensieder, sondern Schuhflicker, und nur dadurch hat die Fabel einen Sinn. Denn ein Seifensieder (savonnier) kann nicht arm sein, da zu seinem Gewerbe ein beträchtliches Capital erfordert wird. Und trotz der widersinnigen Uebersetzung ist dieses Lied seit mehr als einem halben Jahrhundert treuherzig in Deutschland gelesen, den Kindern erklärt, auswendig gelernt, ja sogar in den Schulen vorgetragen worden, ohne daß es Jemanden auffiel. Wenn wir also die Franzosen der Oberflächlichkeit und Flüchtigkeit zeihen, so müssen wir es uns gefallen lassen, wenn sie entgegnen, daß auch wir Fehler begehen, die eben nicht von Gründlichkeit zeugen. Und wir sind weit tadelnswerther, weil wir uns auf unsere Universalität etwas zu gute thun, während sich die Franzosen mit ihrer Nationalität vollkommen begnügen. v.

Digitized by Google



Zeitung für die elegante Welt.

Sonnabends — 22. — den 30. Januar 1836.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Das Sträußermädchen.

Nach Jules Janin*).

Hannchen's Geschichte ist überschwänglich nnd wunderlich; sie trieb ein Gewerbe, das sich eben nicht ausführlich sagen läßt. Indeß da Hannchen gutheezig und eine schöne Seele wae, so verdient sie doch anch eine Lebensgeschichte. War sie ja doch dee Knnst so fördeelich!

Ich nenne Hannchen das Sträußeermädchen, weil sie mit Rosen nnd Veilchen, blaß wie sie, das aeme Kind! nach Paris zum Veekauf kam. Blumen verkaufen sich in Paris nue an zwei, drei Orten: am Opernhause, Abends, wenn Harmonieen eetönen, Gas leuchtet, reiche und gepnzte Frauen mit Diamanten nnd Spitzen den weichen Entzückungen dee Harmonie sich hingeben; dann ist ein Rosen- und Veilchenvoeeath am Platze, nnd wied sicher abgesetzt. Als aber Hannchen nach Paris kam, konnte sie ihee Blumen nue an dee Knnstbrücke absetzen, und damals nue geeuch- und faeblose Blumen, ein nue allzn wirkliches Bild dee akademischen Poesie, Blumen von gestern füe vorübeegehende Büegermädchen. Dabei wae füe Hannchen nicht viel zu machen.

Sie veeging vor Elend und Theänen allee Aet. Nicht etwa, weil man nicht auf sie achtete; im Gegentheil, man bewunderte sie gae sehe an dee Stelle, wo sie die aemseligen Blumen verkaufte. Gae viele, im Büegeeleben nm- nnd abgetriebene Alte trieben schlechten Spaß mit Hannchen, überschütteten sie mit zweideutigen Woeten; aber Hannchen veestand sie nicht: ein liederlicher Pfahlbüegee ist abscheulich! Indeß setzte Hannchen von Tage zu Tage immer wenigee Blumen ab. Da nun dee Handel so schlecht ging, so mußte sie sich nm jeden Preis ans dee elenden Lage eeißen.

Doch nein, nm jeden Peeis nicht! Nicht nm den Preis dee Unschnld, das aeme Hannchen! nicht nm den Peeis jenes Eintagsglücks des Lasters, das so schnell vergeht und dee Schande Platz macht. Fürchte nichts füe dein hübsches Gesichtchen, mein Sträußeermädchen; mit deinee Jugend und Schönheit läßt sich wohl noch das Glück dee Unschuld machen, ein unschuldiges Gewerbe sich teeiben, veestehst du mich? mit deinem frischen Gesicht, deinen so schlanken Fingeen, deinee so edlen Haltung, deinem so schönen Wnchse nud deinem gedrechselten Fuße, dee deinen schlechten Schuhen eine eeizende Form gibt.

Komm auf mein Arbeitszimmer, schönes Hannchen, komm, halt dich fern! Nicht meinen Athem sogae hast du zu fürchten. Dahin stelle dich, mein Mädchen, nnter den Sonnensteahl, der dich mit seinem jungfränlichen Weiß nmhüllt. O, sei stumm nnd ruhig, laß mich mit Kunst nnd Poesie dich nmgeben; du sollst mein Abgott für einen Tag sein, den ich male! Ich sehe schon nm deinen Lumpenrock die lachenden Farben gaukeln, die leichten Formen, die entzückenden Erscheinnngen meinee italienischen Reise. Bleib da, Hannchen, bleib unter meinem Pinsel, an

*) Aus dem Nachlasse des Dr. Adolph Wagner.

Digitized by Google

meiner Leinwand, in meiner Seele, vor meinem Blicke, welche Verwandlungen wirst du erleben! Als heilige Jungfrau wird man dich anbeten, die Menschen werden sich die zu Füßen werfen; als liebliches Mädchen mit dem süßen Lächeln werden Jünglinge für dich schwärmen, Gedichte auf dich machen. Sei ernster, hebe deine bogigen Brauen, verhalte dies Lächeln; ich mache dich zur Königin und Frau vom Stande, und wenn du dann deinen Kopf auf die Hand stützen, wenn du mir eine Stunde lächeln, dich dem dichterischen Schmachten eines schwärmerischen Mädchens hingeben willst, so mache ich dich zu mehr als einer Jungfrau, ich ernenne dich zu Raphael's oder Ruben's Geliebter. Armes Kind, das ist weit mehr, als wenn ich Dich zur Gebieterin eines Königs machte!

Hannchen, unerschöpfliches Hannchen! O, daß sie jetzt käme! Die Begeisterung ergreift, überwältigt mich; das Kunstfieber rast in meinen Adern; meine Farbentafel ist mit bunten Farben überfüllt, die grobe Eichenholztafel! Mein Pinsel liegt zu meinen Füßen, keuchend wie der Jagdhund am Leitseile; komm, Hannchen, es ist Zeit! Und Hannchen kommt, gelehrig wie die Einbildungskraft, gelehrig und schmeidig und zu allem bereit, was die Kunst Unschuldiges und Dichterisches hat. Wohl, Hannchen! Stelle dich! Ich will ein schönes griechisches Mädchen in die sehen, wie sie Apelles sah, als alle sich stellten zur Darstellung der Göttin, du bist eben so schön, meine liebliche Griechin, meine strenge Schönheit, meine Athenienserin mit den entzückenden Formen! Und will ich wieder meine weltbürgerliche Schönheit verwandeln, so verwandelt sich meine Schöne; sie ist eine Römerin aus der Kaiserzeit, wie Juvenal's Römerinnen. Wohlan, Jenny, komm vom Festmahle, leihe dein Ohr den Trinkliedern, lies mir Horazens Ode an Glycere Nära; sei schön und reich, strecke dich in deiner von gallischen Sklaven getragenen Sänfte, vertausche die Steineinge des Winters mit dem Sommergolde! Vor allem aber, ehe du die Trunkenheit darstellst, hast du heute gefrühstückt, Hannchen?

Ihr könnt Euch gar nicht denken, wie einem armen Mädchen zu Muthe ist, welche ganz wach schwärmt und für unser einen schwärmt; Ihr könnt gar nicht begreifen, wie gefährlich und schwierig so eine bestimmte Stellung eines armen Mädchens ist, das stundenlang unbeweglich, stumm, angehalten dasteht; Leidenschaft muß es mit Ruhe, Zorn mit Ruhe, Trunkenheit und Liebe mit Ruhe vereinen. Mein armes Mädchen ist die größte Schauspielerin, wenn es einen ganzen Tag Muster steht, eine Schauspielerin für einen einzigen Mann, eine Schauspielerin bei geschlossenen Läden, die sich mit Lumpen drapirt, eine Königin, deren Krone ein Kopftuch, eine Tänzerin, deren Ballgewand eine schwarze Schürze ist, eine heilige Märtyrin, die mit himmelwärts erhobenen Augen betend ein Lied von Beranger singt. Armes, armes Kind! sie durchläuft alle äußersten Enden, um den kleinsten Künstlerlaunen zu gehorchen; man verbannt, erdrosselt, erstickt sie, schlägt sie ans Kreuz, stürzt sie in tausend morgenländische Wollüste; sie ist in dem Himmel und in der Hölle; ein Erzengel mit Goldflügeln und eine Preisgegebene mit unedlem Aussehen; sie ist Alles, sie durchläuft alle Formen des Lebens, ist vornehm, Bürgerin, Majestät, Fabelgöttin — was meint ihr? Und das Alles, ohne daß Jemand ihr Beifall gibt, sie beklatscht, nur im mindesten das Meisterwerk bewundert. Man sieht das Gemälde: wie schön ist das Weib! welcher Blick! welche Hände! welche glühende Einbildung in diesem Kopfe! Man erhebt den Künstler in die Wolken, überhäuft ihn mit Gold und Ehre; das arme Hannchen erhält keinen Blick, und doch hat Hannchen das Gemälde geliefert!

Seltsamer Verein von Schönheit und Elend, Unwissenheit und Kunst, Einsicht und Unempfindlichkeit; das Aergerniß noch abgerechnet, das ein schönes Mädchen gibt, welches keusch und rein aus den Händen und den Blicken des Meisters hervorgehen kann, nachdem es blind seinen wunderlichsten Launen gefröhnt hat. Allerdings ist die Kunst Entschuldigung alles Benehmens, das über das Gemeine hinausgeht; allerdings läutert die Kunst Alles, selbst die Hingebung des Körpers von Seiten eines armen Mädchens; allerdings hat Kunst das gleiche Verrecht mit einem Zergliederer, dem man seinen Leichnam ohne Bedenken und ohne Reue überläßt; auch war Hannchen so bescheiden und zart als hübsch; sie war dem Künstler unterthan, blind unterthan, so lange es die Kunst galt; hier aber endete auch ihr Beruf. Wurde der Künstler wieder Mensch, so spielte Hannchen ihre glänzende Rolle nicht weiter; sie stieg wieder herab aus den höhern Bereichen, wohin sie der Künstler gestellt hatte, um sich mit ihr dahin zu erheben. Hannchen ward wieder schlichtes Weib, um sich besser zu vertheidigen; sie verbarg ihre weißen Arme, warf ihr armseliges Halstuch von Judienne über die Brust, steckte ihren nackten Fuß wieder in den durchlöcherten Strumpf; nicht die Königin, die Heilige hätte man geachtet, wohl aber achtete man Hannchen.

Was Hannchen geworden, wollt ihr wissen? Sie hat der Kunst mehr Dienste geleistet als alle unsere Mini-

Digitized by Google

ſter des Innern ſeit zwanzig Jahren. Sie hat unſere Tempel mit ſchönen Heiligen bevölkert, die ein Proteſtant anbeten wurde, unſere ſtillen gemüthlichen Zimmerchen mit anmuthigen und reizenden Bildern, mit jenen Frauenköpfen, die eine junge künftige Mutter ſo gern betrachtet; ſie hat ihr ſchönes Geſicht und ihre ſchönen Hände zu hiſtoriſchen Gemälden hergegeben. Ihr wohlwollender Einfluß auf die Werkſtätten unſerer Künſtler iſt lange gar merklich geweſen; Hannchen in ſeiner Werkſtatt zu haben, war ſchon ein Unterpfand des Gelingens. Hannchen verachtete das Mittelmäßige in der Kunſt; wurde ſie von unſern gefeierten Modemalern gerufen, ſo entfloh ſie mit zerwehtem Haar; nur dem Genie mochte ſie ihr liebliches Geſichtchen anvertrauen, nur an Genie glaubte ſie. War der begünſtigte Künſtler arm, ſo wartete ſie gern mit der Bezahlung. Das liebe Mädchen! Sie allein hat die Kunſt mehr gefördert als die Mediei in Italien. Aber, ach! die Kunſt hat Hannchen, und mit ihr das reizende Muſter verloren, unwiederbringlich verloren. Hannchen iſt der Kunſt untreu geworden, um ihrem Gatten treu zu ſein; denn ſie hat einen ſchönen reichen Mann von Stande geheirathet, der voraus wußte, was ſie werth war, und wie ihre Schönheit eine nackte, unverſchleierte und darum weſentliche Schönheit war. Ach! ſeitdem iſt die Kunſt ſich ſelbſt überlaſſen, ohne Tugend, ohne Macht, ohne Zukunft, ohne Vermögen, ohne Ideal.

Was nun aus Hannchen geworden, fragt ihr? Was immer aus ſchönen und lieblichen Frauen wird; glücklich und reich iſt ſie jetzt, was recht gute Frauen immer ſein werden, ſehr geliebt, ſehr geachtet, ſehr gefeiert. Die vornehme Dame hat ihre Künſtlerliebe, ihre Künſtleraufopferung bewahrt, ſie iſt Künſtlerin geblieben. Ihre armſeligen Kleider, ihr einfaches Kopfzeug, ihren Shawl von ungefähr hat ſie zwar abgelegt: ſie hat ihren Hals mit Diamanten beſchwert, Caſchemirgewebe decken ihre Schultern, ihr Kleid iſt geſtickt, ihre ſeidenen Strümpfe ſind noch durchbrochen, jetzt aber aus Prachtliebe und Gefallſucht; ſie hat venetianiſche Handſchuhe für dieſe weiße Hand, morgenländiſche Wohlgerüche für dieſe zarte Haut; hat einen Titel und Laquaien. Aber fürchtet darum nur nichts, tretet heran. Die vornehme Dame iſt immer noch Hannchen das Sträußermädchen, Hannchen das Muſterbild. Seid ihr große Künſtler, heißt ihr Ingres, Delaroche, Vernet, Decamps, Johannot, kommt nur und ſprecht: Hannchen, ich brauche eine Frauenhand, und Hannchen wirft ihre venetianiſchen Handſchuhe weg. Sprecht zu ihr: Hannchen, ich brauche weiße und friſche Schultern, einen klopfenden Buſen — Hannchen nimmt ihren Caſchemir ab. Sprecht: Hannchen, ich arbeite an einer Atalante, ich brauche Bein und Fuß dazu — Hannchen, die vornehme Dame, leiht euch noch ihr Bein und ihren Fuß, wie das Sträußermädchen Hannchen. Das gute, einfache, treuherzige, kunſtergebene Kind, das ſeine Schönheit liebt, weil es die Kunſt liebt, ihre Schönheit anträgt aus Liebe zur Kunſt, ſich ganz laut glücklich preiſt, ſchön zu ſein, weil ſie durchaus ſchön iſt, und überall, auf Leinwand, in Stein, in Marmor, in Erz, in gebranntem Thon, in Gyps! Grämе ſich dann die Kunſt nicht über Hannchens Glück, Hannchen gehört immer der Kunſt, ſie iſt ihr Vermögen, ihr Glück. Die Kunſt leiht ſie zwar willig einem großen Herrn zur Ehe, aber ſie leiht ſie nur; der große Herr muß Hannchen immer dem Künſtler wiedergeben, das iſt ein ſtill im Heirathsvertrage Hannchens niedergeſchriebener Artikel.

Häusliches Leben des Dichters Lamartine.

Von Mericlet.

(Beſchluß.)

Um neun Uhr empfiehlt ſich alles. Das iſt die feſtgeſetzte Stunde, gleichſam der Feierabend. Des Morgens darf vor elf Uhr Niemand in Lamartine's Zimmer kommen. Es iſt ſtreng unterſagt, anzuklopfen. Auf den Uebertretungsfall ſteht der Abſchied. Dieſe Zeit iſt der Arbeit geweiht. Den ganzen übrigen Tag bringt er ohne Beſchäftigung zu. Nach dem Frühſtück geht er ſpaziren und kommt oft erſt zum Mittagseſſen wieder. Abends um zehn Uhr, eine Stunde nach dem Aufbruch der Beſuchenden, geht er ſchlafen.

Bei Tafel ſpricht Lamartine wenig. Seine Gattin macht die Honneurs. Aber bei der Toilette, wenn er ſeine Haare macht, und wenn er eben liebenswürdig ſein will, dann iſt er es in hohem Grade. Sein Geſpräch iſt ſo anziehend, ſo lehrreich, ſein Vortrag ſo fließend, ſo glänzend, daß man ihm mit offenem Munde zuhört. Er ſpricht ſo, wie er Verſe macht. Aber nur, wenn er liebenswürdig ſein will.

Lamartine hat in der Freundſchaft und in jeder Vorliebe einen wunderlichen Geſchmack. Er ſcheint die Extreme zu lieben, z. B. den blöden Peter, und Beranger. Viele Dichter ſchicken Verſe an ihn, oder ganze Werke in Proſa, mit Vorreden und allen möglichen Huldigungen. Dieſe Bücher werden alle in einem eigens dazu beſtimmten Zimmer niedergelegt. Wenn eine gewiſſe Anzahl ſich gehäuft hat, ſo ſchenkt er ſie dem Kammermädchen ſeiner Frau, die ſie noch ganz ungeöffnet, und unaufgeſchnitten an Buchhändler verhandelt. Dieſer Erlös gehört mit zu ihrem Lohn.

Manchen Tag leidet Lamartine ſehr. Das kommt von ſeinen äußerſt reizbaren Nerven. Dann iſt er ungeduldig, ärgert ſich über die kleinſte Widerwärtigkeit, gibt ſich eben ſo leicht wieder zufrieden, verlangt mit großem Aufheben nach ſeinem Arzt, man ſchickt nach ihm, ſei es aber Furcht vor der Medicin, oder Ueberdruß, ſein Uebel zu erklären, kurz, er iſt geſund wie durch einen Zauberſchlag. Wenn der Arzt kommt, iſt er ausgeritten. Bei der Heimkehr fragt er nicht einmal, ob der Arzt da geweſen. Oft glaubt er ſich vom Schickſal verfolgt, und iſt überzeugt, daß es eine Vorbeſtimmung gebe. Der Tod ſeiner zwölfjährigen Tochter hat ihn reizbar gemacht. Seine Leute nennen dieſe Stunden von Unmuth ſeine papillons noires.

Digitized by Google

Im Ganzen ist Lamartine's Leben eine Kette von Leiden. Nichts kann den Ueberreiz seiner Nerven mildern und niederschlagen. Er muß sein Genie gleichsam in Leinsamen einwickeln, damit dessen Gesundheit nicht durch äußere Einwirkungen leiden möge. Als einer seiner Verehrer einst rudmend von ihm zu seinem Kammermädchen sprach, antwortete sie: Ach, mein Herr, Sie wissen nicht, wie viel Umschläge es kostet, um einen großen Mann auf den Beinen zu erhalten! —

Correspondenz.

Aus Paris. (Beschluß.)

[Halévy's Bild. — Panofka.]

Die Ouvertüre der Oper fing sehr spirituell an mit Hoboen und Floten, wimmernd, prickelnd, obrenkitzelnd. Ein alter Wollustling hätte darnach Liebe empfinden können. Aber die süßen Töne verloren sich metallos in ein Gewirr von unausgedrückten Motiven und endlich im vollen Orchester, aber diese Motive waren so lang und matt, daß ich noch vor ihrem Knallschuß voll Pauken und Seufzer mit meinem Gedankenpferde das mittelländische Meer übersetzte und Betrachtungen am brennenden Maskara anstellte. Als der Vorhang aufging, sah ich die Armee des Marschall Clausel die Juden aus ihrem Babylon treiben — eine unverzeibliche Ausschweifung. Ich habe hernach bemerkt, daß ein passables Gesangstück des blinden Helden, das heißt, ehe er blind war, auf ein Haar der Barcarole Zampa's von Herold gleicht: „Wenn ein Mädchen mir gefällt —", und daß die darauf folgende Gewitterscene, voll Material für die Musik, vom Componisten bis zur Unbedeutendheit vernachlässigt worden. Sag' ich vernachlässigt, so verstehe ich darunter das Substantiv Impotenz. Wenn nur ein wenig Geigenharz Karl Maria von Weber's zu dem Wolfsschlucht-Blitz genommen wäre, so hätte das Orchester schon anständig accompagnirt. Niente! Die Opéra comique gab ihren Blitz blos mit einer Pechfackel. Es wurde übrigens sehr hübsch gesungen und die schone Mad. Pradher, die ich einmal als Kaiserin von Rußland anbetete, präsentirte sich in vier verschiedenen Anzügen — äußerst polizeiwidrig reizend.

Man sagte von Halévy, er könne keine Chöre machen. Dafür rächte er sich und schrieb eine Oper blos mit Solostimmen. Was wird er wohl anfangen, wenn man ihn überzeugte, daß diese auch seine schwache Seite seien? Der Mann schreibt recht gut, aber er schreibt ohne Gedanken.

Habe ich Ihnen nicht schon geschrieben, daß noch ein deutscher Componist hier mit den Theaterdirectionen cabalirt, um ein Opernmanuscript an den Mann zu bringen, und daß dieser gute Jüngling Panofka heißt? Was hat derselbe hier nicht schon alles zusammen gespielt in Concerten und im Conservatoire, Pikantes, Leidenschaftliches, Diabolisches? Wie ich höre, sind kürzlich einige kleine Compositionen desselben bei Paccini erschienen, die viel Glück machen und Hoffnung geben. „Les pélerins" heißt das Größte derselben, und hat Balladentendenz.

Die Concerte des schwedischen Paganini Olebull haben noch nicht aufgehört. Die große Oper wird ein Viertes von ihm ansetzen.

Notizen.

[Der Verbrecher als Philosoph und Dichter.]

Der coquette Verbrecher Lacenaire hat doch beim Anblicke des Schaffots die wie Schminke aufgelegte höhnische Kaltblütigkeit verloren. Er hatte im Kerker bei den Pariserin Glück gemacht; seine satanische Ruhe, sein mephistopheliches Bewußtsein über die Nothwendigkeit seines zum Morde geneigten Naturells war den Franzosen neu. Manche dachten an einige consequente Höllendiener der Revolution bei seinem Anblicke, Literaten nahmen ihn zum Musterbilde einer Hoffmanniana, Buchhändler preßten ihm seine Gedichte, ein Trauerspiel und seine Memoiren ab, die er im Kerker schreiben mußte. Der Mensch, der so fest an die Liebenswürdigkeit seiner mordmäßigen Frivolität glaubte, war ein Gegenstand der Neugier und eines Staunens, das an Bewunderung gränzte. Selbst Damen besuchten ihn im Kerker, um ihm ihren Antheil zu schenken. Ich erinnere mich, daß man in Deutschland an einem Räuberhauptmann ein Aehnliches erlebte. In meiner Vaterstadt wurde der sogenannte „schöne Karl" hingerichtet. Alle Weiber hatten sich zu ihm in das Gefängniß gedrängt und sich Locken seines blonden Haares ausgebeten; alle Weiber stahlen bei Nacht seine Leiche vom Schaffot. Es ist entsetzlich, wie weit das Gefühl des Mitleids beim schönen Geschlechte führt. Das Barocke imponirt, Seelenstärke und Consequenz der Gesinnung gefällt. Aber Lacenaire's Consequenz war nur eine Maske, die, den Tod vor Augen, abfiel; er zitterte, als er den Henker vor sich sah, während sein Mitverbrecher Avril, ein roher, culturloser Mensch, durch die Tröstungen der Religion die Schauer des Todes überwunden hatte und ruhig hinkniete. — Lacenaire's Gedichte sind, nach Jules Janin's Urtheil, die schwachsinnigsten Machwerke, die je unter dem Monde zu Stande gekommen sind. Sein Trauerspiel: L'aigle de la Selléide, in drei Acten und in Versen, hat gleichen Werth. Zu den Bekenntnissen, die er in seinen Memoiren ablegte, gehören unter andern folgende Sätze: „Warum sollte man sich nicht entschließen, Menschenfleisch zu genießen? — Die Frauen haben zu viel Lumpde, ich für mein Theil würde mich lieber an Männerfleisch halten. — Eine häßliche Frau ist mir lieber als eine hübsche." (Dieser Ausspruch reizte das schöne Geschlecht zweifelsohne am meisten; man mußte den Absonderlichen sehen, der so denken konnte!) „Ohne Gewissensbisse morden zu können," sagte er auch einmal, „ist das höchste Glück unter der Sonne." Welche philosophische Atararie der Gesinnung. Und darum Räuber und Mordee! sagt Karl Moor. Wäre der Ekel nicht zu groß vor solcher culturbeschminkten Fratze, könnte man es wohl begreiflich finden, sich für ein solches Monstrum zu interessiren.

[Ein probates Mittel, um Menzel's „deutsche Literatur" für die Nachwelt zu conserviren.]

Ein Engländer hat neuerdings wieder eine große Menge Exemplare einer Weltgeschichte in Grönlands Eishöhlen versenkt, damit, wenn die europäische Literatur im Falle eines um sich greifenden Obscurantismus oder einer radicalen Barbarei und Entartung ausgerottet würde, einer zukünftigen glücklichern Generation die Kunde der Vorzeit aufbewahrt bleibe. Man sollte sämmtliche Exemplare von Menzel's „deutscher Literatur," die jetzt in domöopathisch kleinen Dosenlieferungen dem Publicum beigebracht wird, in die grönländischen Eishöhlen versenken, damit sich die Wuthausbrüche dieses überhitzten Mannes gegen Göthe dort abkühlen und seine unbrauchbaren Ansichten, die das jetzige Zeitalter verschmäht, weil noch zuviel Cultur in ihm ist, einer glücklicheren Barbarei späterer Zeiten aufbewahrt bleiben.

Digitized by Google

Intelligenzblatt

der

Zeitung für die elegante Welt.

Sonnabends — 1. — den 16. Januar 1836.

Alle hier angezeigten Bücher und Musikalien sind bei mir zu erhalten, und wird jeder mir zu ertheilende Auftrag auf das pünctlichste ausgeführt werden.

Leopold Voß in Leipzig.

Berichtigung.

Die in einer der letzten Nummern des Luftballons (Beiblatt zum Kometen) enthaltene Nachricht, als lebe der Herr Dr. Schiff bei mir hier in Meuselwitz und durchsuche das hiesige Familienarchiv, bedarf nothwendigerweise einer mehrfachen Berichtigung. Allerdings hatte ich das Vergnügen, den Herrn Dr. Schiff bei mir als Gast in meiner Privatwohnung längere Zeit zu sehen, allein jetzt lebt er in Familienangelegenheiten bereits seit der ersten Hälfte des Monats Juni in Hamburg, wo er sich, meinen letzten Nachrichten zufolge, auch, dem Himmel sey Dank, ganz wohl befindet. Eben so wenig aber ist die Bemerkung richtig, als durchsuche er das hiesige Familienarchiv, da die Erlaubniß dazu lediglich von der speciellen Verwilligung des jetzigen Majoratsherrn, Vicepräsidenten von Seckendorf, abhängt, und der Herr Dr. Schiff niemals um dieselbe nachgesucht und demzufolge auch niemals das hiesige Archiv benutzt hat.

Meuselwitz, den 20. December 1835.

Wilhelm Bernhardi.

Neue schönwissenschaftliche Schriften,

erschienen im Jahre 1835 bei

F. A. Brockhaus in Leipzig.

Romane und Novellen.

Alexis (W.), das Haus Düsterweg. Eine Geschichte aus der Gegenwart. 2 Bände. 8. 4 Thlr.

Banim (J.), Peter aus der alten Burg. Aus dem Engl. übersetzt von W. A. Lindau. 2 Thle. 8. 2 Thlr. 12 Gr.

— — das Haus Nowlan, oder Hang und Geschick. Ein irländisches Familiengemälde. 2 Theile. 8. 3 Thlr. 8 Gr.

Bülow (Eduard von), das Novellenbuch, oder hundert Novellen nach alten italienischen, spanischen, französischen, lateinischen, englischen und deutschen bearbeitet. Mit einem Vorworte von Ludwig Tieck. In vier Theilen. Erster und zweiter Theil. 8. 5 Thlr.

Der Kalendersteert in Riga. Historische Erzählung aus der letzten Hälfte des 16. Jahrhunderts. Nebst einigen andern Erzählungen und Gedichten. Herausgegeben von W. von Oertel und A. Gliedow. 8. Geh. 2 Thlr.

Kühne (F. G.), eine Quarantaine im Irrenhause. Novelle aus den Papieren eines Mondsteiners. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Lacmaria (Graf von), die Guerillas. Aus dem Französ. übersetzt von W. A. Lindau. 2 Theile. 8. 2 Thlr. 12 Gr.

Lotosblätter. Drei Novellen von Adolfine. 8. 1 Thlr.

Luise Strozzi. Eine florentinische Geschichte aus dem 16. Jahrhundert. Vom Verfasser der Nonne von Monza (Giov. Rosini). Nach dem Italienischen bearbeitet. 2 Thle. 8. 4 Thlr.

Sävola (Emerentius), Leonide. Ein Roman. 4 Theile. 8. 5 Thlr.

— — Learosa, die Männerfeindin. Ein Roman. 3 Theile. 8. 6 Thlr. 20 Gr.

Urania. Taschenbuch auf das Jahr 1836. Mit Auber's Bildniß und fünf Stahlstichen. 16. Geh. 2 Thlr.

Walch (Heinrich), das Gelübde. Novelle. 2 Theile. 8. 3 Thlr. 12 Gr.

Gedichte.

Elias (W.), die Liebenden. Ein Gedicht in neun Gesängen. Gr. 12. Geh. 16 Gr.

Gandy (Franz, Freiherr), Kaiser-Lieder. Mit der Todtenmaske Napoleon's. Gr. 12. Geh. 20 Gr.

Hahn-Hahn (Ida, Gräfin), Gedichte. 8. Geh. 1 Thlr. 12 Gr.

Meinhold (W.), Gedichte. 2 Thle. 8. Geh. 1 Thlr. 12 Gr.

Tasso (Torquato), befreites Jerusalem, übersetzt von Karl Streckfuß. 2 Bände. Zweite, verbesserte Auflage. Gr. 12. Geh. 2 Thlr.

Digitized by Google

Schauspiele.

Beer (Michael), sämmtliche Werke. Herausgegeben von Eduard von Schenk. Mit dem Bildnisse des Dichters. Gr. 8. Cart. 4 Thlr.

Eisenhoit (Franz von), Schauspiele. Zweite vermehrte und mit Goethe's Briefen über „die Hofdame" versehene Ausgabe. 2 Thle. 8. Geh. 2 Thlr. 4 Gr.

Faust. Eine Tragödie von B. von B. 8. Geh. 18 Gr.

König Eduard's Söhne. Trauerspiel in drei Aufzügen. Nach Cas. Delavigne für die deutsche Bühne bearbeitet von Dr. G. Ritter von Frank. 8. Geh. 20 Gr.

Wiese (S.), drei Trauerspiele. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Bei Müller in Suhl ist so eben erschienen und durch A. Wienbrack in Leipzig, wie durch alle Buchhandlungen Deutschlands zu beziehen:

Die Freischützenbraut.

Nordische Nationalnovelle von Fr. Adamie. 8. geh. 1 Thlr.

Subscriptionsanzeige

zu dem

Provinzialrecht

der

Königl. Preußischen, vormals Königl. Sächsischen Landestheile

mit Ausschluß der Lausitz

nebst

Beweisstellen, Gründen und Bemerkungen,

in Auftrag

des

Königl. Ministeriums für Gesetzrevision bearbeitet und mit dessen Genehmigung

herausgegeben

von

Dr. Pinder,

Königl. Preuß. Oberlandesgerichtsrath zu Naumburg.

Dieses Werk soll Ostern 1836 durch die unterzeichnete Verlagshandlung im Druck erscheinen. Es enthält die historischwissenschaftliche Feststellung der, den gedachten Landestheilen eigenthümlichen, auf provinziell als Regel gültigen und fortdauernd wirksamen Normen beruhenden Rechtsverhältnisse hauptsächlich nach Ordnung des Preußischen allgemeinen Landrechts, namentlich, nachdem in der Einleitung die allgemeinen Grundsätze über den Begriff und Umfang dieses Provinzialrechts festgestellt worden, die einzelnen Lehren

1) von den Rechtsverhältnissen des Grundeigenthums in Beziehung auf provinzielle Grundsteuerverfassung,
2) von geschlossenen Gütern, waizenden Grundstücken, Gutspertinenzen und Dismembrationen,
3) von Rittergütern, Sattelhöfen und Freigütern,
4) von landespolizeilichen Einschränkungen des Grundeigenthums, namentlich der Waldungen,
5) von der Jagdgerechtigkeit,
6) von der Fischereigerechtigkeit,
7) von Pfändungen,
8) vom Lehnrecht, sowohl der ursprünglich sächsischen als der vormals fremdherrlichen Lehngüter,
9) von Zins- und Erbzinsgütern,
10) vom Vorkauf, Näherrecht und Kührecht,
11) von Erbpacht- und Laßgütern,
12) von Gerechtigkeiten der Grundstücke gegen einander,
13) von Zwangs- und Banngerechtigkeiten,
14) von Familienstiftungen, Fideicommissen u. Stammgütern,
15) von Corporationen und Gemeinden,
16) vom Dorf- und Bauernrecht,
17) von Städten und bürgerlichen Gewerben,
18) von den Juden,
19) von der Feuersocietät und andern Versicherungsanstalten,
20) vom Adelstande,
21) vom Kirchen-, Schul- und Stiftungsrecht,
22) von Straßen und Wegen,
23) von Strömen und Flüssen,
24) von der Mühlengerechtigkeit,
25) vom Bergwerksregal,
26) von der Gerichtsbarkeit,
27) von Armenanstalten.

Der äußern Form nach zerfällt das Werk in zwei Hauptabtheilungen:

I. Das nach obigen Rubriken in Titel und Paragraphen getheilte Provinzialrecht.

II. Die Nachweisungen der Quellen nebst wissenschaftlichen Ausführungen zu Erledigung bisheriger Zweifel und Controversen.

Aus dieser Inhaltsanzeige ergiebt sich, daß das Werk zunächst für die Praktiker, nicht nur im richterlichen und sachwalterischen, sondern auch im administrativen Fach, als Handbuch dienen kann. Zugleich sollen aber auch die beigefügten Motiven und Nachweisungen der Quellen dazu dienen, eine tiefere wissenschaftliche Feststellung der Fälle, in welchen es neben der allgemeinen Gesetzgebung auf das Provinzialrecht ankommt, und dessen, was als solches gelten kann, zu veranlassen und zu erleichtern. In dieser Hinsicht wird das Werk insonderheit bei den landständischen und hohen ministeriellen Berathungen über die provinzielle Gesetzgebung, so wie auch künftig noch, gleich den Materialien des allgemeinen Landrechts, brauchbar seyn.

Digitized by Google

Die unterzeichnete Verlagshandlung wird für eine anständige äußere Ausstattung des Werkes, dessen Umfang auf wenigstens 50 Bogen Median berechnet ist, sorgen, und den Preis möglichst billig stellen. Um dieses desto sicherer zu können, wählt sie den Weg der Subscription in portofreien Briefen und wird die Namen der Subscribenten dem Werke vordrucken lassen. Der Preis wird für die Subscribenten bei unmittelbarer Beziehung von dem Verleger auf 2 Thlr. und für Andere auf 2 Thlr. 16 Gr. — oder 2 Thlr. 20 Sgr. — bestimmt. Die Bestimmung eines höhern Ladenpreises behält sich die Verlagshandlung vor.

Leipzig, den 2. December 1835.

Leopold Voß.

Bei Eduard Bühler erschien so eben, vorräthig in allen Buchhandlungen:

Meerfels, C. G., die Familie Walldorf. Ein historischer Roman a. d. J. 1813 — 15. 12. geh. 1¼ Rthlr.

Herabgesetzter Preis
von
Alexander Bronikowski
Sammlung neuer Schriften.
28 Bände. 8. 1829 — 34.

I — III. Bd. Darstellungen aus vergangener Zeit; enthaltend: 1r Bd. Der Ehrenpunkt. Das Hospitium des Bernhardsberges. 2r Bd. Pleurs. Die Prätendenten. 3r Bd. Der Wahltag. Die Grube zu Höckendorf. 4 Rthlr. 16 Gr.

IV — VIII. Bd. Polen im siebzehnten Jahehunderte oder Johannes der Dritte, Sobieski und sein Hof. 5 Bände. 8 Rthlr.

IX — X. Bd. Die Frauen von Reibschütz. Novelle. 2 Bde. 3 Rthlr.

XI — XIII. Bd. Beate. Aus einer alten Chronik ohne Titelblatt. 3 Bde. 4 Rthlr. 12 Gr.

XIV — XVI. Bd. Velt. Ein Beitrag zu den Denkwürdigkeiten peinlicher Gerichtspflege. 3 Bde. 4 Rthlr.

XVII — XX. Bd. Die Magyaren. Erste Abtheilung: Das Verlobungsfest zu Murany. 4 Bde. 1833. in schönem Umschlage geheftet 6 Rthlr. 12 Gr.

XXI — XXIII. Bd. Die Magyaren. Zweite Abtheilung: Balthasar und Anna. 3 Bde. 8. 1834. 5 Rthlr.

XXIV — XXVI. Bd. Novellen. 3 Bde. 1834. 4 Rthlr.
1r Bd. Der Schreibfehler, eine mährchenhafte Historie. Monsieur le Marquis. 1 Rthlr. 12 Gr.
2r Bd. Der Kynast. 1 Rthlr. 12 Gr.
3r Bd. Die beiden Antonine. 1 Rthlr.

XXVII. Bd. Die Beiden in der deutschen Hauptstadt. 1834. 20 Gr.

XXVIII. Bd. Die Windsbraut. Letzte Novelle. 1834. 1 Rthlr. 12 Gr.

☞ Diese Sammlung, die nach den hier angegebenen Preisen 42 Thaler kostet, erläßt die unterzeichnete Buchhandlung, wenn alle 28 Bände auf ein Mal abgenommen werden, für 20 Thaler.

Leipzig am 1. Januar 1836.

Gödsche's Verlagsbuchhandlung.

Kotzebue's sämmtliche Werke.
Octavausgabe, im herabgesetzten Preise.
Leipzig, bei Eduard Kummer.

Diese sämmtlichen Schriften, deren früherer Preis 187 Rthlr. 4 Gr. war, kosten jetzt nur 56 Rthlr. 22 Gr. Eine ausführliche Anzeige nebst Verzeichniß ist in allen Buchhandlungen zu haben, und werden deshalb hier nur die größern Werke einzeln aufgeführt: Schauspiele 29 Bde. 14 Rthlr. — Dramat. Almanach, 24 Jge. und Opernalm. 2 Jge. à 8 Gr. Kl. gesamm. Schriften. 4 Bde. 2 Rthlr. 12 Gr. Kinder m. Laune. 6 Bde. 2 Rthlr. 16 Gr. Romane. 6 Bde. 4 Rthlr. — Leiden Ortenb. 16 Gr. Philibert, 16 Gr. Leontine, 2 Rthlr. — Hinterl. Papiere, 16 Gr. Erinn. aus Paris, 1 Rthlr. — Erinn. an Italien, 2 Rthlr. — Deutsche Geschichte, 2 Rthlr. — Preußens ält. Gesch. 4 Rthl. — Ludwig IV. 12 Gr. — Biene, 19 Hefte, 3 Rthlr. 4 Gr. Grille, 6 Hefte, 1 Rthlr. 12 Gr.

Bei Leopold Voß in Leipzig ist erschienen:

Trattati e discorsi di Benvenuto Cellini, orefice e scultore Fiorentino. Con una tavola in rame. 1835. 8. XIV u. 176 S. Preis 1 Thlr.

Als Anhang zu der 1833 in demselben Verlage erschienenen Vita di Benvenuto Cellini folgen hier fünf Aufsätze, in welchen der wunderbare Mann seine reichen Erfahrungen in dem Technischen der Goldschmiedekunst, des Münz- und Medaillirwesens, der Sculptur und Erzgießerei, sowie seine Gedanken über Zeichnung und Architektur niederlegt. Die ersten zwei dieser Aufsätze wurden noch bei C's Lebzeiten, die zwei folgenden später gedruckt, der fünfte erscheint hier zum ersten Male nach der Münchner Originalhandschrift. Der Herausgeber hat darnach gestrebt, eine correcte Ausgabe aller dieser Aufsätze herzustellen, und konnte dies um so eher hoffen, als ihm der vollständige Apparat, selbst die beiden seltenen Drucke von 1568 und 1731, dabei zu Gebote standen. Zugleich hat er eine vollständige Nachweisung über alle von Cellini selbst

Digitized by Google

erwähnten Kunstwerke seiner Hand in systematischer Ordnung beigefügt, und als Titelkupfer den Apollo Pythius nach der in München befindlichen und von Pilati copieten Originalzeichnung. Nächst dem unbestrittbaren Werthe, den eine solche zuverläßige Ausgabe der Trattati für die Kunstgeschichte und für die Geschichte der italienischen Sprache haben muß, möchte auch manches Technische für Goldschmiedekunst und Erzgießerei hier gefunden werden, welches für den Mann von Fach nicht blos historisch, sondern auch praktisch wichtig werden kann, denn es sind längst vergessene Handgriffe und Lehren aus einer Zeit, die für die Goldschmiedekunst nie wieder gekehrt ist.

Lewald's Europa.

Alle Buchhandlungen nehmen Bestellungen an auf August Lewald's berühmtes Werk:

Europa.

Chronik der gebildeten Welt.

In Verbindung mit mehreren Gelehrten und Künstlern herausgegeben.

1836. Erster Band.

Mit vielen historischen und andern Abbildungen, Modebildern, Musikstücken u. s. w.

Erscheint in 13wöchentlichen Lieferungen à 18 Kr. rhein. oder 5 Sgr. sächs. Jede Lieferung ist 3 Bogen stark, in Lexikonoctav, mit einem Umschlage versehen. Druck und Papier sind so ausgezeichnet schön, daß sie mit den literarischen Producten Englands wetteifern. Auch werden von nun an Originalmodekupfer aus dem Petit Courrier des Dames wenige Tage nach deren Ausgabe in Paris den Lieferungen beigegeben werden. Es wird dieses Werk, eine Erscheinung von seltener Vollkommenheit und Originalität, von jeder Buchhandlung gern zur Einsicht mitgetheilt.

J. Scheible's Verlags-Expedition in Leipzig und Stuttgart.

Des Lebens Wechsel.

Von der Verfasserin der Bilder des Lebens.

gr. 12. St. Gallen. broch. 2 Fl. 42 Kr.

Die anziehenden, sittlich-reinen, das weibliche Gemüth in seinen innersten Fasern entwickelnden Schilderungen der Verfasserin sind durch ihre geschätzten früheren Schriften bereits so bekannt, daß es genügt, durch den Titel auf dieses neue Erzeugniß ihrer Muße aufmerksam zu machen. Ein angenehmeres literarisches Weihnachtsgeschenk wird kaum einer Dame gemacht werden können als durch dieses Werk.

St. Gallen und Bern, den 1. December 1835.

Huber und Comp.

Anzeige.

Die Wochenschrift: Berlin, wird vom Januar 1836 mit erweitertem Plane unter dem Titel

Berlin und Athen,

eine Zeitschrift;

herausgegeben von Ludwig Rellstab,

in unserm Verlage fortgesetzt werden. Mehrere der ausgezeichnetsten Schriftsteller haben dem Redacteur ihre Theilnahme an dem erweiterten Blatte zugesagt, und zum Theil schon durch eingesandte Beiträge bethätigt. — Wöchentlich werden 3 Nummern, jede von ½ Bogen gr. 4., erscheinen und zwei Mal, am Mittwoch und Sonnabend, ausgegeben werden. Der Preis des Jahrgangs ist 5⅓ Thlr., des Quartals 1⅓ Thlr. — Alle Buchhandlungen und die königl. Postämter nehmen Bestellungen an. — Ein ausführlicherer Prospectus ist gratis zu haben.

Duncker und Humblot in Berlin.

Beim Buchhändler Anton in Halle ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Rosenkranz, K., Geschichte der deutschen Poesie im Mittelalter. 8. 1830. 2 Rthlr. 12 Gr.

Das Ganze dieses gediegenen Werkes ist nach den formellen Unterschieden des Epischen, Lyrischen und Didaktischen in drei Bücher getheilt. Es lag in der Absicht des Verfassers, alle Citate und streng gelehrte Noten zu vermeiden, da dies Buch weniger für den Gelehrten vom Fach als für das allgemeine gebildete Publicum bestimmt ist, dem solche Citate meist nur lästig sind. Desto mehr gewinnt dies Buch das Ansehen einer bequem zu lesenden fortlaufenden Geschichte, ausgeschmückt mit der Darstellung des Inhalts vieler größerer Gedichte. Wer aber den großen wissenschaftlichen Werth dieses Werks kennen lernen will, möge die gründliche Recension in den Wiener Jahrbüchern 1831. 2r Bd. nachschlagen.

L'ami des enfans et des adolescens,

par Mr. Berquin. Accompagné de l'explication des mots et des phrases, par J. H. Meynier. 5e édition. 2 Tomes in 12. 1835. 1 Fl. 30 Kr. 20 Sgr.

Der Berquin'sche Kinderfreund ist immer noch eines der angenehmsten und instructivsten Lesebücher der französischen Sprache für Minderjährige. Die Zweckmäßigkeit der Wörtererklärungen und die Correctheit des Druckes haben dieser Ausgabe die Einführung in vielen öffentlichen und Privatschulen Deutschlands erworben, wovon die sich öfters wiederholenden Ausgaben Zeugniß leisten.

St. Gallen und Bern, den 8. December 1835.

Huber und Comp.

Digitized by Google

Zeitung für die elegante Welt.

Montags — 23. — den 1. Februar 1836.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Zur Jubelfeier

der silbernen Hochzeit Ihrer Majestäten des Königs Ludwig und der Königin Therese von Baiern*).

Von

Friedrich Rückert.

Die Musen, die am Helikone
Ein Dichter sah im Freien geh'n,
Die dann bezogen ihre Throne
In Musenstädten und Museen;
Soviel nun ihrer groß' und kleine
In dieser Stadt sich eingethan,
Zur Specherin erwählend eine,
Treten sie froh die Reise an.

Die Reise, die sie angetreten,
Ergeht zur Hauptstadt, wo ihr Chor
Nicht unwillkommen ungebeten
Zieh' ein durchs gold'ne Königsthor,
Wo in der kunstgeschmückten Halle
Der Schutzherr aller Künste wohnt,
Für ihren Dienst belohnend alle,
Und schön von ihrem Dienst belohnt.

Wo mit wetteifernder Begierde
Hereindrängt aller Künste Schaar,
Dem Fest zu bringen Schmuck und Zierde,
Da vor der Thüre soll fürwahr

*) Im Namen des Senats der Universität Erlangen, am 12. October 1835.

Nicht draußen steh'n die Kunst der Musen,
Der darum schon ihr Rang gebührt,
Weil in des Königs eig'nem Busen
Sie ihre heil'gen Feuer schürt.

So reihen wir als Glied der Kette
Uns freudig allen denen an,
Die hier mit Meißel und Palette
Und Richtmaß sich hervorgethan,
Erhebend zu des Tages Feier
Den Griffel ernster Wissenschaft,
Der sich zum Plektron für die Leier
Selbst zu verwandeln hat die Kraft;

Um mit gedämpften Lyratönen,
Vernehmlich dem geneigten Ohr,
Von Musenpriestern, Musensöhnen,
Die Huldigung zu tragen vor,
Für Schutz zu danken, lang genossen,
Und längern noch uns zu erfleh'n,
Uns und der Stadt, der wir entsprossen,
Wo wir durch Dich in Blüthe steh'n.

Doch wär' es dazu, daß wir kamen
Mit kunstgewandtem Eigennutz?
Wir rühmen nicht den goldnen Rahmen
Und unsrer Künste Flitterputz,
Noch auch die Kunst, viel königlicher,
Den Staat zu ordnen und zu bau'n,
Daß Millionen wohnen sicher,
So mit Behagen als Vertraun.

Digitized by Google

Wir rühmen heut nur wohlgegründet
Des Königshauſes Mittelpunct,
Die heil'ge Gluth dort angezündet,
Die wärmend jedes Herz durchfunkt,
Den Bund, vor fünfundzwanzig Lenzen
Geſchloſſen, durch die Zeit bewährt;
Der Bund iſt bündig, der die Gränzen
Des Menſchenalters ausgewährt.

Der ausgewährt ein Menſchenalter,
Er währ' in Lieb' ein zweites aus,
Geſchirmt vom ewigen Erhalter,
Der gnadet unſerm Königshaus.
Wir beten, Ludwig und Thereſe,
Daß, nie ertrübend, Euer Blick
In jedem treuen Auge leſe
Ein Euerm Glück entſprung'nes Glück.

Der Himmel ſegnet, hat geſegnet;
Wie reiche Kronen trägt der Baum,
Der Blüthen fernen Thronen regnet,
Und ſtarke Sproſſen zieht am Saum;
Feſt ſoll der Nächſte Wurzel ſchlagen,
Feſt wurzeln Der am fernſten Strand,
Den wir mit Stolz ſeh'n Krone tragen
In aller Künſte Vaterland.

Vor fünfundzwanzig Jahren weihte
Mein erſtes Lied ſich Eurem Bund,
Und heut mit Silberklang das zweite
Thut Eure Silberhochzeit kund;
Doch wenn nach andern fünfundzwanzig
Zu Golde wird, was Silber war,
Bring' ich in Haaren ſilberglanzig
Mein drittes letztes goldnes dar*).

Dampfrede über den Dampf.

Humoriſtiſche Vorleſung von Dr. G. Ritter von Franck**).

Wie ſoll ich mich, geneigte Hörer, holde Hörerinnen, über die Wahl meines Gegenſtandes entſchuldigen? Wie kann man ſich mit dem Dampfe, dieſem Bilde der Flüchtigkeit, befaſſen, verſteht ſich, ohne dem verehrten Auditorium einen blauen Dunſt vorzumachen? — Wer eine Vorleſung hält, muß ſeinen Gegenſtand haben, der Gegenſtand iſt hier der Dampf, wie kann man aber Vorleſungen halten, wenn man den Dampf hat? — Gott ſei's gedankt, mich plagt er noch nicht, und Sie werden es vielleicht heute bedauern, daß ich ſo gut bei Athem bin. Verſuche ſind übrigens erlaubt: Der Dampf iſt ein paſſender Gegenſtand für eine Vorleſung, denn er iſt ein Gegenſtand, der ſich entwickeln läßt, der Dampf iſt ein flüchtiger Gegenſtand und darum kein langweiliger, der Dampf iſt kein trockener Gegenſtand, denn er iſt feucht, der Dampf iſt ein humoriſtiſcher Stoff, denn Humor heißt: Feuchtigkeit; kann's alſo einen beſſern Stoff zu einer humoriſtiſchen Vorleſung geben als den Dampf? — Der Dampf iſt überhaupt nicht zu verachten: er iſt der Repräſentant der Zeit, oder eigentlich der Zeitgeiſt ſelbſt. Der Dampf iſt der Gedanke, denn er ſiegt über die Menſchenhände, wie Columbus über die Wilden, und hat manche Eigenſchaft mit dem Gedanken gemein. Preßt ihn gewaltſam zuſammen, drückt ihn darnieder, und er wird um ſo gewaltiger und ſiegreicher da hervorſtrömen, wo ihr eine Lücke laßt. Man denkt heut zu Tage ſo zu ſagen mit dem Dampfe, und wer kein Schnelldenker iſt, bleibt zurück. Der Dampf iſt mehr als der Gedanke, er iſt eine ethiſche Theorie, er iſt die Metaphyſik ſelbſt, denn er zieht eine neue Linie zwiſchen dem Sinnlichen und dem Ueberſinnlichen, er ſtellt eine Maſchine dahin, wo ſonſt hundert Seelen wirkten, und treibt dadurch die Seelen hinauf, wie ein Agioteur die Papiere, und zwingt ſie, nicht mehr Maſchinen zu ſein. Freilich gibt es dabei viele abgedankte Seelen, die vacirend herumlaufen und nicht wiſſen, wo ſie ihr Brot finden ſollen, und am Ende verhungern; aber dieſe verhungerten Seelen befruchten einen großen unendlichen Acker, auf dem jedes Saamenkorn mit Tauſend multiplicirt wird. Wer ein Oekonom iſt, wird mich verſtehen, wer aber kein Oekonom iſt, wird mich auch verſtehen, denn er wird wiſſen, daß ein Dampfſchiff in einer Stunde 12 engliſche Meilen zurücklegt. Vergleichen wir übrigens die Dampfmaſchinen mit den unzähligen Händen, die als Maſchinen gebraucht wurden, ſo werden wir einſehen, daß eine Dampfmaſchine ein ſehr einfaches, ſtilles, friedfertiges Weſen iſt. Wie viel unnöthige und zweckwidrige Beſtandtheile hatten die lebendigen Maſchinen, durch welche die Hände in Bewegung geſetzt wurden? Was hing nicht alles an dieſen Händen? Gefühle, Leidenſchaften, Gedanken, Schmerzen, Pläne, Erinnerungen, Begierden, Bosheiten, Protectionen, Cabalen — — —

Von all' dieſem unnöthigen Ballaſt ſind die Dampfmaſchinen frei; da gibt es kein Beiſpiel, daß zwei Räder mit einander gezankt hätten oder betrunken geweſen wären, oder daß ihre Speichen, ſtatt in die Maſchine einzugreifen, in fremde Taſchen eingegriffen hätten, oder daß die Räder

*) Dieſes Gedicht iſt nicht in die neue Ausgabe aufgenommen. D. R.

**) Oeffentlich gehalten zu Peſth durch den k. k. Hofſchauſpieler Ludwig Löwe.

Digitized by Google

eingesperrt worden wären, wegen Schulden, oder daß ein Hebel dem andern aus Sippschaftsgründen unter die Arme gegriffen hätte, oder daß ein Kessel geplatzt wäre aus Galle über einen andern Kessel. Alle diese Uebelstände finden wir da am meisten, wo Menschen als Maschinen gebraucht werden. Freilich können die vielen abgedankten Maschinenmenschen sagen: mein Vater war eine Maschine, und meine Mutter war eine Maschine, und ich habe nichts gelernt, als eine Maschine zu sein, und nun muß ich Hungers sterben, weil man uns lebende Maschinen abdankt! Das Verhungern ist allerdings sehr unangenehm, denn ein Verhungernder kann nicht einmal sagen, er habe ohnedies schon Alles satt; das Sterben ist überhaupt das fatalste Wechselgeschäft, denn es ist keine Kleinigkeit, das Zeitliche mit dem Ewigen zu verwechseln. Wie schwer ist es außerdem für einen rechtlichen Mann, die Augen zuzudrücken, für einen Gourmand, ins Gras zu beißen, für einen Dummkopf, seinen Geist aufzugeben — — — — kurz, daß das Sterben schwer ist, unterliegt keinem Zweifel; aber Dampfmaschinen und Dampfschiffe sind auch mit dem Tode von Tausenden nicht zu theuer erkauft, es sind gar allgemeine, populaire Wohlthaten, und wird dereinst der Kahn des finstern Charon mit Dampf über den Acheron getrieben, so wird auch das Sterben bedeutend erleichtert sein. Gehen wir um einige Dutzend Jahre zurück, so werden wir sehen, daß der Dampf damals eine höchst subordinirte Rolle spielte; denn außer den Kraftsuppen, die in papinianischen Töpfen erzeugt wurden, den deutschen Studenten, die beim Dampfe der Pfeifen zu Gelehrten gebildet wurden, dem Dampfe der Suppenschüsseln, der auch damals schon Recensenten bildete, und den Pferden, die am Dampfe krepirten, werden wir wenig Wirkungen dieses flüchtigen Gottes finden. Jetzt aber verhält sich die Sache ganz anders: Alles wird durch Dampf getrieben. Ich habe eine Caffeemaschine, in welcher der Caffee durch Dampf gekocht wird. Im obern Theile der Maschine ist ein Pfeifchen angebracht und wenn der Caffee fertig ist, fängt die Maschine zu pfeifen an. Ist das nicht recht intellektuell vom Dampfe? Nach meiner Meinung wenigstens wäre die Sache unübertroffen geblieben, hätte ich nicht später in einem vollen Schauspielhause eine ähnliche, noch viel überraschendere Wirkung gesehen. Da wurde nämlich ein zähes Stück so lange ausgekocht, bis der Dunst eine Menge Pfeifchen in Bewegung setzte, die das Ende der Vorstellung ankündigten. Unwillkürlich mußte ich damals an meine Caffeemaschine denken. Ja, meine Caffeemaschine wird mir schon aus dem Grunde ewig unvergeßlich bleiben, weil sie eigentlich eine Tochter der Themis ist, und das große Vergeltungsrecht in den alltäglichen Dampferfahrungen übt. Wenn der Dampf in ihr zu dick wird, so fängt er an zu pfeifen, und ich behaupte, daß man das dem Dampfe nicht übel nehmen kann, warum sollte nicht der Dampf auch einmal pfeifen, da seit Jahren überall Pfeifen dampfen? —

(Die Fortsetzung folgt.)

Auflösung der Homonyme in Nr. 18:

Nachdruck *).

Zustand der Religionen im britischen Indien **).

Alle Religionen genießen in Indien gleiche Duldung und gleichen Schutz von Seite des britischen Gouvernements. Jede Secte, sie habe Namen, welchen sie wolle, ist frei in Ausübung ihrer Gebräuche, und wird sogar im Nothfalle werkthätig durch Geld unterstützt. Nur darf sie sich keine Feindseligkeiten gegen eine andere Secte erlauben. Die Hindu-Religion ist natürlich der Glaube der ungeheuren Majorität der Bevölkerung. Diese Religion, ursprünglich ein Monotheismus, ist jetzt zum Polytheismus ausgeartet, wozu die wahrscheinlich von den Priestern erfundene Hindu-Dreieinigkeit den Grund gelegt hat. Diese Vertreter der Gottheit, während sie das hohe Alter und die Richtigkeit der Verehrung eines alleinigen Gottes (Brahma) einräumen, führen als Entschuldigungsgrund des bestehenden Götzendienstes an, daß man auf den Geist der ungebildeten und rohen Menschen eher durch sichtbare Symbole als auf unsichtbare Weise wirken könne. Wer verkennt hier die Wahlverwandtschaft dieses indischen Katholicismus mit dem europäischen? — Die Zahl der Mohammedaner beläuft sich auf ungefähr 15 Millionen, die in mehrere Secten zerfallen. Ihre Verbreitung macht schlechte Fortschritte, weil ihre Bekennre sich Gewaltthätigkeiten und Verfolgungen erlauben, um ihrer Lehre Eingang zu verschaffen. — Es gibt außerdem noch andere religiöse Secten im britischen Indien. Alle huldigen mehr oder weniger dem wundersichtigsten Aberglauben und Götzendienst. Unter den Sirmuris herrscht die Sitte der Vielmännerei. Eine Frau kann nämlich so viel Männer ehelichen als sie will, und sich unter den nichtigsten Vorwänden wieder von ihnen trennen. Die Binderwaes sind Menschenfresser. Unheilbaren Kranken ihres Stammes schneiden sie die Kehle ab und verzehren den Leib unter großen Freudenbezeigungen, indem sie dies für eine sehr verdienstliche Handlung ansehen. Die Bhils, Kulies und Ramusies zeichnen sich durch eine eigenthümliche Gewissenhaftigkeit in Heilighaltung ihres Wortes aus. Sie brechen es nie, und diese Sitte verdiente wohl die Nacheiferung der Christen. — Die Parsen, Feuerverehrer, sind Abkömm-

*) Diesen „Nachdruck" haben wir selbst nachgedruckt aus dem wiener Taschenbuche: „Das Veilchen" auf 1836. Der genüthliche wiener Dichter verzeihe gütigst! Uns Norddeutsche beschäftigen so viel große Räthsel, Lebens-Homonymen und Welt-Chaosden, daß wir seit lange schon an solchen kleinen amablen Sächelchen banquerott ist. D. Red.

**) Dieser Aetikel entlehnt seine Angaben aus Montgomery Martin's vortrefflichem Werke, über die britischen Colonien. Uebersetzt von Dr. Frisch. Leipzig, Hinrichs. Erste und zweite Lief. Asien und Westindien enthaltend. D. Red.

Digitized by Google

linge eines persischen Volksstammes, der im 17. Jahrhundert, bald nach der Eroberung Persiens durch die Mohammedaner, auswanderte, und das heilige Feuer, das Sinnbild der Sonne und des Allmächtigen, mit sich nahm. Die Gesinnung und Lebensweise dieser Parsen erinnert an die Quäker. Wie diese, leben sie vom Handel und mechanischen Künsten (mit Ausnahme der Gewerbe, wobei Feuer nöthig wäre), wie diese, tragen sie nie Waffen und dienen nie als Soldaten oder Matrosen; wie diese, sind sie innig unter einander verbrüdert und setzen ihrer Mildthätigkeit gegen einander keine Gränzen. (D. B. f.)

Correspondenz.

Von der spanisch-französischen Gränze.

(Aus dem Tagebuche eines Franzosen*).)

Eines Abends (ich war in Biarritz) schaute ich in das offene Meer von der Höhe des Vorgebirges, welches den Leuchtthurm trägt, und hörte das melancholische Geräusch der Wellen, die an die Felsen schlugen. Die Nacht verbreitete sich über den Ocean, die Gipfel der Pyrenäen, mit der Küste von St. Sebastian, welche die Verlängerung davon ist, erschienen in der Ferne schon wie große Phantome. Indem ich Spanien, dieses Land voll Aufruhr und Trauer, vor mir in Dämmerung eingehüllt sah, dachte ich ernstvoll an das lange Leiden und die steten Parteiungen, die es zerrissen. Plötzlich drang ein schwacher aber bestimmter Ton, rein und dumpf zugleich, ohne Echo und fast unmerklich, wie das Schlagen der Pulsader eines Sterbenden, zu mir. Ich horchte auf; ein zweiter Ton, ein dritter und noch mehrere: es waren Kanonenschüsse. Ich schauderte unwillkürlich bei diesem Kriegsgemurmel, welches ich sehr viel Mühe hatte durch das Geräusch am sandigen Ufer zu vernehmen; doch begierig, es näher zu hören, reiste ich am andern Morgen nach Tagesanbruch ab über die Gränze von Spanien nach der berühmten Brücke über die Bidassoa.

Die Bidassoa! welch ein berühmter Name in der Geschichte zweier Nationen; berühmt wie der Rhein zwischen Frankreich und Deutschland, wie der Pruth zwischen der Pforte und Rußland, wie der Rubicon für das alte Rom und die Thermopylen für Griechenland. Dieses Ufer, welches meine Füße berührt, ist Frankreich; das andere Ufer, mir gegenüber, ist Spanien. Diese Wellen, die so friedlich fließen, trennen zwei Völker, zwei Gesellschaften, zwei Civilisationen, zwei Welten; diese Brücke von Holz, welche zwei Ufer vereinigt, gehört zwei Reichen; sie ist zur Hälfte französisch, zur Hälfte spanisch. Betrachtet nur die Mitte, denn da ist die Gränze. „Was diesseits Irrthum ist, ist jenseits Wahrheit," wie Pascal sagt. Bei manchen Epochen der neuern Geschichte hat Europa seine Augen auf diesen Winkel der Pyrenäen geheftet. Ueber diesen Fluß sind mehrere Male sowohl französische als fremde Armeen hinüber- und zurückgeschritten. Ein Schritt mehr oder weniger von Seiten eines einfachen Infanteristen entscheidet manchmal das Schicksal der Nationen und kündigt der Welt neue Umwälzungen an.

Als wir bei dem letzten französischen Dorfe ankamen, wurden wir von einem ganz militairischen Schauspiele überrascht. Ein Detaschement reitender Artillerie, mit Kanonen und Pulverwagen, defilirte lärmend über den Weg. Gelagerte Soldaten saßen auf der einzigen Straße von Beobde und aßen gruppenweise aus einer Schüssel. Schildwachen hüteten alle Zugänge; Officiere in reicher Uniform gingen mit eiligen Schritten und schienen Befehl hin und her zu tragen. Artilleristen hielten prächtige Schlachtpferde am Zaume, fertig gesattelt; man hätte glauben sollen, ein Bivouac im feindlichen Lande zu sehen. Wir hatten unterwegs gehört, daß der General Harispe, Commandant der Observationsarmee der Pyrenäen, eben das Land durchziehe, um über die an der Gränze detaschirten Corps Revue zu halten. Wir waren daher über diese kriegerischen Zurüstungen nicht erstaunt. Der General kam bald nachher an, stieg mit seinen Adjutanten zu Pferde, und verschwand auf einem Fußpfade des Gebirges. Die wachthabenden Soldaten begleiteten ihn mit Augen, welche ausdrückten, daß man sich getäuscht habe; sie hatten, als sie ihn kommen sahen, gehofft, er brächte ihnen endlich etwas Neues mit, und die Tage des Ruhms und der Gefahr würden für sie beginnen.

(Der Beschluß folgt.)

*) Der vorige Bericht von der spanisch-französischen Gränze war von einem andern Correspondenten.

Notizen.

[Wie viel ist die deutsche Literatur werth?]

Ich meine hier den Geldwerth der deutschen Literatur. Wie viel sie moralisch, künstlerisch und wissenschaftlich werth ist, darnach forschen die armseligen Kritiker Jahr aus Jahr ein, und mancher von ihnen macht sein Geschäft zu einem Subtractionsexempel. Allein wie viel ist die deutsche Literatur jährlich an Geld werth? Man gibt für die jährlich erscheinenden Bücher die Durchschnittssumme von 5 bis 6 Millionen Thaler an. Den Betrag der jährlich in England erscheinenden Bücher stellt man auf 415,300 Pf. St., nahe an 3 Millionen Thaler. Also ist unsere Literatur fast noch einmal so viel werth als die englische. Dagegen wird der Geldwerth der jährlich in England erscheinenden Zeitungen, Magazine und Reviews auf 2,005,600 Pf. St., nahe an 14 Millionen Thaler angeschlagen, und der Betrag der deutschen Journale ist jedenfalls dagegen höchst gering. Der bedeutende Zeitungsstempel in England hebt das Verhältniß aus allem Vergleich heraus. Die deutsche Journalistik ist auch moralisch weit weniger werth als die englische. Das hat seine Gründe. Wollte ich diese aussprechen, würde ich den moralischen Werth der „Zeitung für die elegante Welt" zu einer schwindelnden Höhe steigern.

[Urtheil eines Juden über den französischen Freiheitsbaum.]

Jacobi erzählt in einem Briefe an Göthe vom 24. Jan. 1793 sehr launig, wie die Citoyens mit der armen aachener Bürgerschaft umgegangen, um mit ihr einen Maulesel für Freiheit und Gleichheit zu erziehen, und wie man dieselbe bei Strafe aufgeboten, einen Maire und Repräsentanten zu einer aachener Assemblée nationale zu erwählen. Die Franzosen hatten dem Bilde Karls des Großen, das auf dem Platze vor dem Rathhause stand, eine rothe Kappe aufgesetzt, einem Heiligen die Ketten abgenommen, mit welchen er abgebildet, der aber sogleich darauf in Stücke zerfiel. Als der Freiheitsbaum in Aachen errichtet wurde, erzählt Jacobi, schüttelte ein Jude, der dabei zusah, unaufhörlich den Kopf. Man fragte ihn endlich, warum er das thue; ihm sollte das doch gefallen. — Was, sagte er, wie soll's mir gefallen? Es is à Baum, und er hat doch kà Wurzl, und er hat à Kapp uf, und hat doch kà Kopf! 88.

Digitized by Google

Zeitung für die elegante Welt.

Dienstags — 24. — den 2. Februar 1836.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Dampfrede über den Dampf.

Humoristische Vorlesung von Dr. G. Rittee von Franck.

(Fortsetzung.)

Da hat mich denn der Dampf unversehens auf das schöne Capitel der weiblichen Duldsamkeit geführt! Ja wohl dampfen überall Pfeifen! und die holden Beherrscherinnen der Gefühlswelt (die Gefühle sind doch eigentlich nur der feinste Dampf, das Verduften der Blumen) dulden diesen groben Dampf, diese Frakturschrift des Dampfes, und sprechen das Herrscherwort nicht aus, das ihn auf ewig aus ihrem Zauberkreise verbannen würde. Freilich ist gegen diese Art des Dampfes schon vielfach, aber vergebens, angekämpft worden, ja ein deutscher Gelehrter, der so sehr im Alterthume lebte, daß er am Sterbetage Julius Cäsar's Thränen zu vergießen und am Sterbetage Cicero's Trauerkleider zu tragen pflegte, hat sogar ein Werk gegen die Tabakraucher unter dem Titel: „Amor Kapnophilos", der rauchliebende Amor, herausgegeben; aber es wird dessen ungeachtet noch immer recht wacker darauf losgedampft. So wie der eben erwähnte deutsche Gelehrte durch einen philologischen Fehler in solche Wuth gebracht werden konnte, daß er sogar einmal, als einer seiner Schüler das griechische Wort: „Anthropos" falsch aussprach, nach der Polizei rief, eben so griff er auch die Tabakraucher mit wahrhafter Tigerwuth an. Er setzte aus der griechischen Sprache ein eigenes Wort zusammen, mit welchem er seine Feinde, die Raucher, zu bezeichnen pflegte, er nannte sie: „Kapnomanen", Rauchwüthende, und floh diese gefährliche Race, der er zu seiner Qual überall begegnete, wie man die Pest flieht. — „Nur zwei gefährliche, das Menschengeschlecht bekriegende Gattungen gibt es," so sagte er, „die Anthropophagen (Menschenfresser) und die Kapnomanen (Rauchwüthenden), doch sind die Anthropophagen viel weniger schrecklich, denn sie stürzen sich auf ihre Beute und tödten sie schnell, indeß die Kapnomanen uns die Luft verpesten, die wir athmen, und uns langsam tödten." Es wundert mich, daß der gelehrte Mann nicht den Wunsch geäußert hat, die Anthropophagen möchten herbeikommen, um die Kapnomanen aufzufressen. Er war einst in einer Gesellschaft, in welcher sich ein ihm Unbekannter befand, und als man ihm einen Stuhl anbot, war er nicht eher zum Verweilen zu bewegen, als bis der Herr vom Hause ihm die feierliche Zusicherung gegeben hatte, daß der Fremde kein Kapnomane sei. Er ging so weit, zu behaupten, ein Kapnomane könne kein guter Christ sein, denn das Tabakrauchen lasse ihm keine Zeit zum Beten. Ach, wie fruchtlos waren die Versuche des armen Professors! Sein Werk gegen die Raucher fand ich einst in einem Rauchclubb: in das Titelblatt war Knaster gewickelt, auf das Inhaltsverzeichniß war Tabaksasche ausgeklopft, und die übrigen Blätter waren zu Fidibus zerschnitten. O, armer Professor! wenn er das gesehen

Digitized by Google

hätte, er wäre augenblicklich gestorben. Er hätte gewiß sein Werk lieber von Recensenten zerrissen, als von Rauchern zerschnitten gesehen. Wie konnte der gelehrte Mann auch hoffen, daß es ihm gelingen würde, das Dampfen der Pfeifen einzustellen, da doch die Damen, denen dies allein möglich gewesen wäre, den Versuch nicht gewagt haben! Und hat denn das Dampfen der Pfeifen nicht auch seine Lichtseite? Ist das Tabakrauchen nicht der Anker, an welchem die letzten Reste männlicher Häuslichkeit festgehalten werden? — „Geh' noch nicht fort, liebrr Mann," sagt die Hausfrau. — „Nun, meinethalben will ich mir noch Eine stopfen," erwiedert der liebe Mann und bleibt. Der Mann hat jetzt die Stelle gefunden, an der er gern verweilt, es ist die Pfeifenstelle, er hat da nicht nur seinen eigenen Kopf, sondern viele eigene Köpfe, die ihm schweigend gehorchen, ohne einen Ton von sich zu geben, selbst wenn es Thonköpfe wären. Trotz ihres systematischen Schweigens stopft er ihnen immerwährend das Maul, und sie beherrschen ihn doch, denn erst wenn die Pfeife ausgeht, geht er aus; ja er ist sogar ihr Diener, er putzt sie, er klopft sie aus, er liebt sie beiläufig wie eine Mutter ihre Kinder, nämlich so lange als sie keinen Bart haben, er ist für ihr Wachsthum bedacht, er wischt ihnen den Schweiß von der Stirn und sorgt für ihre Politur. Ist das nicht ein offenbarer Gewinn für Familienleben und häusliches Glück? Außerdem ist durch das Tabakdampfen das große Register der weiblichen Tugenden noch um Eine vermehrt worden: es existirt heut zu Tage die weibliche Tugend des Tabakvertragens; eine wahre Vertrags-Tugend, denn sie besteht im Vertragen, und es verträgt sich mit ihrer Natur, daß sie vertragsmäßig bedungen werde. Ich war einst bei der Abschließung eines Ehecontractes gegenwärtig, wo das Tabakrauchen für den Mann wirklich vertragsmäßig stipulirt wurde. — „Die Baronin N. ist eine sehr liebenswürdige Dame," hörte ich neulich sagen, „sie ist fein gebildet, hat sehr viel Gemüth, verträgt den Tabakrauch und spricht viele Sprachen." In frühern Zeiten pflegte man eine Prise Tabak zu nehmen, wenn man um eine Antwort verlegen war, heut zu Tage raucht man Tabak und denkt sich sein Theil, oder denkt sich gar nichts, und raucht blos Tabak. Wie viel verdankt ein junges Frauenzimmer heut zu Tage dem Tabakrauchen! Wie viel fades Geschwätz, wie viel geckenhafte Albernheiten und Complimente hat sie weniger anzuhören, seit man mit zwölf Jahren anfängt, Tabak zu rauchen! Die Zeit der Entwickelung, die sogenannten Flegeljahre, sind heut zu Tage gewissermaßen in Tabakrauch eingehüllt, dampfend entwickelt sich die Jugend, und aus der dichten Dampfwolke tritt dann überraschend der Mann plötzlich ganz fertig heraus. Es wird also, so zu sagen, die Jugend in Dampf erzogen, und wie schnell sie sich entwickelt, das ist bekannt. Da der Rauch nun in italienischer Sprache fumo heißt, so müssen wir der Jugend ein wenig fumo wohl zu gute halten, da diese nur ein Anhängsel der Dampferziehung ist, und mit den Jahren wieder verdampft. Da der Dampf in französischer Sprache vapeur heißt, so müssen wir den Damen dagegen die vielen künstlichen Vapeurs verzeihen, mit welchen sie sich an uns Rauchern rächen. Die Feinde der Tabakdampfes müssen zur Ueberzeugung gelangen, daß sie es mit einem Gegner zu thun haben, dem schwer beizukommen, da er so beweglich und flüchtig ist, daß er sich nirgends erhaschen läßt und doch überall ist. Greift man ihn auf literarischem Wege an, läßt man sich in einen Federkrieg mit ihm ein, setzt man die öffentlichen Blätter und Flugschriften gegen ihn in Bewegung, so zieht man wieder den Kürzeren, denn auch er setzt viele Federkiele in Bewegung, und er hat eine Unzahl von Flugblättern für sich, die im strengsten Sinne des Wortes Flugblätter sind, da sie verfliegen, und jedes dieser Blätter hat seinen eigenthümlichen Stiel (Styl) und eine Menge Mitarbeiter, denen es an einem guten Mundstücke nicht fehlt, die die Backen voll nehmen und ihre Vertheidigung in die Welt hinaus blasen. Würde sich die Geschichte der Arche Noah erneuern, ich bin überzeugt, die ausgesandte Taube käme heut zu Tage nicht mit einem Oelzweige, sondern mit einem Tabakblatte zurück, und als Dankopfer stiege ein dichter Tabakdampf gen Himmel. Der Tabakdampf hat schon zu feste Wurzeln auf der Welt gefaßt, als daß er sich imponiren ließe. Versucht man das letzte Mittel, und sperrt ihn ein, so wird er erst recht bitter böse und setzt sich fest, nämlich in den Kleidern, und wird zum Ohrenbläser, und verschwärzt Alles, was ihn umgibt, sogar die Wände, ja er hält seinen Gegnern die wirksamste Gardinenpredigt, denn er verschwärzt ihnen auch ihre Gardinen. Der Tabak ist eine vielköpfige Hydra, die aus ihren unzähligen Köpfen den Feinden entgegendampft; zerschmettert einen ihrer Köpfe, und es wachsen zehn neue nach, zertrümmert alle ihre Köpfe auf einmal, und sie wird sich wüthend zusammenrollen, und Tausende von Cigarren-Schlangen werden noch mehr dampfen als die zertrümmerten Köpfe. Kurz, der Tabakdampf ist unsterblich.

Digitized by Google

O rauche nicht! so rufet, ernst befehlend,
Die Mutter dem erwachs'nen Sohne zu,
Muthwillig die Gesundheit selbst Dir stehlend,
Verdampfest Deine schönsten Stunden Du!
Beherz'ge was die Mutter spricht,
Und rauche nicht!

O, rauche nicht! so ruft mit sanfter Bitte
Das holde Mädchen dem Geliebten zu,
Das Rauchen ist doch die fatalste Sitte,
Du böser, vielgeliebter Raucher Du!
Du bläst den Rauch mir ins Gesicht!
O, rauche nicht!

O, rauche nicht! so ruft mit stillem Sehnen
Die Frau dem ungalanten Gatten zu,
Der spät am Abend noch, mit halbem Gähnen,
Sein Pfeifchen dampft: so wird denn nimmer Ruh?!
Die Pfeife weg, losch' aus das Licht,
Und rauche nicht!

Hier raucht man nicht! so ruft in rauhem Tone,
Tritt auf die Straße man, die Polizei.
Du raucheſt nicht! Der Vater sagt's dem Sohne,
Die Wache sagt's, geht man an ihr vorbei;
Kurz Alles ruft und Alles spricht:
Hier raucht man nicht!

O, rauche nicht! so klingt's von allen Seiten,
O, rauche nicht! so tönt's an jedem Ort;
Doch nützt das Schreien nichts, und nichts das Streiten,
Wir Raucher dampfen dennoch ruhig fort,
Bis einst der Tod befehlend spricht:
Jetzt rauche nicht!

(Die Fortsetzung folgt.)

Dreisylbige Charade.

„Thue, Mädchen, doch die Erste,
Statt am Spiegel stets zu steh'n!"
Sprach die Mutter jüngst zu Clären,
Die von ihren goldnen Haaren —
Wie die Letzten weich und schön —
Mit der kunstgeübten Hand
Flechten um das Haupt sich wand.
„Nimm das Ganze und behende
Deine Arbeit nun vollende."

Wilhelmine v. B.

Zustand der Religionen im britischen Indien.

(Beschluß.)

Die Juden sind, wie überall, auch in Indien verbreitet. Es gibt hier sowohl schwarze als weiße Juden. In Cochin lebt eine sehr alte Colonie schwarzer Juden, die, der Tradition zu Folge, bald nach der babylonischen Gefangenschaft dorthin gewandert sein sollen. Sie sind hier, wie ihre westlichen Bruder, schlaue Handelsleute, und zeichnen sich außerdem durch den Eifer aus, mit welchem sie ihre Glaubenslehren überall zu verbreiten suchen. — Die älteste der Secten, welche an die göttliche Incarnation Christi glauben, sind die syrischen Christen, Schuler des Apostels Thomas, der im Jahre 51 n. Chr. Geb. zu Cranganor auf der Küste Malabar landete, in kurzer Zeit das Christenthum längs der Küste und durch das südliche Indien verbreitete, und endlich den Märtyrertod erlitt. Die syrischen Christen leben gegenwärtig unter drei Benennungen in Indien. 1) Die syrischen Kirchengemeinden, mit einer ziemlich gereinigten Lehre, 2) die römisch-syrischen Kirchengemeinden, die das römische Ritual mit seinen Mißbräuchen angenommen haben, aber in syrischer Sprache den Gottesdienst halten, und 3) die lateinischen Kirchengemeinden, die sich völlig nach der römischen Kirche gestaltet haben und den Gottesdienst in lateinischer Sprache halten. Sie halten sich von den beiden andern Kirchengemeinden feindselig entfernt, und repräsentiren in Indien die Intoleranz der alleinseligmachenden Kirche. — Die römisch-katholischen Missionsanstalten, die gegenwärtig den Schutz und die Unterstützung der ostindischen Compagnie genießen, zählen vier apostolische Vikare, deren Vollmacht direct vom Papste ausgeht. Sie sind von der Gesellschaft de propaganda fide ernannt, und haben ihren Sitz zu Pondichery, Verapoli, Bombay und Agra. In Nepal lebt ein Präfect der römischen Mission. Obschon jedoch von Seite der römischen Kirche weder Geld noch Mühe gespart wird, das große Glaubensnetz auch über Indien zu ziehen, obschon die Formen und Ceremonien der römisch-katholischen Kirche sich auffallend der Gottesverehrung der Hindus annähern, so fanden bis jetzt doch nur wenig Bekehrungen zum römischen Glauben Statt, und die römisch-katholischen Missionnaire gestehen selbst das Mißglücken ihrer Versuche ein, während die Protestanten mit jedem Tage sich eines bessern Erfolges erfreuen. Der Grund dieser Erscheinung ist nicht schwer aufzufinden, wenn man bedenkt, daß die Protestanten im Norden wie im Suden Indiens Schulen angelegt haben, so daß in Bengalen allein die Zahl der Schuler bereits an 50,000 reicht. Hier haben es die trägern und minder unterrichteten Katholiken versehen, und unwillkürlich fragt man sich, ob denn keine Jesuiten in Indien waren? Diese wurden sich, ihrem Hauptgrundsatze gemäß, vor allen Dingen der Jugend bemächtigt haben, und so dem Protestantismus zuvorgekommen sein.

Correspondenz.

Von der spanisch-französischen Gränze.

(Aus dem Tagebuche eines Franzosen.)

(Beschluß.)

Das Schauspiel, welches den franz. Soldaten das spanische Ufer darbietet, ist in der That ganz geeignet, ihre Geduld auf die Probe zu stellen. Die Fahne der Königin Christine weht an dem Brückenkopfe auf drei oder vier Häusern, welche mit ungefähr 50 Urbanos besetzt sind. Höchstens dreißig Schritte davon weht die weiße Fahne des Don Carlos auf Häusern, die von ungefähr 100 navarresischen Carlisten in Beschlag genommen sind. Erkennbar an der Farbe ihrer Barrets (roth fur die Constitutionellen, weiß fur die andern), spähen die Streitenden den ganzen Tag nach einander und werfen sich von Zeit zu Zeit Beleidigungen und Flintenschüsse zu. Von allen Seiten in ihrer kleinen Festung eingeschlossen, haben die Christinos, welche den Brückenkopf bewachen, keine Communication mit dem übrigen Spanien. Der größte Theil von ihnen hat Frau und Kinder bei sich, welche man jeden Augenblick von einem Ufer zum andern gehen sieht, um Lebensmittel zu holen und sie dem Posten zu bringen. Ihre Feinde, viel zahl-

Digitized by Google

reicher und Herren des ganzen Landes, würden ihre Stellung in weniger als einer Stunde aufgehoben haben, wenn es möglich wäre, über die Brücke von spanischer Seite zu schießen, ohne daß nicht einige Kugeln auf die französische Seite fielen. Den Abend vor unserer Ankunft hatte die Kugel eines Carlisten die Flinte einer französischen Schildwache getroffen; der Commandant von Behobie ließ zwei Stücke auf die Batterien fahren und beantwortete diese ohne Zweifel unwillkürliche Herausforderung durch Kanonenschüsse; dies waren die Schüsse, die ich in Biarritz gehört hatte.

Die franz Garnison in Behobie ist beträchtlich, und unsere Soldaten, darauf beschränkt, das Kleingewehrfeuer, welches Tag und Nacht auf dem spanischen Gebiete wiederhallt, mit übereinander geschlagenen Armen anzuhören, knirschen vor Ungeduld und Unmuth. Diese Nachbarschaft eines steten Kampfes, für sie so ermüdend, hatte im Gegentheil, wie man sich denken kann, einen besondern Reiz für Reisende, wie wir. Strenge Befehle hatten den Franzosen den Uebergang über die Brücke untersagt, und wir waren daher ebenfalls genöthigt, bei dem Eingange anzuhalten. Aber hier wurde es uns schwer, einen Blick auf die berühmte Insel der Fasanen oder de la Conférence zu werfen, denn wir waren zu sehr mit dem Contraste des Friedens auf unserm Boden und des so nahen Bürgerkrieges beschäftigt. Sobald sich das weiße Barret eines Carlisten an einem Fenster des andern Ufers zeigte, wurde man mit Fingern auf ihn weisen; zeigte sich ein Christiner auf der Brücke, mit seinem rothen Barret, blauer Bleuse, weißen Pantalons und der weiten Patrontasche, welche ihm ganz um den Leib herumgeht, so würde man über sein Costüm und den militairischen Ausdruck seines Gesichts Bemerkungen machen. Dann sprachen wir mit Artilleristen, die gleich uns müßig waren und, in Ermangelung des Bessern, ihre Zeit mit Schauen hindrachten. Dieser da — sagten sie uns — ist sehr brav, er hat mit eigener Hand drei Feinde getödtet. — Der dort hat eine hübsche Frau, — sagten sie noch — Ihr seht sie auf der Brücke gehen, um für ihren Mann das Mittagsbrot zu holen. — Und in der That, die Erinnerung, die mir am gegenwärtigsten von der Brücke der Bidassoa bleibt, ist das reizende Gesicht der Spanierin, welche im Vorübergehen uns einen Blick voller Traurigkeit zuwarf, einen Blick, welcher alle Bitterkeit dieses Bruderkrieges ausdrückte.

Wir mußten uns jedoch von diesen Vorpostenscenen losreißen, um Hendaye zu besuchen, welches nur eine halbe Lieue von Behobie liegt. Indem man den Berg auf einem malerischen Fußpfade erklimmt, sieht man vor sich den ganzen Lauf der Bidassoa bis ins Meer sich ausbreiten; ihr zur Seite liegen zwei spanische Städte, welche sich auf kleinen Hügeln um ihre Thürme gruppiren: Irun und Fontarabie. Aber der Anblick von Hendaye ist noch merkwürdiger und ergreifender als alle diese Ansichten. Diese Stadt, ehemals blühend, ist beim Anfange der Revolution durch eine spanische Armee in Brand gesteckt und von Grund aus zerstört worden, so daß sie niemals wieder aus ihren Trümmern hat aufsteigen können. Nachdem wir den Krieg selbst bei Behobie in Wirksamkeit gesehen hatten, fanden wir nun auch seine schrecklichen Spuren in Hendaye. Nichts ist trauriger auf der Welt als diese wüste Stadt, wo nicht zwanzig Häuser stehen. Die alten Straßen sind noch durch zwei Reihen aufgebäufter Ruinen bezeichnet, wo der Epheu kaum die durchräucherten Spalten versteckt. Wildes Gras, wie es auf Kirchhöfen wächst, bedeckt mit seinen Büscheln das Pflaster und erfüllt die Luft mit einem widrigen Geruch. Als wir eine breite Straße hinuntergingen, die ehemals zum Hafen führte, las ich folgende Inschrift auf einer halb eingestürzten Thür: Guillaume de Harizmendi et Marie de Carraista 1679: zwei Gatten, welche, nach patriarchalischem Gebrauche, ihre Namen auf das eheliche Haus hatten einhauen lassen, um im Namen ihrer Nachkommenschaft Besitz davon zu nehmen, deren Kinder aber der Krieg enterbt und vielleicht dem Tode überliefert hat.

C. C.

Notizen.

[Lacenaire's Memoiren.]

Sollte man denken, daß schon mehrere französische Journale die Herausgabe der Memoiren dieses Raubmörders ankündigen! Zum Glück hat die Regierung mehr Kalt und Achtung gegen das Publicum. Es ist beschlossen, diese Memoiren, die nur ein Schandfleck in der Tagesliteratur sein können, alsobald bei ihrem Erscheinen zu confisciren. 12.

[Doctor Wirth.]

Von Wirth's „Fragmenten zur Culturgeschichte" ist der erste Band in einer umgearbeiteten Auflage erschienen. Wer im Gefängnisse sitzt oder gesessen hat, hat in Deutschland den meisten Beruf dazu, eine deutsche Culturgeschichte zu schreiben. Dr. Wirth muß sich außerdem im Kerker zu Kaiserslautern mit Stricken beschäftigen. Das Schicksal macht sich mit Unglücklichen doch in der Regel sein ironisches Späßchen. Weil Dr. Wirth's Gedanken zu baarfuß liefen, muß er nun sitzen und wollene Strümpfe stricken! Sonst, heißt es aus Rheinbaiern, ist seine Behandlung im Gefängnisse entschieden human.

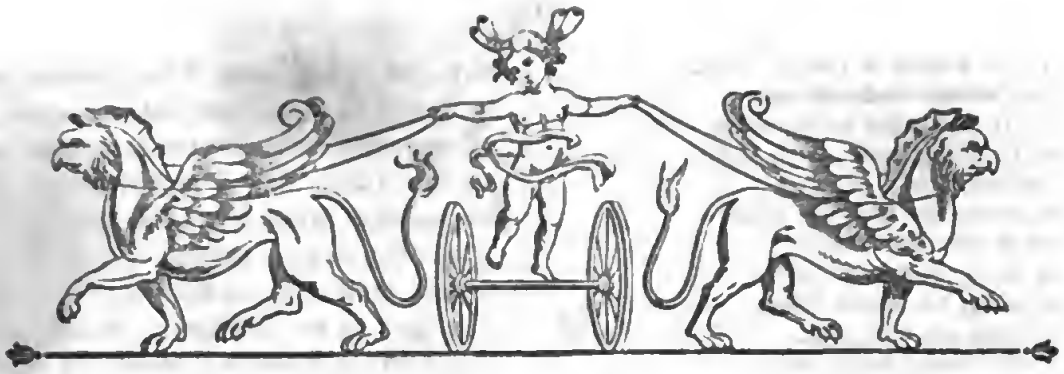
[Lord Spencer als Viehzüchter.]

Der vormalige englische Finanzminister, Lord Spencer, hat jetzt abermals in höchsteigener Person seinen Preisochsen von Althorp nach London begleitet. Se. Herrlichkeit gaben nicht wenig darauf, ein berühmter Minister zu sein; allein Se. Herrlichkeit geben noch bei weitem mehr darauf, ein Viehzüchter ersten Ranges zu sein. Wie doch in England der Materialismus überwiegt! Die englischen Zeitungen melden, daß Lord Spencer seinen vierfüßigen Preisbewerber immer in höchst eigener Person zu Markte begleitet.

[Fürst Pückler.]

Der Weltgänger scheint seinen Reiseplan geändert zu haben. Er wird, wie er, laut „Mitternachtszeitung", nach Berlin geschrieben hat, von Malta nicht nach Aegypten, sondern erst nach Athen segeln. Von seinem „vorletzten Weltgange von Semilasso" ist die dritte Abtheilung erschienen, die noch immer vom südlichen Frankreich handelt. Bearn ist das Land, wo er „leben und sterben will, nachdem er vorher noch ein wenig die Welt gesehen." Der erste Brief dieses Bandes ist aus Argeles in den Pyrenäen, der letzte aus Marseille vom 31. Dec. 1834 datirt. Der ganze Band enthält auf 13½ Bogen circa 13½ hübsche Anekdoten, wofür man 2½ Thaler bezahlt. — Ebenfalls bei Hallberger in Stuttgart sind des Fürsten „Jugendwanderungen" erschienen. Es sind Erinnerungen von einer Reise, die der Verf. in den J. 1808, 1809 ff. von Avignon aus durch die Provence und Italien unternahm. In diesem Werke findet sich mehr Jugendschwärmerei und weniger Witz. Der Weltmann war damals noch nicht ganz fertig. Das Ennui und seine Mequerie waren damals noch mit Sentimentalität versetzt.

Digitized by Google



Zeitung für die elegante Welt.

Donnerstags — 25. — den 4. Februar 1836.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Der arme Poet.

„Schon neigt sich die Nacht!
Viel muß noch vollbracht,
Noch manche Zeile vollendet sein
Bis zum frühen Morgenschein.
Die Winterstürme erstarren die Flur,
Und die ganze weite große Natur
Liegt tief begraben, kahl und todt.
Doch hier im Innern ist doppelte Noth;
Hier hausen auch eisige Winternächte,
Und doch soll ich Liebes-Frühlingsmächte
Herzanbern aus dem starren Busen,
Der wie die winterliche Erde
So stumm geworden, kalt und arm!
O, seid mir hold, ihr heiligen Musen!
Damit das Liedlein fertig werde,
Umweht mich liebeathmend warm.
Für eine Hochzeit ist es bestellt
Und muß mir schaffen ein gut Stück Geld,
Und soll auf viele Tage
Wohl enden Noth und Plage.
Ja, Geist, du Sklave für deinen Leib —
Doch still! es ist für Kind und Weib.
Jetzt fasse dich: den Göttern Dank,
Die Frau ist fort, das Kind schläft stille,
Nun öffne deines Herzens Fülle
Zum festlichen, fröhlichen Hochgesang.
Es gilt des Lebens süßeste Feier,
Es gilt der Freude heiligste Gluth:
Hoch, Dichter, stimme deine Leier
Zu wärmster Gefühle allmächtigster Fluth!

Es ist so heimisch, so still um mich her: —
Wenn nur der Frost nicht so heftig wär'!
Doch in der Musen Arm
Träum' ich mich himmlisch warm. —

Barmherziger Gott! da schreit's in der Wiege:
Apollo, Euterpe! was fang' ich an?
Husch, husche, mein Kind! o ruhig liege
Ein Stündlein nur, — ich unseliger Mann!
Das schreit als wollt' es den Bau zersprengen,
Und an den Mauern dicht entlang,
Und in dem Zimmer, dem dürftig engen,
Hallt wieder der kreischende Nachtgesang.
Ihr heiligen Götter,
Wer ist mein Retter?
Mir strömt die Fülle mächtig zu:
O, nur ein kurzes Stündlein Ruh —
Und es wäre vollbracht.
Mein Kindlein, schweig! Ach, unselige Nacht,
Unselig Leben, beladen mit Fluch!
Schon hob ich mich in der Gedanken Flug
Bis zu des Himmels besterntem Haus —
Nun ist's verhaucht — und Alles aus.
Weh uns, dich friert, mein armer Wurm,
Denn durch des Fensters weite Spalten
Drängt sich herein der nächtliche Sturm;
Ich kann mich selbst nicht warm erhalten.
Eia popei! mein süßes Kind,
Schlaf wieder — die Schäflein kommen — geschwind
Beim Styx, mein Kind, und seinen Fluthen,
Ich schwör' es dir zu bei des Sommers Gluthen:
Du sollst nicht frieren, sollst warm bald sein;
Dann bist du ruhig, dann schläfst du ein!"

Digitized by Google

So ruft er weinend in zorniger Wuth.
Und als das Kindlein noch nicht ruhe,
Da beginnt er im Zimmer umherzutaſten,
Durchſucht die Läden, durchſucht die Kaſten:
Er will erwärmen ſein armes Kind
Und ſicher bedecken vor Froſt und Wind.
So nimmt er alles, was er faßt,
Und häuft es an zu ſchwerer Laſt
Und wirft es auf des Kindes Wiege,
Damit es warm und ſicher liege.
Und als es immer lauter ſchreit,
Er ſein Suchen ſchnell erneut.
Er wirft darauf noch Stuhl und Tiſch
Und Betten und Kaſten im bunten Gemiſch:
Bis endlich, endlich nach langer Friſt
In der Wiege alles ruhig iſt.
Er horcht: — noch einmal ein leiſer Schrei,
Und nun iſt alles vorbei.
Er ſetzt ſich ſtill; er kann nun ſingen,
Das Höchſte will er den Muſen bringen.
Er erneut der Gedanken erhab'nen Flug;
Sie ſchweben ihm zu im dichten Zug.
Und Freude glänzt um ſein Geſicht:
Er hat vollendet ſein ſchönſtes Gedicht.
Sein leuchtend Herz iſt ſelig warm;
Doch fühlt er ein Zucken in Bruſt und Arm.
Ihm entſinkt die Feder, — er weiß es nicht;
Es liſcht und verdampft das kleine Licht:
So ſchläft er ruhig lächelnd ein
Und läßt hienieden Noth und Pein. —
Doch mit dem frühen Morgenſchein
Da tritt die Frau ins Zimmer hinein.
Sie findet das Kind ſo ſchwer bedruckt;
Sie ſucht es hervor: das Kind iſt erſtickt.
Und nach der Gatte rührt ſich nimmer;
Er iſt entſchlafen für jetzt und immer,
Erfroren in bitterkalter Nacht,
Zu einem wärmern Leben erwacht.
Du gutes Weib, ſei ruhig und ſtille:
Das Lied iſt der Nachwelt übrig geblieben,
Verkauf' das Lied und begrab' deine Lieben,
Und führe die kalte todte Hülle
Ins liebe ſtille Gotteshaus —
Dann komm und weine dich mit mir aus.

F. G. K.

Dampfrede über den Dampf.

Humoriſtiſche Vorleſung von Dr. G. Ritter von Franck.

(Fortſetzung.)

Laſſen wir alſo das pfeifenſtopfende Jahrhundert ungeſtört fort dampfen, und geben wir auf die populairſte und freundlichſte Dampfbenutzung über: beſteigen wir heitern Sinnes das nette einladende Dampfſchiff, das in zauberiſcher, faſt mährchenhafter Schnelle dahingleitet, und uns die Welt in ein großes Panorama umwandelt. Wie viele und mannichfache Betrachtungen perlen nicht im Geiſte empor beim Anblicke eines Dampfſchiffes! Leben wir nicht im papiernen Zeitalter der Encyklopädien, und iſt ein Dampfſchiff nicht ein treffliches Bild des Encyklopädiſten? Flüchtig ſtreift es an den Ufern der Länder dahin, wie der Compilator an den Rändern der Wiſſenſchaften, und das Reiſen wird durch daſſelbe ſo bequem und wohlfeil gemacht, als es heut zu Tage die Gelehrſamkeit iſt, auf die man bei Brockhaus pränumeriren kann. Beſteigt in Mainz das Dampfboot und nehmt zugleich eine gedruckte Beſchreibung der Rheingegenden von Mainz bis Cöln zur Hand, und Ihr werdet früher in Cöln ankommen, als Ihr das Buch ausgeleſen habt. Iſt alſo das Dampfboot nicht ein trefflicher Encyklopädiſt? Hat aber der Menſch überhaupt mit ſeinen Eitelkeiten und Thorheiten nicht ſehr viel Aehnlichkeit mit einem Dampfſchiffe? Je mehr in ihm verbrannt wird, deſto mächtiger wird der Dunſt der Einbildungen, der oft dem ganzen Fahrzeuge eigentlich ſeine Bewegung gibt. Der Kopf iſt der Keſſel und die Zunge ein Sicherheitsventil. Wächſt nun der Dunſt der Einbildungen ſo dick an, daß er die Keſſel zu zerſprengen droht, ſo wird die Zunge als Sicherheitsventil in Bewegung geſetzt, und die dicken Wolken der Ruhmredigkeit wälzen ſich heraus. Da läßt es ſich nun wohl erklären, warum die ſchönere Hälfte des Menſchengeſchlechtes durch den Dunſt der Einbildungen nicht in ſo hohem Grade gequält wird, als die andere ſtärkere Hälfte, der das Denken oft viel Kopfweh verurſacht, denn das werden mir meine holden Höterinnen wohl zugeben, daß den Damen die Sicherheitsventile weit geläufiger ſind als den Männern. Wer viel denkt, denkt viel von ſich, denn es iſt eine Eigenheit des Menſchen, daß er alle Gedanken um ſein Ich herumdreht, und ſo der beſtändige Haupt- und Mittelpunct ſeiner Gedanken bleibt. Meine Lehrer und Erzieher aber, die ſehr geſchickte Pädagogen waren, wurden nicht müde, mir zu ſagen: Wer viel von ſich denkt, denkt im Ganzen wenig. Wer alſo viel denkt, denkt viel von ſich, — ſagt die Erfahrung — wer aber viel von ſich denkt, denkt wenig, — ſagen meine Pädagogen — wer alſo viel denkt, denkt wenig, und wer wenig denkt, denkt viel. So bin ich alſo durch die Erfahrung und meine Pädagogen ad absurdum geführt, und es muß entweder die Erfahrung oder meine Pädagogen lügen, oder es muß einen Ausweg geben. Der einzige Ausweg, der hier übrig bleibt, iſt, gar nichts zu denken, und er iſt

Digitized by Google

von Vielen ergriffen worden. Diejenigen aber, welche diesem Juste milieu angehören, kommen nicht vom Flecke und sind darum meinem Dampfschiffe nicht zu vergleichen. Aber hat ein Dampfschiff nicht auch einen Anstrich von Genialität, so etwas Zeitüberflügelndes? Wenn ich es vorüberfegelten sehe an den schneckenartig fortkriechenden Fahrzeugen, so ist mir immer, als wären die Kajütenfenster eines solchen schwerfälligen Rudereschiffes ein paar neidische Augen, die mit Verdruß dem raschen Segler nachblicken, — und das Dampfschiff kommt mir dann vor, wie ein genialer junger Dichter, der, fidel seine Pfeife schmauchend, an einem gemüthlichen alten Pedanten vorüberhüpft und darüber lächelt, daß der alte Herr noch immer mit den Fingern scandirt. Die Ruder sind die Finger des Schiffes, sie scandiren taktmäßig fort und geben ihm seine rhythmische Bewegung, während die Finger eines alten pedantischen Versifex die Ruder sind, mit welchen er mühsam gegen den Strom der Zeit arbeitet. Und gibt es denn etwas Gemüthlicheres als den Contrast zwischen Altherkömmlichem und Neuerfundenem, zwischen Großvaterlaunen und Kinderneckereien, zwischen Madame de Genlis und Monsieur Béranger, zwischen Haarbeuteln und Geschworenengerichten? Je älter das Alte, desto ehrwürdiger, — je neuer das Neue, desto wirksamer ist es. Das Interesse am Alten wird durch die Zeit gemästet, das Interesse am Neuen wird durch die Zeit gerupft, es steht also das Alte neben dem Neuen wie ein feister Pächter neben einem hungrigen Jockei: nichts ist schwerer, als den dickleibigen Pächter aus seinem Pachthofe zu vertreiben, denn er hat die Gesetze der Schwere für sich, die ihn gewissermaßen in seinen Boden hineindrücken, während der leichte Jockei sorgfältig gewogen wird, ob er nicht etwa zu schwer ist, denn er muß über Stock und Stein, über Graben und Barrièren wegspringen, um die Wette zu gewinnen. So ist es nun wohl auch mit dem Altherkömmlichen und dem Neuerfundenen: das Altherkömmliche ruht fest auf seinem Boden und hat sich diesem schon zinsbar gemacht, indeß das Neuerfundene frisch darüber hinwegsetzt, um seine Wette zu gewinnen. Das Altherkömmliche hat eine große Dienerschaar, und macht sich's daher bequem, das Neuerfundene ist ein leichtfertiger Gaçon, der sich seine Stiefeln selbst an- und ausziehen muß; das Altherkömmliche schleicht in Pantoffeln auf und ab, das Neuerfundene läuft immer besport herum und klirrt und macht viel Lärm; das Altherkömmliche ist ein immerwährendes Ausruhen, das Neuerfundene ein immerwährendes Wagen und Wetten. Das Dampfschiff hat nun seine Wette wohl schon gewonnen, und ich brauche es der verehrten Versammlung nicht erst zu sagen, daß es schon im Jahre 1807 dem Americaner Fulton zuerst gelang, den Hudson-Fluß mit einem Dampfboote zu befahren, und daß schon hundert Jahre früher Savary die erste Dampfmaschine erfand, welche er jedoch nur zu künstlichen Wasserwerken benutzte. Könnte diese erste Dampfbenutzung nicht zu neuen Erfindungen führen?

(Die Fortsetzung folgt.)

Correspondenz.

Aus Paris, im Januar.

[Börne's Journal: „la balance."]

Börne hat nun den Prospectus seiner Monatsschrift „die Wage" erscheinen lassen — und ich darf wohl nicht ermangeln, Ihnen darüber ein Wort zu sagen. Das Blatt ist blos französisch geschrieben und soll, wie der Verfasser gleich Anfangs und dann noch einmal am Ende bemerkt, die Deutschen und die Franzosen näher bringen. Niemand bestreitet eine so bescheidene und an sich löbliche Absicht, Viele meinen aber, was bisher weder Postwagen noch Pressen möglich gewesen, werde noch wenigen einem einzelnen Manne gelingen, und wenn dies auch Herr Ludwig Börne wäre. Es ist einstweilen ausgemacht, daß man ihm die Arbeit von Deutschland aus sehr erschwert, weil der alte Redacteur der ehemaligen deutschen Wage es doch nun einmal trotz allen politischen Wohlmeinens mit den einflußreichsten Classen au-delà du Rhin verdorben hat. Was kann das Wägen helfen, wenn die Waare selbst Niemanden zugewogen werden darf! Die Franzosen allein sind egoistisch genug, das Gewicht, das ihnen ein deutscher Autor gibt, auszuschlagen und sich mit gewöhnlichen Kilogrammen der censirten Taglöhnerjournalistik zu begnügen.

Der Prospectus der Zeitschrift ist recht zahm und so höflich geschrieben, daß man wohl sieht, die Phrasen seien aus dem Deutschen ins Französische übersetzt, und dem Styl das Gift benommen worden. Außer Rußland wird kein „civilisirter" Staat angegriffen. Die constitutionellen Fürsten werden gelobt und edel und tugendhaft genannt. Alles Uebel kommt aufs Kerbholz der Verhältnisse und der bösen Menschen, die Säbel und Ordensbänder tragen. Das ist ohne Zweifel Börnischer Seits eine Mäßigkeit, die man nicht erwartete. Nichtsdestoweniger ist der Verfasser der pariser Briefe sich consequent geblieben, und kein Recensent und kein Diplomat wird ihm das Zeugniß geben, daß er weniger freimüthig geschrieben als früher.

Börne hatte nicht die Ehre, officielles Mitglied des denuncirten jungen Deutschlands zu werden und Heine hätte diese Ehre gern entbehrt, da er einmal angefangen hat, den politischen Skandal zu fürchten und um Alles in der Welt die Freundschaft des Journal des débats nicht verlieren möchte. Da der Krieg, wie Ihnen bekannt ist, nun aber vorlängst schon zwischen diesen beiden Koryphäen der deutschen Bewegung ausbrach, so fragt sich, welche Position die Wage in polemischer Hinsicht nehmen wird. Der ungeschmückte Moses Baruch scheint mir nicht so ganz ohne persönlichen Antheil an dem Unternehmen, er wünschte eine Waffe zu seinem Schutz und wider die Sykophanten von Deutschland, die seine Autorität ableugneten.

Börne hätte gewiß am besten gethan, ein gutes belletristisch-literärisches Jouenal mit Hülfe der besten deutschen Körfe in Paris zu publiciren, um damit auf französisch den Franzosen zu beweisen, daß Altgermanien auch wisse, was

Digitized by Google

Esprit ist. Er wollte dazu aber kein Geld geben und zog es vor, einen Versuch von weniger kostspieliger Art zu machen. Ich sehe in der Wage, was ich in der Revue du Nord, in der Revue Germanique, in der pariser deutschen Zeitung und in dem sogenannten Geächteten sah — ein todt geborenes Kind übelverstandener Politik und Industrie. 'Sist als ob sich die Deutschen im Auslande das Wort gegeben hätten, noch weniger etwas Ganzes zu liefern als in ihrem Vaterlande.

(Die Fortsetzung folgt.)

Notizen.

[Journalistische Todtenschau.]

Das vom Professor Bülau redigirte „Vaterland" ist eingegangen. Schon um des Titels willen thut es mir leid. Man kannte das Vaterland zu wenig im deutschen Vaterlande, darum ist das Vaterland eingegangen.

Der literarische Zodiacus hat aufgehört zu erscheinen. Das erste Heft des neuen Jahres war sein letztes. In den nächsten Heften hoffte man Reiseerinnerungen vom Geh. Rath von Strombeck in Braunschweig, eine Abhandlung vom Prof. Rosenkranz in Königsberg, einen Aufsatz vom Hofrath Wendt in Göttingen über den gegenwärtigen Zustand der Musik in Deutschland, zu erhalten.

Pölitz's „kritische Uebersicht der neuesten Literatur in dem gesammten Gebiete der Staatswissenschaften" ist aus Mangel an Theilnahme von Seiten des Publicums mit dem Decemberhefte geschlossen.

Desgleichen Buchholz's „neue Monatsschrift für Deutschland, historisch-politischen Inhalts." Der letzte Art. im Decemberhefte dieser Zeitschrift führt den Titel: „Warum fehlt uns jetzt die sonstige Tüchtigkeit der Nahrungen? und wie ist sie zurückzuführen?" Mit Beantwortung dieser Lebensfrage hauchte das Blatt sein Leben aus.

[Rotteck und Welcker's Staatslexikon.]

Von diesem Werke, das wir vor mehreren Monaten in Bezug auf die vortrefflichen Abhandlungen des nordamericanischen Consul List über die Aufgaben der europäischen Civilisation in Asien, Africa und America in diesen Blättern zur Sprache brachten, ist bereits die 4. Lief. des 2. Bandes erschienen. Sie enthält, unter andern werthvollen Artikeln von Paulus, Mittermaier, Bülau, Rotteck, Mohl und J. Weitzel, einen für die Verhältnisse unseres socialen Lebens sehr wichtigen Aufsatz von Welcker über Besitz, Besitzstand, Besitzproceß, vorzüglich in politischer, staats- und völkerrechtlicher Beziehung. Es liegt ganz naturgemäß im Kreise der hier beregten Interessen eine Beleuchtung der sinntsimonistischen Lehre über den Besitz, die hier vielleicht am meisten ihre nüchternen Phantasterien an den Tag stellte. — (Der Subscriptionspreis auf das Lexikon ist noch immer ⅓ Thlr. à Lief.)

[Bridgewater-Bücher.]

Die Bridgewater-Bücher erscheinen deutsch in Stuttgart bei Neff, herausgegeben vom Redacteur des Morgenblattes, Dr. Hermann Hauff und Andern. Die ersten beiden, schön ausgestatteten Hefte nebst Steindrücken circuliren bereits: sie enthalten des berühmten Anatomen und Chirurgen Sir Charles Bell's Abhandlung über die menschliche Hand. Die Entstehung dieser Bridgewater-Bücher, die auch den Titel: „Die Natur, ihre Wunder und Geheimnisse" führen, ist folgende. Im Februar 1829 starb Franz Heinrich, Graf von Bridgewater. Sein Testament stellte 8000 Pf. Sterl. zur Verfügung des jeweiligen Präsidenten der londoner Academie der Wissenschaften, mit der Bestimmung, daß dieser mehrere Schriftsteller veranlassen sollte, ein umfassendes Werk „über die Macht, Weisheit und Güte Gottes, wie sie sich in der Schopfung offenbaren," zu verfassen. Der damalige Präsident der londoner Akademie, Davies Gilbert, erbat sich die Mitwirkung des Erzbischofs von Canterbury und des Bischofs von London und beauftragte mit der Ausführung des Werkes 8 der angesehensten Naturforscher Englands, zu denen außer Bell auch W. Prout gehört, dessen Chemie und Meteorologie die nächsten Lief. bringen werden. Die deutsche Uebersetzung soll in 20 bis 24 Heften binnen 20 Monaten beendigt sein

[Literarische Neuigkeiten in Deutschland.]

Von Justinus Kerner, dem Arzt und Geisterbeschwörer in Weinsberg, erscheint ein neues Werk über „Besessene und Zauberer." Der ehrenwerthe Verf. ist auf die Besessenen ganz besessen. Es geht ihm wie dem Zauberlehrling, der die Geister citirt hatte, aber das Wort vergaß, sie zu verscheuchen und zu regieren. Zu den unbewußten Selbsttäuschungen Kerner's gehörte in Bezug auf die Seherin von Prevorst besonders, daß er auf diese Frau, die er mit sich in magnetischen Rapport gesetzt hatte, alle seine eigenen geistigen Functionen übertrug, und nun der Ansicht war, daß seine Eigenschaften der verzückten Frau selbst angehörten. Weil er Dichter war, so ging diese poetische Qualität auf das Gemüth über, mit dem das seinige in magnetischen Connex trat. Kerner entnahm aber daraus, daß die Rhythmen, in denen die somnambüle Seherin redete, die Sprache der Geisterwelt sei, während es doch nur Kerner's Sprache war.

Vom Verf. der dramatischen Trilogie „König Erich," Ernst Willkomm, liegt für unsere Blätter eine humoristische Novelle: „der Geisterbübler" zum Abdruck vor, welche dies Thema mit Witz und Laune parodirt.

[Literarische Neuigkeiten in Frankreich und England.]

In Paris erscheint nachstens Chateaubriand's Uebersetzung von Milton's verlornem Paradiese. Als Einleitung dazu gibt der Uebersetzer einen Essai über die englische Literatur. Soweit pariser Blätter davon mittheilen, ist diese Abhandlung ganz in der Flachheit und im coquetten Glanz französischer Betrachtungsweise gehalten.

Von Edgar Quinet's Epos: Napoleon, ist bei dem neulichen Brande in Paris ein Exemplar gerettet worden. Dasselbe wird jetzt gleich von neuem gedruckt und erscheint somit gleich in der zweiten Auflage. Ein ähnliches Schicksal hatte in Deutschland v. d. Hagen's Ausgabe des Nibelungenliedes, dessen erste Auflage auch bei einem Brande vernichtet wurde, so daß die zweite ins Publicum kam.

Von dem englischen Werke: Frankreich und die Franzosen, dessen Verf. Henry Lytton Bulwer, der Bruder des Romandichters Edward Lytton Bulwer, ist, erschien eine zweite Serie zu London in zwei Bänden.

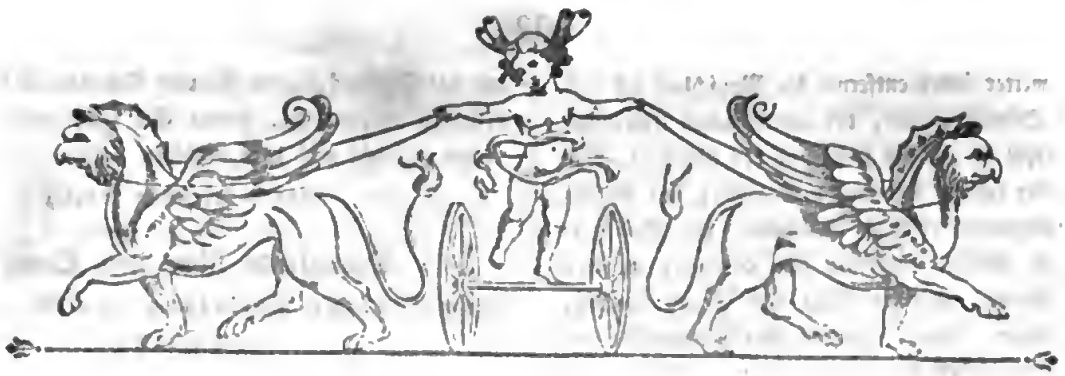
Eugen Rodrigue hat Lessing's „Erziehung des Menschengeschlechts" ins Französische übersetzt.

Von Mad. Jeannette Lozaouls, geb. Goldsticker, einer in Breslau gebürtigen, in Paris lebenden deutschen Frau, ist vor kurzem in Paris erschienen: **Kunegunde de Kienast, chronique silésienne du 16. siècle**, ein Cyklus Novellen und Erzählungen.

Von Lucian Bonaparte, Fürsten von Canino, werden Memoiren und ein Band Gedichte in Paris erscheinen.

Das neueste Drama von Victor Hugo heißt Madame de Maintenon.

Digitized by Google



Zeitung für die elegante Welt.

Freitags — 26. — den 5. Februar 1836.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Literaturbriefe an eine Freundin.

Von F. W. Cacové.

4. *)

Leopold Schefer's Lairnbrevier **).

Zu den Eigenthümlichkeiten der neuesten Zeit gehört wohl auch das immer allgemeiner werdende Streben, jeden Gegenstand der Betrachtung in dem lebendigen Zusammenhange aufzufassen, aus dem er hervorgegangen, und in den er ergänzend eingetreten. So hat es auch mich getrieben, Ihnen, meine liebe Freundin, die Stelle anzudeuten, welche mir das Lairnbeevier in der Weltliteratur einzunehmen scheint. Sie aber möchten noch lieber wissen, welchen Eindruck dieses Werk auf mich gemacht. Dieser Eindruck war nicht ein gleichmäßiger. Mitunter erinnerte es mich daran, wie ich in frühern Jahren am letzten Abend der Charwoche in dem cölner Dome zusah, wie man die schwarz verhängten Altäre und Bilder der Trauer zu entkleiden und festlich zu schmücken anfing, während auf der Orgel die Probe einer glorreichen Auferstehungsmesse gehalten wurde. Oefter aber versetzte es mich in dieselbe wundersame Stimmung, die mich einmal ergriffen, als ich an einem stürmischen Tage — mitten im Getriebe hastig durcheinander laufender Geschäftsleute aus der engen Straße den Blick emporgerichtet, und es mir nun vorkam, als schwebe ein blumenumkränztes Duftgewölke dahin, auf welchem in zauberischen Gruppen holde Genien ruhten, die, den ewigen Gesang der Sphären wiederholend, des Himmels Frieden auf die Erde zurückbringen möchten.

Ja, liebe Freundin! auch der Sänger unsers Lairnbreviers schwingt die Palme des Friedens, und möchte jene selige Eintracht, die so lange nur in dem Wandel der Gestirne wahrzunehmen war, auch in den Herzen, im Geiste der Menschen wieder hervorrufen. Und dieses Streben gerade ist es, durch welches, — mehr als durch eigentlich künstlerische Vollendung seiner Werke, unser Dichter nur durch einen Hinblick auf die Geschichte der Menschheit selbst und ihrer Poesie wahrhaft gewürdigt werden kann.

Als im urweltlichen Morgenlande die nahverwandten, göttlichen Geschlechter der Kurus und Pandus um die Erbfolge stritten, trat in Menschengestalt der höchste Gott zwischen sie und erinnerte daran, wie Alles in Ihm urstände, von Ihm lebe und in Ihn zurückgehe, und Bhagavad-gita heißt sein unsterblicher Friedensgesang.

Aber kampflustige Stämme zogen in die Fremde, und das einige Weltall schied sich in sterbliche Menschen und unsterbliche Götter. Doch verkehrten noch Diese mit Jenen, und Homer bewahrte der Nachwelt das Gedächtniß ihres gemeinsamen Lebens.

*) In der gesammten Reihe der Briefe des Verfassers: der Neunte.

**) Berlin, bei Veit u. Comp. 2 Bde. 8. 1835.

Digitized by Google

Immer weiter indeß entfernte die Menschheit sich von der göttlichen Heimath, und, des gemeinsamen Ursprungs vergessend, zerfiel sie mit sich selbst und der Gottheit. Auf ewig auseinander fuhren Himmel und Hölle; nur Selbstkraft und Kriegsmuth erstiegen Walhalla, nur Selbstzerknirschung und Schmacherduldung den Himmel; zwischen Natur und Gnade, zwischen Gott und Satan kämpfte, zitterte, sündigte, büßte, glaubte oder verzweifelte der Mensch, — und die Nibelungen und Dante's Divina comoedia bezeugen uns den ungeheuren und unversöhnlichen doppelten Zwiespalt der mittelalterlichen Welt.

Aber schon erhob sich mit Macht das nationale Element, zurück wandte der Geist sich zur classischen, hinaus zur ewig jugendlichen Naturwelt, im eigenen Herzen fand der Mensch das Bedürfniß unbeschränkbarer Versöhnung des gottentstammten Universums. So trat ein heiliges Befriedigungsstreben der unversöhnlichen Feindschaft gegenüber; die Eintracht bekämpfte den Haß und —

„So wird bei wiederholtem Lieben
Der Krieg vom Himmel ausgetrieben*)."

Noch einmal wurden auf gewaltiger Harfe zugleich Hermann und Messias, Walhalla und die Hölle poetisch restaurirt; aber die Harfe zerbrach im Abschiedssturme der alten Zeit, und ein deutscher Frühlingsbote ließ das göttliche Friedenswort ertönen:

„Diesen Kuß der ganzen Welt,
Und die Höll' (soll) nicht mehr sein."

Des ewigen Hasses Stachel war zerbrochen, und von allen Seiten, aus allen Höhen und Tiefen drängten sich nun die alten Feinde herbei, um sich versöhnen zu lassen von dem befreienden Liebesgeiste der neuen Zeit.

Von ihm mit unsichtbarer Hand geleitet, hat Göthe seine glorreiche Bahn durchschritten; Novalis und Rückert haben jubilirend seine Ankunft verkündigt, aber mit vollem Bewußtsein, mit ganzer Seele und ganzem Herzen hat Schefer sich seinem Dienste gewidmet:

„Daß Frieden — aus dem Born des Alls gefloſſen —
Auf alle Welt durch ihn zurücke fließt!" **)

Dies, meine theure Freundin, ist die Stelle, welche ich, Alles reiflich überlegend, dem Sänger des Laienbreviers in meiner Weltanschauung einzuräumen mit Freuden mich genöthigt finde, und versuchen will ich nun, mit des Dichters eigenen Worten Ihnen die leitenden Ideen desselben vorzuführen, damit Sie selbst urtheilen mögen, ob ich zu leicht mich habe nöthigen lassen.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Aus Knorr von Rosenroth's Uebersetzung der Metra in des Boëthius' Schrift de consolatione philosophiae.
**) Laienbrevier. II. S. 83.

Dampfrede über den Dampf.

Humoristische Vorlesung von Dr. G. Ritter von Franck.

(Fortsetzung).

Bei Savary's künstlichen Wasserwerken fallen mir unwillkürlich die vielen gekünstelten Werke unserer unzähligen Wasserpoeten ein, und sie führen mich auf den Gedanken, ob es denn nicht einstens gelingen werde, mittelst Dampfmaschinen derlei Wasserwerke zu dichten. Wenn man Dampfmaschinen überhaupt zum Schmieden verwenden kann, warum nicht auch zum Verseschmieden, um so mehr, da unsere modernen Poeten sich und ihre Werke in einen Nimbus hüllen, der wohl dem Wasserdunste vergleichbar ist, und auch die Räucherungen, welche befreundete Literatoren sich gegenseitig spenden, bei Dampfmaschinen nicht vermißt würden. Schon jetzt werden Papiermühlen und Buchdruckerpressen durch Dampf getrieben. Da uns der Dampf nun die Hauptsachen, nämlich ein schönes Papier und einen zierlichen Druck, liefert, warum sollte er nicht auch das präsiren können, was zwischen diesen beiden Functionen liegt und auch keine Hexerei ist, ich meine etwas Prosa oder Reime? Wie viel tausend Hände wurden in Deutschland erspart, die man zu nützlicheren Arbeiten verwenden könnte! Ein deutscher Scribler ist das unnöthigste Hausthier, denn er bellt zur Zeit der Siesta, winselt, wenn er hungrig ist, und stiehlt wie eine Katze von fremdem Ideenreichthume. Verlegt er sich aufs Recensiren, so knurrt er Alle an, die ihm den Köder nicht reichen, und beißt Alle, die nicht zum Hause gehören. Ließe sich ein solches Thier nicht füglich durch eine Maschine ersetzen, oder eigentlich durch zwei, man müßte eine Lob- und Tadelmaschine haben. Herr N. war gestern nicht bei Stimme, Madame N. war den Anforderungen ihrer Rolle nicht gewachsen, Herr X. wußte seinem Charakter nicht die gehörige Würde zu verleihen, Madame X. war nicht in ihrem Fache beschäftigt ꝛc. — Dies wären die stereotypen Patentfloskeln, wie sie in gehöriger Zahl in der Tadelmaschine vorräthig sein müßten. Herr N. leistete wie gewöhnlich Vorzügliches, Madame N. genügte, Herr X. wirkte, trotz einer merklichen Heiserkeit, kräftig mit, Madame X. entsprach den Anforderungen der Kenner, Ma-

Digitized by Google

dame B. bewährte ihren alten Ruf ꝛc. .... Dies wären die Typen für die Lobmaschine. Könnte eine aus solchen Floskeln bestehende Recension nicht eben so gut durch eine Dampfmaschine erzeugt werden? Auf eine ähnliche Art ließen sich wohl auch Romane und Gedichte fabriciren. Ich lese schon im Geiste den leipziger Meßkatalog vom Jahre 1900, und sehe angekündigt: funfzig neue Dampfromane, mit niederem Druck erzeugt, oder zwei tausend neue Dampfgedichte mit hohem Druck erzeugt. Es werden zwar schon heut zu Tage Gedichte durch hohen Druck erzeugt, aber diese Gedichte sind nur Volkshymnen. O, was ließe sich alles noch durch Dampfmaschinen verrichten! Wie leicht könnte man unsere Administrationen durch Dampfmaschinen ersetzen. Eine Savary'sche Dampfmaschine besteht aus zwei Theilen, aus dem Druckwerke und aus dem Saugwerke. Die Unterthanen würden da gewiß gehörig gedruckt und ausgesogen! Statt der Herren Administratoren würde der Kessel gespeist, was viel wohlfeiler wäre, und da bei einer Dampfmaschine alle Reibungen vermieden werden, so ist sie gewiß dem Dienstpersonale vorzuziehen. Ach, wie weit ist das Feld, das den Dampfmaschinen noch offen steht! Wie schön wird es sein, wenn auf der Eisenbahn des Rechtes einst das Dampfverfahren eingeführt sein wird! Denn daß der Dampfproceß gewiß kürzer sein wird als die gewöhnlichen Proceße, daran ist kaum zu zweifeln. Zwar wird den Clienten auch jetzt schon durch ihre Rechtsfreunde zuweilen tüchtig eingeheizt und ein Dunst vorgemacht, aber selten ist es, daß die Clienten dabei gut fahren. Viele dieser Rechtsfreunde kommen mir vor, wie jene Landkutscher, die alle Augenblicke einkehren, um Wasser oder Heu zu geben, oder des Schmierens wegen, und dadurch zur Verzweiflung der Passagiere die Reise in die Länge ziehen. Dies wäre beim Dampfverfahren nicht zu befürchten. Wohl sprechen sehr neue Erfahrungen dafür, daß auch ein Dampfwagen stecken bleiben könne, wenn er auf zu weichen Boden kommt, allein auf der Eisenbahn des Rechtes wäre kein weicher Boden zu besorgen. Wenn nun vollends auch unsere Theater durch Dampf getrieben würden, um wie viel weniger Langeweile hätte man da zu erdulden. Da wäre kein Beispiel, daß eine Coulisse oder ein Schauspieler stecken bliebe. Freilich müßte dann auch eine Maschine erfunden werden, welche den Schauspielern die Rollen eintrichterte. Beweist uns nicht schon unser jetziges Theaterwesen, daß dies nicht unmöglich wäre? Was setzt heut zu Tage die ganze Theatermaschine in Bewegung? Was erregt bei Hamlet das wogende Meer der Zweifel und macht ihn zum großartigen Syllogisten? Was treibt die bleiche Ophelia zum feuchten Grabe hin? Was zaubert auf die Lippen des greisen Lear den gräßlichsten aller Flüche? Was ist's, das des Narren Mund mit körnigem Witze ausstattet? das die gräßlichsten Pläne reifen macht im Kopfe des tückischen Franz Moor, und der Liebe süße Himmelstöne hinzaubert auf Thekla's jungfräuliche Lippen? — — der Hauch des Souffleurs; — denn das werden mir meine freundlichen Hörer wohl zugeben, daß der Schauspieler oft beim Anfange des Stückes keine Ahnung von dem hat, was mit und in ihm bis zum Ende der Vorstellung vorgehen wird.

(Der Beschluß folgt.)

Bücherschau.

**Spaniens Schicksale der neuesten Zeit, oder: Geschichte Spaniens seit der Rückkehr Ferdinands VII. 1814 bis zur Einberufung der constituirenden Cortes. Von ***r. Leipzig, 1836. Fest'sche Buchhandlung. 8. S. 266.

Mehr als jedes andere Land nimmt jetzt Spanien die Aufmerksamkeit in Anspruch. Aus einer langen traurigen Passivität ist dieses Land plötzlich herausgetreten auf den Schauplatz der Welt, thatkräftig und handelnd, die Geschichte anspornend und die Schmach rächend, die dem Lande und der Menschheit in seinen Grenzen zugefügt wurde. Die allgemeine Krankheit der Jungfrau Europa ist in ihrem bolden Antlitze zum Ausbruch gekommen, und es wird sich bald zeigen, ob die homöopathischen Mittelchen des Juste-milieu die Krisis beschwichtigen und verhüten können, daß der ganze Körper ergriffen und von einem tüchtigen Fieberfrost durchschüttert werde. Eine Geschichte Spaniens seit 1814 ist daher gewiß eine willkommene Erscheinung, wofern sie den richtigen Standpunct zur Beurtheilung der dortigen Verhältnisse darlegt und uns in den Stand setzt, die jetzigen Begebenheiten in ihren Keimen zu erkennen und als natürliche und nothwendige Folgen früherer Ereignisse zu betrachten. Dazu gehört aber, neben der genauen Kenntniß und treuen Darstellung des Geschehenen, ein reiferes Urtheil und eine weitergreifende philosophische Würdigung der Thatsachen und Verhältnisse, als der Verf. des obigen Werkes beurkundet hat. Das Buch besteht aus einer Sammlung von Zeitungsartikeln die mit einem dünnen Bindfaden eigner Reflexion aneinander gereiht und zusammengestellt sind. Der Verfasser hat recht fleißig gesammelt und sorgfältig geordnet, so daß die Begebenheiten ziemlich vollständig und in richtiger Folge an uns vorübergehen; aber es wird kein Gesammtbild daraus, der Geschichtscharakter fehlt und besonders die individuellen Züge der Koryphäen — nicht unwichtig in einer Specialgeschichte — verschwimmen gänzlich. — Für denjenigen jedoch, der sich mit den Ereignissen der letzten 20 Jahre bekannt machen, oder dieselben recapituliren will, ist das Buch recht zweckmäßig. R. B.

Correspondenz.

Aus Paris. (Fortsetz.)

[Börne's Journal.]

Inzwischen will ich nicht den Ansichten in den Weg treten, die Börne im Prospectus seines Blattes als Basis der künftigen Lieferungen aufstellt. Er hat, wie in frühern Tagen, und mit eben so schönen kräftigen Worten — um so schöner, da sie französisch noch schön sind — darzustellen

Digitized by Google

gesucht, daß die Sprachverwirrung, die in die Welt kam, der größten bürgerlichen und moralischen Uebel Ursach und daß nichts dem Menschen im gesellschaftlichen Zustande mehr zu vollbringen unmöglich sei, sobald diese Menschen aufgehört haben, Engländer, Franzosen, Deutsche und Italiener zu sein. Von den Russen ist nicht die Rede, sie gehören nicht in das Mautbsystem der Civilisation, auch nimmt der Kritiker ausdrücklich die Sprachlehrer, die Dolmetscher und den deutschen Adel aus, in der Meinung, dieser Letztere werde es für schicklich halten, die Sprache Jedermanns zu reden und eine plebejische Orthographie zu lernen. Auf dieser Wendung erwischte ich gleich den alten frankfurter Publicisten wieder beim Rockschoß.

Ich übersetze die folgenden Stellen als mir aus der Seele geschrieben:

„Es gibt in der Werkstätte der Menschheit, der Erde, zwei Völker, denen die Vorsehung augenscheinlich das Geschäft übertrug, die Arbeiten der anderen Völker zu leiten, ihnen ihr Tagewerk anzuweisen und das Salair zu bezahlen. Diese Völker sind das französische und das deutsche. Jenem wurde die Direction der praktischen, diesem die der theoretischen Arbeiten, der Wissenschaften und Speculationen übertragen."

Weiter unten:

„Es ist das Bestreben der Franzosen, das alte Gebäude der Gesellschaft zu zerstören, den Platz zu reinigen und das Terrain zu ebenen, und es ist das Bestreben der Deutschen, auf diesem Platz das neue gesellschaftliche Gebäude zu begründen und auszuführen. Eben darum war und wird Frankreich in den Freiheitskriegen immer an der Spitze der andern Völker stehn, während Deutschland auf dem darauffolgenden Friedenscongreß einzig und allein das Vorsitzrecht anspricht."

Wenn er später von der socialen Verschmelzung Deutschlands und Frankreichs redet, versteht sich ohne dieserwegen einen Thron umzustürzen und die verschiedenen Reiche und Reichlein zu attakiren, wenn er sagt, es müsse schön sein, ein Heer von zwei so großen Nationen wider Einen Feind auf dem Schlachtfeld — ich will sagen auf dem Schlachtfeld zu sehen, darauf einst unsere Väter sich würgten, da fuhlr er sich plötzlich ans Herz, macht einen Knopf nach dem andern auf und ruft: „J'aime l'Allemagne plus que la France, parce qu'elle est malheureuse, et que la France ne l'est pas." Wie mich diese Exclamation beim Schopf nahm, das kann ich Ihnen gar nicht sagen. Aber sie nahm mich beim Schopf und nicht bei der Hand. Das mag sie bei den Doctrinairen versuchen. Ich habe Ihnen aber gesagt, daß der Herausgeber der Wage bei Tallenrand ein wenig Unterricht nahm und sich so viel als möglich fashionable costumirte — der Umgebung wegen. Er ist ein Bär, der tanzen lernte, aber allerwege ein Bär vom besten polnischen Schlage. Der Beweis hierzu findet sich auf der nächstfolgenden Seite, wo gesagt wird:

„Deutschland bildet die Bergkette, welche die Civilisation von der Barbarei, die Franzosen von den Kosacken trennt. Ihr behauptet, Frankreich liebe die Republik nicht, wohlan, ich behaupte, es liebe noch viel weniger die Kosacken —."

Von der Politik geht Börne auf die Literatur der beiden Völker über und fällt einige geistvolle Sentenzen. „Die Deutschen," sagt er unter Anderm, „bilden blos eine Nation durch ihre Literatur, ihre Literatur diente der Politik als Luftloch, wodurch sie in einer gewissen Temperatur erhalten wurde" — und so weiter. Er parallelisirt darauf die beiden Literaturen und findet, daß die deutsche doch bei weitem die interessantere sei, schon darum, weil hüben jeder Schriftsteller aparte Schönheiten und Fehler, hier aber ein Einziger den Esprit und die Folie von Allen habe. Er sagt dies freilich nicht so gerade heraus, wie ich es jetzt thue (aus Ursache der oberwähnten Moderation), allein er wollte es doch unfehlbar sagen. Zehn Mal habe ich Gelegenheit gehabt, sein Urtheil zu bestätigen, ich habe es sogar schon im voraus gethan, wie Sie wissen können. (D. B. f.)

Notizen.

[Heine fraternisirt mit den Saintsimonisten.]

Wie wir eben direct aus Paris hören, hat Heine sein französisch erscheinendes Werk über Deutschland dem Pater Enfantin dedicirt. Dieser hat aus Aegypten ein Erwiederungsschreiben an ihn gerichtet, das in Paris im Druck erschienen ist, aber nur in sehr wenigen (etwa hundert) Exemplaren circulirt. Der Correspondent, der uns dies meldet, ein junger Franzose, der früher einige Jahre in Leipzig lebte, hat Enfantin's Schreiben dem seinig n beizulegen leider vergessen.

[Siebold's japanisches Museum in London.]

Ueber dies Museum enthält die, wohl nur Wenigen unserer Leser zugängliche, „Regensburger botanische Zeitung" aus der Feder eines Reisenden folgende interessante Notiz: „Es gibt wohl nichts dem Aehnliches, was in den drei Sälen aufgestellt ist, welche die monographisch geordneten Schätze, die Herr Siebold aus Japan mitbrachte, enthalten. Man sieht sich versetzt in alle Erfindungen, Sitten und Gewohnheiten, in Kunst, Wissenschaft und Industrie eines Volks, das uns bis jetzt so fremd wie der Mann im Monde war. Von der Toilette der Damen geht man über in die Werkstätte des Handwerkers, von den goldenen Pagoden und Schulen in eine Waffenkammer, und, damit nichts fehle, sind ganze Straßen in verjüngtem Maßstabe mit ihren Waarenbuden, Götzentempeln und Lusthäusern aufgestellt; sie sind an Ort und Stelle von den Japanesen selbst verfertigt worden, was der größte Bürge für ihre Aechtheit ist, denn es gibt keine gewissenhafteren Arbeiter und Nachahmer als die Japanesen, welches vorzüglich an der Aehnlichkeit von bekannten Portraits zu erkennen ist, die sie copirten. Wem alle diese plastischen Darstellungen nicht genügen sollten, der findet in einer endlosen Reihe von Zeichnungen und Gemälden, was ihm noch zu wünschen bleiben durfte, Schlachten, Wettrennen, Aufzüge sind auf großen Rollen dargestellt, die sich nach und nach dem Auge entwickeln. Ein eigner Raum enthält eine japanische Bibliothek; Schul- und Gesetzbücher; mathematische Abhandlungen füllen, größtentheils mit Zeichnungen versehen, diese Schriften. Ein viertes Zimmer füllt endlich eine Sammlung japanischer Kleidungen, Waffen und Utensilien, die Herr Dr. Siebold aus Rußland mitbrachte, und die sich wesentlich von jenen der Gegenden unterscheiden, die dieser Reisende selbst besucht hat, und hier befindet sich auch das Herbarium, welches wohl nur Neues enthalten mag; die Abwesenheit des Eigenthümers verschloß mir seine Schätze. Die wissenschaftliche Welt darf sehr bald auf eine Mittheilung aus diesen Sammlungen hoffen, da Herr Siebold sein Werk über Nipon im Hause bearbeitet, und dort zeichnen und drucken läßt, wo diese schöne Aufstellung alles versinnlicht und in das Gedächtniß zurückruft. — Wie lebhaft man durch eine solche ethnographische Sammlung, von der alles nicht Dahingehörende zurückgelassen, in ein fremdes Land versetzt wird, empfand ich, als ich auf die Straße trat, denn ich glaubte in einer der Gassen von Jedo zu wandern, so lebhaft war meine Phantasie von dem Gesehenen ergriffen; übrigens wird man auch mit ganz nüchternem Kopfe in Holland durch Vieles an China und Japan erinnert, die vielen Pagoden und Chiosken nicht zu erwähnen, die man in allen Gärten findet." F. W. L.

Digitized by Google

Zeitung für die elegante Welt.

Sonnabends — 27. — den 6. Februar 1836.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Dampfrede über den Dampf.

Humoristische Vorlesung von Dr. G. Ritter von Franck.

(Beschluß.)

Ein leiser Hauch also ist es, der auf der Breteewelt heut zu Tage Alles in Bewegung setzt; dieser Hauch ist doch eigentlich ein leichter Dunst, ein feiner Dampf, und was ist dieser im Vergleiche mit einer Dampfmaschine? Wie viele Stücke bietet uns übrigens die neuere Zeit, welche blos durch Pferde gehoben werden, wie wirksam wäre da zum Beispiel eine Dampfmaschine mit der Kraft von 50 Pferden? Doch dies Alles sind jetzt noch pia vota, und wir haben Ursache, vor der Hand mit dem zufriedeu zu sein, was der Dampf jetzt schon leistet. O, er ist ein Tausenokünstler! Er läßt sich beim Kochen, bei Brauereien, Brennereien und Zuckersiedereien veewenden, er zerschlägt Steine, setzt Dreschmaschinen in Bewegung, kann einladen, aufladen, fortziehen und heben, er setzt Gebläse, Walzwerke, Drehwerke, Bohrmaschinen, Spinumaschinen, Weberstühle, Kattundrnckereien uud noch unzählige andere Dinge in Bewegung. Doch ist er bei allen diesen Geschäften sehr gewissenhaft und discret: er kocht, ohne Unheil auszukochen, er siedet, ohne Frennde abzusieden, er zerschlägt nur Steine des Anstoßes, zerschlägt sie überdies nicht, um sie auf seine Nebenmenschen zu werfen, er bewegt Drehmaschinen, ohne mit der Zunge zu dreschen und ohne selbst ein Flegel zu sein, wenn er einladet, so geschieht es nicht, um zu prunken, wenn er hebt, so erhebt er nicht sich selbst, um andeee zu erniedrigen, seine Dreh- und Walzwerke haben nicht den Zweck, die Wahrheit zu verdechen und eigene Schuld auf Andere zu wälzen, wenn er ein Gebläse in Bewegung setzt, so ist es wenigstens kein Ohrengebläse, wenn er deuckt, deuckt er keine Lügen .... kurz, dee Dampf ist in allen seinen Geschäften sehr discret und achtungsweeth, und könnte in Vielem sogae dem Menschen als Musteebild dienen. Wie viel ließe sich noch über den Dampf sagen! Aber zu viel sagen ist oft gefährlicher als zu wenig sagen, und da ich mich heute mit Dämpfen befasse, so will ich meiner Redseligkeit einen Sordino auflegen und sie dämpfeu. Meine Rede über den Dampf habe ich übrigens auch eine Dampfrede genannt, und meine verehrten Hörer, meine holden Hörerinnen weeden mir diese Benennung eher verzeihen als die Rede selbst; denn die Art der Entwickelung, der lose Zusammenhang und die Leichtfertigkeit in der Behandluug machen diese wohl dem flüchtigen Dampfe ähnlich, der schnell verfliegt und keine Spur zurückläßt. Möchte auch meine Dampfeede keine Spue zurücklassen, möchte sie mich selbst nicht schwärzee machen als ich bin, möchte es dem Dampfe, dee so viel Wohlthätiges und Gemeinnütziges bewirkt hat, verziehen werden, daß er heute eine Vorlesung veeanlaßte, und möchte die verflossene halbe Stunde Alles sein, was man von der Dämpfrede erwartet hat.

Digitized by Google

Der Götter Gunst und Milde zu befragen,
Stieg einst zum Himmel auf der Opferdampf.
Es mußt' ein guter Wind ihn aufwärts tragen,
Zu schlichten mild der Furcht und Hoffnung Kampf,
Den Bruder hat der Bruder einst erschlagen,
Weil seines Opfers Dampf nach Oben stieg,
Und viel läßt sich von Dampfesopfern sagen,
Die man zeither gebracht um Glück und Sieg ....
Da mir nun all' die Opfer würdig schienen,
Versucht ich mit dem Dampf mein Glück — bei Ihnen.

Literaturbriefe an eine Freundin.

Von F. W. Carové.

4.

Leopold Schefer's Laienbrevier.

(Fortsetzung.)

Ich erinnere Sie zuvörderst an des Gottes Worte in jenem urallen indischen Gedichte, dessen ich zuvor gedachte:

— „Die eigne Natur sammelnd, entlass' ich, schaffend, für und für,
Der Geschöpfe Gesammtfügung von selbst; —
An mich geknüpfet ist dies All, wie Perlenreih' am Faden hängt;" —

Und eben dort:

„Von dem der Wesen Ausfluß ist, der ausgespannet dieses All,
Nach seiner Art den anbetend, hin zur Vollendung strebt der Mensch," —
— „Der Wesen Gesammtheit" in sich erst schauend, dann in Ihm, der
„Der Lenker (ist), der Zuschauer, Genießer, Nährer, hohe Herr;
Der Urgeist auch genannt wird — in diesem Leib, der höchste Geist."*)

Und nun beginne ich mit unserm deutschen Sänger:

„Gott selber lebt in diesem Leib der Welt —
Als klarer Geist, lautredend holder Liebe —
Zu seinen Kindern." (II. 170.) Sie, die Liebe, ist „ganz
Die Himmlische; wie Geistern, also Menschen,
Und was auf Erden und im Himmel lebt,
Ist Sie der Eine Geist im großen All',
Und Eine Seligkeit gewährt sie Allen!" (II. 292.)
Sie — „macht die ganze Welt lebendig;" (I. 144.)
— — — — „ohne Liebe
Fällt dieses große Haus der Welt zusammen,
Ein jedes kleine Haus und jedes Herz." (I. 182.)
So ist denn auch „nur Eine Ruh vorhanden, —
Die stille Kraft des Geistes ist sie,
Der in der Welt, doch über aller Welt
Festschwebend, alles Uebel niederhält, —
Und rein die Liebe walten läßt." (I. 175.)
— Göttliches zu hören und zu schauen,
Ist aber leicht — „dem,
Der den als Sich erkannt, der in ihm Mensch ist." (II. 28.)
Aber nicht ein Einzelner, sondern
„Nur die Menschheit ist der Mensch," (II. 23.)
Und sie „soll Ein Mensch sein,"
Wie Christus, „als Er. Der Sohn des Gottes. Gott."
„Wer Einem ein Glas Wasser reicht, der hat
Es Gott gereicht. Wer's ihm verweigert, hat
Gott dürsten lassen, — der nach Liebe dürstet." (I. 168.)
Und „wie viele Male ließe sich
Noch Christus kreuzigen, um nur noch Einen,
Den letzten Menschen, den verlorenen Sohn,
Zu retten, seine Seel' und seinen Leib!
Drum spreche keiner nur den Namen Christus,
Der nicht versuchen will, auch so zu leben, —
Und Jedem Jegliches so hinzugeben!" (II. 314.)
Siehst du aber „Götterkirchen zerfallen," so klage nicht;
Denn der sie einschmilzt, ehret Dich; und Dir
Und Sich errichtet er das neue Werk." (II. 124.)

So folgte auf die Verbote Mosis erst die Bergpredigt, und mit ihr erst

— „Thun sich der Liebe Pforten auf;
Denn von dem Berge bis in jede Hütte —
In jedes Herz — in jedes reine Brautbett —
In jedes Wort — ist wieder weit, weit, weit.
Dann fangen erst der Liebe Tiefen an,
Die unaussprechlichen, und nach dem Schaffen
Der Liebe — dann kommt erst das Leben selbst,
Das Menschenwürdige, das Reine, Schöne,
Das Himmlischfrohe auf der alten Erde."
(II. 351.)

Und — „die Menschheit, —
Schon auf dem Weg zur Freiheit, weil sie reiner
Und edler denkt, und wahrer schaut und lebt —
Ist auf dem Weg ins Reich der Schönheit, das
Auf Erden einst erblüht; denn Leibesschönheit
Ist nur der Abdruck inn'rer Seelenschönheit." (I. 60.)
„Nur Einen Feind noch hat der Mensch auf Erden,
Den Größten, — seinen Ersten und den Letzten!
— Es ist des Menschen Bruder ... der Mensch.
Und diese Feindschaft löset nur das Wort:
„Ein Jeder ist des Gottes Kind, und Gott
Gibt Ihm" — und „gibst du Menschen, gibst du Gott!"
(II. 81.)
— Drum lern' den Einen Spruch:
„Sei göttlich; denn du bist im Haus des Gottes!
Sei gut, sonst bist du abscheuwerth und elend!
Ein Jedes sei mit Freude, was es ist;
O, Mensch, so sei mit Freude auch ein Mensch!" (II. 366.)
„Die Erd' ist nur ein Ruheplatz des Geistes,
Der in dem All' mit heil'ger Liebe schwebt;

*) Bhagavad-gita IX. 8. VII. 7. XVIII. 116. IV. 35. XIII. 22. (nach Wilh. v. Humboldt's Uebersetzung.)

Digitized by Google

Um Gottes willen alſo iebe göttlich,
Und ruhig, liebevoll, in Seligkeit." (II. 289.)

Denn „wer ſchon jetzt im hellen Licht der Sonne
Das Große denkt, das Heilige empfindet,
Dem iſt die Sonne, iſt die Zeit entſchwunden,
Und göttlich ſteht er in der alten Nacht,
Im Zaubergianz der großen Geiſter alle,
Im warmen, friſchen Urquell ſelbſt des Gottes." (I. 71.)

„Gedanken ſterben nicht. Biſt du Gedanke
Geworden, Gönnen, Lieben, — ſage, biſt du
Dann nicht der Geiſt, an den die Welt ſich hält,
Die Menſchrit, und — auch dort der Abendſtern?" (I. 74.)

„Willſt aber du ſchon hier ein Wunderbares,
Ein Göttliches beſitzen, wie der Menſch
Nur Etwas je beſitzen kann, ſo bilde
Dir ein, nein, ſiehe, glaube, ſage laut:
„Die ganze Welt gehört dem Gotte, was ich
In meinen Händen halte, das iſt alles
Aus ſeinen Händen." (I. 103.) — —

Und „iſt der ſanfte Geiſt in dich gezogen,
Der aus der Sonne ſchweigend großer Arbeit,
Aus Erd' und Lenz, aus Mond- und Sternennacht
Zu deiner Seele ſpricht, — dann tudſt auch du,
Vollbringſt das Gute und erſchaffſt das Schöne
Und gehſt ſo ſtill auf deinem Erdenwege,
Als wäre deine Seel' aus Mondenlicht,
Als wärſt du Eins mit jenem ſtillen Geiſt." (I. 17.)

So erkenne denn „der Gotthrit Geiſt,
— Der eben waltet, der auch das nur
Mit ſelbſtbeſchränkter Allmacht erſt hervorbringt,
Wos er vollenden will, und dieſem Willen
Gemäß nur kann. Erkennſt du dieſen Geiſt,
Dann rechne du da draußen überall
Auf ihn, und drinnen in der eignen Bruſt!
Und wiſſe klar: er rechnet auch auf dich.
„Und haſt du lang' das Gute ausgeübt,
Dann haſt du ſelbſt in dir den Gott erfahren; —
Du trägſt des Vaters Bild, das in dir leuchtet, —
Dann über die Geſtirne hoch hinauf, —
Und knüpfſt die ſchöne Welt und dich an Ihn;
Du leiteſt Alles von ihm her und führeſt
Auch Alles wiederum zu ihm zurück.
Er war es, der dich ſelbſt in dir gefunden!"
(I. 31. 32.)

„So hält ein Knabe wohl der Roſſe Zügel —
Und glaubet ſeinen Vater ſtolz zu fahren, —
Indeß Er hinter ihm die Zügel hält,
Dem Kind unmerklich, — daß es fröhlich fahre!" (II. 71.)

(Der Beſchluß folgt.)

Correſpondenz.

Aus Paris. (Beſchluß.)

[Die Araber und Auber's neue Oper „Aktäon."]

Wer nicht in Afrika war, kann an der Porte St. Martin ziemlich vollſtändig der Araber Localität und Sitten ſtudiren. Die Decorationen ſind naturgemäß von Molern entworfen, die den Atlas bereiſten, die Coſtüme wurden modellirt nach den beſten Muſtern; die Farbe, die Sitten, die Mimik der Beduinen, Alles iſt Imitation nach Originalen. Endlich ergänzen dieſe Letztern die Darſtellung durch ihre poſſierlichen und geſchmeidigen Figuren, die nach und nach brauchbare Figuranten wurden und ihre Stichworte verſtehen lernten. Spielen, Tanzen, Schießen, das ſind die angenehmſten Beſchäftigungen für dieſe Leute; ſobald ſie weder ihnen noch dem Riſotto obliegen, der ihre Hauptnahrung bildet, kreuzen ſie die Beine und ſchlafen. Ich kenne ein ganzes civiliſirtes Volk, das dieſelbe Gewohnheit hat, das aber jetzt ausgeſpielt, ausgetanzt und ausgeſchoſſen hat. Dies Volk wohnt aber nicht an der Porte St. Martin, ſondern an der Porte de l'Allemagne.

Auber hat eine neue Oper geſchrieben, Auber und Scribe verſteht ſich. Dieſes Werkchen erhielt ſein Daſein durch die Flucht einer Sängerin, die man bis dahin die Primadonna von Paris nannte. Madame Cinti Damoreau ließ ſich für Geld und gute Worte bereden, die Académie de musique mit der Opéra comique zu vertauſchen und ſich ein neues Repertoir und eine neue Anbeterclaque zu bilden. Es ſcheint, die alte der großen Oper war etwas flau geworden.

Ich will einer ſchönen Sängerin nichts Böſes nachſagen, Gott behüte, dazu habe ich zu viel Gefühl, am allerwenigſten der tapferen Cinti, meiner alten Lorgnettegeliebten. Die holde Frau ſingt wie keine, ausnehmend gefällig, unendlich melodiös und ſicher, und ſie ſpielt dazu à merveille, wie eine Vaudevillenactrice, vielleicht beſſer noch. Alles was ich zu bemerken habe, geſchieht ex officio und im Intereſſe des Publicums, das ſich über die Capricen der Donna beklagte und einen größern Wirkungskreis für die bisher in Schatten geſtellte Dem. Falcon reclamirte. Ich denke, es wird der ſchönen Italienerin nichts verſchlagen, daß wir ihre Nebenbuhlerin dito verehren, über Alles verehren, ſie hat ja doch ihr Theil Ruhms ſchon zehn Jahre weg.

Als die Falcon vor vier Jahren zuerſt auftrat und ich als momentaner Pariſer ſie hörte und ſah, gefiel ſie mir ſo unbeſchreiblich wohl, daß ich drucken ließ, ſie ſei der leibhaftige gute Genius (die Alice) des Meyerbeer'ſchen Robert. Dieſe neue Paſſion für die ebenſo anſpruchloſe als herzliche und, wie man ſagt, unſchuldige Sängerin hat bis dieſen Augenblick zugenommen — verſteht ſich ganz unbeſchadet der adorirten Cinti, die für den comte Ory und „die Bayadere" gemacht iſt.

Was nun die Operette betrifft, die viel Beifall fand, ſo wird Niemand in Abrede ſtellen, daß der Dichter eine poſſierliche Idee und der Componiſt darin einen Gedanken hatte, der ſich mit Geſchmack orgeln läßt, Beweis, daß ſogar Mad. Cinti denſelben liebgewonnen. Mit einem Worte, es iſt eine coquette, faſhionale Muſik in dem Aktäon, und eine Sängerin, die auch etwas coquett iſt, kann damit ihr Glück bei den nervenſchwachen Perſonen unſres Geſchlechts machen.

Scribe träumte, in Palermo wohne ein Conte, der eine ſchöne Frau und eine ſchöne Schwägerin habe, der Conte ſei aber ſo eiferſüchtig auf ſeine Hälfte, daß er allen männlichen Weſen den Zutritt ins Schloß verböte, einen blinden Zitherſpieler ausgenommen, den die Schlauheit der Weiber erfand. Dieſer Zitherſpieler iſt ein verlarvter Baron, der Gelegenheit ſucht, zu ſeiner Dulcinea — der obbeſagten Schweſter der Gräfin — zu kommen. Bis dahin nichts von Diana und Aktäon. Dieſe bilden das Finale und ſind beſtimmt, der Intrigue etwas Piquantes zu geben.

Wie wär's, dachte der Poet, wenn wir die Conteſſa zum amüſanten Zeitvertreib die mythologiſche Geſchichte des Aktäon malen ließen, der die keuſche Göttin im Bade überraſchte und für dieſen Frevel in einen Hirſch verwandelt wurde. Dieſer Umſtand gäbe Gelegenheit, eine Gruppe von Nymphen, die Schwägerin des Grafen als Modell ihrer Kö-

Digitized by Google

nigin und den vorgeblichen blinden Baron als Aktäon aufzuführen.

Scribe hat oftmals solche Einfälle zwischen Schlaf und Wachen, zwischen zwölf und ein Uhr. Er fixirte diesen und schlaß die Scene wie einem qui pro quo, wozu der Page als Cicisbeo die Hand bietet. In dem Augenblicke der Position, der die Geliebte den Blicken des Quasi-Aktäon in einem transparenten Nymphenkleide Preis gibt, mischt sich die Eifersucht ins Spiel. Der Baron bemerkt einen eingeschlichenen Pagen und ruft: „Il y a quelqu' un," worauf der Olymp davon läuft und der Graf herbeikommt, Geschicklichkeit zu üben. Das Urtheil lautet auf stündliche Verheirathung Dianen's mit Aktäon, die dadurch viel glücklicher werden als die gehofmeisterte Malerin, deren Tableau unvollendet bleibt.

„Il me faut un nouveau Actaeon," sagt sie schließend und voll Ironie. Darauf explicirt der Herr Gemahl: „Soyez tranquille, vous en aurez un."

Ein neuer Witz über die alte Hahnreischaft. Mit der Ouvertüre war Auber der alte, niedlich, kitzelnd, zum Tanze reizend. Die Cinti wurde mit Beifall gedrückt, gerufen und mit Kronen und Blumenkränzen beworfen. Victor Lenz.

Notizen.

[Fürst Pückler.]

Fürst Pückler war sein Neujahr in Corfu. Von dort ist er bereits nach Athen abgereist. Zu Anfang Sommers gedenkt er wieder nach Muskau zurückzukehren, um sich zu einer größern Reise zu rüsten. Vielleicht will er, um einen neuen Anlauf nach dem Orient zu machen, zuvor seine Geldkräfte im muskauer Schlammbade stärken. Ein Weltgang ist keine Kleinigkeit.

[Shakspeare als Kaminröhre.]

Wenn man ins Drurylane Theater gehen will, und in die Vorhalle tritt, so stößt der Blick zwischen den beiden Statuen Kean's und Garrick's auf die Statue Shakspeare's. Aber wie ist der große Mann placirt! Sein Piedestal ist ein Kamin, worin ein gewaltiges Steinkohlenfeuer brennt. Das heißt auf ächt Englisch, das Nützliche mit dem Schönen verbinden. Der große Dichter bildet gleichsam die Röhre des Kamins, und es ist, als wollte die dankbare Nation, die er einst erwärmte, jetzt ihn erwärmen. Die guten Leute bedenken nicht, daß ihm heiß genug wird, wenn er sich dargestellen sieht. Denn vielleicht werden nirgends seine Werke so verstümmelt und stümperhaft gegeben als in England. 6.

[Der dunkle Leuchtthurm.]

He. Hofrath Rousseau, der zwischen Frankfurt und dem Wilhelmsbad bei Hanau, gleichsam zwischen Rouge et Noir, lebt, gibt seit Kurzem eine Zeitschrift unter dem Titel: „der Leuchtthurm" heraus. Ein schöner, stolzer Name! Ein Leuchtthurm ist bekanntlich ein hohes Gebäude, das auf festem Grund steht, und von der Höhe Licht auf ein bewegtes Meer verbreitet. Ein edler Mann könnte gar wohl einem Leuchtthurm verglichen werden, wenn er, auf festem Charakter ruhend, einen hellen Geist auf seine unruhige Zeit leuchten ließe. Der Redacteur nimmt aber die Benennung seiner Zeitung nicht persönlich, noch weniger egoistisch.

Es ist ein großes Unternehmen: er baut nicht nur den Leuchtthurm mit großer Schrift, sondern besorgt auch das Wasser, über welchem er steht, und die angemessene Dunkelheit, in der eben er leuchten kann. — Im ersten Blatt tritt er gleich mit der ehelich gegebenen Zusage der großten Unparteilichkeit in Beurtheilung der politischen und literarischen Zustände auf. Wer des Herrn Herausgebers Stellung zwischen Rouge et Noir des Lebens kennt, weiß schon, wie es gemeint ist; wer aber den Hrn. R. noch nicht kennt, braucht nur den ersten Aufsatz über die vielbesprochene Rede des Kaisers Nikolaus zu lesen. Wo Hrn. Rousseau's Weisheit leuchten soll, muß es total finster sein. Es ist recht unangenehm, daß He. Rousseau — Herr Rousseau heißt. Man verwirrt sich bei dem Namen alten Angedenkens. Der neue Rousseau hat sich auch selbst noch nicht recht über seine Zeit orientirt. Kaum zurückgekommen von seinen gesammelten Liedern auf die heilige Maria *) scheint er noch nicht recht der Gegenwart anzugehören. 10.

[Aus Dumas' Berichten aus Italien.]

Alexandre Dumas erzählt einige artige Anekdoten von seinem Aufenthalte in Italien. So sah er zu Perugia ein Stück aufführen, das er sogleich für eine Uebersetzung aus dem Deutschen erkannte. Er lobt es sehr und freut sich, ein Werk Iffland's in Italien zu treffen. Es führt den Titel: „Der Mörder aus Liebe zu seiner Mutter." Aus der Erzählung des Inhalts erkennt man sogleich, daß er Kotzebue's „Kind der Liebe" meint, wo ein guter Sohn vor lauter Edelmuth (recht à la Kotzebue) zum Straßenräuber wird. Dumas kennt die deutsche Literatur, das sieht man leicht aus seiner häufigen Benutzung Schiller's und Goethe's, aber bis zur Unterscheidung Iffland's von Kotzebue scheint er es noch nicht gebracht zu haben.

Zu Florenz sah Dumas im Theater Alfieri ein tragisches Melodram: Pia de Tolomei, nach Dante's Episode bearbeitet. Stück und Musik langweilten beide sehr, aber das Publicum, gleichsam den Schatten des großen Dante ehrend, verhielt sich ruhig. Als aber der Vers aus Dante:

Ricordati di me che son la Pia!
(Gedenke mein, denn ich bin Pia!)

in einem Gesangstück sich immer wiederholte, riß einem Zuschauer die Geduld, und seinen Hut aufsetzend, um wegzugehen, sang er während einer Pause gleich nach dem Verse:

Ricordati di me che son la Pia!

in demselben Tone zur Bühne hinauf:

Ricordati di nai ch' andiamo via!
(Gedenke unser, denn wir geh'n davon!)

Dies war das Signal zum allgemeinen Aufbruch des Publicums, und nur leere Bänke blieben zurück.

Hierbei erinnere man sich des bekannten Vorfalls zu Paris, wo ein Zuschauer einen schlechten Schauspieler aus Flandern nach den Worten:

— — amis, quel parti prendre?

aus dem Parterre zurief:

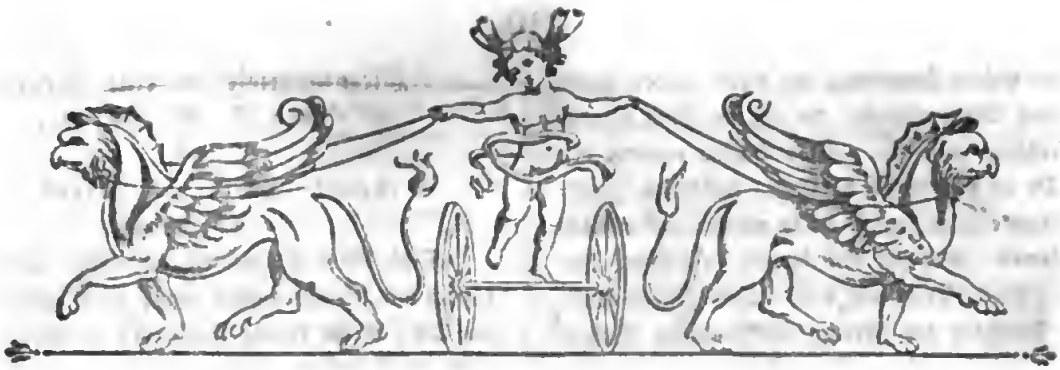
Ami, prenez la poste et retournez en Flandre.

[Wie die Franzosen deutsch verstehen.]

Das Echo britannique erwähnt in einem Aufsatze über das gesellige Leben in Berlin der sogenannten Subscriptions-Bälle, an denen bekanntlich der König nebst seiner Familie persönlich Theil nimmt. Das Journal findet besonders bemerkenswerth, daß auf diesen Bällen keine Uniformen erscheinen, wodurch sie ganz bürgerlich werden. Das soll nämlich heißen: bürgerlich. Auch spricht dasselbe Blatt von andern, weniger vornehmen Bällen, wo die Bürger friedlich beisammensitzen, plaudern, ihr Pfeifchen rauchen und ein Glas Bier oder Schnaps trinken. Soll das etwa Schnaps heißen? 8.

*) Ueber diese interessante Sammlung, bei der He. Rousseau mehr Takt zeigt als bei Beurtheilung der Zeitbestrebungen, berichten wir nächstens. D. Red.

Digitized by Google



Zeitung für die elegante Welt.

Montags — 28. — den 8. Februar 1836.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Die Helgolanderinnen.

Unterhaltungen auf der Nordsee.

Die Sturmwinde dieser grünen, jähzornigen, brausenden Nordsee haben heut Mitleid mit der eleganten Welt, welche auf dem Dampfschiffe: „Elbe", nach beendigter Saison, aus Helgoland zurückkehrt. Der Ocean hat die feineren Sitten der Dampfschifffahrt angenommen, und der schönen, gebildeten Societät, die, von Jahr zu Jahr zahlreicher, in Modefrack und Atlaßkleidern und brüsseler Spitzen seinen Tigerrücken befährt, bemüht er sich sichtlich immer mehr und mehr zu zeigen, daß auch er sich cultivire. So glatt und anständig liegt er heut da, wie ein gebohnter Estrich, auf dem das taktmäßig schwankende Dampfboot mit der Grazie einer Taglioni seine zierlichen Schenkel dahintanzen läßt, und nur zuweilen kräuselt er in einer mehr als mannshohen Welle seine Augenbrauen, wenn ihm der Wind eine schäumende Reminiscenz seiner himmelstürmenden Gigantennatur in die Gedanken bringt. Aber das Wasser bändigt sich vor dem Feuer, und die stille, dampfende Steinkohle zeichnet mit listiger Industrie den sichern Weg über das ungeheure Weltmeer, dessen mächtigste Windsbraut bei weitem nicht mehr so gefährlich ist, als das Platzen jenes Dampfkessels, nach dem dort, in der Mitte des Schiffes, die niedliche, wißbegierige Passagierin hinunterblickt, indem sie aus Mädchenübermuth an den Kohlensäcken die weißen, eleganten Hände schwärzt. Es wird bei dieser auch die Meereswildniß durchschneidenden Civilisation bald nichts Fürchterliches mehr auf der Welt geben! Die industrielle Epoche wird alle großartigen Schrecken der Natur zu einem künstlich ausgeschnitzten Artikel der Technik verarbeiten. Es wird bald nichts Fürchterliches mehr in der gebildeten und gesitteten Welt geben, als etwa die gebildete und gesittete Welt selbst, die mit dem Firniß verkommener Zustände und abgelebter Einrichtungen sich lächelnd bemalt, und deren geschminkter Anblick grauenerregender und schreckeneinjagender ist als der schwärzeste Meeressturm, nach dessen kräftig tobenden Geistern ich mich auf dieser Fahrt vergeblich sehne.

Die Reisegesellschaft hat sich in einzelne Gruppen auf dem Verdecke vertheilt, und von den Sprachen aller Nationen hört man abgebrochene Accente durcheinanderschwirren. Hier und da lehnt ein Passagier mit dem Feenohre über das Geländer und sucht den rothkantigen Felsen Helgolands, der hinter uns immer mehr in die Nebel des Meeres zurücksinkt, noch einmal in der Nähe zu sanhen. Dann erschallt plötzlich ein lautes: Hurrah! am Bord, das einem unten aus der Welle tauchenden Seekalbe gilt, welches Selbstverläugnung genug besitzt, seine ungeschlachte Physiognomie einen Augenblick lang zu zeigen; oder es gaukeln am leichtern Saume der Woge einige gefallsame Delphine vorüber, die durch ein wohllautendes sentimentales: Ach! von schönen Lippen sogleich als Damenlieblinge begrüßt wer-

Digitized by Google

den. Es ist ein wahrer Heroismus von diesen holden Hamburgerinnen und Berlinerinnen, die wir an Bord führen, in die Nordseebäder zu reisen. Das Seebad verdirbt den Teint, wie Du an allen jenen hübschen, rothbrann gewordenen Gesichtern ersehen kannst, die so muthig und erfrischt aus den seltsamen, schwarzen und blauen Taffethüten hervorscheinen. Dieser Teint und diese helgolandischen Hüte, die noch als Trophäen des glorreich überstandenen Wellenbades bei der Rückkehr auf dem Dampfschiffe getragen werden, sind die echten Kennzeichen einer wirklichen Badegastin, bis endlich, beim ersten Schritt ans heimathliche Ufer, der kunstvollere Modehut wieder über die Locken gestülpt wird, und bald auch Stadt- und Gesellschaftsluft die zu starkgefärbte Gesundheit der Wangen wieder bleichen. Einen solchen Hut habe ich als ein Raritätsexemplar für Deine freundliche Schwester mitgebracht, guter Isidor! damit sie uns auf unsern ländlichen Wanderungen an Euren Elbufern darin entzücke und ihn vielleicht in die Mode bringe. Diese echt nationalen Hüte der Helgolandsinnen, die schon früher Urzeit entstammen und dort von den meisten Mädchen getragen werden, bestehen aus nichts mehr und nichts weniger als aus einem Bogen dünner Pappe, zu einer länglich schmalen Hutform gedreht und mit einem Stück Taffet oder sonstigem dunkelgefärbtem Zeug übernäht, von dem ein Theil herunterfällt, um zur Bedeckung des Halses zu dienen. In diesen Hüten, die auch elegauten Gesichtern sehr gut stehen, besteigen die Badenden auf Helgoland früh Morgens die Böte, um nach der gegenüberliegenden Sanddüne, deren Strand den heilkräftigen Badeplatz darbietet, theils überzusetzen, theils übergetragen zu werdeu, denn von den seichten Stellen an übernehmen die Schiffer das Amt des heiligen Christophorus, und Deine schöne Nachbarin, mit der Du übergefahren, gefällt sich als reitende Amazone auf dem breiten Rücken eines wackern blauängigen Lootsen Helgolands nicht übel. Auf der Düne abgestiegen, sondern sich [illegible] den ursprünglichen Willen des Schöpfers, die Geschlechter, zur Rechten nnd znr Linken, bis sie sich auf der Rückfahrt, lustiger und redseliger gestimmt, in den Böten wieder zusammenfinden, wo die Damen, mit ihrem lang herunterhängenden feuchten Haupthaar, das sie bis zu der nach der Rückkehr verschobenen vollständigen Toilette frei unter den Hüten hervorflattern lassen, uns einen malerischen Anblick bieten. —

(Die Fortsetzung folgt.)

Literaturbriefe an eine Freundin.

Von F. W. Carové.

4.

Leopold Schefer's Laienbrevier.

(Beschluß.)

Diese kleine Blumenlese, auf welche mich zu beschränken ich mir Gewalt anthun muß, wird hoffentlich genügen, um Sie, meine theure Freundin! zu überzeugen, daß ich nicht durch unsere gemeinsame, tiefgewurzelte Liebe und Verehrung für unsern Leopold mich habe bestimmen lassen, dem neuesten Werke seiner Muse eine so hohe Stelle im großen Dichtergarten der Menschheit einzuräumen. Und doch habe ich bei Auswahl jener Blumen nur diejenigen gepflückt, die, unter vielen, theils anmuthigeren, theils großartigeren Dichtungen*), mir die geeignetsten schienen, Sie auf die höhere, ich möchte sagen weltgeschichtliche Bedeutsamkeit des Laienbreviers aufmerksam zu machen.

Der Geist der Humanität, der, erst im vorigen Jahrhundert erwacht, in Herder zu Wort gekommen, ist in Schefer seiner selbst bewußt geworden, und hat sich in seinem tiefsten Grunde als Divinität erfaßt, um Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft zu durchleuchten und zu verklären. Es ist eine Rückwendung und Einkehr in den Ursprung nach dem furchtbarsten, verzweifelnden Schmerz ewig unversöhnlicher Zerspaltung und Verfeindung der Weltwesen; aber es ist keine Rückkehr, die sich von dem Gegensatze abwendet, sondern eine solche, die seine Nothwendigkeit anerkennt, — um der höchsten Seligkeit der Wiedervereinigung willen. Der Gegensatz, sagt uns der Dichter:

„Der Gegensatz gehört zum Menschendaseiu,
Um uns mit allen Wesen zu verbinden,
Und ihres Wesens theilhaft uns zu machen.
So leben wir im Sinn der ganzen Welt." (I. 64.)

So ist denn auch, bei unsers weltpriesterlichen Sängers Rückkehr in das nrälteste Bewußtsein der All-Einigkeit, keine der wesentlichen Vermittlungen vergessen oder übergangen, durch welche das heilige Bedürfniß des allgemeinen Weltfriedens sich erst erzeugt, durch welche allein ihm genügt werden kanu.

Wie einem kindlichen Braminen ist nnserm Dichter

„Der Geist des schönen Alls geworden," (I. 1.)
Das „heilig ist und einig, durch und durch." (II. 291.)

*) Wie namentlich Bd. I. S. 66. 73. 114. 137. 141. 158. 159. 172. 217. 221. 288. und Bd. II. S. 10. 54. 72. 99. 101. 103. 148. 157 und 183. —

Digitized by Google

Und Beten ist ihm: „in das All sich betten,
So wie die Schwalbe fliegt zum Nest.“ (II. 281.)
„Ungeduldig“ aber soll der Mensch nicht sein, denn —
— — — „Alles wird noch Alles.“ (II. 242.)

Nicht minder ist der Geist des wahren Griechenthumes ihm geworden, wenn er das ganze irdische Dasein schön gestalten und den Menschen durch freie Uebung seiner Kräfte zum innern Einklange und zum Vollgenusse der Gegenwart führen möchte; wenn er uns daran erinnert, daß

„Wahrer Freude Mutter ist
Besonnenheit — das Götteraug' im Menschen —
Das Alles klar schaut, alles Klare liebt;“ (II. 53.)
Das „sich Beschränken macht den Meister — und den Menschen.“ (I. 166.)

Wollen Sie dann auch sehen, wie tief und rein er Christi Geist in sich aufgenommen und zur lichtesten Blüthe schönen, heiligen Menschlichkeit entfaltet hat, dann lesen Sie, wie schön er sagt:

„Ein heil'ges Wesen ist, wer diesen Aether
Einathmet! — Keiner ist verachtet,
Den selbst Allvater für sein Kind erkennt,
Wer Ihn darf Vater nennen, und das hört er
Von Allen gern!“ (I. 29.) — Du, sieh in jedem
Menschen — „den Götterſohn, den Götterhaften,“ (I. 147.)
Und „sei der Feinde wahrster Freund! —
Es bietet dich ein Gott in deiner Brust:
Laß' nicht von deinen Brüdern ab, mein Kind!“ (I. 126.)
„Laß Keinen Sklaven sein, sonst bist du's mit;
Laß Keinen schlecht sein, sonst verdirbt er dich.“ (I. 143.)
Jeder thue froh das Seine; denn —
— „Alle thun ein unerläßlich Werk.“ (I. 165.)
„Ein Engel ist, — der so lebt, — als schaute Gott ihn immer an.“ (I. 112.)
Und „Geduld, die seligste der Tugenden, —
Allmälig wird sie dein durch Stillesein
Und Tragen, Lieben, Hoffen und Verzeihen.“ (I. 28.)
„Der Menschheit Qual vergessen, macht so selig, —
Wie Veilchen, Bienen und wie Lerchen sind;
Der Menschheit schönes Dasein, schönes Ziel
Vor Augen haben und im Herzen tragen,
Das aber macht den Menschen götterhaft.“ (I. 101.)
Denn „in unsrem Herzen liegt der Werth der Welt;
Wir ziehn durch sie vorüber, wie die Sonne;
So hell wir glänzten und so warm wir strahlten,
So viel wir Blumen aus der Erde lockten —
So schön, so freudevoll war unser Tag.“ (I. 75.)

Sie sehen, liebe Freundin, welch mächtiger Magnet in diesem Werke verborgen liegt, da ich, kaum mit Gewalt von der ersten Blumenwiese ablassend, gleich wieder mich in den reichen Frühling versetzen, den unsers Lieblings Muse uns dargeboten. Doch werden Sie, so hoffe ich, meiner Redseligkeit nicht zürnen, denn auch Sie sind ja Rückert's Meinung:

„Das Herz, es braucht ein zweites Herz,
Als wie zween Eimer braucht ein Brennen; —
Getheilte Wonnen nur sind Wonnen; —
Getheilte Freud' ist doppelt Freude.“ —

Correspondenz.

Aus Berlin, den 14. Januar *).

[Die beiden Elsler's und sonstiges Wintervergnügen.]

Weihnachten und Neujahr sind vorüber, und es wird Zeit, daß ich Ihnen wieder einen Berichte sende, damit die Lawine der Ereignisse nicht zu hoch anwachse und mich am Ende erdrücke. Vorläufig kann ich sie noch wälzen und fange dies folgendermaßen an. Zuerst thue ich mich noch ein wenig im alten Jahre um und forsche nach, was es dort Neues gegeben. Dasjenige Gesicht des alten Janus, welches sich dort hinwendet, sieht verwünscht satyrisch aus, und scheint mir scharf über meine guten Landsleute, die Berliner, zu lächeln, indem er seine Glossen über alles Dasjenige mache, was sie für wichtig halten, und woran sie ihr Herz hängen. Das Erste, was Janus ansieht mit seinem rückwärts gekehrten Gesichte, sind zwei Rücken nebst Zubehör, die der beiden Geschwister Elsler, welche uns dieselben zuwenden und nach Wien reisen. Wahrhaftig, es fallte ihnen nicht leicht werden, dort hinzuwandern, wenn sie den Geldsack auf dem Rücken tragen müßten, den sie von hier mitnehmen; denn funfzig Louisd'or Entrechat-Geld für den Abend im Theater ungerechnet, müßten sie ihr Benefiz von funfzehn hundert Thalern, und die höchst brillanten Brillanten nebst übrigen Geschenken im Ränzel tragen, welche sie für Haffeste erhalten haben. Kurz, ich wünschte nur einen Monat im Jahre Tänzerin sein zu können, so wollte ich mich den übrigen Theil des Jahres als Schriftsteller recht gut durchbringen, und verzichtete gern darauf, daß man bei dem Abschiede, den ich nähme, sich so verdreht begeistert und selig zeigte wie meine Berliner, als Dem. Elsler's ihnen endlich die Kehrseite ihrer Schönheit, den Revers der Medaille, die einen so lieblich lächelnden Avers hatte, zeigten. Ich lasse sie indessen reisen, und sehe zu meiner Zerstreuung zu, wie der Weihnachtsmarkt aufgebaut wird, der freilich schon längst wieder abgerissen ist. Er glich diesmal einem Schachbrete, nur daß die schwarzen und weißen Felder nicht im Raume nebeneinander, sondern in der Zeit nacheinander daselbst abwechselten, welches ich vielleicht deutlicher ausdrücke, wenn ich blos sage, daß heue tiefer Koth, morgen tiefer Schnee daselbst zu finden war. Da nun die Käufer weder im Koth noch im Schnee stecken bleiben wollten, so blieben die Verkäufer darin sitzen, d. h. verkauften wenig. Als Hülfstruppen, oder besser Verbündete, des Weihnachtsjubels nenne ich die Potentaten Hrn. Gropius, Faust, Fuchs, Suhr aus Hamburg, Lenz aus Petersburg, und eine Anzahl von Conditoren, die sich mit sogenannten Kunstausstellungen, ferner Marzipan, gebrannten Mandeln ꝛc. wohl versehen hatten. Gropius zeigte das Lager von Kalisch nebst dem Riesen Goliath; da die Berliner Sinn für alles Große habe, so fand Beides denn auch den größten Beifall, und Tausende von Menschen strömten bis noch vor wenigen Tagen in den Räumen des Diorama aus und ein. Herr Faust trieb Zauberkünste wie Doctor Faust, und hatte daher mitten im Schnee einen wundervollen Zau-

*) Bericht von Ludwig Rellstab.

Digitized by Google

bergarten erstehen lassen, in welchem die fruchttragenden Orangenbäume mir lange noch nicht so lieb waren, wie die blühenden Mädchen unter denselben, die Alles verkauften, nur sich selber nicht. ;!) Bei Herrn Fuchs, dem dritten dieser Weihnachtsverbundeten, gab es außer vielen Conditorwaaren, die nicht im besten Rufe stehen, ein neu aufgeschmücktes höchst glanzendes Locale, welches sich den vortrefflichsten erworben hat. Nachstdem drei Bilder, die nicht nur Ruf, sondern sogar Ruhm erlangten, und denselben auf ihren Maler, Herrn Biermann, übertrugen. Die drei genannten Verbündeten stellten unstreitig die meiste Mannschaft zum Weihnachtsfeldzuge, denn innerhalb ihrer Gränzen waren stets dichte Truppencolonnen aufmarschirt. Die übrigen zusammengenommen bildeten eine Art von Foderatiostaat, leisteten jeder etwas und daher im Ganzen doch viel. Weil aber die Suhr'schen optischen Panoramen in der ganzen Welt bekannt sind, und das Leza'sche von Petersburg zum leipziger Thore bei uns einpassirte, so wiß ich Ihnen davon keine Signalements nach Leipzig schicken, sondern lasse den ganzen Kram auf sich beruhen, und gebe überhaupt den Weihnachtsangelegenheiten hiermit die Abschiedsaudienz. Allein wer bekomme die erste Antrittsaudienz? Ich denke Beethoven's Geburtstag; es wird ein kurzer Act, aber einer der höchsten Feierlichkeit sein. Jedoch war die Feier um einen Tag verlegt worden, und fiel somit neben den 17. December, statt auf denselben. Uns däucht, daß kaum Beethoven's Mutter das Recht gehabt hätte, den Geburtstag zu antieipiren, geschweige Herr Musikdirector Möser. Die Feier war stattlich, und glänzte vorzüglich durch den gestirnten Winter-Prachthimmel der B dur-Symphonie, welchen Herr Möser alle Jahr zwei Mal über uns zu wölben pflegt.

Die nächste Audienz gebe ich dem Bassisten Hrn. Krause, welcher seine Theaterlaufbahn im vorigen Jahre hier mit der Rolle des Jakob in „Joseph in Aegypten" eröffnete. Er hat eine der schönsten, metallreichsten Baßstimmen, die ich jemals gehört, und wird daher gewiß überall den Beifall finden, den er in dieser ersten, noch dazu sehr ungünstigen Rolle, gefunden hat. Nur Herr Spontini fand ihn nicht groß*) genug zum Oberpriester, und desdalb durfte er nicht engagirt werden. Er ist gegenwärtig in Braunschweig, wo, wie wir hören, das Publicum eben so klug ist als wir, indem es ihm lebhaften Beifall zollte, und die Theaterverwaltung ohne sonderliche Mühe sehr leicht klüger sein kann, d. h. ihn engagiren. Indessen haben wir unverdienterweise einen guten Ersatz an Hrn. Böttticher gefunden, der die nöthige Höhe hat, nämlich an Zollen, und die nöthige Tiefe an Tönen, um sowohl römischer Pontifex Maximus als mexikanischer Götzenpriester zu werden, denn darauf kommt es doch, wie jeder Billige sieht, allein an in der Kunst. Also weiter!

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Lang, wollen Sie sagen, General Mortier.
Napoleon.

Notiz.

[Die rechten und die linken Handschuhe.]

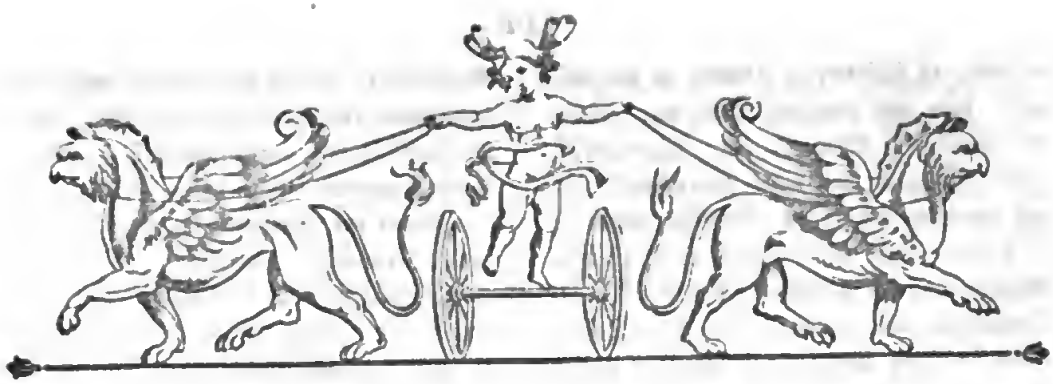
Den kurzen Zeitraum zwischen dem Frieden von Amiens und dem Wiederanfange der Feindseligkeiten benutzte ein französischer Officier, den Familienangelegenheiten nach England riefen, zu einer Handelsspeculation. Er kaufte für 12,000 Franken Handschuhe, packte sie sorgfältig ein und begab sich auf die Reise. In Dover angelangt, wurde er von den Zollbeamten befragt, ob er nichts zu declariren habe. Er gab an, er habe einen Vorrath Handschuhe bei seinem Gepäcke, und erbot sich, sie zu verzollen. Man fragte weiter, wie hoch sich die Waare an Werth beliefe, und der Officier, um wohlfeiler wegzukommen, gab 6000 Franken an, und unterzeichnete die Declaration. Nun durchsuchten die Beamten sein Gepäck und fanden den Werth der Handschuhe wenigstens zwei Mal so groß, als er angegeben war. Sich ihres gesetzlichen Rechts bedienend, nahmen sie die Waare weg, und bezahlten dem Eigenthümer 6000 Franken, nebst 10 Procent Gewinn Prämie. Der arme Officier war dadurch fast zu Grunde gerichtet. Anfangs wollte er verzweifeln. Dann aber überlegte er sich die Sache genauer, dachte über die englischen Gesetze nach und ersann endlich ein Mittel, sich an den Zollbeamten zu rächen und wieder zu seinem Gelde zu gelangen, so noch einen Gewinn daraus zu ziehen. Er schob seine Familienangelegenheiten auf, kehrte zurück und kam in Calais an. Ohne einen Augenblick zu verlieren, schrieb er nach Grenoble an eine Dame, mit welcher er früher in vertrauten Verhältnissen gestanden hatte, und theilte ihr seinen Anschlag mit. Diese Dame, Besitzerin einer bedeutenden Handschuhfabrik, fand das Project ausführbar, und sandte in aller Eile dem Officier eine Kiste voß auserwählter Handschuhe, im Werthe von 40,000 Franken. Der Officier wußte, daß die Mauthbehörden in allen englischen Häfen die weggenommenen Waaren an einem und demselben Tage, und in einer und derselben Stunde öffentlich versteigern lassen. Auf diesen Umstand gründete er seinen Plan. Er theilte die Kiste in zwei ganz gleiche Packete, und vertraute das eine einem zuverlässigen Freunde, um es über Brighton einzuführen. Das andere wollte er selbst in Dover ans Land bringen. Die beiden Freunde schifften sich ein. Beide declarirten an den Mauthen, daß sie Handschuhe hätten. Beide wurden nach dem Werthe gefragt. Beide gaben 10,000 Franken an. Beiden wurde die Waare weggenommen und 10,000 Franken nebst 10 Procent ausbezahlt. Nun kommt der Tag der öffentlichen Versteigerung. Die beiden Freunde wechseln die Plätze. Der zu Dover gelandet war, geht nach Brighton, der von Brighton nach Dover. Jeder erscheint im Zollhause, und befleißt sich mit scheinbarer Gleichgiltigkeit die Waaren. Endlich scheinen jedem die Handschuhe zu gefallen. Sie prüfen sie mit Kennermiene, aber plötzlich äußern sie das höchste Erstaunen. Zu Dover sind alle Handschuhe für die rechte Hand, und zu Brighton alle für die linke. Die beiden Zollhäuser handelten jedes für sich, dreißig Meilen von einander entfernt. Die Beamten hatten dir Packete nicht genau untersucht, und waren ins Netz gegangen. Die Versteigerung mußte gesetzlich vor sich gehen. Niemand wollte die einhändigen Handschuhe, und die beiden Franzosen erstanden sie um einen Spottpreis unter dem Gelächter und Gespötte aller Anwesenden. Tages darauf vereinigten sie sich, rangirten die Handschuh, und da man ihnen nach englischem Rechte nichts mehr anhaben konnte, so machten sie ihr Abenteuer in den Zeitungen bekannt, und luden zum Kauf ein. In achtundvierzig Stunden hatten sie die ganze Ladung mit ungeheurem Gewinne an Mann gebracht.

S.

Druckfehler.

In der ersten Notiz in Nr. 26. lies: Vater Enfantin statt: Pater.

Digitized by Google



Zeitung für die elegante Welt.

Dienstags — 29. — den 9. Februar 1836.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Trinklied.

Von A. Treuberg.

Laßt mich trinken, laßt mich trinken,
Laßt von diesem Feuerwein
Immer neue Fluthen sinken
Mir ins lust'ge Herz hinein!

Jedes Ende sei vergessen!
Wie's im Herz drängt und schafft!
Sagt, wer will mir jetzo messen
Gränz' und Schranke meiner Kraft?

Stellt mir schwere, weite, blanke
Becher ohne Ende her,
Füllet sie mit diesem Tranke,
Und ich trink' euch alle leer!

Bringt mir Mädchen, schöne, wilde,
Noch so spröd' und noch so stolz,
Schickt die schreckliche Brunhilde,
Alle trifft der Liebesbolz!

Stellet mir die schwersten Fragen,
Wo das ew'ge Räthsel ruht?
Feuerhell und aufgeschlagen
Schwimmt es hier im rothen Blut.

Gebt mir Staaten zu regieren!
Kinderspiel soll mir es sein!
Gebt mir Heere anzuführen,
Und die ganze Welt ist mein!

Burgen möcht' ich jauchzend stürmen,
Ihre Fahnen zittern schon,
Felsen, Felsen möcht' ich thürmen
Und erobern Gottes Thron!

Die Helgolanderinnen.

Unterhaltungen auf der Nordsee.

(Fortsetzung.)

Ich treibe mich unruhig auf dem Verdecke auf und nieder. Unter den Passagieren kommt kein rechtes Verhältniß, keine lebhafte Unterhaltung zu Stande, und das anziehendste sinnvollste Gesicht, mit dem ich mich in stummer Unterredung aus der Ferne verstanden, hat sich plötzlich entfärbt, und ist, trotz der leichten Schwankungen des Meeres, seekrank geworden. Ich begebe mich vorn an das Bugspriet, wo zuweilen ein kühner Jüngling aus Langeweile oder Eitelkeit an dem Tauwerk hinaufklettert, und schaue still hinunter in die bewegte Meerestiefe, und in Lebenserinnerungen verloren, ist mir, als stiege Aphrodite, leise der weißen Brandung der Welle sich enthebend, in sanftherwehender Gestalt zu mir empor. Aphrodite, stahlende Meerestochter, dort von den auffladternden Vögeln des Himmels begrüßt und von der niedergehenden Sonne gefeiert, die durch Deine wallenden Locken blitzt, was will mir Dein süßer Gedankengruß, der an ein längstentwöhntes und hinuntergedrücktes Herz klopft? Wenn ich dem verstohlneren Geräusche der Welle zuhöre, meine ich schmerz-

Digitized by Google

lich froh erschreckend, es flüstere eine Stimme zu mir auf, die sonst manches liebe und klangvolle Wort mir gesagt, wie seitdem nie wieder eine Stimme; und eifrig erschöpft sich die summende Woge in den alten Liebestönen, und das wunderbar eiselnde Spiel der Gewässer trägt die Scherze, die Thränen, die Einfälle, die Zärtlichkeiten, die mir unvergeßlich sind, an meinem Ohre vorüber. O, hör' auf; ich will nichts mehr wissen! Laß deine Orkane sämmtlich heulen, tückische Nordsee, gib uns den wilden Thieren deiner Stürme und Wellenschläge preis, und verscheuche der Gedanken geheime Wehmuth durch aufrüttelnde Empörung deines verderbenschwangeren Grundes, durch die alte Macht des mit dem Dreizack donnernden Poseidon! —

Ich gehe in die Kajüte hinunter, um die Muse dieser ruhigen Fahrt zu nutzen, und Dir, lieber Isidor, die verlangten Blätter über meine letzten Reisestationen zusammenzustellen. Diese Blätter sollen blos der Meeresgöttin, der Aphrodite, gewidmet sein, denn sie werden lediglich von den Helgolanderinnen und von der Liebe handeln. Ueber Anderes ein andermal. —

Helgoland ist ein öder, unwirthlicher, schwermüthiger Felsen, an dem die Natur, die ihn zum Leitstern für die Seefahrer mitten aus dem Meere rief, einer bloßen Nützlichkeitstendenz nachgehangen, indem sie ihm nur spärlich verstattete, seinen harten Busen mit Blüthen und Laub zu schmücken. Eine Lustfahrt auf schwankendem Boote, zuweilen auch bei Fackelschein, ringsum die Insel, eine feierliche Promenade durch die Kartoffel-Allee, sind der einzige Spielraum für die Bewegungen der Badegäste, die hier mehr als anderswo auf geselliges Zusammenhalten gewiesen sind, und sich gleichwohl in ziemlich gesonderte Zirkel gruppiren. Unter schattigen und gedankenvoll flüsternden Bäumen zu sitzen, und tiefsinnig, wie ein Arkadier, die Bekanntschaft einer hier badenden Hamburgerin zu beträumen, ist dem Verliebten nicht einmal erlaubt, denn es gedeiht kein Baum auf Helgoland. Der starke und scharfathmige Wind, welcher einen beständigen Zug auf der Insel unterhält, hindert alle Bäume am Aufkommen, und nur wenn man, dem freundlichen Gruße einer Helgolanderin folgend, in ein Gehöft tritt, gewahrt man hier und da ein dünnes, dürres Stämmchen, das gerade so hoch gewachsen, als die gegen den Wind schützende Mauer reicht. Dafür betrachtest Du Dir lieber die blühende Helgolanderin selbst, und studirst, während sie Dir vertraulich ihre ganze Hauswirthschaft zeigt, diese merkwürdigen nationellen Gesichtszüge, die wie Meereslilien unter der reinen, scharfhauchenden Luft des Eilandes gedeihen, und von der freien Weltfernsicht des ringsumrauschenden Oceans eine gewisse Keckheit angenommen zu haben scheinen. —

Unten am Strande, im sogenannten Conversationssaale, welcher hier die Stelle eines mangelnden Kursaales vertritt, wird während der Badezeit jeden Sonntag ein Ball veranstaltet. Prager Musikanten spielen Strauß'sche Walzer, mit einigermaßen erkältetem Takte auf diesem äußersten Theile der deutschen Tanzkunst, und Berliner und Hamburger, welche gewöhnlich den Kern der helgolandischen Badebevölkerung bilden, drehen sich danach in einem dämmernden, halberleuchteten, schmalen Zimmer. Bei der spärlichen Beleuchtung verdämmern mir die Umrisse der Figuren, ich fange an, Gespenster zu sehen, die vollgerundete Gestalt jener junonischen Hamburgerin erscheint mir wie ein schmackhaft zubereitetes Rostbeef, das begehrlich vor mir herumtanzt, und dort die anmaßende Nase eines berühmten Malers, welcher auf Helgoland den Maître de Plaisir zu spielen pflegt, verzerrt sich mir im Schatten zu einem ungeheuren Pinsel, der mehr moralisch als malerisch auf mich wirkt. Von diesen Hoffmann'schen Phantasien gefoltert, entfliehe und entsage ich den Freuden der eleganten Welt, und eile hinaus, um einen zweiten Ball zu besuchen, auf dem sich die frischen und kräftigschönen Naturkinder Helgolands unter einander ergetzen. Hin und wieder mischen sich auch unter den Ball der Badegäste tanzlustige Helgolanderinnen, aber selten im vollkommenen Schmucke ihrer Nationaltracht, welche besonders durch das turbanartig geschlungene Kopftuch diesen scharfgezeichneten, lebensvollen Gesichtern ein eigenthümliches Colorit gibt. Das sind aber nicht die rechten, welche die Civilisation der Badesaison bereits erreicht hat, und die ihre landesthümliche Schönheit nicht mehr in die alten Ueberlieferungen ihrer Insel einkleiden mögen. Auf ihrem Sonntagsballe im Oberlande, wo sie sich in der Schenke „zum rothen Wasser" versammeln, mußt Du die urkräftige Mädchenflora Helgolands aufsuchen!

Die schwarze brausende Meeresnacht lag unter mir ausgebreitet, während ich die hundertunddreiundsiebzig Stufen der Treppe, welche das Strandland der Insel mit dem Oberlande verbindet, hinaufeilte, in meinen Gedanken Altengland für solchen bequemen Gang segnend, welches uneigennützig auf seine Kosten diese Treppe erbauen ließ. Oben wandelst Du noch durch einige schmale Straßen, deren Enge keine Carrosse durchläßt, und langst vor

Digitized by Google

einem kleinen Häuschen im rothen Wasse an, wo auf einem niedrigen, viereckigen Raume das Schönste, was Helgoland hervorgebracht hat, sich vor Deinen Augen entwickelt. Einige muntergestrichene Fideln empfangen Dich mit einer ehrbaren Tanzmelodie, und obwohl das Zimmer von dicken Tabakswolken durchzogen ist, so wird Dir doch bald, nach der ersten Ueberwindung, hier wohl zu Muthe, wenn Du die Reihe dieser fröhlichen, treuherzigen, arglosen Menschen musterst, und zu einer hübschen Helgolanderin, mit Aneignung von einigem Plattdeutsch, Dich in Verhältniß setzest. Du läßt Deiner Nachbarin, neben der Du gerade stehst, ein Glas Punsch, das Lieblingsgetränk der Helgolander, geben, und ohne einen Augenblick zu zögern, nimmt sie das Glas von Dir an und thut Dir mit freundlichen Blicken und Worten Bescheid. Du siehst ihr in die schönen, kühnen, kecken und doch guten, frommen und treuen Augen, die über einer römischen Nase glänzen, und bewunderst den Adel und die antike Schönheit des Ausdrucks, von denen dies arme Fischermädchen umstrahlt ist. Selten groß von Gestalt, ist eine Helgolanderin fast immer von kräftiger Zierlichkeit des Baues, und im heitern und neckenden Gespräch, zu dem sie leicht gebracht wird, reicht sie Dir vertraulich die feine kleine Hand hin, die man hier selbst bei den niedrigsten Mädchen gewahrt. Sie bietet Dir auch wohl von selbst ihr Glas, das ihr Bräutigam vor sie hingesetzt hat, und Du mußt ihr dann entgegentrinken, und ergreifst sie nachher, diese naturfrische Gestalt in Deinen Armen schwingend, zu einem raschen Walzer. Ihre eigenthümlichen Nationaltänze werden selten mehr von ihnen getanzt. Aber sie widerstehen den Bitten nicht, wenn man lange in sie dringt, den sogenannten Reel zu tanzen, eine Art helgolandische Ecossaise mit Trippeltanz, der sehr ermüdet und nicht den angenehmsten Eindruck von ihrer sonstigen Naturgrazie gibt. Eine andere Nationalweise besteht in einem gewissen Contretanz, der von einem Tänzer mit mehrern Tänzerinnen getanzt wird, und nichts ist ergetzlicher, als wenn man einen helgolandischen Jungen, die hier auf der Insel eine merkwürdige Kaste bilden und in ganzen Schaaren den Fremden ihre Dienste und Künste zur Belustigung anbieten, für einen Schilling veranlaßt, sich zu einem solchen Tanze zu engagiren.

Es kann nicht anständigee, ehrbarer und lustiger hergehen, als auf einem solchen Tanzboden in Helgoland. Dies brave, unverdorbene Völkchen bleibt selbst bei den heftigern Ausbrüchen des Uebermuths und der Trunkenheit liebenswürdig, und die anmuthigen Insulanerinnen, die sich mit so vieler Vertraulichkeit und Freundlichkeit dem Fremden annähern, und scherzhaft und herzhaft sogar mit ihm necken und herumschlagen, verrathen aber durch diese Unbefangenheit, bei allem Scheine von Freiheit, ihren natürlichen Unschuldszustand, der, wenigstens gegen die Fremden, wie eine unüberwindliche Festung sich darstellt.

(Der Beschluß folgt.)

Frage.

Für Zeit und Müh', die Hinz auf seine Schrift verwandt,
Empfing den Ehrensold er aus Verlegers Hand;
Wer aber wird für Zeit und Müh' und Geld
Entschädigen die Lesewelt? —

Julian.

Alexander Dumas als grober Plagiator.

Als dieser Dichter mit seinem Drama: „Henry III. et sa cour" auftrat, zeigte sich das Studium Schiller's und Göthe's schon in der neuen dramatischen Literatur der Franzosen, und zwar in so ausgesprochenem Grade, daß man die Nachahmung ganzer Scenen schon nachweisen konnte. Doch waren es meist nur minder wichtige Stellen, episodische Situationen, die, ohne den Werth des Stückes zu verändern, eben so gut wegbleiben könnten. Z. B. zu der Scene Saint-Mégrin's mit dem Pagen der Herzogin von Guise hat augenscheinlich die Scene zwischen Don Carlos und dem Pagen, den die Prinzessin Eboli mit dem Billet absendet, gesessen. So ist auch in Dumas' Christine die Scene zwischen Sentinelli und den beiden Soldaten Clauter und Landini in fast jeder Wendung eine treue Nachbildung des Gespräches zwischen Buttler, Deveroux und Macdonald. Aber dies alles sind, wie gesagt, secundaire Scenen, keine Lichtpuncte im Stück, und wenn sie benutzt werden, so laßt sich immer noch annehmen, es sei ohne die böswliche Absicht, sich mit fremden Federn zu schmücken, geschehen. Was soll man aber dazu sagen, wenn Dumas in seiner Christine von Schweden einen der trefflichsten Hauptmomente aus Egmont wörtlich wiedergibt? Alba erwartet seinen Feind Egmont, dessen Tod bereits beschlossen ist. Er steht am Fenster und sieht ihn vom Pferde steigen:

„Er ist es! (sagt Alba) Egmont! Trug Dich Dein Pferd
„so leicht herein, und scheute vor dem Blutgeruche nicht,
„und vor dem Gelste mit dem blanken Schwert, der an
„der Pforte Dich empfängt? — Steig ab! — So bist Du
„mit dem einen Fuß im Grabe! — Und so mit beiden!
„— Ja, streichl' es nur, und klopfe für seinen muthigen
„Dienst zum letzten Male den Nacken ihm! —"

Bei Dumas erwartet Sentinelli seinen Feind Monaldeschi, dessen Tod auch schon beschlossen ist. Auch er steht am Fenster und sieht ihn vom Pferde steigen. Auch er sagt, nur viel weitschweifiger, des albernen Reimes wegen:

Le voilà! le voilà!
Mais est-ce lui? Non. Si, si. Mon regard se trouble.
C'est bien lui. Son cheval de vitesse redouble.
Je le vois accourir d'écume blanchissant.
Il se cabre. D'avance a-t-il flairé le sang? (Blutgeruch)
Mais sous ton éperon plus rapide il s'emporte.
De ce château fatal tu dépasses la porte,
Et tu n'aperçois pas au terme du chemin
Le spectre qui t'attend un poignard à la main.
(Der Geist mit dem blanken Schwert)

Digitized by Google

Eh! Mais que fait-il donc? Il hésite — il s'arrête.
M'aurait-il aperçu? Non, sans doute il s'apprête. —
Il va. C'est cela. Bien! Tu fais ce que je veux.
Descends de ton cheval, flatte son cou nerveux.
(Streichle es nur, und klopfe den Nacken ihm)
Ses pieds t'ont ramené d'une course rapide.
Aux mains d'un écuyer abandonne sa bride,
Et dis-lui qu'aujourd'hui pour la dernière fois
(zum letzten Male)
De son maître insolent il a senti le poids.
Son maître! Un pas encore! En ma puissance il tombe.
Il va toucher le seuil. Bien! Un pied dans la tombe..
(So bist du mit dem einen Fuß im Grab.)
— Deux! Ah! (und so mit beiden!)

Und so steht Dumas mit beiden Füßen auf Göthe! Ein Frevel, der um so strafbarer ist, als Dumas eigene Kraft und eigenen Geisteseeichthum genug besitzt, um fremder Kraft und fremden Schmuckes entbehren zu können. Und was hat Dumas hierbei erreicht? Seine Christine ist trotz dieses Plagiats ein sehr schwaches Stück geblieben. Göthe's Egmont aber würde groß sein, auch ohne jene Stelle. 15.

Correspondenz.

Aus Berlin. (Fortsetz.)

[Neuigkeiten auf der Bühne.]

Was das alte Jahr Erwähnenswerthes aufzuweisen hatte, war nun meines Wissens abgethan, ich mußte denn den Sylvesterabend ausführlich beschreiben wollen, der freilich auf alle Weise dramatisch, concertualisch, kolossäisch, und was weiß ich wie! gefeiert worden ist. Die dramatische Feier des königsstädter Theaters bestand in der Aufführung dreier aus dem Französischen übersetzten Stücke von Achat. Nicht von dem Halb-Edelsteiu, wie elegante Leserinnen vielleicht mißverstehen könnten, sondern von einem pseudonymen Autor, der sich so nennt. Was er selbst zu leisten vermag, läßt sich zwar daraus noch nicht entnehmen, allein wir haben andere sehr glückliche Arbeiten von ihm gesehen, die uns einen gewandten, geistreichen Schriftsteller versprechen, wenn er sich erst selbst recht kennen gelernt und ausgebildet hat, so daß er saubre an sich feilt, und mitten im Gusse und Flusse der Gedanken das Metall derselben von allen Schlacken zu reinigen versteht. —

Aber, beim Styx! ich habe noch etwas aus dem alten Jahre vergessen, und doch ist uns im neuen Jahre noch nichts Besseres geworden. Von einem Lustspiele rede ich, welches Ihnen in Sachsen noch mehr werth sein muß als uns in Berlin; es heißt: „der Oheim", mehr brauche ich nicht zu sagen. Wie ehrt es die Verfasserin! Nicht, daß ein Lustspiel zu dichten in deutiger Zeit etwas so gar Großes wäre; allein, daß in demselben, was leider ganz aus der Mode gekommen, ein edlee sittlicher Sinn, eine feine Weiblichkeit vorwaltet, ohne daß es zu sentimental wird, daß dabei die Verfasserin einen feinen, heitern Lebensblick behält, und daß sie, was von ihrer Lebenssphäre aus so ungemein viel werth ist, Charaktere aller Gattungen so naturtreu behandelt: das ist es, was für uns diesem Werke einen hohen Werth verleiht, einen höhern als wie aussprechen dürfen. Es stünde anders um Deutschland, wenn in den Kreisen, aus denen wir diese Gabe empfangen haben, reiner Sinn und Lebenskenntniß häufiger in diesem Maße vorkäme. Ich lasse also hiermit den Oheim und dessen Mutter hoch leben. Sehr hoch aber auch die Darstellung des Stückes, und insbesondere die der Hauptrolle, von welcher es den Namen führt, durch unsern talentvollen E. Devrient; eben so die der zweiten Rolle durch die Veteranin der Kunst Mad. Wolff. Dieses Lustspiel und ein anderes: „Ich bleibe ledig", von welchem ich Ihnen das letzte Mal Meldung gethan, werden jetzt ziemlich am meisten besucht. — Minder glücklich ist es zwei andern Werken gegangen, der „Themisto", von Raupach, und dem Trauerspiele: „Kerker und Krone", von Hrn. v. Zedlitz. Beide sind weniger in der Species als in der Gattung verfehlt und haben einzelnes Schöne und Verdienstliche. Indessen glaube ich, daß eine um- und einsichtige Direction beide nicht gegeben hätte. Themisto ist griechische kalte Küche. Die Speise erwärmt nicht mehr. Der Versuch, in griechischer Sinnes- und Denkweise zu schreiben, erscheint mir, je mehr ich darüber nachdenke, als ein vergebliches Bestreben. Lebendige Erzeugnisse kennen, däucht mir, nur aus einem Geiste hervorgehen, in welchem sich das ganze Leben, Wissen und Glauben der Zeit, in der man selbst lebt, abspiegelt. Sobald man den Geist zu einer ihm fremden Anschauungsweise zwingen will, bei welchem er das Beste, was er in sich fühlt, verläugnen muß, geht er offenbar einige Schritte rückwärts. Und wie viel Kunst man aufwenden, mit welcher Gelehrsamkeit man sie unterstützen möge, um ein Werk ganz in antiker Anschauungsweise zu schaffen, so glaube ich doch, daß man dabei den gedeihlichen nährenden Quell der eigenen Natur versiegt. So viel weiß ich, daß alle neuere Trauerspiele in antiker Form, welche mir vorgekommen sind, nur todtgeborne Kinder waren, denen kaum eine flüchtige Scheinwärme eingehaucht werden konnte. Themisto ist eine solche Leiche. Und sie hat nicht einmal andere entschädigende Verdienste im gehörigen Maße, wenn gleich wir ihr einzelne schöne Züge nicht absprechen wollen. Auch wurde der Leichnam sehr gut herausgeputzt — oder dargestellt, wenn ich aus dem Gleichniß fallen darf. Mad. Creitinger und ihre beiden anmuthigen Töchter spielten die Hauptrollen. Wenn der Charakter der Themisto vom Dichter nur einigermaßen großartiger gehalten wäre, so würde dies vielleicht eine der großten Rollen sein, die wir von der genannten Künstlerin auf der Bühne gesehen haben. Allein ein so widerwärtiger Charakter kann durch die ausgezeichnetste Darstellung uns nicht versöhnen. Ihre beiden Töchter haben an den beiden griechischen Knaben eine günstigere Aufgabe für ihr schönes Talent. Die Neuigkeit ist wieder verschwunden wie sie gekommen war, und das ist auch ganz in der Ordnung.

(Die Fortsetzung folgt.)

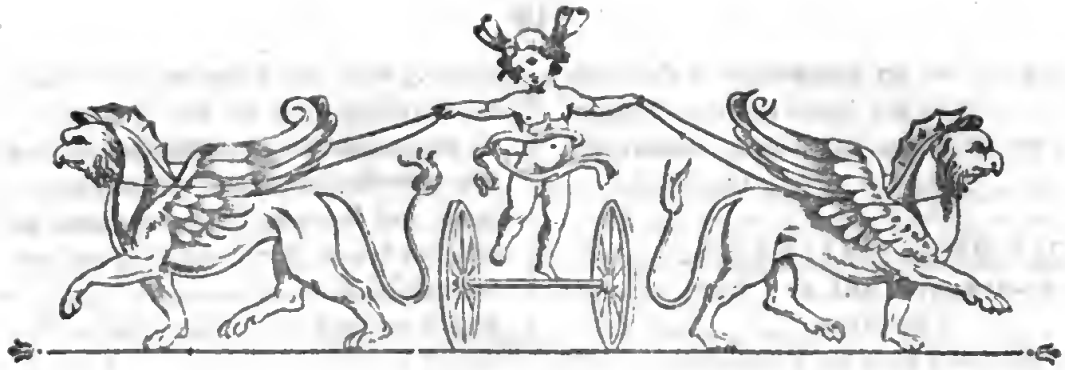
Notiz.

[Balzac's Proceß gegen die Revue de Paris.]

Balzac, der geniale Schriftsteller, hatte dem Journal: la Revue de Paris zwei Novellen zugesagt, und bereits Vorschuß darauf erhalten. Aber die Novellen blieben aus. Die Redaction des Journals machte eine Klage anhängig, und Balzac wurde jüngst vor die erste Kammer des Tribunals der Seine gefordert. Der Advocat Chaix-d'Est-Ange erschien als Anwalt der Revue. Balzac blieb aus, und wurde demnach verurtheilt, entweder die Novellen zu liefern, oder 10,000 Franken Entschädigung zu bezahlen. Ein französisches Blatt ärgert sich über das Tribunal, daß es Balzac's Prosa so geering angeschlagen habe.

In Deutschland hat es wohl noch eine Weile Zeit, ehe es zu solchen Processen kommt. 8.

Digitized by Google



Zeitung für die elegante Welt.

Donnerstags — 30. — den 11. Februar 1836.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Erinnerungen an Elisabeth.

Von F. A. v. Stägemann.

Man kann unsere Zeit nicht den Vorwurf machen, daß sie blos Talente des Hasses, der Zerstörung hervorrufe und begünstige. Es wohnt noch immer viel Talent der Liebe in deutschen Gemüthern, in manchen mißverstandenen Gährungen unserer Tage liegt diese Göttin nur verhüllt und der Auferstehung in ihrer reinsten Gestalt gewärtig, und wo irgend ein Bildniß tiefster Neigung, Zärtlichkeit und Schönheit enthüllt wird, tritt es mit allen unsern Sympathieen sogleich in die innigste Gemeinschaft. Dies hat sich in letzter Zeit an manchen Erscheinungen in Literatur und Leben wunderbar bethätigt, und jenen gefeierten weiblichen Gestalten, die eine so große Bedeutsamkeit in den verschiedensten Lebenskreisen erlangt haben, fügt der hochtönende Sänger F. A. von Stägemann jetzt seine Liebessonette an Elisabeth hinzu, die, unter obigem Titel als Handschrift gedruckt, in Berlin von Hand zu Hand gehen und einen ungewöhnlichen Eindruck erregen. Obwohl der verehrte Dichter diese Sonette, die er nun als Todtenkränze auf das Grab seiner verstorbenen Gattin legt, nicht ausdrücklich an die Oeffentlichkeit hingegeben, so hat er doch in dem über manches Biographische Auskunft gebenden Vorworte auch auf solche Leser sich bezogen, die nicht gerade zu dem vertrauteren Kreise der Theilnehmenden gehören, und so glauben wir nichts Unangemessenes zu thun, wenn wir auch an diesem Orte Einiges daraus und darüber mittheilen.

Diese Sonette, denen Aehnliches an Wohlform und Gehalt die deutsche Poesie kaum aufzuweisen hat, enthalten die Geschichte eines tiefliebenden, gedankenreichen Gemüths und eines eigenthümlichen Verhältnisses, in dem sich Liebe, Entsagung, Poesie und Schmerz wechselseitig steigerten. Der Dichter ist vor dem geliebten Grabe mit seinen Gedanken in die Vergangenheit zurückgewandelt, um die bittersüßen Schätze desselben zu ordnen und die einzelnen Denksteine des damaligen Glückes in eine zusammenhängende Reihe aneinanderzufügen. Da kam ihm diese Hülle und Fülle der Dichtung wieder in die Hände, in der seine Liebe in dem Wechsel der Jahre und Ereignisse ihre schönsten und schmerzlichsten Zeiten gefeiert. Man wird in vieler Hinsicht an Petrarca erinnert, sowohl durch das Verhältniß, als durch Klang und Form dieser Liebespoesie; nur möchte man die deutschen Sonette um keinen Preis gegen die italienischen vertauschen, da der blos wohltönende Schwan Petrarca neben dem innigen Liebesgedankenreichthume Stägemann's zurückbleibt. Dagegen hat der deutsche Sänger, von dem wir sonst nur hochgeschwungenen kriegerischen Saitenklang zu vernehmen gewohnt waren, in diesen Sonetten auch auf das Zarteste alle Lieblichkeiten und Süßigkeiten unserer Sprache hervorgelockt, und das Prokrustusbett der Sonettenform wird hier zu einem so weichen Polster und Moossitze, auf dem die Gedanken in na-

Digitized by Google

türlichster Weise und mit der ungezwungensten Oekonomie Platz finden, wie es bisher noch keinem deutschen Sonettendichter, selbst aus der Schlegel'schen Schule, gelungen sein möchte. (D. F. f.)

Die Helgolanderinnen.

Unterhaltungen auf der Nordsee.

(Beschluß.)

Dagegen findet man unter den Helgolanderinnen selbst ganz verschiedene und freiere Begriffe von den socialen Verhältnissen herrschend, als in dem modernen Gesellschaftsleben unsers Continents, wo eine erkünstelte Reinheit der Sitten mit Mangel an Vertrauen und vergiftendem Argwohn sich mischt, anerkannt werden dürfte. Hat sich nämlich ein helgolandisches Paar vor Gott und ihrem eigenen Herzen Liebe und Treue gelobt, so ist es, merkwürdig genug, allgemeine Sitte bei dieser Inselbevölkerung, daß sich die Verlobten mit der größten Freiheit alle Rechte der Ehe unter einander zugestehen, und daß die Hochzeit erst später, wo die Gunst der Umstände und des Erwerbes es gestattet, als ein Nachfolgendes hinzuzukommen pflegt. Dies schaurige Eiland mit seinen düstern, abgebröckelten Klippen, die der ewige Sturmschlag der Wogen wieder in den Abgrund hinunterzuspülen sucht, ist ein traulicher Naturtempel der über alle Gesetze erhabenen Aphrodite, welche die armen Kinder eines unwirthlichen Elements zu den wärmenden Opferflammen ihres Altars lockt, und ihnen die Kultur durch den Kultus, die zweideutigen Bequemlichkeiten und Vorzüge der Civilisation durch süße und arglose Hingebungen an das Naturrecht, welches im Grunde das Vernunftrecht ist, ersetzt. Was werden aber die elftausend heiligen Jungfrauen dazu sagen, von denen einige große Gelehrte den Namen der Insel Helgoland (Heilig-Land) ableiten? Ich stand in Cöln in der Kirche der heiligen Ursula, wo ihre und ihrer elftausend Jungfrauen sämmtliche Gebeine noch heut als Reliquien aufbewahrt werden, und las die längs dem Hauptaltare unter einer Reihe von Wandbildern eingegrabene Legende von den elftausend Jungfrauen, deren es damals noch eine so ungeheure Anzahl in der Welt gegeben haben muß! Auf einem großen Theil der Seitenwände dieser Kirche und über den Pfeilern und Bogen des Kirchenschiffes sieht man hinter Drahtgittern leibhaftig die Schädel jener elftausend heiligen Jungfrauen schimmern, die unter Anleitung ihrer tugendhaften Anführerin Ursula, einer britannischen Königstochter, sich der ewigen Keuschheit gewidmet, und, als Propaganda der Tugend, zusammen eine Expedition durch die Welt gemacht, wo sie endlich, auf ihren gefahrvollen Hinnndherzügen zur Verbreitung einer Virginitätsassociation, mit dem schlechten Resultate aufhörten, daß sie von den Hunnen massacrirt wurden! Diese elftausend heiligen Jungfrauen sollen nun auf ihrer Expedition auch bei Helgoland gelandet sein, nnd dort ihre schönste Zeit verlebt haben, damals, als die Insel noch groß, blühend und herrlich gewesen. Oder soll man einer andern Lesart der Legende glauben, welche versichert, daß die alten Bewohner Helgolands diesen Ueberfluß an heiligen Jungfrauen nicht zu schätzen gewußt, und sich, zum Besten der Liebe, so lieblos gegen dieselben benommen, daß zur Strafe das Land großentheils wieder versunken und eingeschrumpft, nnd nur noch das kleine mürbe Stück Fels übrig geblieben sei, dessen sich heute die Badetendenzen der Zeit bemächtigt haben, und das, unter den ungewohnten Tritten der eleganten Welt, jetzt seinem Wiedereinsturze in das Meer nahe zu sein scheint. Ich überlasse es Dir, kluger Isidor, zu glauben, was Dir das Vernünftigste scheint, nnd wenn Du Dich über den Namen, so wie über die wirklichen Gefahren der Insel in ihrem heutigen, durch so viel Jungfrauen locker gewordenen Zustande näher unterrichten willst, den stupend gelehrten Lappenberg nachzusehen *). —

Du kannst Dir aber keine herzlichere Seele voller Liebe nnd Treue denken, als eine Helgolanderin ist. Ihre Ehen sind äußerst glücklich und ungemein fruchtbar, und wenn die erst seit einigen Jahren wirkende Badesaison nicht allmälig durchdringt, so findet man in den Herzen dieser Insulanerinnen einen Fonds von Sittlichkeit, Frieden, natürlicher Hingebung und reizender Arglosigkeit, deren Vereinigung unsere Gesellschaftscivilisation bisher eher gehindert als erstrebt hat. Wenn man in ihre Wohnzimmer tritt, wird man von einem seltsamen patriarchalischen Ruhegefühl umfangen, man möchte sich mitten in dieser glückseligen Beschränktheit niederlassen mit all' seiner schmerzlichen Vergangenheit und hoffnungslosen Zukunft, mit

*) Herr Lappenberg hat es übrigens aus wissenschaftlichen Gründen wahrscheinlich zu machen gesucht, daß Helgoland keineswegs schon so locker sei, um den von andern Gelehrten befürchteten Ruckstürz in das Meer besorgen zu dürfen, so wie es derselbe Forscher auch historisch bestritten, daß die Insel früher eine größere Ausdehnung gehabt. Das Meer kehrt sich indeß an den conservativen Lappenberg nicht, und reißt ein Stück nach dem andern von dem Continente der Insel los, wie man an vielen einzelnen aus den Wellen hervorragenden Klippen ersehen kann, die früher mit der Insel zusammengehangen.

Digitized by Google

all seinen Gedanken über Politik, Liebe und sociale Zustände; und von Ehrfurcht ergriffen, stand ich selbst vor ihren merkwürdig hohen Eheberren, die so steil sind, daß sie erst mit Vorbereitungen erkletteet werden müssen, und schon dadurch zu einem wichtigen und besondern Lebensmoment für die Helgolander werden. Wäheend aber Fruchtbarkeit und heiteres Zusammenleben wie ein Himmelssegen ihre Ehen bezeichnet, so ist auf der andern Seite nicht minder charakteristisch, welche sociale Stellung der Geschlechter unter einander durch die Gemüthseigenschaften der Frauen bedingt wird. Die Helgolanderinnen dulden nämlich nicht, daß ihre Männee viel aebeiten, und verrichten daher die meisten und beschwerlichsten Geschäfte, welche ihre Lebenseinrichtung mit sich bringt, selbst. Sie führen ein mühevolles und angestrengtes Leben, während die Männer auffallend müßig gehen und faullenzen. Die Feauen bestellen den Acker, die Männer stehen ruhig dabei und leisten ihnen nicht die geringste Hülfe. Die Frauen tragen alle Lasten die große Treppe zum Oberlande hinauf, die Männer gehen neben ihnen her, ohne eine fördernde Hand anzulegen. Dies verrichtet Alles bei den trefflichen Helgolanderinnen die Liebe, dee n freierlorener Wille es ist, daß ihre Geliebten, so lange sie sich auf dem festen Inselande befinden und nicht mit dem stürmischen Elemente draußen zu kämpfen haben, der größten Schonung und Ruhe genießen sollen. Denn eine Helgolanderin muß in beständiger Besorgniß leben um den geliebten Gatten oder Bräutigam, die, beim Lootsen oder beim Fischfange, welches ihren gefahrvollen Erweeb ausmacht, mit allen Stürmen und Tücken des menschenfeindlichen Oceans sich herumzuschlagen haben, und frühee oder später einmal ein Opfer des Meeres werden. Auf der höchsten Höhe dee Klippe harrt die Helgolanderin mit ihren weitreichenden, blauen Späheraugen auf das schwankende Boot, aber der Bootsmann ruht unten im kühlen grünen Schooße dee Meerestiefe, und die weinende Helgolanderin schleicht langsam in die verödete Hütte zurück, wo sie sich aus Treue nnd Leid zu Tode grämt. Klein ist der Friedhof dee Insel, und nur über der treuen Helgolanderin wölbt sich bald ein neuer Hügel, die übrigen vermehrend. Der Helgvlander da unten hat ein schöneres Grab von Krystall und Smaragd und Perlenthau, als ich es mir längst gewünscht habe. — —

Wenn ich ein Maler wäre, ich malte alle diese Gesichtee, aber nicht wie der Maler Jordan seinen berühmten „Heirathsantrag auf Helgoland." Dies Bild sieht man auch in Steindrücken in manchen Stuben der Helgolander, aber so schön es in der Gruppirung ist, so enthält es doch vieles Fehlerhafte und Störende, das noch wenig bemerkt worden. Das Mädchen hat nicht das rechte helgolandische Gesicht in der schärfsten Auffassung dieser entschiedenen Eigenthümlichkeit, noch die angemessene Tracht; der zum Heirathen recommandirte Bursche aber ist fast gänzlich mißrathen. Sein Gesicht ist gut, aber kein Helgolander trägt, wie dieser, eine Schlafmütze, außer vielleicht im Bette, niemals jedoch auf der Gasse. Man begreift auch nicht, warum der Maler ihm gerade in diese Situation, als Bräutigam und Liebenden, eine Nachtmütze auf den Kopf gegeben. Am meisten aber ist gegen dies vielverbreitete Bild einzuwenden, daß es durchaus nicht in der Weise und Sitte der Helgolander liegt, auf diese Weise ihre Verlobungen und Liebesbündnisse zu schließen, und daß wenigstens eine solche Scene nicht als etwas Charakteristisches aus dem helgolandischen Leben genommeh werden konnte. Ein Mädchen und ein Buesche Helgolands machen es erst unter einander selbst aus, ehe sie den Vatee zu Rathe ziehen oder sich von demselben einandee recommandieen lassen. Denn in den Herzen dieser Naturkinder waltet die Eigenmacht der Liebe. —

T. A. Osten.

Dem. Mars und Dem. Duchesnois.

In der Rue Saint-Lazare, nahe bei der Rue de Larochefouc ld in Paris ist eine Aez neues Athen, wo viele berühmte Kunstler leben, und wo ein großer Theil des literarischen und artistischen Adels nah beisammen zu treffen ist. Hier wohnen: Madame Haudebourg-Lescot, deren Haus an die römischen Villen erinneer; Henry Monnier, die Herzogin von Abeantes (Junot's Witwe), Desbocufs, dee Marquis von Custines, Picot, Lepaulle und noch viele Andere. Bei jedem Schritt stößt man auf ein Atelier, bei jedem Schritt trifft man einen berühmten Namen. —

Man tritt in einen langen Hof, läßt eine Gitterthüe, wo Peenot, der Zahnaezt wohnt, rechts liegen, und siehe da, man steht in einem eezaubernden Gaeten, vor einem Marmorbeunnen, aus welchem sich mit sanftem Gerläuscher glänzende Wasserstrahlen ergießen. Man schreitet vorwaets, und eine Marmorgroete öffnet ihre Flügelthuren, ein Cabinet, rings mit Glasscheiben eingefaßt, nimmt den Besuchee auf, und eennert ihn an die Feenmährchen des Orients. Hier tritt eine Dame ihm entgegen, voll Liebreiz und Würde. Es ist die Mars, die unübertreffliche Künstlerin. Ihr Hoiel ist dee architektonische Wiederhall ihees Grazie, ihees auserlesenen Geschmacks, ihees tadellosen Taktes in Allem, was in das Reich des Schonen gehoet. Hier ist nichts zu viel, nichts zu wenig. Kein Kunstler hätte es besser eesinnen, keine vornehme Dame des Faubourg Saint-Germain hätte es besser oednen können.

Neben an wohnte die Duchesnois, die große Duchesnois, die die abgöttische Verehrung, deeen Gegenstand sie war, einsam und verlassen in der schmerzlichsten Vergessenheit abgebußt hat; sie, die sich ein ganzes Jahr lang, unter den grausamsten Leiden, auf ihrem Siechbette verzehrte, und deren Blicke vergebens nach all den Schmeichleen heeumirrten, die

Digitized by Google

sie in den Tagen des Glücks und Ruhmes umgaukelt hatten. Welche traurige Lehre, welche bedeutungsvolle Spiegelung für Alle, die die glänzende Dornenbahn der Kunst betreten! — Man bettelte um einen Blick, um ein Lächeln von ihr, ihr Name zog wie durch einen Zauberschlag eine ungeheure Volksmenge ins Theater — und sie starb, weil das Publicum sie fallen ließ, wie man ein Götzenbild, an das man nicht mehr glaubt, in Trümmer verfallen läßt. Sie starb, weil sie fühlte, daß ihre Glorie, ihr Genius von ihr gewichen waren. Ich sah sie (sagt von ihr eine Zeitgenossin) in diesem Hotel, edel und stolz wie eine Königin, umgeben von ausgezeichneten Künstlern, angestaunt und auf den Händen getragen von allen Celebritäten des Kaiserreiches und der Restauration. Später sah ich sie arm, sterbend, aber noch träumend von einer siegreichen Rückkehr ins Théâtre français. Noch später sah ich sie, ihr Hotel verlassend — nus Noth. Endlich sah ich sie todt — und sah, wie ihr Costüme, ihre Möbel, ihr Bett — versteigert wurden. Und sollte man es glauben? Noch jetzt hat die erforderliche Summe nicht zusammengebracht werden können, um ihr ein Denkmal zu errichten. Nicht einmal ihre Büste von Gyps ist im Foyer des Théâtre français zu finden.

Correspondenz.

Aus Berlin. (Fortsetz.)

*[Kerker und Krone, Olaf der Däne, Graf Bloom, der Däne, und Frln. v. Hagn.]

Nicht besser wird es dem Werke des Herrn von Zedlitz, Kerker und Krone, ergehen, welches sich schon durch seinen weichlichen Gegenstand, des kränkelnden Tasso langsames Hinschmachten, als ein undramatisches bekundet. Tasso hat in diesem Stück nichts zu thun als vom Anfang bis zum Ende thatunkräftig über sein Geschick zu jammern. Es gibt eine Art von Siegwardismus in unserer Zeit, welcher seltsamer Weise, so gut wie der vor einem halben Jahrhundert, durch Göthe angeregt ist. Ich möchte es gewissermaßen eine Dramatisirung der Werther'schen Gesinnung nennen, die mir in manchen Dramen der neuern Zeit vorgekommen ist. Lord Byron hat auch seinen Antheil daran, nur daß bei den Ableitungen von diesem der gehörige Grad von Nichtswürdigkeit alles vorbereiten muß. Davon ist nun in dem Zedlitz'schen Drama nichts zu treffen, sondern im Gegentheil weichliche, wimmernde Tugend in Masse. Es ist bis jetzt zwei Mal gegeben, schon das zweite Mal war das Haus leer.

Das königstädtische Theater scheint in dem Rest des vor. Jahres alle seine Kräfte erschöpft zu haben. Wenigstens hat es bis jetzt in keiner Weise etwas Ausgezeichnetes dargeboten. Die Oper „Olaf der Däne" ist ein altes italienisches Gericht von Mercadante, fade genug angerichtet, und Aufgewärmtes schmeckt nie gut. Schon beim ersten Male mußten sechs bis acht Aerzte aus der Nachbarschaft herbeigerufen werden, um die vielen Zufälle von Kinnbackenkrampf, die unter den Zuschauern eingetreten waren, zu heilen. Beim zweiten Male sah man nur rothe Bänke, welche gewissermaßen das Urtheil über die Oper mit Blut unterzeichneten. Indem ich schreibe, wird ein neues Lustspiel von C. Ph. Berger aus Braunschweig gegeben. Ich werde nicht Zeit finden, es zu sehen, wenn es aber an Werth der „Bastille" desselben Verfassers gleich kommt, so muß es sehr gut sein. Ich werde Ihnen das nächste Mal darüber Bericht erstatten *).

*) So eben höre ich, daß es lustig, aber etwas derb und unkünstlerisch sein soll. L. R.

In unserem Theaterpersonale sind einige Veränderungen und Bewegungen vorgegangen. Zu den Bewegungen rechne ich die Rückkehr des Herrn Rott von einer großen Kunstreise, wodurch er sich, um einen beliebten Zeitungsausdruck zu gebrauchen, einer großen nordischen Macht bedeutend genähert hat. Die Folgen davon sind, wie jeder Politiker calculiren kann, unermeßlich, und es wundert mich eigentlich, daß die Metalliques nicht bedeutend danach gefallen sind. Herr Spontini hat endlich eine junge Sängerin erwischt, die ihm für seine Zwecke ganz geeignet scheint. Sie nennt sich Dem. Hagedorn, ist aus Konigsberg in Preußen gebürtig, hat zum Erdtheil eine schöne Stimme erhalten und widmet sich dem Theater. Vor einigen Tagen ist sie als Oberpriesterin in der Vestalin aufgetreten, und hat sich angemessenen Beifall erwerben.

Jetzt sollen Sie mich auf den Kopf stellen, und ausschütteln wie eine umgedrehte Geldtüte, theuerster, wenn ich noch eine einzige Theaterneuigkeit im Sack habe. Es wird aber wahrlich der eleganten Welt auch nicht darauf ankommen, sondern im Gegentheil sie dankt mir's vielleicht. Dagegen kann ich mit anderen Stadtneuigkeiten aufwarten. —

Frln. v. Hagn ist der flatternden Anbeter müde. „Sie will doch nicht ins Kloster gehen"? Bewahre der Himmel. Heirathen will sie, und zwar den dänischen Grafen Bloom, der gegen dreißig tausend Thaler Einkünfte jährlich besitzt. Nach andern Nachrichten hätte sie demselben gar einen Korb gegeben, und man schwankte nun hin und her, was man dabei für unbegreiflich halten solle. — —

(Die Fortsetzung folgt.)

Notizen.

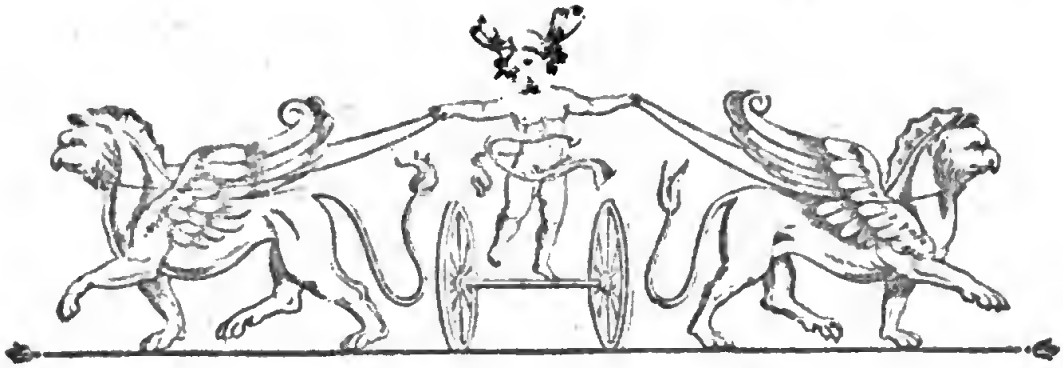
[Zur Geschichte der deutschen Flüchtlinge.]

Dr. Coremanns, dessen „Kerkerblumen" zur Literatur der deutschen Flüchtlinge gehören (womit die Deutschen einen neuen Zweig ihrer Literatur erhalten haben), lebt noch immer, soviel wir wissen, in der Schweiz. Er wurde der Redaction eines nurnberger Volksblattes überhoben und aus Baiern verwiesen, weil er sich unerlaubte Angriffe gegen die baiersche Constitution hatte zu Schulden kommen lassen. Man erzählt, er hätte in seinem Blatte die baiersche Verfassung gegen die belgische in Schatten gestellt, und es sei ihm aus München darauf der Bescheid geworden, wenn ihm die belgischen Zustände so wohl gefielen, möge er nach Belgien zurückkehren. Coremanns ist aus Brüssel gebürtig; allein er zog die Schweiz als Asyl vor. Belgische Blätter melden jetzt, daß seine Frau, eine Nürndergerin von Geburt, bei König Leopold eine Audienz gehabt und das höfliche Versprechen seiner königlichen Verwendung erhalten habe.

[Auf welche Weise die kleine Pixis die große Stephan überragt.]

Es ist bekannt, daß Spontini viel auf Zollänge gibt. Daraus erklärt sich, wenn es in berliner Blättern heißt, daß Frln. Pixis noch gern auf der königl. Bühne sänge, aber Frln. Stephan, eine große Oberpriesterin-Gestalt, wirklich singt. Rellstab's Journal stellt die Frage: Wie soll auch die kleine Pixis gegen die große Stephan aufkommen? — Je nun, lautet die Antwort, sie klettert auf ihrer Tonleiter über die Nebenbuhlerin hinweg.

Digitized by Google



Zeitung für die elegante Welt.

Freitags — 31. — den 12. Februar 1836.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Erinnerungen an Elisabeth.

Von F. A. v. Stägemann.

(Fortsetzung.)

Elisabeth war vermählt, wie Petrarca's Laura, und, wie diese, Mutter mehrerer Kinder, als der jugendliche Sänger von ihrer holden Erscheinung getroffen wurde, nur mit dem glücklicheren Unterschiede, daß der deutsche Petrarca den Besitz seines gefeierten Gegenstandes später wirklich erreichte. Als ein Bild anmuthiger Strenge und züchtigen Versagens wird auch Elisabeth, gleich der Laura von Avignon, von ihrem Dichter geschildert, und dem Petrarkischen „Dolci durezze e placide repulse" hat Stägemann ein ähnliches nachbildend gesungen, worin sich zugleich die ersten neun Jahre ihres leisen und sinnig verschwiegenen Nebeneinanderlebens charakterisiren:

Süßherbe Streng', holdseliges Versagen,
Voll frommer Gunst, voll züchtigem Geneigen,
Sanftmüthige Verweis', um mich zu schweigen,
Wenn meine Brust in Flammen hoch geschlagen:

Wie auf des Wohllauts Schwingen stolz getragen
Der höchsten Würd' und höchsten Anmuth Reigen,
Schönheit und Tugend, wie auf Schwester-Zweigen,
Woran sich nie die niedern Wünsche wagen:

Ein Gnadenblick voll jener Seligkeiten,
Ernstwarnend bald auf rechte Bahn zu spornen,
Erquickend bald mit Trostes reicher Milde:

So lebt' ich einst, mein Leben zu bereiten,
Abwechselnd zwischen Ros' und zwischen Dornen. —
Erkennst Du Dich und mich in diesem Bilde?

In der vorangestellten Zuschrift „an Elisabeth's Töchter und Enkelinnen" gibt der Dichter einige Erklärungen über die Geschichte seiner Liebe. „Meine Liebe zu Elisabeth," sagt er, „entstand in dem Augenblicke, da ich sie zum ersten Male sah, am 22. Julius 1784, Nachmittags gegen 6 Uhr, in einem am Schloßteiche zu Königsberg belegenen Garten. Eine junge Frau in der Blüthe einer anerkannten Schönheit, ging sie, wie die „Dame von Fanel", streng und still vor der Schaar ihrer Verehrer vorüber, wenn sie auch, wie jene, mit zartem Sinne eines schönen Liedes sich freuen mochte. Der Eindruck des ersten Herzschlages milderte sich in der nächsten Zeit, da ich anfangs nur selten Gelegenheit fand, sie zu sehen, auch bei meinem fast gleichzeitigen Eintritte in den Staatsdienst nicht Muße hatte, einer Leidenschaft nachzuhängen, die dennoch im Anfange des Jahres 1786 in vollen Flammen stand. Erst im folgenden Jahre wagte ich, an sie zu dichten, meistentheils in einer Gattung bald längerer, bald kürzerer Episteln, deren eine ziemliche Zahl von ihr selbst noch aufbewahrt worden ist. In demselben Jahre ward ihr Mann nach Berlin versetzt, ließ sie aber mit den Kindern in Königsberg zurück, um zuvor seinen Haushalt gehörig zu ordnen. Elisabeth, die sich mit ihrer Mutter zu einer gemeinschaftlichen Oekonomie vereinigte, fing nun ein Stillleben an, worin sie sich,

Digitized by Google

nächst der Sorge für die Erziehung der Kinder, ihrer Neigung zur Kunst, zur Musik, Malerei und Literatur mit Bequemlichkeit überließ. Dies unfreiwillige Stillleben währte, von keiner Seite in solcher Dauer geahnt, fast acht Jahre. Erst im Jahre 1795 folgte sie nach Berlin. Eine höhere Hand fügte es hier anders, als sie dachte. Bei der entschiedensten Abneigung gegen eine Trennung ihrer Ehe, auf deren Glück sie früh verzichtet hatte, sah sie sich dennoch bald nach ihrer Ankunft zu diesem Schritte unausweichlich gezwungen. Sie hatte, wie sie mir schrieb, nur zwischen Wahnsinn oder Tod zu wählen. — Sobald ihr Entschluß ausgeführt war, kehrte sie nach Königsberg zurück, und im September 1796 erhielt ich ihre Hand, die sie mir bereits in Berlin zugesagt hatte." —

Die Sonette an Elisabeth sind in drei Abtheilungen, nach den verschiedenen Lebens- und Liebesstufen, geordnet. Die erste Periode beginnt mit dem Jahre 1788, es ist die Periode der stillverhaltenen Wünsche, die sich nur im zartesten Liedestone anzudeuten wagen. Elisabeth hatte dem poetischen Epistolarstyl, in dem ihr die ersten Bekenntnisse des stillen Sängers entgegentraten, kein besonderes Wohlgefallen bezeigt, und der Dichter wandte sich diesen kleinen Blumenbouquets des Eros, den Sonetten, zu, in denen er in jeder Hinsicht glücklicher würde. Die italienischen und spanischen Musterformen wurden nicht immer streng beibehalten, sondern auch eine Zeit lang das trochäische Maß, nach Vorgang Bürger's, dabei geübt. Wir lassen einige der bezeichnendsten aus der ersten Abtheilung hier abdrucken.

An Ihre Hand.

Bei Zurücksendung eines Handschuhs.

Die Du zärtlich schreibst, wie Zilia*),
Um das Aug' in Thränengluth zu baden,
Die Du nieder aus dem Reich der Gnaden
Geisterklänge lockst, Cäcilia**)!

Die ich treu der Herrin dienen sah,
Bald beschäftigt mit Arachnens Faden,
Bald Sie schmücken, bald des Schmucks entladen,
Doch am liebsten Ihrem Busen nah,

Nimm, Du holde Künstlerin, den Schleier
Deines Reizes, war mir gleich das Glück
Seines flüchtigen Besitzes theuer!

Aber opfr' ich Dir mit feuchtem Blick
Meiner Lippen stille lodernd Feuer,
O, so leg' ihn dankbar auch zurück!

*) Zilia, die Heldin im Romane der Frau von Graffigny: Lettres d'une Péruvienne, den Elisabeth damals las und besonders liebte.
**) In Bezug auf Elisabeth's Tonkunst.

Welch' ein Schmerz des Lebens heitrem Reigen
Mich entführt? ein langsam schleichend Sterben.
Junge Blätter, wenn sie gelb sich färben,
Fallen ab, so still die Lüftchen schweigen.

Meiner Thränen letzte, bittre Neigen
Schlürf' ich durstig von des Lebens Scherben,
Breche, nach Dir schmachtend, noch die herben
Augenblicke von den mürben Zweigen.

Daß des Wunsches Funken sich verzehre
Unter der Entsagung todten Asche,
Athmet kaum der Liebe leises Beben.

Doch der Blick, den ich vom Staube kehre,
Den ich rein mit meinen Thränen wasche,
Darf zu Dir, Du Keusche, sich erheben.

Daphne's Verwandlung.

Festgebannt die fluchtbeschwingten Socken,
Im erstaunten Boden ward sie Baum.
Rind' umwuchs des Busens zarten Flaum,
Dunkles Laub den Seidenflor der Locken.

Um den kalten Stamm geschmiegt, erschrocken
Stand der Jüngling wie im Todestraum.
Eiserfror der Adern heißer Schaum,
Und das Aug' erstarrte, thränentrocken.

Mit dem Laub', als wie vom balsamvollen
Lippenhauch der Jungfrau noch durchquollen,
Schmückt er, liebekrank, sein goldnes Haar.

Ach, die schöne Sag' erzählt' es wahr.
Liebe war das Lied des jungen Hirten,
Und den Lorbeer pflückt' er, statt der Myrten.

Ich saß am Flügel bei der holden Trauten
Und hing entzückt an Ihrem Augenstrahle.
Sie sang zu Soitenklängen: „Eure Male*)
Bewächst schon ernstes Moos" in ernsten Lauten.

Es war, als ob zween Engel niederschauten
Aus Ihrer Augen Paradiesesthale,
Die mir die Brust aus heißer Myrrhenschale
Mit frommer Thränen mildem Trost betauten.

Und als Gesang und Saite zitternd schwiegen,
Da hielt Sie meine Hand, als ob Sie sähe,
Welch scharfer Dolch den Busen mir zerschnitten.

O, konnt' ich nicht um Ihren Hals mich schmiegen?
Sie hätte, zartgerührt vom bittren Wehe,
Vielleicht der Unschuld keuschen Kuß gelitten!

Ihr schönen Augen, die mich heiß berühren,
Seitdem sie mich, Raubvögeln gleich, umkreisten,
Ihr Lippen, die getränkt mit Rosengeisten,
Die Biene süß in Blumen-Irrthum führen:

*) Aus der Klopstock'schen Ode: „Willkommen, silberner Mond", nach Reichardt's Composition.

Digitized by Google

Ihr unsichtbaren Reize, die den Schnüren
Mit sanfter Ungeduld Gehorsam leisten,
Ich muß, euch anzureden, mich erdreisten.
Dem Schmerz der Sehnsucht darf ein Laut gebühren.

Geh' denn, o Lied, am frühen Morgenrothe
Mit frischbethauten Sträußen Sie zu grüßen!
Den Musen wird die Freundin Gunst gewähren.

Doch bleib' nur hier, getreuer Liebesbote!
Du wirst bescheiden doch den Mund verschließen,
Sobald Sie sittsam fragt, was Dein Begehren.

„Die meisten Gedichte dieses Zeitraumes," bemerkt der Dichter selbst über die erste Abtheilung seiner Sonette, „sind aus den Jahren 1788 bis 1790, nur wenige aus den Jahren 1791 bis 1795. Mein amtlicher Wirkungskreis beschäftigte mich bis zum Jahre 1791 nicht ausreichend, und die Muße nährte die Leidenschaft, welche seitdem durch vermehrte Berufsarbeiten zwar nicht unterdrückt, aber besänftigt wurde. Elisabeth ihrerseits betrachtete mich als ihren neuen Freund; es genügte mir, zu ihrer Familie und zu ihrem Stillleben zu gehören." —

Auch aus dem zweiten Stadium dieser Liebes- und Liederflora gestatten wir uns einige Auszüge. Der Sänger bevorwortet diese Abtheilung folgendermaßen: „Die zweite Abtheilung ist auf den Zeitraum ihres Aufenthalts zu Berlin im Jahre 1795 bis zu unsrer Verheirathung beschränkt. Als Elisabeth jetzt beschlossen hatte, ihre Ehe aufzulösen, lag es wahrscheinlich in ihrer Seele, ihr gewohntes Stillleben in Königsberg einsam fortzusetzen, ohne eine zweite Verbindung einzugehen. Ich hatte Ursache, es zu fürchten, und wie sehr das Versprechen ihrer Hand mich hierüber beruhigt hatte, so konnte ich mich doch, in der Entfernung von ihr, nicht aller Befürchtungen erwehren. Daher, zwischen frohen und trüben Ahnungen wechselnd, der Inhalt eines Theils dieser Sonette."

Elisabeth.
Im August 1795.

Elisabeth — ich hab' ihn ausgesprochen,
Des wonnetrunknen Liedes neuen Laut.
Es ist Dein holder Name, keusche Braut!
Ich bin erlöst von meines Schmerzes Jochen.

Wir fühlten Herz an Herzen heftig pochen.
Wir haben uns mit Thränen, stillvertraut
Die Lippen uns mit Küssen süßbethaut.
Wir haben zart den Myrtenzweig gebrochen.

O, welch' ein Flor von Rosen im August!
Es schlägt ein voller Chor von Nachtigallen,
Er schlägt von wunderbar geheimer Lust.
Im Busen, welch' ein Wehen, Wogen, Wallen!
Die beiden Engel, Dein- und meiner, fallen,
Geliebte Braut, einander an die Brust.

Komm, Holde, komm! Des Freundes Arme strecken
Sich nach Dir aus in brennendem Verlangen.
Vom Nebel ist die Ferne grau umhangen,
Und ach! die Stunden schleichen träg' als Schnecken.

O, komm an Freundes warme Brust! mich schrecken,
Von Dir getrennt die Ahnungen, die bangen.
O, süße Braut, Dein seliges Umfangen
Kann mich allein aus schweren Träumen wecken.

Hinweg, hinweg von jenen Taxusgiften,
Wo Aengste Dich mit Geisterfluß umkreisen,
Wo Geig' und Horn die müde Brust zersprengen!

Herher, hierher, wo Deine Tannen düften,
Sich liebe Lippen an die Deinen hängen,
Brautreigen Dir ertönt in sanften Weisen!

Nach einer Nachtreise.

Als diese Nacht — o wolle nicht erröthen! —
Dein müder Kopf auf meine Schulter glitt,
Versagt' ich mir des Kusses Raub, damit
Die Musen nicht auf Frevel mich beträten.

Zwar in der Brust erklangen hell die Flöten
Der Nachtigall, die ehmals mit mir litt.
Ihr, Deinem Ohr vertrautes, Lied bestritt,
Als ob die Musen mir den Kuß verböten.

Doch trug ich fromm an meiner sanften Bürde
Und hörte nicht verführerischen Laut,
Gedenk der Lieb' und ihrer zarten Würde.

Nun aber, süßer Mund der keuschen Braut,
Nun öffne mir zu Kusses Liebgekose
Den Purpurkelch, die kussesvolle Rose!

(Der Beschluß folgt.)

Correspondenz.

Aus Berlin. (Fortsetz.)

[Stadtneuigkeiten.]

Vor einigen Tagen wurde unsere gebildete und feine Volksclasse auf recht bittere Weise hinters Licht geführt. Sie erwartete nämlich zum' Freitag eine Hinrichtung und hatte sich nach alter Unsitte schon Abends zuvor, trotz des furchtbarsten Schneegestöbers, hinausbegeben und unter dem Galgen förmlich bivouakirt. Allein wer nicht kam, war die Delinquentin, und natürlich verdenkt man es ihr sehr, daß sie, in Erwartung der Begnadigung, die Berliner so bitter getäuscht hat. Hätte sie die Hinrichtung nicht schon zuvor verdient, so wäre sie nach dieser Beleidigung der Volks-Souverainetät, dächte ich, des Todes schuldig geworden. Großen Herren darf man Alles verderben, nur kein Vergnügen, und dreißig tausend Leute sind ein großer Herr und ein großes Heer zugleich.

Es verbreitet sich das Gerücht in der Stadt, die Mucker in Königsberg (es ist wohl überflüssig, zu erklären, daß dieser Name eine pietistische Secte bezeichnet, welche die abscheulich-

Digitized by Google

sten Orgien gefeiert hat, unter dem Vorwande, einen neuen Hriland erzeugen zu wollen) wurden der Abndung des Gesetzes entgegen. Ich glaube nicht, daß man sich dieser Milde erfreuen wird, denn der Unwille gegen diese pietistischen Heuchler oder Wahnsinnigen ist sehr groß; wenigstens sähe es dir öffentliche Meinung gewiß lieber, wenn die Milde sich auf eine andere Gattung angeklagter und verurtheilter Individuen leitete, wozu indessen noch kein Anschein vorhandrn ist.

Auch einr Feuersbeunst haben wir in verwichrner Woche gehabe. Es ist das Etablissement rines wohlbabrnden Zuckerfabricanten, welches am Sonntag Nachmittag um halb drei Uhr in Brand gerierd. Da rs heftig stürmte, und man am Tage zuvor grade die Erzählung von dem Brande in Newyork in den Zeitungen gelesen hatte, so mußte man allerdings vor einem ähnlichen Ereigniß besorgt sein. Denn die Flamme, die der brennende Zucker gab, strahlte thurmhoch aufwärts, und der Wind jagte Kohlen und Funkengarben weit über die Stadt hin, welche dort in der neurn Friedrichsstraße, Klosters- und Spandauerstraße sehr eng und winklig gebaut ist. Allein zum Glück waeen die Dächer mehrerr Zoll hoch mit Schnee bedeckt, und so erloschen die drn Brand fortpflanzenden Substanzen, ohne erheblichen Schaden zu thun. Das Gebäude übrigens ist ganz herabgebrannt. Sehr erfreute man sich dabei der Wirksamkeit riner neuen Dampfspritze, welche man hier angeschafft hat und zum ersten Male versuchte. Da sie den Brand ganz vorzüglich löscht, so glaube ich, man thäte wohl, sie auch gegen drn Gehirnbrand anzuwenden, und z. B. die Enthusiastrn für einzelne Sängerinnen, Tänzerinnrn u. s. w. ein wenig mit der Dampfspritze zu beilen. Dies bringt mich, ich hoffe mit einer geschickten (!) Wendung, auf Frln. Francilla Pirix, welche durch ihre schöne Stimme, wie durch ihrr Gefangsfertigkeit in italirnischer Manier (nicht Styl) ein Heer von Enthusiasten wahrhaft in Flammr gesetzt hat. Was Ihren Berichterstatter anlangt, so findre er viel Gutes an der Sängerin, aber wenig Schönes, und diese Gattung wird nun und nimmermehr sein Geschmack werden. Aber rs ist unbegreiflich, wie sich das Uetheil der Menge nach und nach verirrt.

(Der Beschluß folgt.)

Notizen.

[Die Memoiren des Friedensfürsten.]

In einem Alter von beinahe 70 Jahren, von seinem Vaterlande getrennt und unter dem Schutze eines fremden Hofes, gibt dee Friedensfürst, Don Emanuel dr Godoy (Hrrzog von Alcudia, Fürst von Bassano, Graf von Evoramonte), seine Memoirrn heraus. Ein Franzosr, drr Obrrstlieutenant Esménaed, übersetzte das spanische Manuscript, und die Uebersetzung ist mit einer geschichtlichen Einleitung vor kurzem in zwei Bdn. (Paris, Ladrocat) erschienen. Die Laufbahn des Friedrnsfürsten war rben so schnell als glänzend. In seinrm 17. Jahre war er Garde-du-Corps des Königs, 1791 bereits Generral und Grand von Spanien; seine Vermählung mit einer Prinzessin von Bourbon verband ihn eng mit der königlichen Familie. Von 1792 bis 98 regierte er Spanien als Premierminister, 1801 ward ee Generalissimus, fünf Jahr später Großadmiral. Die Revolution von 1808 vertrieb ihn aus Spanien mit Karl IV., dem er bis zu dessen Tode (1819) zur Seite stand. Er hatte das Gelübde abgelegt, bei Lebzeiten Karl's und Frrdinand's nichts übrr die Geschichte seiner Zeit zu veröffentlichen. Seit 1830 lebt ee zurückgezogen in Paris. Irdenfalls geben seine Memoiren Aufschluß über Spaniens beklagenswerthe Schicksale im Laufe dieses Jahrhundrts. In den einleitendrn Worten beklagt er sich bittre über die Verkennung seiner Absichten und Handlungen, verspricht, seine Verwaltung gegrn alle bösartigen Anklagen zu vertheidigen, und hofft, das Vaterland, das ihm die Rückkehr in seinrn Schooß verweigert, werde einen der treuesten Dirnee in ihm erkennen.

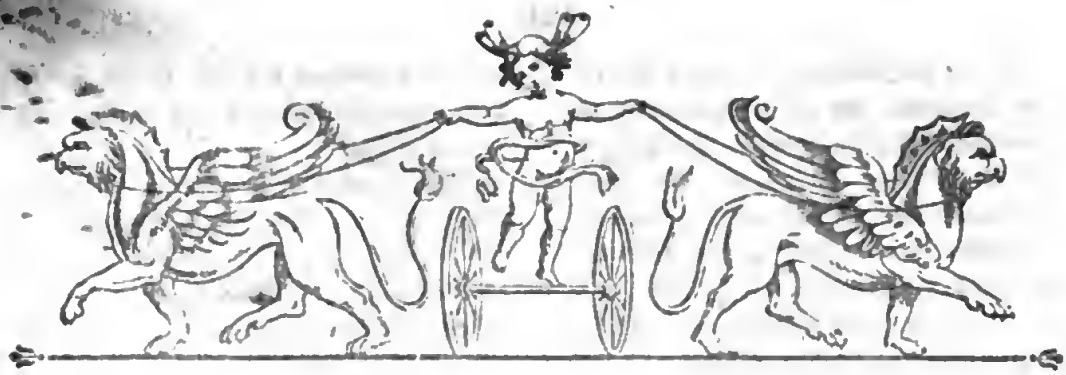
[Die projectirte Künstlercolonie.]

Während einer Reise, welche der Componist Boieldieu in den Pyrenäen machte, um seine wankende Gesundheit wiederherzustellen, schrieb rr oft an seinen Freund, den berühmten Componisten Berton. Wir entnehmen einem dieser Briefe Folgendes: „Nach meinem Plan," schreibt Boieldieu, „sollte man gemeinschaftlich ein altes Schloß, gut gelegen (wie das des Poeten Desporin's in dem schönen Thale von Argelès), zum Aufenthalte für alle Künstler ankaufen. Der Anblick der schönen Natur würde die erschlaffte Einbildungskraft wieder erwärmen, und wer weiß, welche frische Eingebungen aus den alten Gebirnen zum Vorschein kommen würden. Es ist schon lange (ich war damals in Rußland), daß ich von einem solchen glücklichen Zufluchtsorte für alle Künstler, in welchem sie ihre Laufbahn beschließen könnten, träumte. Ich wünschte, wir formirten ein bestimmtes Modell von Künstlern, das gewiß nicht ohne Einfluß für die Kunst sein würde. Wie viele junge Leute, welche man nach Rom schickt, um da die schönsten Jahre ihres Lebens zu verlieren, würden es gern vorziehen, während einiger Monate zu uns zu kommen und ihre musikalische Philosophie bei uns zu ordnen. Der Himmel der Pyrenäen würde für sie eben so viel werth sein als der Himmel Italiens. Die Spitzen des Südens haben keinen Vulkan, aber Blumen. Die schönen Cascaden der französischen Brücke, sind sie nicht eben so viel werth, als die von Tivoli? Der Marboré, die Nelandsbeecke, der Kreis von Gavaenie, seine Schneebrücken, seine Cascaden, die 1200 Fuß niederfallen, sind sie nicht Monumente, welche die Phantasie eben so wohl elektrisiren können als Sanct Peter zu Rom, das Coliseum und das Pantheon? Aber um zu meinem Zwecke zu gelangen, muß man viele Vorurtheile besiegen, besonders aber das eingewurzelte: daß ein Künstler nur in Paris lebrn, daß er nur in Paris schaffen kann. Voltaire war doch kein Blödsinniger und lebte in Ferney; und er hat dort nichts Schlechtes hervorgebracht, Horaz nichts wenigrr Schlechtes zu Sabinum zu Tage gefördert, wiewohl er Auguste und Mäcen besang. Da wir aber wedee August noch Mäcen zu besingen haben, so sehe ich nicht ein, was uns hindern könnte, bis an die Pyrenäen zu gehen. Du glaubst, ich schreze! Du lachst über meinen Plan. Ich bin gewiß, Du würdest nicht einer der Letzten sein, der ihn annähme." 88.

[Eine Anekdote von Seume.]

Als vor mehrrren Jahren Frau von Staël, von ihrem Verlobter Benjamin Constant begleitet, sich in Leipzig befand, war sie vom Obrrhofgerichtsrath Ehrhard zu einer Abendunterhaltung eingeladen, wie rr sie sonntäglich zu veranstalten pflegte. Auch Seume war gegenwärtig. Das Gespräch war lebhaft und freimüthig. Einem entfiel eine kecke Aeußerung. Sehr wahr — erwiederte der damals noch sehr schüchterne Benjamin — aber wer darf es laut sagen? Jetzt sprach Seume: Warum nicht? Ich habe dabei nichts zu verlieren als meinen Kopf. (Dem true-penny, wie er wohl, konnte es auch wohl mit dieser Aeußerung Ernst gewesen sein.) Als Mahlmann sie erfuhr, sagte er: Ich kenne das schon. Seume legt immer seinen Kopf auf den Block: aber es will ihn Niemand abschlagen. 30.

Digitized by Google



Zeitung für die elegante Welt.

Sonnabends — 32. — den 13. Februar 1836.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Bilder aus Spanien.

1. Eine Hinrichtung in Valencia.

Wer ein fremdes Land bereist, und noch dazu ein so ganz eigenthümliches wie Spanien, darf sich keinen Augenblick Ruhe gönnen, weil ihm immer und überall sich eine Masse von Stoff zu allerlei Betrachtungen darbietet. Aus diesem Grunde versäumte ich denn auch nicht, einer Hinrichtung beizuwohnen.

Der Delinquent, dessen Namen ich vergessen habe, war ein Bauer aus der Umgegend von Valencia, und wegen seines kühnen, unternehmenden Charakters überall gefürchtet; er war, so zu sagen, der Hauptheld in seinem Dorfe; denn keiner tanzte zierlicher als er, Niemand warf sicherer nach dem Ziele, und kein Anderer wußte so viele alte Romanzen zu singen. Dabei war er im Ganzen von ziemlich friedfertigem Sinne, und fing nie Zank und Streit an; doch hütete sich Jeder vor ihm, denn er war ein gewaltiger Hitzkopf. Wenn er einem Reisenden zum Begleiter diente, so wagte es kein Räuber, denselben anzuhalten, und wären die Maulthiere auch mit Dublonen beladen gewesen. Kurz, es war eine Lust, zu sehen, wie der junge, rasche Mann mit übergeworfener Stutzbüchse und in seinem saubern Sammetwamms einherschritt, denn er war ein vollkommener Majo, das heißt ein Stutzer, ein Dandy aus der niedern Volksclasse, und im Punkte der Ehre außerordentlich häkelig.

Die Castilianer haben ein Sprichwort, das, meiner Ansicht zufolge, durch und durch unwahr ist. Sie sagen: „In Valencia ist Fleisch — Gras; das Gras — Wasser; die Männer sind Weiber, die Weiber — nichts.“ Ich kann im Gegentheile behaupten, daß man in Valencia vortrefflich speist, daß die Weiber artig sind und einen viel weißern Teint haben, als in irgend einem andern spanischen Königreiche. Und ob die Männer weibischer Natur sind, wird sich aus dem Folgenden ergeben.

Es ward ein Stiergefecht gegeben. Der Majo, versteht sich, mußte dabei sein; aber er hatte nicht einen einzigen Real in seinem Gürtel. Doch rechnete er darauf, daß ein königlicher Freiwilliger, — es war im Jahre 1830 — der ihm befreundet war und die Wache hatte, ihn ohne Eintrittsgeld einlassen würde. Allein er hatte sich verrechnet, denn der Freiwillige war unerbittlich und berief sich auf die erhaltenen Befehle. Der Majo ward dringender, der Freiwillige blieb bei seiner Weigerung, und so kam es von Bitten zu Vorwürfen, zu Beleidigungen, und der Soldat entledigte sich des Zudringlichen dadurch, daß er ihm mit dem Gewehrkolben einen tüchtigen Stoß auf die Brust versetzte. Nun endlich ging der Majo, ohne weiter ein Wort zu verlieren; allein einige Umstehenden bemerkten, daß tiefe Blässe sein Gesicht überzog, und daß er krampfhaft seine Fäuste ballte. Seine Augen rollten fürchterlich, und die Leute ahnten, daß der dem Majo angethane Schimpf nicht ungerächt bleiben würde.

Digitized by Google

Vierzehn Tage oder drei Wochen nach jenem Vorfalle ward der königliche Freiwillige mit einem Detachement zur Verfolgung einiger Schleichhändler beordert, und nahm in einer abgelegenen Venta*) sein Nachtlager. Es mochte eif Uhr sein, als Jemand anklopfte und den Soldaten beim Namen rief: „Oeffne, Deine Frau ist hier draußen.“ Halb angekleidet sprang er vom Lager auf, allein kaum hatte er die Thür noch zur Hälfte geöffnet, als auch schon ein Dutzend Kugeln ihm die Brust durchbohrten. Der Mörder machte sich rasch aus dem Staube und verschwand im Dunkel. Wer war der Mörder gewesen? Das blieb für Alle ein Räthsel; den Majo durfte Niemand als solchen zu bezeichnen wagen, denn im Augenblicke wären ein Dutzend fromme und gut royalistisch gesinnte Frauen aufgetreten, und hätten bei ihren respectiven Heiligen mit allen Eiden beschworen, daß der artige junge Mann, gerade zu derselben Stunde, ja zu derselben Minute, als der Mord vorgefallen war, bei jeder von ihnen gewesen, und deshalb von allem Verdachte frei sei. Daher erschien der Majo ungehindert nach wie vor im Publicum, nur daß er jetzt wieder heiter und guter Dinge war, denn er hatte sich ja seines Feindes entledigt und an seinem Beleidiger Rache genommen. Er trat so selbstgefällig auf, etwa wie Abends bei Tortoni ein pariser Stutzer, der sich Nachmittags im bouisgner Hölzchen duellirt und seinen Gegner am Arme verwundet hat. Dabei bemerken wir, daß in Spanien bei den Leuten niedern Standes der Mord die Stelle des Zweikampfes vertritt, und daß also eine Ehrensache weit ernster genommen wird als in andern Ländern, wo der Streit in den meisten Fällen sich mit einer Schramme oder Narbe zu enden pflegt, während dort in der Regel auch noch der Mörder durch die heilige Justiz vom Leben zum Tode befördert wird.

Diesmal jedoch lief ausnahmsweise Alles so lange gut ab, bis ein gewisser Alguazil **) im Amtseifer, denn er bekleidete diese Stelle erst seit kurzem, oder aus Eifersucht, denn er war in eine Frau verliebt, welche den Majo ihm vorzog, es sich beikommen ließ, den jungen, liebenswürdigen Menschen festnehmen zu wollen. So lange er es bei bloßen Drohungen bewenden ließ, begnügte sich sein glücklicher Nebenbuhler damit, ihn nur zu verhöhnen, als er aber endlich Hand an ihn legte, gab er ihm eine Ochsenzunge zu verdauen. Das ist ein landesüblicher Ausdruck für einen gut geführten Messerstich, und der Majo hatte auch diesmal sein Ziel so gut getroffen, daß die Stelle eines Alguazils in der hochberühmten Stadt Valencia erledigt war.

*) Wirthshaus.
**) Gerichtsdiener.

Ein Alguazil ist in Spanien eine eben so geachtete Person, als ein Constabel in England. Wer sich an jenem vergreift, begeht ein schweres Verbrechen. Deshalb ward denn auch unser Majo festgenommen, ins Gefängniß geworfen, verhört, und nach einem ziemlich langen Proceſſe zum Tode verurtheilt.

In Valencia war man allgemein der Ansicht, daß der junge Mann das nicht verdient hatte; denn er war doch nur das Opfer eines unglücklichen Zufalls, und die Richter hätten ihn, ohne ihr Gewissen zu beschweren, recht gut frei sprechen können. Allein die Richter mußten nicht so gedacht haben, denn sie hatten ihr Urtheil einstimmig abgegeben.

Als ich eines Abends über den Marktplatz schlenderte, bemerkte ich, daß mehrere Zimmerleute beim Fackelscheine eine Art von Gerüst aufschlugen; über dem Bretterwerke erhoben sich drei Balken, welche das so verhängnißvolle griechische *Π* bildeten. Diese Arbeit geschah darum bei Nacht, weil das Aufbauen desselben für die Zimmerleute eine Frohnarbeit ist, welcher bei Todesstrafe sich Niemand entziehen darf. Aus Schicklichkeitsgefühl für die Handwerker aber — denn die Arbeit gilt in der öffentlichen Meinung für etwas entehrend — erlaubt die Behörde, daß dieselbe bei Nacht und Nebel, und noch dazu mit vermummten Gesichtern verrichtet wird, damit am andern Morgen Niemand dem Zimmermanne sagen kann: Du hast gestern Abend auch Hand angelegt, als der Galgen errichtet ward.

(Die Fortsetzung folgt.)

Erinnerungen an Elisabeth.

Von F. A. v. Stägemann.

(Beschluß.)

Die dritte Sonetten-Abtheilung beginnt mit einem stillglücklichen Hymenäus:

Nach unserer Hochzeit.
September 1796.

Elisabeth, Du schmückst nun meinen Namen.
Wir sagten uns am heiligen Altare
Die Liebe zu, die ewige, die wahre,
Und unsre beiden Engel sagten Amen.

O, Geist der Liebe, der nach wundersamen
Geschicken uns zum stillbeglückten Paare
Zusammenfügt, aus dessen Huld die Jahre
Der Thränenprüfung, mich zu läutern, kamen!

Digitized by Google

Du haſt mein kindlich-fromm Gemüth betrachtet,
In dem die ſanftern Saiten ſich bewegen.
Für Sie nur flehr' ich deines Friedens Segen,

Im eignen Schmerz der Sehnſucht hingeſchmachtet.
Da ſprach Dein Fried': „ich hab' erhört, und lohne
Dich mit Ihr ſelbſt; empfang' in Ihr die Krone!"

Dieſe dritte Abtheilung umfaßt den Zeitraum einer beinahe neununddreißigjährigen Ehe, in dem die Gemüthstöne der Liebe mannichfach von den hereindringenden Anſprachen des öffentlichen Lebens und der geſchichtlichen Ereigniſſe durchbrochen werden. Die Stägemann'ſche Muſe verſah mit höchſter Begeiſterung ihren patriotiſchen Beruf, zu dem die Zeit ſie erweckte, und wovon in den „hiſtoriſchen Erinnerungen" unvergängliche Denkmale der Nachwelt überliefert bleiben. Das Sonett der Liebe tönte in jener Zeit ſpärlicher dazwiſchen, oder ſein Inhalt miſchte ſich mit dem politiſchen Elemente des Tages, und vereinigte die Geliebte und das Vaterland zu einer gleich heiligen Angelegenheit. Doch windet ſich auch durch dieſe Abtheilung ein köſtliche Perlenſchnur der zärtlichſten Dichtung hin, die in dieſem Zeitraume beſonders an den Geburtstagen Eliſabeth's (11. April) laut wird, bis endlich, nach überwundenen Stürmen des Tages, eine volle Friedens- und Liebeszeit wieder heraufblüht, die ihre muſenhafte Feier bis an die Scheidegränze des irdiſchen Lebens fortführt.

Am 11. April 1797.

Du haſt geweint. Den bittern Quell der Schmerzen
Hat mir die treue Mutter ſtill vertraut.
O, ſchlägt Dir's unterm Herzen noch nicht laut,
Schlag' ich denn nicht an Deinem weichen Herzen?

O, Freundin, wolle nicht den Himmel ſchwärzen,
Den Du ſo blau, ſo golden mir erbaut!
Wie man die höchſte Lieb' in Sternen ſchaut,
Schau' ich ſie klar in Deines Auges Kerzen.

Du biſt mir Braut und Weib und Kind zuſammen,
Weil Du mein Alles biſt in dieſer Welt,
Du, meiner Küſſe, meiner Lieder Held!

O, ſieh den Lenz mit ſeinen Fackelflammen
Aus Blüthenſtaub! er lächelt: „mein Geſtecke
Baut euch das warme Neſtchen erſt zurecke."

Nach Ihrem Todestage,
den 12. Julius 1835.

Die Nachtigallen hörten auf zu ſchlagen,
Der Roſenflor des Jahres war verblüht:
Da war Sie auch verſtummt, mein ſüßes Lied,
Entblättert meine Roſ' aus holden Tagen.

Ihr habt Sie nicht von mir hinweggetragen!
Es gibt ein einſam ſtilles Traumgebiet,
Aus dem Sie nie, ſeit funfzig Jahren, ſchied;
Da ruht Sie ſanft, umſpielt von ſchönen Sagen.

Sonſt war umpflanzt von zarter Blumenluſt
Ihr Ruhebett in meiner heitern Bruſt.
Nun wehr' es leiſ' aus Ahnens hohen Palmen.

Sonſt klang ihr ſüß mein fröhliches Idyll.
Nun tönt es innen laut von Engel-Pſalmen,
Und um mich her iſt Alles todt und ſtill!

Bei dieſer letzten Abtheilung der Sonette bemerkt der Dichter: „Mit der Muße, die mir der Krieg von 1806 anfangs gewährte, war die Liebe zur Dichtkunſt in mir erwacht, hatte ſich aber den ernſten Begebenheiten der Zeit zugewendet, und wie Eliſabeth im Jahre 1795 mit Bezug auf mein Geſchäftsleben mir ſchreiben konnte: „Außer mir weiß ja wohl Niemand, daß Sie ein Dichter ſind;" ſo hätte ſie ſpäter wohl Urſache finden mögen, Ihren Dichter einer durch die Liebe zum Vaterlande veranlaßten Untreue gegen ſie ſelbſt anzuklagen. Wenn aber ihr verklärter Geiſt aus den Wohnungen ihres Friedens, wie ich ahne, auf die Beſchäftigungen unſers irdiſchen Lebens theilnehmende Blicke wirft, ſo wird ſie in dieſem mit tiefer Wehmuth ihr gewundenen Todtenkranze die Liebe wiedererkennen, von der Sie mir einſt ſchrieb: „„Was die zarte Leonore nur als Wunſch ausſpricht, iſt mir gewähret. Das Gedächtniß einzig ſchöner Stunden lebt in Deinem Gemüthe, und Du erkennſt, welch einen Schatz von Treu' und Liebe der Buſen einer Frau bewahren kann!"" 27.

Talma's Leben.

Die Witwe des großen Talma, Demoiſelle Vanhove, jetzige Gräfin von Chaſtel, wird nächſtens ein ſehr merkwürdiges Werk, unter dem Titel: Etudes sur l'art théâtral, herausgeben, worin höchſt anziehende Züge von Talma's Charakter und häuslichem Leben vorkommen. Wir geben Einiges davon heraus, das bereits den Weg in die franzöſiſchen Journale gefunden hat.

Talma war der Sohn eines franzöſiſchen Zahnarztes, der ſich in London niedergelaſſen hatte. Auch er ſollte des Vaters Kunſt treiben und wurde zum Chirurgen erzogen. Als aber ſeine Mutter, in Folge häuslicher Zwietracht, ihren Gatten verließ und ſich nach Paris begab, folgte ihr Talma dahin, und dies legte den Grund zur gänzlichen Aendrung ſeiner Laufbahn. Sein Geiſt, wie ſein Körper gewannen durch die Luftveränderung. Sein Körper, weil er nun nicht mehr eine ſchwere Spleeniuft athmete, und ſein Geiſt, weil er nun fern von einem Vater war, der ihn planmäßig (wer ſchaudert nicht vor ſolcher Verruchtheit!) in der Lehre des Atheismus erzog. In Paris machte er die Bekanntſchaft dreier Rechtsgelehrten: Beliart, Bonnet und Lepidor,

Digitized by Google

welche, um sich im öffentlichen Vortrag zu üben, an langen Winterabenden sich versammelten und die Werke Corneille's, Racine's, Molière's und Voltaire's laut vorlasen. Talma nahm anfangs keinen Theil daran, da ihn der Widerwille gegen seinen Stand immer sehr verstimmte. Allmälig aber fand er Geschmack an den Dramatikern, las mit, spielte auf Liebhabertheatern und betrat endlich, von allen Seiten aufgemuntert, das Théâtre français.

Talma hatte ganz den sanguinischen Künstlercharakter. Er war reizbar, empfänglich für alles Schöne und Geschmackvolle, hypochondrisch, prachtliebend, verschwenderisch, ungeregelt in seinem Hauswesen, voll Schulden trotz einer sehr reichen Frau. Sein Haus war ein Stelldichein von unzähligen Freunden, und immer war offene Tafel. Sein Leben ist reich an Abenteuern, die die Franzosen inconséquences tituliren, und die wir grobe Deutsche geradezu dumme Streiche nennen. In der Revolution nahm er keine Partei, sondern kehrte nur der Kunst. Dennoch zog er sich durch seine Liebe zu einer Schauspielerin Robespierre's Haß zu, da dieser auch ein Auge der Gnade auf sie geworfen hatte, und wäre diese Künstlerin nicht so klug gewesen, sich unter dem Vorwand einer Krankheit gänzlich von beiden zurückzuziehen, wer weiß, ob Talma's Kopf nicht gefallen wäre. Talma wurde später vom Kaiser sehr begünstigt, und sein Leben glich dem eines Fürsten. Aber glücklich war er nie. Eine düstere Melancholie verfolgte ihn überall. Die Ruhe des Gemüths mußte wohl dem Manne fehlen, dem sein eigener Vater schon in der frühen Jugend allen Trost, alle Hoffnung eines besseren Jenseits geraubt hatte. Wenn ich ins Theater gehe, sagte er einst zu seiner Frau, und sehe die geputzten und fröhlichen Leute versammelt, so dringt sich mir immer der Gedanke auf: in wenig Jahren liegen sie alle im Sarge, und — für die Ewigkeit! — — Selltest Du's glauben! sagte er ein anderes Mal zu ihr, so oft ich ein weibliches Geschöpf erblicke, ihre Formen seien noch so anmuthig, ihre Züge noch so bezaubernd, ich durchbohre mit einem Blicke das Fleisch und sehe nur das Gerippe. Dies ist meinem Geist und meinem Auge schon zur Gewohnheit geworden. Wie sehr ich mich auch sträube, ich sehe das Gerippe. — Wie die meisten Künstler, war Talma mit allerlei Einbildungen geplagt. Zuweilen glaubte er zu erblinden, zuweilen meinte er, der Schlag habe ihn gerührt ꝛc. Nur wenn er mir einer großen Rolle beschäftigt war und sich dazu vorbereitete, nur dann war er freien Geistes und glücklich.

12.

Correspondenz.

Aus Berlin. (Beschluß.)

[Francilla Pixis.]

Frln. Grünbaum steht neben der manierirten aber geschickten Sängerin Frln. Pixis, wie das Bild des wahren Geschmacks neben dem einer glänzenden Modecarricatur. Aber das Urtheil der Majorität findet plötzlich die Einfachheit nichtssagend und langweilig neben dieser Effectmanier. Allein woher kommt das? Weil jeder nur bis zu seiner eigenen Tiefe in die Kunsterscheinungen eindringt, und natürlich die Zahl der flachen Köpfe und Herzen ungleich größer ist als die der tieferen *). —

*) Indem ich dieser Ansicht unseres Corresp. den Eingangs- und — den Laufpaß ertheile, glaube ich nur meiner Redactionspflicht ein Genüge zu thun, wonach ich jede Meinung gelten lasse, die irgendwie mit dem Glaubensbekenntniß des Referirenden zusammen hängt, mithin nicht die Farbe der Zufälligkeit oder Fahrlässigkeit an sich trägt. Die Verlennung der Virtuosität der von uns gefeierten Sängerin hängt mit der Geringachtung der italienischen Musik zu eng zusammen, um sie außer diesem Conner zu bekämpfen. Ein durch Ueberzeugung gesicherter Kunstgeschmack ist doch oft nur eine Angewohnung, eine Liebhaberei. Die deutsche Musik ausschließlich und auf völlige Beeinträchtigung der italienischen anerkennen zu wollen, heißt bei Tafel sich lediglich an Rheinwein gewöhnen oder an schweren Burgunder und gegen den Champagner mit seinem flüchtigen Rausch, mit seiner perlenden Schäumkraft und der Grazie seines leichtsinnig schönen Temperaments sich abschließen. Darf man sich bei Tisch an eine Weinsorte halten, so mag es auch, wie im Leben, so an der verschiedentlich besetzten Tafel der Kunst erlaubt sein. Einseitigkeiten solcher Art sind durch körperliche und geistige Constitution bedingt; deshalb kann man sie gelten lassen, ohne sie für weise Maximen zu nehmen, oder gar für wissenschaftliche Kritik. Mozart's Musik ist Rheinwein, Gluck's Töne berauschen wie schwerer Burgunder, Beethoven's Muse ist trunken wie von glühendem Sicilianer. Aber wenn die Spitzgläser kommen mit der schlanken Taille, wenn der Kork an die Decke fliegt, dann kommt zu den Göttern des Lebens doch noch ein neuer Gott, Rossini mit dem perlenden Schaum, mit dem leichten Rausch und der bajaderenhaften Anmuth seiner fliegenden Rhythmen. Mit Rossini füllt sich ein ganzes Lebenselement, ohne ihn hätte die Geschichte der Musik eine wesentliche Lücke; die Kunst wäre ärmer als die Gemüthswelt, von der die italienische Musik eine eigenthümliche Seite herauskehrt. Mit der Anerkennung der italienischen Musik ist aber zugleich die Anerkennung und Hochstellung der obgedachten Sängerin gesichert. Sie ist in ihrer Weise vollendet, als Deutsche in der italienischen Gesangskunst ein seltenes Phänomen. Wem für italienische Musik der Sinn fehlt, muß ihr Wesen mißachten.

K.

Es ist, glaube ich, eine kleine, nicht einmal sonderlich geschickt versteckte Grobheit gegen die elegante Welt in dieser Aeußerung enthalten. Darum thue ich wohl, damit zu schließen, und mich zurückzuziehen, denn es könnte mir am Ende übel ergehen.

L. Rellstab.

Notiz.

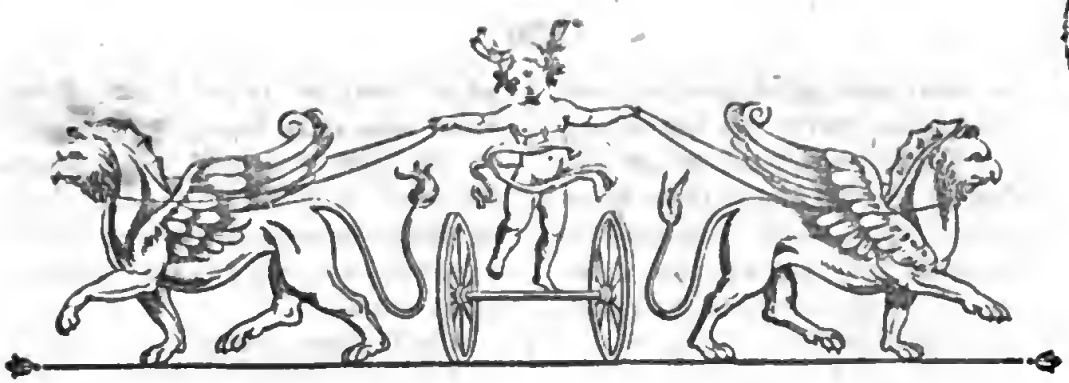
[Musikalische Neuigkeiten.]

Mr. Balfe, jener Irländer, von dem auf dem Drury-Lane-Theater eine Oper in italienischem Style: „Die Belagerung von la Rochelle" gegeben wurde (s. Decemberheft Nr. 238.), ist gegenwärtig beschäftigt, zu einer Bearbeitung von Shakspeare's lustigen Weibern zu Windsor, desgleichen zu Victor Hugo's Notre-Dame, für die englische Bühne dramatisirt, die Musik, wahrscheinlich Ouvertüren, zu setzen.

Ueber Auber's neueste Oper „Actäon" s. den Bericht unsers pariser Correspondenten in Nr. 27. d. Bl.

Auf der königsstädter Bühne in Berlin wird „der Lastträger" von Gemis einstudirt. Desgleichen eine neue Oper von Gläser: „Aurora."

Digitized by Google



Zeitung für die elegante Welt.

Montags — 33. — den 15. Februar 1836.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verlegee: Leopold Voß.

Eisenbahnen und Eisenstäbe.

Ein Monolog über den Zeitgeist.

„Nehmen Sie doch Eisenbahnactien! Um Gottes willen, kaufen Sie doch Actienscheine! Was bleibt Ihnen übrig in diesee Zeit dee Teübsal, der Hemmnisse, der Verbitterung und Verketzerung?"

Man schreit mir das von allen Seiten zu und ich hoeche auf. Ich werfe einen tiefen, weitgeeifeudeu, bis auf den Grund geheuden Blick iu meinen Geldbeutel: ich nehme Anstaud, Actien zu kaufeu. Ich bin ein Liteeat! — sage ich mir zum Troste. — Was braucht ein Literat sich auf die Indnstrie zu legen! Ein Literat kann aem sein, arm bleiben, deun er ist reich an Gefühleu, Gedankenplaneu, reich au Hoffnungen für eine geistige Zukunft, reich au Muth und Keaft, um die Nebel zu verscheucheu, die um die morgendliche Sonne streifen.

Ich schweige, ich werde roth vor Scham, die Farbe meiner Wange ist die Veeräthevin meiner Lüge. Ich werfe eineu Blick in mein Herz, das ehedem so hoffnungsvoll einer werdenden Zeit mit allee Andacht der Liebe entgegenschlug: ich finde die Kammern meines Herzens so wüst und leer, wie ein Haus, wo Witweuthräuen fließen. Erschreckt raffe ich mich zusammen und laufe auf das Feld der Literatur, wa noch vor kuezem die lauteste Stimmen hörbar wueden, der Tumult der Bewegung uns betäubte. Ich will die Fuechen der neuern Zeit aufsuchen, aber die Fuechen siud zerstampft, schlechte wie gute Keime zertreten. Ein eisernes Gitter hat man um den Platz gezogen und eine Tafel aufgehängt mit der Inschrift zu Dante's Hölle: Lascia ogni speranza! Sonst setzte man über den Platz, wo mau Todte begrub, die Woete: „Hier fängt die Hoffnung an!" Aber an der Pforte zu diesem Friedhofe steht die umgekehrte Inschrift, und übee den feuchten Hügeln tobt mit schamanenhafter Wildheit ein langer Todtengräbee hin und her, mit furchtbarem Zetee, und wühlt sich eine große Leiche auf, einen todteu Löweu, dem er noch eius versetzt mit seiner wüthend geschwungeneu beeiten Schaufel. Der lange, breitmäulige Todtengräber, das ist der kritische Gaugwolf, und der geoße todte Löwe, das ist der alte Wolfgang.

Und ich fliehe den Ort des Schreckens, gehe heim iu mein Kämmerleiu und nehme mein trostarmes Herz ins Gebet. Man athmet heuer eine schlechte Luft. Meiu Zimmer kommt mie wie ein schwüles Gefäuguiß voe, und bei jedem Athemzuge der Freiheit, den sich meiu Herz eelaubt, raschelt's an der Thür, als wollte mir ein Kerkermeister die Ketteu deiugeu. Das ist der lange Todtengeäbee, der hinter mie hee gelaufeu ist und seineu Spaten schwingt mit griusendem Hohue. Ich sitze uud biu stille wie ein furchtsames Kind, denn ich bin ein deutscher Jüngling. Aber wie die Kinder im Dunkelu immer scheeien müsseu, so wetze ich meine Kehle uud singe mir ein Lied von meiner be-

grabenen Liebe, die immer wieder auferstehen möchte, und ein Lied von der Freiheit, die entweder schon todt oder noch nicht geboren ist. Aber bei jedem Verse, den ich singe, klirrt's an der Scheibe, bei jeder Strophe schiebt sich ein Eisenstab vors Fenster, und der grause Wütherich blickt herein zu mir und fletscht seinen kritischen Vampyrzahn. So wie ich schweige, fährt das Nachtgesicht von dannen. Also sitze ich lieber still und bleibe still. Ich will mir die Aussicht nicht verderben; man hat eine schlechte Aussicht, wenn sich lauter Eisenstäbe vors Fenster hinziehen, und solche Eisenstäbe wuchern heut zu Tage oder heut zu Nachte wie Geisblattranken vor manchem unschuldigen Fensterlein. Es sind die Eisenstäbe einer bornirten und bornirenden Kritik. Ich will mein Herz mit allen seinen Hoffnungen in den Rauchfang hängen, ich will dumm aussehen und nichts zu sagen wissen, ich will die Hände in den Schooß legen und müßig sein. Sonst schiebt sich ein Eisenstab nach dem andern vor und verbaut mir das ganze Luftloch. Es ist ein jämmerlicher Zustand, das Müßigsein. Es ist aller Laster Anfang. Ich habe keine Lust mehr an der Enge des Lebens, sie ist drückend und schwül, ich habe keine Lust mehr an der Weite der Welt, die Welt hat ein schlechtes Angesicht, wenn man sie durch Eisengitter anschaut. Es ist ein eisernes Zeitalter. Entweder Eisenstäbe für den Geist oder Eisenbahnen für den Leib. Am Ende muß ich doch wohl noch eine Actie nehmen, um nur etwas zu thun, was zeitgemäß ist in einer eisernen Zeit.

(Die Fortsetzung folgt.)

Bilder aus Spanien.

1. Eine Hinrichtung in Valencia.

(Fortsetzung.)

In Valencia steht ein alter gothischer Thurm von hübscher Bauart, mit vortrefflicher Façade, die nach dem Flusse hinausgeht. Er liegt am Ende der Stadt, dient zugleich als Thor und Gefängniß, und ist bekannt unter dem Namen der Puerta de los Serranos (Thor der Bergbewohner). Oben von der Plattform desselben hat man eine herrliche Aussicht auf den Guadalaviar, über die fünf Brücker, welche von einem Ufer auf das andere führen, die Spaziergänge von Valencia, und die reizende Gegend, welche die Stadt umgibt, und auf der ganzen pyrenäischen Ebene unter dem Namen der Huerta, des Gartens, berühmt ist. Es muß ein melancholisches Vergnügen sein für den Gefangenen, von hier oben hinabzuschauen auf die lachende Flur, und er muß es dem Kerkermeister Dank wissen, wenn er ihm hinaufzusteigen erlaubt.

In diesem Gefängnisse hatte bisher der Majo geschmachtet. Heute war der Tag angebrochen, an welchem der Verurtheilte auf einen Esel gesetzt und durch die belebtesten Gassen der Stadt nach dem Marktplatze zum Galgen geführt werden sollte.

In Begleitung eines mir befreundeten Spaniers ging ich früh nach der Puerta de los Serranos, wunderte mich aber sehr, dort kein Menschengewühl und kein Gedränge zu finden. Vielmehr arbeiteten die Handwerker ruhig in ihren Werkstätten, die Bauern zogen, nachdem sie ihre Gärtnerwaare verkauft hatten, truppweise aus der Stadt; überhaupt deutete nichts darauf hin, daß heute etwas Außergewöhnliches vorgehen sollte; nur ein kleines, vor der Gefängnißthür aufgestelltes Dragonerpiquet fiel mir auf. Daß die Valencianer sich wenig zu dem gräßlichen Schauspiele einer Hinrichtung drängen, hat, meiner Ansicht nach, nicht etwa seinen Grund in einer übermäßigen Empfindsamkeit, sondern vielmehr darin, weil sie, wie mein Begleiter mir sagte, sich schon dermaßen an dergleichen satt gesehen hatten, daß ein solches Schauspiel für sie gar nichts Neues mehr darbot. Ueberdies ist der Valencianer sehr fleißig, und zeichnet sich durch Arbeitsamkeit und Liebe zum Gewinn nicht nur vor den übrigen Spaniern, sondern selbst vor den meisten andern europäischen Völkern aus.

Um elf Uhr ward endlich die Pforte des Gefängnisses geöffnet, und eine zahlreiche Procession von Franciskanern kam zum Vorschein. Voran ging ein von zwei Novizen, die Jeder eine auf einem hohen Stocke befestigte Laterne trugen, geleiteter Büßer, der ein großes Crucifix in der Hand hielt. Es war von natürlicher Größe, und mit einem außerordentlichen Talente der Natur nachgebildet. Die Spanier suchen in Allem, was sich auf Religion und Kirchenthum bezieht, so viel als nur immer angeht, das Gräßlichste hervorzuheben; und an ihren Heiligen- und Christusbildern darf keine Wunde oder Beule, überhaupt keine Spur einer Marter fehlen, die irgend ein Märtyrer erhalten hat. Daher war denn auch auf dem angedeuteten Crucifixe, das bei jeder Hinrichtung eine bedeutende Rolle spielt, weder Blut noch Eiter gespart; es glich einem Cadaver, der unter den Händen eines Anatomen gewesen ist.

Der Träger dieser widerlichen Figur blieb dicht vor der Thür stehen, die Dragoner kamen etwas näher, und hinter ihnen bemerkte ich höchstens hundert Neugierige, die so nahe herangetreten waren, daß sie Alles, was vorging,

Digitized by Google

hören und sehen konnten. Da trat der Verurtheilte mit seinem Beichtvater heraus.

Nie werde ich diesen großen, magern, etwa dreißig Jahre alten Mann vergessen. Er hatte eine hohe Stirn, dichtes, schwarzes Haar, große, tiefliegende, flammende Augen, ging baarfuß, und trug eine lange schwarze Kutte, auf der da über dem Herzen ein blutrothes Kreuz festgenäht war; das Zeichen der frommen Brüderschaft, deren Geschäft es ist, die Sterbenden oder Verurtheilten auf das Jenseits vorzubereiten; der Hemdkragen, wie eine Fraise gekräuselt, hing über Schultern und Brust herab; um den Körper war ein weißer Strick solchergestalt mehrmals herumgeschlungen, daß die beiden Enden um die Arme geschlungen und die Hände dadurch wie zum Beten gefaltet waren. Er hielt in den letzten ein kleines Crucifix und ein Bild der Jungfrau Maria. Der Beichtvater war ein kurzer, dicker Mann, mit dunkelrothem, gutmüthigem Gesichte, aus dessen gleichgültiger Miene ich abnehmen konnte, daß er heute nicht zum ersten Male einen armen Sünder zum Richtplatze begleitete.

Hinter dem armen Sünder stand ein dünner, bleicher Mann mit sanfter, fast furchtsamer Miene. Er trug eine braune Weste; Hosen und Strümpfe waren schwarz. Wenn er nicht einen grauen breitkämpigen Hut getragen hätte, der jenen der Picadores bei den Stiergefechten ähnlich war, so hätte ich ihn für einen Notar oder Alguazil in Negligé gehalten. Als er das Crucifix erblickte, nahm er andächtig seinen Hut ab, und jetzt bemerkte ich, daß statt der Cocarde eine Leiter von Elfenbein an demselben befestigt war. Dieser Mann war der Scharfrichter der Stadt Valencia.

Als der Verurtheilte aus der niedrigen Pforte gebückt herausgetreten war, richtete er sich in seiner ganzen Länge empor, schlug die Augen auf, warf einen Blick über die versammelte Menge, und seufzte tief auf. Mit vollen Zügen schlürfte er die frische Luft ein, seine ganze Haltung drückte keine Furcht, wohl aber Unruhe und Befangenheit, aber doch Resignation aus; ich glaube nicht, daß ein zum Tode Verurtheilter sich vortrefflicher benehmen könnte.

Der Beichtvater ermahnte ihn, vor dem Crucifixe niederzuknieen; er gehorchte und küßte mit Inbrunst die Füße der widerlichen Figur. In diesem Augenblicke schienen alle Anwesenden tief ergriffen, und ringsumher herrschte lautlose Stille. Jetzt hob der Mönch seine Hände empor, schlug die langen Aermel seiner Kutte auf, die ihn sonst an nachdrücklichem Agiren verhindert haben würden, und sprach eine Rede, die wahrscheinlich schon mehrmals bei ähnlicher Gelegenheit gehalten worden war, mit kräftiger Stimme; obwohl monoton, sprach er doch jedes Wort deutlich aus, und zwar in einem so reinen castilianischen Dialecte, daß der Verurtheilte, ein Valenciauer, vielleicht nur wenig davon verstand. Er redete ihn als Bruder an: „Du hast den Tod verdient; aber die Richter sind nachsichtig mit Dir zu Werke gegangen und haben Dich nur zum Galgen verurtheilt, obwohl Dein Verbrechen zum Himmel aufschreit." — Hier schaltete er eine Relation des begangenen Mordes ein, und verbreitete sich weitläufig über die Irreligiosität und Unbußfertigkeit, in welcher der Sünder seine Jugend verlebt habe, und welche Schuld an seinem Unglücke sei. — „Aber," fuhr er mit gesteigertem Tone fort, „was ist die wohlverdiente Strafe, welche Du bald erleiden wirst, im Vergleiche zu den unaussprechlichen Qualen, welche der Heiland für Dich geduldet und gelitten hat. Schaue an dieses Blut, betrachte diese Wunden" u. s. w. Darauf folgte eine Beschreibung aller Martern, welche Jesus Christ erlitten hat, und zwar mit aller der Uebertreibung, in welcher keine andere Sprache so stark ist, als die spanische; Alles wurde an der Figur erläutert, jede Wunde mit dem Finger angedeutet. Uebrigens war der Schluß an der ganzen Rede das Beste, denn er berührte jetzt die unendliche Barmherzigkeit Gottes, dessen gerechter Zorn durch aufrichtige Reue zu entwaffnen sei.

Der Verurtheilte warf dem Priester einen etwas wilden Blick zu und sprach: „Ehrwürdiger Pater, erspart mir fernere Qualen; ich weiß, daß ich eingehe zum Reiche der Gnade. Laßt uns gehen."

(Der Beschluß folgt.)

Römische Briefe aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts.

(Fortsetzung von Nr. 17.)

10.

Der Carmelitee Blascowicz an den Feldmarschall Grafen v. Seckendorf.

Rom, den 6. August 1740.

Daß Ew. Excellenz die Gedanken über den Cardinal Firau gefallen, freut mich sehr zu vernehmen, den ersten Punct aber, nämlich porto le fasce in francia e non le presento nach Dero hohem Verlangen gehorsamst zu erörtern, so wird Ihre Excellenz der römische Gebrauch bekannt sein, kraft welches der Papst, wenn eine der gekrönten Personen einen Prinzen gebiert und im Kindbett liegt, geweihte oder gesegnete Windeln durch eine distinguirte Person zu übersenden pflegt. Dies wurde auch bei der Niederkunft der Königin von Frankreich mit einem Prinzen beobachtet, und der Cardinal Firau, als dazumal Praelatus domesticus Pontificis, dazu erkoren, obbenannte Windeln zu überbringen. Nun ist die allgemeine Sage, er habe das Paquet unterwegs verloren; einige aber

Digitized by Google

seiner Freunde sagen, der Prinz wäre vor seiner Ankunft gestorben. Dem sei wie ihm wolle, die unverfälschte Wahrheit ist, daß er das ihm anvertraute Paquet nicht überreicht, sondern unverrichteter Sache zurückgekommen. Das was Ew. Excellenz wegen des saeculi ferrei anführen, ist leider nur gar zu wahr, es läßt sich dasselbe überall verspüren, was aber am meisten zu bedauern, ist, daß seine Härte nur durch Verzögerung des Guten, nicht aber des Bösen erhellt, dessen Probe durch das Conclave mag klar erhellt werden; denn nach zu data ist eine schlechte apparence, daß selbes auseinandergehen wolle. Es vermeinen zwar Einige, daß solches mit nächstem geschehen könne, weil die Partei, welche sich für den Cardinal Aldebrandi gezeigt, noch immer fest steht, dabei durch diese Beständigkeit die wenigen noch abgehenden Stimmen von der Gegenpartei erzwungen werden würden; doch Andere, und glaube ich, der reichere Theil setzt in gesagte Meinung sehr wenig Hoffnung, besonders da man weiß, daß eben dieser letztere Theil, in welchem wahrhaftig rechtschaffene Männer sind, sich über das Procedere des Cardinal Lencin sehr beschwert, ihn gleichsam anklagend, als suche er die Freiheit des Conclave zu hemmen. Basta, si bona suscepimus de manu domini, mala cur non recipiamus? Es geschehe Alles nach seinem göttlichen Willen zu unserem Besten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Correspondenz.

Aus München, den 2. Februar.

[Carneval-Scherz und Ernst.]

Unser Carneval naht sich seinem Ende, aber nur eine Stimme ist darüber, nämlich: daß er noch niemals so langweilig gewesen sei. München hat seinen Charakter verändert, das alte Lebendige ist verschwunden mit seiner Vollsthümlichkeit um diese Zeit, und ist seriös hölzern geworden. Wer in Erwartung der südlichen Lage der Stadt und der daraus entspringenden größern Beweglichkeit seiner Bewohner hierher kommt, und von der lieben Faschingszeit mit Ruhrigkeit und Schabernack, mit Possenspiel und Mummenschanz träumt, hat sich gewaltig verrechnet. Berlin bietet darin neuerdings tausendmal mehr Abwechselung und Vergnügen. Die Theatermaskenbälle hier haben selbst an nur einigermaßen erträglichen Charaktermasken den größten Mangel; an öffentliche Aufzüge zu denken, fällt Niemand ein. Die Hoftrauer wegen des Todesfalles Ihrer königl. Hoheit der Großherzogin von Darmstadt hat auch den letzten Rest von Hoffnung zerstört. Zwar war das zum Namensfeste der verwitweten Königin arrangirte Ballet am letzten Balle im Theater recht lobenswürdig, aber dies ist doch nicht freier Antrieb einer lustigen Gesellschaft, sich in der Periode der Raerenherrschaft tüchtig auszutummeln und dafür weder Geld noch Kosten zu scheuen. Wenn dies gradatim so weiter geht, sind binnen 10 Jahren sämmtliche Maskenverleiher ruinirt, und man zeigt den Kindern in den Fibelbüchern auf Bildern Mummereien als merkwürdige Spiele der Vergangenheit. Schon jetzt hängen mehr Maskenanzüge auf den Modekupfern bei den Kunsthändlern heraus, als ganz München in Natura aufzuzählen hat.

Man wird natürlich fragen, welches die Ursache davon sei, und hier aller Orten hören: „Ja, das Geld fehlt. Früher, da konnte mancher Bürger ein paar hundert Gulden im Fasching aufwenden, wo soll er dies jetzt hernehmen, 10 Gulden drücken schon bei der Ausgabe, geschweige hundert." Hier bin ich nun als Referent so frei, zu entgegnen, daß das Erstere keineswegs der Fall ist. Der Gewinn bei den mittlern und untern Classen ist derselbe geblieben, nur seine Anwendung, das Sparsystem, hat sich verändert. Bei unsern lieben Vorfahren, in der sogenannten guten alten Zeit, gab es gewisse Feste im Jahre, diese wurden solennisirt gefeiert, und dazu vorher hübsch gespart. Der Bürger fand darin keine Unehre, wenn er im Maskenzuge auf öffentlicher Straße einherzog, und mancher graulöpfige Papa trieb Schwänke wie ein Junger dabei. Mittel- und höhere Stände belustigte es, mit verlarvten Gesichtern in den Caffeehäusern ihre Besuche abzustatten, ein Schrecken für alle Männer, die sich irrer Sünden bewußt waren. Noch circulirt manch hübsche Anekdote von damals. Dessen schämt man sich heut zu Tage. In den Caffees erscheinen fast nur Masken von etwas zweideutigem Rufe, und der Bürger, wie kann er sich verblassen, gleich dem Pöbel auf den Gassen umherzulaufen, da er jetzt in vornehmen Gesellschaften sich befindet. Muß es der Tochter des Schneiders und Schuhmachers nicht angenehmer sein, auf Bälle zu gehen, wo sie mit Gräfinnen und Baroninnen rivalisiren kann? — — Mitglied von einem Vereine zu werden, der zwölf Monate im Jahre bald für Bälle, bald für Theater und Concerte Sorge trägt? — Freilich bleibt dadurch mit dem vermehrten Aufwande der Mangel am nervus rerum nicht aus, so daß er sich öfterer als im Carneval allein fühlbar macht. Mancher häusliche Frieden wird auf immer zerstört, in den leeren Geldbeuteln nisten wie Fledermäuse die Schulden und schwirren des Nachts als Saegen ums Lager. Der Jugend bereitet das Gold des Beutels ihr Grab; kaum funfzehn oder sechzehn Jahre zählt die Knospe, da fällt sie geknickt am Morgen, bevor noch an die Blüthe zu denken ist, denn ersterm Abend sind glücklich drei Rendezvous verabredet worden, und die schöne Finanzministerin hat das Deficit gedeckt, was ohne Zweifel sonst im Budget des Putzes ein bedeutendes Derangement hervorgebracht hätte. — Wäre wirklich die Moralität so tief gesunken, daß ein in die Welt getretenes unschuldiges Kind sich aller Scham und Furcht entäußern könnte? — Nein, ich gebe zu, das Herzchen pocht, die Schuld drückt schwer, man fängt an zu bereuen — da beschwichtigt ein Gedanke das aufgeregte Gewissen; wie schön war es doch in der letzten Akademie, als der junge fremde Baron mich engagirte: „Mein gnädiges Fräulein, kann ich die Ehre haben? — —" Die Frau Base Schneidermeisterin hat erzählt, ihre Tochter habe mit dem Grafen N... getanzt; — das ist nur ein hiesiger Graf, der thut es, damit der Herr Vetter mit der Rechnung waetet; aber meiner war ein fremder, der nicht bargt. — Guter Carneval! was brauchen wir die Narren, es gibt nur allein noch kluge Leute in der modernen Welt. —

(Der Beschluß folgt.)

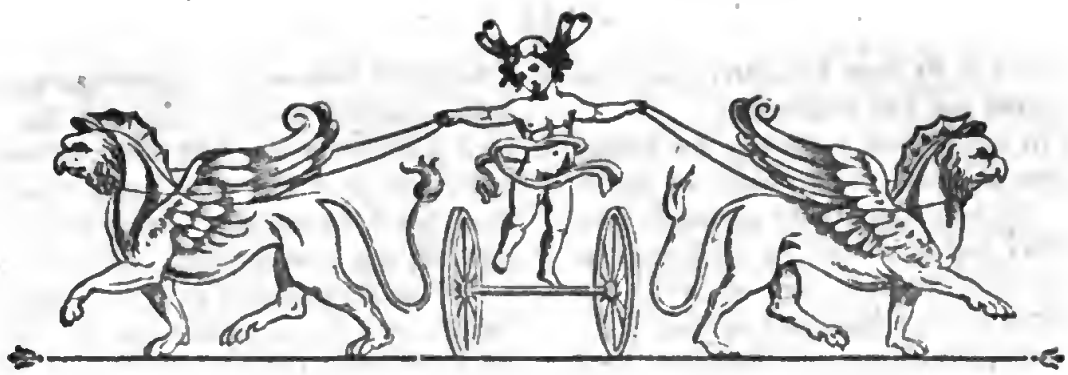
Notiz.

[Die Raritätensucht der Engländer.]

Ueber dies Capitel ließe sich ein Buch schreiben. Neulich kam wieder ein Curiosum dieser Art in Griechenland vor. Ein dort reisender Engländer hatte mit einem baierschen Wachposten Händel, weil er einer bereits an Fingern und Zehen verstümmelten antiken Statue die Nase abschlug. Die Sucht nach antiken Nasen ist bekannt; die Nase ist am Torso, der noch einen Kopf hat, nebst Ohrläppchen die einzige Extremität, die sich leicht abschlagen und verstecken läßt.

In Paris zahlte ein Engländer, der nach Handschriften eine Manie hat, neulich für ein an den Oberstlieutenant Ladvocat gerichtetes Billet Tieschi's nicht mehr als 20 Guineen.

Digitized by Google



Zeitung für die elegante Welt.

Dienstags — 34. — den 16. Februar 1836

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Bilder aus Spanien.

1. Eine Hinrichtung in Valencia.

(Beschluß.)

Der Beichtvater ging, augenscheinlich sehr mit sich selbst zufrieden, in den Thurm zurück; zwei andere Franciskaner nahmen seine Stelle ein und verließen den Todescandidaten nicht mehr, den der Scharfrichter auf eine große Matte legte. Dies geschieht, damit dem Buchstaben des Gesetzes Genüge geleistet werde, denn es ist vorgeschrieben: ein Verurtheilter solle zum Richtplatze geschleift werden. Die Schleife wurde von einem Esel fortgezogen, den der Henker an der Halfter führte. Zu beiden Seiten gingen Franciskaner, viele Laien und die Mitglieder jener bereits erwähnten Brüderschaft der Desampacados. An Kreuzen und Fahnen war kein Mangel. Dicht hinter dem Esel ritten auf kleinen unansehnlichen Pferden ein Notar und zwei Alguazils in schwarzen seidenen Hosen und dito Strümpfen, und ein Cavalierpiquet bildete den Schluß der Procession, die sich langsam, unter Litaneiengesang von Seiten der Mönche, fortbewegte. In lange Mäntel gehüllte Männer hielten dem Volke silberne Schüsseln vor, und baten um ein Almosen für den Unglücklichen (por el pobre). Der Ertrag, von dem Seelenmessen gelesen werden, fiel reichlich genug aus, denn Jedermann gibt wenigstens einen Maravedi, damit die Seele des Hingerichteten recht bald durch häufiges Messelesen aus dem Fegefeuer erlöst wird.

Diese katholischen Ceremonien haben etwas Ergreifendes, und ich wollte, es wäre mir möglich, sie mit gläubigem Auge zu betrachten. Jedenfalls sind sie für einen Unglücklichen, der wenige Augenblicke später das Schaffott besteigen soll, weit tröstlicher, als unsere Armsünderkarren und zahllosen Gensdarmen, die den Pöbel in gebührender Entfernung halten müssen. Zugleich wirkt das Vortragen des Kreuzes, und die Procession überhaupt, sehr beruhigend ein auf die Seele des Verurtheilten; daß die Mönche, die er von Jugend auf mit Ehrfurcht betrachtete, für ihn beten, singen und Messe lesen, thut ihm nicht weniger wohl; der letzte Weg wird ihm leicht gemacht, denn wendet er sich rechts, so spricht ihm ein Franciskaner von der unendlichen Gnade und Barmherzigkeit Gottes, wendet er sich links, so rühmt ihm ein anderer die mächtige Wirkung, welche eine Fürbitte des heiligen Franz von Assisi auf Gott Vater, Sohn und heiligen Geist ausübt; kurz, er hat keinen Augenblick Ruhe, und wird beständig von Gedanken abgezogen, die ihn martern könnten.

An jenem Tage ist mir klar geworden, warum bisher die Bettelmönche einen so außerordentlichen Einfluß ausgeübt haben. Die Liberalen mögen es mir nicht verargen, daß ich diese Männer die Stütze und den Trost der niedern Volksclasse von der Geburt bis zum Tode nenne. Welche

Digitized by Google

fuchtbare Laſt muß es für einen Franciskanee ſein, dee ganze Tage unabläſſig zum Tode vorzubereiten.

Nachdem dee Zug ſich durch manche enge und winklige Straßen hindurch gewunden, kam er endlich auf eine der Hauptſtraßen. Ich hatte inzwiſchen mit meinem Begleiter einen andern Weg eingeſchlagen nnd kam früher auf dem Richtplatze an als der Verurtheilte, der, als ich ihn dort zum zweiten Male ſah, ſein Haupt auf die Bruſt niedergeſenkt hatte; allein auch jetzt war weder Furcht noch Angſt auf ſeinem Geſichte zu leſen, denn er betrachtete mit feſtem Blicke das Bild, welches er zwiſchen den Händen hielt, und wenn er die Augen davon verwandte, ſo richtete er ſie auf einen der Franciskanee, denen er mit Andacht zuhörte.

Ich ging nun in das Haus eines Kaufmanns, von deſſen Balron ich den ganzen Marktplatz überſehen konnte. Es waren verhältnißmäßig nne wenig Menſchen verſammelt; die Frucht- nnd Krauthändler ſaßen euhig anf ihren Plätzen, die Circulation war nirgends gehemmt. Der Galgen ſtand einem in elegantem mauriſchem Style gebauten Gebäude, der ſogenannten Seidenböſe (la Lonja de Seda), gegenüber, und war mit dem aragoniſchen Wappen geziert. Der Marktplatz bildet ein längliches Viereck, die denſelben umſchließenden Häuſer ſind ſchmal, aber ſehr hoch, und jedes Stockwerk hat ſeinen eigenen Balcon. Viele dieſer leztern waren heute nicht einmal mit Schauluſtigen beſetzt.

Neben mir ſaßen zwei junge Mädchen von ſechzehn bis achtzehn Jahren, die ſich recht con amore mit ihren Fächern Luft zuwehten. Beide waren hübſch, trugen ſehr hübſche, ſchwarzſeidene Kleider, ſaubere Atlasſchuhe und Spitzenſchleier; allem Anſcheine nach waren ſie Töchter wohlhabender Bürger, denn ſie verſtanden und ſprachen correctes Spaniſch, obwohl ſie unter einander ſich des valencianiſchen Dialekts bedienten.

In der einen Ecke des Marktplatzes, unweit von dem Galgen, war eine kleine Capelle errichtet worden. Von hier ab bildeten königliche Freiwillige und Linientruppen ein großes Viereck. Als die Prozeſſion ankam, öffneten die Soldaten ihre Reihen, der Delinquent wurde vom Eſel herabgehoben und in die Capelle geführt. Hier kniete er nieder und küßte die Stufen des Altars. Inzwiſchen erprobte der Henker die Stärke ſeines Stricks, die Feſtigkeit der Leiter, trat dann zu dem Knieenden hinan, legte ihm die Hand ſanft auf die Schulter und ſprach nach altem Gebrauche: „Bruder, es iſt nun Zeit.“

Jetzt ward er von allen Mönchen, mit Ausnahme eines Einzigen, verlaſſen nnd befand ſich in der Gewalt des Scharfrichters, ward von ihm zur Leiter oder vielmehr Treppe geführt, und dieſer hielt ihm ſeinen großen Hut vors Geſicht, damit er den Galgen nicht ſehen möchte. Allein der Verurtheilte gab ſich Mühe, durch heftige Bewegung ſeines Kopfes den Hut wegzuſtoßen, und ſchien zeigen zu wollen, daß er den Anblick der verhängnißvollen Balken nicht fürchte.

Als endlich der Henker die Stufen hinanſtieg, war es Mittag. Der Delinquent folgte ihm, und zwar rückwärts; neben ihm ging der Mönch, ſprach ihm Troſt zu, betete, als alle drei oben auf dem Gerüſte ſtanden, das Credo, und rief zuletzt dem Volke zu: „Brüder in Jeſu Chriſto, betet mit mir zu Gott um Gnade für dieſen armen Sünder.“ Die ſchönen Mädchen neben mir ſprachen andächtig ein Amen und ließen den Fächer ſinken. Als ich meinen Blick wieder nach dem Schaffotte wandte, ſtieg der Mönch die Stufen hinab, der Majo hing am Seile in freier Luft, der Scharfrichter ſtand auf ſeinen Schultern, und der Henkersknecht zerrte unten an den Beinen.

Eiſenbahnen und Eiſenſtäbe.

Ein Monolog über den Zeitgeiſt.

(Fortſetzung.)

Die Eiſenbahnactien fangen an die Köpfe ſchwindeln zu machen. Es iſt keine Privatleidenſchaft mehr, es iſt Sache der allgemeinen Stimmung. Man muß Privatangelegenheiten von öffentlichen Angelegenheiten genau unterſcheiden. Eine Privatleidenſchaft iſt es, wenn ſich einer heut zu Tage auf dramatiſche Poeſie wirft und das geſunkene deutſche Theater zu regeneriren hofft. Ein Privatglück iſt es, wenn einer ein guter lyriſcher Dichter iſt, und doch nicht verhungert. Ein recht großes Privatunglück iſt es, wenn du zu einem modernen Romane einen guten Stoff haſt; denn wenn du einige ſcharfe Blicke in die Zerriſſenheit der geſelligen Zuſtände wirfſt, ſo bezüchtigt die Kritik dich des Saintſimonismus. Ein Privatglück iſt es, wenn du im Stande biſt, deine Schreibfeder ein für allemal auszuſpritzen, und mit Luther'ſcher Kraft dem Teufel des Argwohns, der voe die an der Wand ſein höhniſches Spiel treibt, das volle Tintenfaß an den Kopf zu werfen. Eine Privatſache iſt es, wenn Nicolai in Italien überall Flöhe fand. Ein Privatmalheur bleibt es, wenn Menzel ſich auf allen Wegen und Stegen von einem Geſpenſte verfolgt ſieht, das ihm auf den Ferſen nachſchleicht wie ſein Schatten, das er aber Göthe'ſche Pedanterie zu nennen beliebt, dem ähnlich, wie man ſeinen treuen Pudel Apollo oder Endymion nennt. Kann der Mann kein Buch in die Hand

Digitized by Google

nehmen, ohne daß er sich vors Licht setzt und seinen Schatten sieht! Läuft der Kritikus bis nach Rom und wird sein Gespenst nicht los! Besieht sich das Marmorbild des guten sanften Titus und spricht: Es war doch in diesem Titus derselbe Zug der Pedanterie wie in Göthe's Gesichtslinien! (Siehe Menzel's Reise in Italien.) Ich habe nichts gegen Privatleidenschaften. Privatleidenschaften kümmern mich nicht. Was geht es mich an, wenn einer ganz privatim einen Wurm hat, der ihn quält? Es gibt gar zu viel literarische Privatpassionen heut zu Tage. Haß, Neid, Rachsucht, Tücke jeder Art ist losgelassen: wo ist der Hauch der Liebe, die hinter dem Zwiste die Einigung sucht? Das macht, weil Alles Privatsache geworden ist, Jeder bellt, um seinen eigenen Schwanz zu wahren.

Nur die Eisenbahnen sind keine Privatsache mehr, sie werden Sache der Allgemeinheit. Der deutsche Zollverband und das Eisenbahnnetz, das sich über die deutschen Gauen ziehen wird, überhaupt Einigung deutscher Nation auf Grund und Boden des industriellen Verkehrs, das wird öffentliche, allgemeine Sache. Was politisch nicht möglich war, das wird jetzt von einer andern Seite her ins Werk gesetzt, daß nämlich Deutschland nicht blos in Sprache und Literatur, sondern auch in äußerer Hinsicht sich als ein Gesammtkörper erfaßt. Wir haben unser religiöses Zeitalter gehabt, und ein Zwiespalt voll Erbitterung hielt uns getrennt; politisch waren wir gar leicht auseinander zu zerren. Dem Zeitalter der Industrie soll es nun vorbehalten sein, die geistige Einheit unseres Volkes, die ohne äußere Anknüpfungspuncte nicht festzuhalten ist, im materiellen Leben und im socialen Verkehr zur Erscheinung zu bringen.

Der Zeitgeist thut jetzt so, als wüßte er, was er zu thun habe; er nimmt Eisenbahnactien. Seit langer Zeit wurde man nicht mehr klug aus dem Zeitgeiste, er selbst nicht aus sich selber. Vollblütig, überladen, übersättigt, wie er war, wußte er nicht ein noch aus, nur das Bedürfniß, sich Bewegung zu machen, begriff er als nothwendig zur Existenz. Der Zeitgeist fühlte sich als Geist der Bewegung. Er warf sich als solcher auf die Politik, aber er verstand nicht viel davon, und verlor die Perspective. Er warf sich auf die Literatur und scheiterte an der Emancipation der Ignoranten. Armer, vielgequälter Zeitgeist, du hast viel verloren, du kannst Alles verlieren, nur nicht den Drang zur Bewegung. Ein Schloß vor den Lippen, einen eisernen Riegel vor der Herzensöffnung, ein eisernes Stirnband um den Kopf, damit die Gedanken nicht aus dem Gehirn fallen, so standest du da und wußtest nicht woher, wohin. Da wirfst du dich nun plötzlich auf die Eisenbahnen und fährst dahin, den Stillstand im Gemüthe, den Tod im Herzen, gelähmt am Geiste, aber Bewegung in allen Gliedern. Fahr' wohl, mein Zeitgeist, — ich nehme eine halbe Eisenbahnactie.

Der Zeitgeist in speculativer Bewegung! Vor kurzem hatte der Zeitgeist noch seine geistigen Speculationen, man speculirte unter andern auf Unsterblichkeit, es erschienen einige Dutzend Bücher darüber, man stellte Wegweiser auf, um ins ewige Leben zu kommen. Einige sagten, man führe geradeaus auf Eisenbahnen und mit Dampf ins Himmelreich sammt Haut und Haaren, Andere nahmen einen Handerer und Zauderer für die Fahrt; mein ehrenwerther Landsmann, Herr Richter von Magdeburg, zerbrach sich die Deichsel auf dem Wege und sagte, man käme schlechterdings nicht nach Jenseits hinüber. Er meinte, das ewige Leben sei ein ewiges Erdendasein; er bewies das mit solcher Ueberzeugung, wie wenn einer auf einem Hoffeste oder in einer Theegesellschaft mit Zähneknirschen ausruft: O, verdammt ewige Langeweile! Die Aussicht in ein ewiges Jenseits wollte der Mann den Leuten mit Eisenstäben vergittern. Ich komme doch immer auf Eisenstäbe, wenn ich nicht auf Eisenbahnen stoße. O, du trauriger Richter der Unterwelt!

(Die Fortsetzung folgt.)

Auflösung der dreisylbigen Charade in Nr. 24:

Näh seide.

Römische Briefe aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts.

(Fortsetzung.)

11.

Derselbe an Denselben.

Rom, den 13. August 1740.

Mit gegenwärtiger Post ist noch nichts Sonderliches Ihro Excellenz zu berichten, unsere Herren Cardinäle stehen noch beiderseits standhaft, doch sieht man wohl, daß es den Aldovrandischen selbst kein rechter Ernst sei, für ihn zu concludiren, denn einen Tag hat er 30 Stimmen, den andern 31, den dritten 28 oder 29. Die Meinung des größern Theils ist, daß er nur zu einem Deckmantel dient, und daß unter der Hand für einen andern gearbeitet wird. Man will, daß Ihro Majestät der Kaiser einen sehr schönen und beweglichen Brief an das Conclave soll geschrieben haben, in selbigem die darin Befindlichen ermahnt, die Angelegenheit des Christenthums sich besser zu Herzen zu nehmen und der Wahl doch einmal ein Ende zu machen. Er schlage ihnen kein Subject vor, doch wünsche er, daß sie auf jenen ihre Stimme richteten, den sie in ihrem Gewissen für den tauglichsten und würdigsten schätzten; und dies sei er, als Protector des Glaubens, in seinem Gewissen schuldig ihnen anzudeuten. Ob aber dieses Schreiben seine Wirkung haben wird, steht zu er-

Digitized by Google

warten. Indessen divertirt sich manche artige Feder, und Pasquin, der eine ziemliche Zeit still geschwiegen, fängt abermals an zu reden, wie aus der Beilage zu ersehen sein wird. Vor drei Tagen fand man am Thore eines großen Palastes in Plazza nuova ein Bild angenagelt, welches den heil. Geist in Gestalt einer Taube in der Luft fliegend vorstellte; zur Erden war einerseits der Cardinal Aldovrandi, der Spreu aussäete, um diese Taube herunterzulocken, andererseits war der Cardinal Albani mit einem Besen in der Hand, welcher wegfegte, was Aldovrandi aussäete. Man gibt dem Cardinale Tencin die Schuld, daß das Conclave so lange dauere, wie auch, daß der Cardinal Aldovrandi nicht zum Papstthume gelange. Denn weil er, diesen zu erhöhen, sich zu stark erblizt und es gleichsam mit Gewalt poussirt, wurde dieses Manöver den Anderen verdächtig, und machte sichtbar, daß ein besonderes Absehen oder Neigung für die Krone Frankreich darunter verborgen sei, und ich glaube auch, daß das beigelegte Sonetto darauf anspielt. Ich empfehle ꝛc.

12.

Derselbe an Denselben.

Rom, den 20. August 1740.

Nun endlich haben wir einmal den neuen Papst! Den 17ten dieses ist er erwählt und sogleich auch publicirt worden. Er ist von Geburt ein Bolognese und nennt sich Lambertini; von Benedict XIII. ist er zum Cardinal creirt worden, daher, um die Ehrfurcht zu bezeugen, welche er gegen seinen gewesenen Wohlthäter trägt, hat er sich auch Benedictus und zwar XIV. nennen lassen. Man sagt, daß der Cardinal Kolonitz die größte Ursache dieser Wahl sei; indessen hat doch der Cardinal Albani triumphirt, und obwohl dir Franzosen gewiß glaubten, mit dem Aldovrandi zu reussiren, so mußten sie doch unverrichteter Sache abziehen. Morgen wird der neue Papst gekrönt werden, wie auch die höhern Minister publicirt, wovon Ihro Excellenz mit Nächstem gehorsamsten Rapport abstatten werde. Das Volk hier bezeugt über diese Wahl ungemeine Freude, und besonders deshalb, daß es der Aldovrandi nicht geworden. Ich empfehle ꝛc.

(Die Fortsezung folgt.)

Correspondenz.

Aus München. (Beschl.)

[Theater, Gesellschafe, Literatem.]

Natürlich hat hier die Abwesenheit des Königs eine große Stille eintreten lassen und sie die Hoftrauer noch vermehrt. Einiges Leben und Hoffnung bringt der große Ball der hiesigen Studirenden hervor, indem mehrere tausend Personen Antheil nehmen werden. Das Theater hat eben nichts aufzuweisen, was die Begierde des Schauens besonders in Anspruch nähme. „Norma", von Bellini, hält sich mit ihren sanften, ansprechenden Melodien, dazwischen wechseln einige Lustspiele ohne Bedeutung. Fräulein van Hasselt ward kürzlich durch Bosheit in Schrecken gesezt. Indem sie eben in jener im zweiten Acte dir Bühne betreten wollte, übergab man ihr eine Schachtel, bei der Eröffnung blinzelte ihr mit Künstlerhand entworfen ein Affe im Costüm der Norma entgegen. Im ersten Augenblick glaubte sie in dem Ungethüm einen Todtenkopf zu sehen, und die heftige Alteration brachte die Arme einer Ohnmacht nahe. Trotz dem entschloß sie sich, ihre Rolle zu Ende zu spielen, Herr Baier entschuldigte beim Publicum die verursachte Zögerung, und allgemeiner Applaus entschädigte die allgemein als anspruchslos bekannte Actrice. — Für den lezten Caenevalball hat, wie man vernimmt, Herr Küstner den Plan, einen Dampfwagen aufs Theater zu bringen, da auch in München alle Köpfe und Sinne auf Dampfwagen und Eisenbahnen herumfahren. Wenn nur nicht aus dieser Liebhaberei noch Schwindeiei und Falliffements entstehen, gibt's doch so schon Dampf genug in der Welt. — Als traurige Erscheinung zeigen sich hier fast jeden Winter nächtliche Angriffe auf einzelne Personen in den Vorstädten, nicht selten mit lebensgefährlichen Verwundungen, und nicht aus Raub- sondern Rachsucht, trotz der musterhaften Polizei; aber es ist unmöglich, daß diese, bei der weitläufigen Bauart Münchens zur Zahl seiner Einwohner, überall sein könne. Ein unabläßiges Einschärfen der Sittlichkeitsgebote in den Schulen, mehr als je, würde die Behörden ohne Zweifel sehr zweckmäßig unterstützen. — Vor kurzem starb hier ein Veteran der baierischen Armee, der General von Raklewigd, einer der verdientesten Offiziere, ein Mann von reichem, mit ungewöhnlicher Bildung ausgestatteten Geiste. Staat und Gesellschaft haben beide ihn zu betrauern. — Sonst scheint der Winter uns, trotz seinem häufigen Temperaturwechsel, mit epidemischen Krankheiten zu verschonen. Für die Asklepiaden gibt es wenig, und nichts für — die Musensöhne zu thun. Schriftsteller (d. h. Autoren der belles lettres) spielen hier in München eine schlechte Rolle, darum hat weder Saphir noch Lewald sich behaglich gefuhlt und die sämmtliche schöne Literatur einem Herrn Muffat überlassen, der mir übrigens ganz unbekannt ist, dessen Blatt aber mitunter gute Extracte aus andern Journalen enthält. —

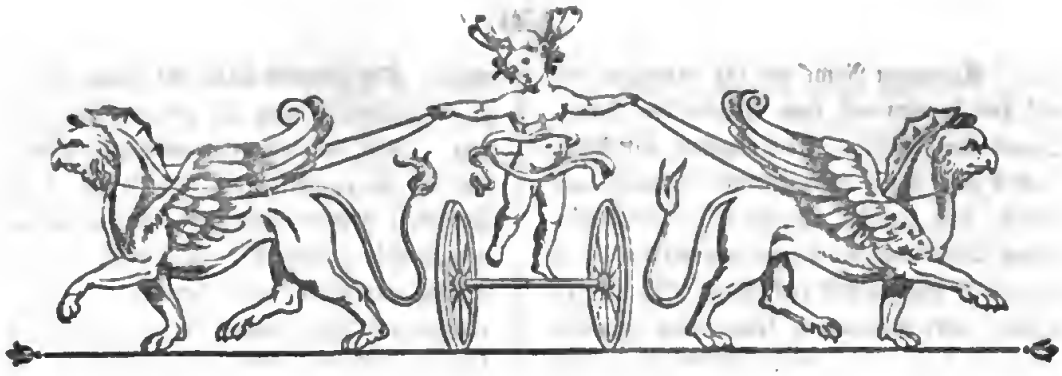
Notiz.

[Ranke über Tasso's Geisteskrankheit.]

In der lezten, zur Feier ihres Stiftungstages gehaltenen öffentlichen Sitzung der Akademie der Wissenschaften zu Berlin hielt der geistvolle, durch die Kunst, historisch zu portraitiren, und sein novellistisches Darstellungstalent ausgezeichnete Geschichtsforscher Rankr einen in vieler Beziehung höchst interessanten Vortrag über Torquato Tasso. Ueber die Gemüthsstimmung des Dichters erklärte er, kraft seines Quellenstudiums der Geschichte damaliger Zeit, Manches auf, wodurch die Darstellung unserer Poeten, die dies Thema aufsaßten, sich als antihistorisch erweist. Nach Ranke's Documentirung war es nicht vorzugsweise die Liebe zur Prinzessin, die den Dichter in Melancholie versinken ließ, sondern die Qual religiöser Scrupel, die ihn folterten. Die harte siebenjährige Kerkerstrafe kam dazu, um ihm die heitere Besonnenheit des Lebens zu rauben. Im Gefängnisse verschärften sich die religiösen Gewissensbisse. Er studirte eifrig die Kirchenväter, glaubte mit Engeln und abgeschiedenen Geistern in wirklichem Umgange zu stehen, und faßte endlich den Entschluß, sein „befreites Jerusalem" nach der neu gewonnenen religiös-mystischen Anschauung umzuschmelzen.

Wir haben nach Görde's Gedicht, nichtdeutsche Autoren zu vergessen, eine Anzahl von Dramen dieses Sujets von Raupach, Zedlitz und Brummer erhalten; auch J. D. Hoffmann in Jena hat ein Stück geschrieben, das, wie sein Faust, das Göthe'sche Gedicht gewissermaßen fortsetzt und beschließt. Wie viel werden wir nunmehr noch erhalten, nachdem eine neu gewonnene Anschauung von Tasso's Gemüthszustande das Interesse anders gestaltet? Mich dünkt, jezt sei es mehr an der Zeit, einen Tasso zu dichten. Die Selbstqual eines Dichtermenschen in religiösem Irrsinn enden zu lassen, so daß er sich, sein Talent und sein Gedicht rettungslos zerstört, hat freilich etwas tief Vernichtendes.

Digitized by Google



Zeitung für die elegante Welt.

Donnerstags — 35. — den 18. Februar 1836.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Eisenbahner und Eisenstäbe.

Ein Monolog über den Zeitgeist.

(Fortsetzung.)

Man hat die Speculation auf Unsterblichkeit aufgegeben, die Actienscheine hatten einen zweifelhaften Absatz, man überläßt die ganze große Entrepriſe Dem, der darüber Buch führt bis in alle Ewigkeit. Man speculiet jetzt nicht mehr so ins ungewisse Weite, ins unentdeckte Land, „von deß Bezirk kein Wandrer wiederkehrt.“ Der Zeitgeist will jetzt sicherer gehen in seinen Speculationen, er speculirt von Nürnberg bis Fürth, von Leipzig bis Dresden, von Berlin bis Potsdam, von Frankfurt nach Mainz, Augsburg, Ulm, Stuttgart, Darmstadt und immer weiter, immer weiter, bis ein vielfädiges Eisenbahnnetz das getheilte Herz des deutschen Vaterlandes umstrickt.

Der Zeitgeist will Bewegung, und kann es nicht geistige sein, so materielle. Man verschafft sie sich auch ohne Eisenbahnen. Nie war das Reisen so sehr Mode, Bedürfniß, Sucht. Die ganze Welt ist jetzt auf den Beinen; statt einer Völkerwanderung ist eine Menschheitwanderung in unsern Zeiten losgebrochen. Ich erinnere nicht an den Weltverkehr Englands, der sich längst zu einer speciellen Aufgabe des Inselandes gestaltete, nicht an die Entdeckungsprojecte, die von dort ausgehen, obschon sie in letzter Zeit, als Capitain Roß die Nordpolexpedition machte, während der blinde Lieutenant Holman in Africa auf neuen Spuren herumtappte, bedeutender als sonst sich gestaltet haben. Auch derer nicht zu gedenken, die nach America wandern, um mit der alten Welt den alten Adam der europäischen Lebenswirren abzuthun: im Schooße unsers Continents selbst ist eine ameisenartige Rührigkeit unter das Menschengewühl gekommen, zu der die steigende Bevölkerung, das Bedürfniß, neue Gewerbsquellen zu eröffnen, und der unwiderstehlich gewordene Reiz, vom Zwange des gewohnten Lebens Erholung zu suchen, Tausende nöthigt. Je enger die heimischen Bande gezogen werden, je drückender die Situation in Haus und Hof und in allen gesellschaftlichen Verhältnissen, desto verzehrender der Drang, aus der schwülen Enge des zusammengepferchten Gewohnheitslebens mit Hand und Fuß, Kopf und Herz hinauszugeeifen in die breite Fläche der weiten Welt, und je mehr sich für die Kreise unsers ideellen Lebens die Perspective abkürzt, desto weiter dehnt der rastlos pulsirende Lebenstrieb, dem sich auf der einen Seite ein Stillstand bietet, nach einer andern Seite hin und eröffnet sich auf dem Felde der industriellen Speculation einen Spielraum, der vor aller Bangewöhnung der Hypochondrie, vor aller Verketzerung bigotter Prüderie bis jetzt noch gesichert ist.

Seit einem Decennium gab sich in den Gemüthern der Zeitgenossen eine Stimmung kund, in der sich das deutliche Gefühl verrieth, man wandle auf ausgetretenen Bahnen, man sei von mürbe gewordenen Lebensformen umgänzt. Die Götter des Lebens waren schlafen gegangen

Digitized by Google

oder saßen wie die Senatoren Roms vor den Kriegern des Brennus steif und steinern auf dem Markte des Tages. Die alte Sonne der Literatur kroch langsam zur Ruhe. Eine Hand voll Dichter nahm das abendliche Zwielicht noch für Morgenschein, und täuschte sich eine Weile hin, während die kritischen Brennuskrieger die steifgewordenen Greise des Lebens am Barte zupften und verhöhnten. Man stürzte die alten Altäre, aber man konnte keine neuen errichten. Die junge Thatkraft des aufkommenden Geschlechts reichte nur eben hin, um die Werke alter That zu vernichten. Im Eifer, Trümmer fortzuräumen, die den Weg versperrten, lähmte man sich die eigene Hand. Es ist nothwendig, alte Schäden zu heilen, trostlos aber, wenn es nicht anders geschehen kann, als durch Hemmung des ganzen Organismus. Man stürzte Göthe's Autorität, aber man sah sich rathlos um und wußte nicht aus noch ein.

In dem Harren und Lauschen auf eine neue weltwichtige Erscheinung matteten sich die Kräfte ab. Der Zeitgeist saß wie ein schläfriger Kammerdiener in dem Antichambre eines neuen großen Herrn, der ihn wenig beschäftigt; die Langeweile schläfert ihn ein, aber bei jedem Geräusche, das sich verlautet, reißt er die Augen auf und spitzt das Ohr, im Wahne, die Stimme des Gebieters zu vernehmen. Spannung und Schläfrigkeit zugleich, Sucht zur Neuerung und Ueberdruß am Alten bezeichneten die Stimmung einer ganzen Zeitepoche. Man hatte es satt, darauf zu merken, was Diesem oder Jenem der Genius auf seinem Sopha eingab, was Dieser und Jener innerhalb der vier Pfähle seiner altbacknen deutschen Gemüthlichkeit dachte und dichtete, fingirte oder systematisirte. Man fing an, die vier Pfähle einzureißen, um einen weitern Gesichtskreis zu gewinnen; man zog die Politik in den Kreis der Interessen, die nun einmal eines neuen Ingredienz bedurften. Der Deutsche versuchte es, ein Stück seines alten Adam abzulegen, indem er sich nicht mehr an blos häuslichen Leiden und Freuden weidete. Der junge Zeitgeist verspürte einen verzehrenden Hunger nach einem Bissen Weltgeschichte. Aber er saß und legte die Hände in den Schooß und lauerte auf den Leckerbissen, auf den er wie auf ein neues Evangelium begierig war. Das Gefühl, es müsse eine neue Aera beginnen, war allgemein, sei's, daß man sie fürchtete oder hoffte. Vor aller Aufregung, die keinen Ausfluß fand, wurde man erectionslos, aus der langsam andauernden Spannung wurde Abspannung und Lähmung. Da ließ sich in dem Centrum Frankreichs, dem vermeintlichen Heerde einer neuen Weltepoche, ein Geräusch vernehmen. Der Zeitgeist spitzte die Ohren, die Hände aber ließ er im Schooße; denn die gesunde Thatkraft war ihm versagt. Die Julirevolution ging spurlos vorüber, eine lächerliche Kleinigkeit, die eben so gut hätte unterbleiben können. Mit der Heiligkeit einer angeerbten Krone, indem man sie verschenkt, eine gewagte Spielerei zu treiben, vermag nur ein albernes Zeitalter, das zu Dingen ein kindisches Gelüst verspürt, zu denen ihm die Manneskraft fehlt. Revolutiönchen sind nur dann möglich, wenn eine Revolution unmöglich ist, und dem Zeitalter die Fähigkeit zu einer Umgestaltung der Dinge gebricht. Jeder Aufstand zur römischen Kaiserzeit, der im Gefühle einer nothwendigen Weltverjüngung geschah, galt für gemeines Verbrechen; ihm entging sogar die Glorie des Märtyrerthums. Die Weisheit hatte nichts mit ihm zu thun, es war Sache des unreifen Eifers, der nach einer Seite hin das Heil suchte, wo es nicht mehr zu finden war. Die Weisheit saß damals und trauerte; an aller Thatkraft, an aller Hoffnung war sie arm geworden, mit einer tiefen Trauer war sie erfüllt, die an ihrem Lebensmark zehrte. So saß die Weisheit von damals gesenkten Hauptes und schrieb mit Tacitus eine Geschichte von der Nothwendigkeit der damaligen Gegenwart; der Hauch eines bittern Schmerzes um die unwiederbringlich verlorene Freiheit belebte und beseelte, was ohne ihn im Tacitischen Zeitgemälde zur dürren Trockenheit und zur verbissenen Wortkargheit geworden wäre. Die Weisheit unserer Zeit, die Weltverbesserungsversuche macht, bleibt gegen die Weisheit des Römers weit zurück. Und das Heil kommt immer ungeahnt über das Geschlecht, wie es damals nicht den politischen Friedensstörern, sondern dem Christenthume, das langsam heranreifte, vorbehalten war, eine neue Ordnung der Dinge zu begründen. Wir gehören keineswegs einer Epoche an, die in politischer Hinsicht mit der römischer Kaiserzeit eine Verwandtschaft bekundet, aber der alte Satz bleibt heute wie immer wahr, daß sich die Weltgeschichte nicht *machen*, nicht fabriciren läßt. Auf jene pariser Emeute folgten in Belgien und einzelnen Theilen Deutschlands Emeutchen, welche die Zeitgeschichte eher zur Farce machten, als ihrer Fortbewegung förderlam schienen, und wenn in der polnischen Nation das Gefühl der alten Freiheit abermals zu einer Geißel gegen sie selber wurde, so war damit der bestätigende Beweis geliefert, daß das Zeitalter zu einer politischen Wiedergeburt unfähig sei. Und als triebe der Weltgeist seinen Hohn mit dem rathlos herumirrenden Menschengeist, so mußte gerade in dieser Zeit, deren Wirklichkeit sich mit allen Wünschen und Hoffen der bessern

Digitized by Google

Gemüther als disharmonisch erwies, sich eine Philosophie gestalten, die es sich zur Aufgabe stellte, das Reelle und Ideelle zu versöhnen, und das Wirkliche mit der absoluten Vernunft als identisch zu setzen. Die Lösung dieser Aufgabe durch alle Stadien der übersichtlichen Vergangenheit hindurch war der glänzende Triumph dieser Philosophie, bis ihr in der Betrachtung der Gegenwart das Augenlicht ausging und sie auf eine Wirklichkeit stieß, an der sie entweder nichts als absolut wahr fand, oder ihren an früheren Zuständen glorreich bewährten Satz zu Schanden machte, so daß sie, überall den Faden der Bewegung im Laufe der Weltgeschichte festhaltend, ihn für die Gegenwart blöde fallen ließ, im Verhältniß zu deren Lebensfragen ihr nichts übrig blieb, als Quietismus oder Optimismus. Das sind die Eisenstäbe des Hegel'schen Systems für Gegenwart und Zukunft.

Der vor Jugend und vor Alter kindische Zeitgeist wollte durchaus ein neues Weltalter beginnen. Die hoffnungstrunkene Jugend sprach träumerisch von einem Völkerfrühling, das grämlich falteneiche Alter von einer Nacht der Barbarei; Niebuhr's umstorte Ahnungen gingen auf eine allgemein hereinbrechende Entsittlichung des Geschlechts. O, daß mir Hr. v. Raumer zu Hülfe käme und mit dem Maßstab seiner Weisheit liehe, damit ich ausfindig machte, wo hier die Wahrheit liegt. Dann nähme ich mir seine Schneiderelle und mäße nach rechts und links die Extreme ab und sagte: siehe, die Wahrheit liegt hier wieder in der Mitte, zwischen der Hoffnung der Jugend und der Trostlosigkeit des Alters, zwischen Grün und Schwarz, zwischen Leben und Tod mitten inne. Spricht der beneidenswerthe Mann von Diesem und Jenem und weiß immer Rath; seine Wahrheit liegt immer im Mittelmaße der Dinge dieser Welt. Es ist nur Schade, daß dieser ehrenwerthe Geschichtschreiber mit der Weltgeschichte so eigentlich auf gespanntem Fuße steht. Die Weltgeschichte handelt ihm immer verquer, sie drängt immer nach einer Seite hin. Eine Zeit hat immer ihre bestimmte Färbung; ist diese den Zeitgenossen nicht klar, so gehen dem nachkommende Geschlechte darüber die Augen auf. Wir aber, wir Kinder der Gegenwart, radotiren nun einmal unsäglich gern über unsere Zeit, wie raisonnieren und flicken sie uns nach Möglichkeit zusammen. Aber es passirt uns nur allzu oft, daß, wenn wir auf der einen Stelle stopfen, das alte Wamms der Zeit auf der andern nachreißt. Es ist ein zusammengeflicktes Jahrhundert. Aber der Zeitgeist ist nun einmal in sein Kleid verliebt, er staffirt es kostbar aus und trägt es zur Schau wie ein funkelneues. Wenn er nur reinlichere Unterkleider trüge! (D. B. f.)

Römische Briefe aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts.

(Fortsetzung.)

13.

Derselbe an Denselben.

Rom, den 27. August 1740.

— Für die überschickte Beschreibung des zufolgenden festlichen Einzugs sage Ihro Excellenz unterthänigsten Dank, und da dermalen nach geschehener päpstlicher Wahl nichts eben sonderliches vorfällt, so unterfange ich mich doch die Beschreibung der gehaltenen Ceremonien gehorsamst beizuschließen. Man macht sich vom jetzigen Papste große Hoffnungen, theils weil er ein gelehrter Herr, theils weil er gerecht und ein freigiebiger Freund der Armen. Gemeiniglich rechnet man 65,000 Scudi für seine Tafel; sein erster Befehl war, daß für seine Person täglich nicht mehr denn 6 Paul sollen ausgegeben werden, mithin der Ueberrest von genannten 65,000 Scudi den Armen zu Theil werden soll. Ob aber einige Cardinäle Monsignorini, wie auch die Herren Patres Jesuiten bei diesem Papste ihre Rechnung finden werden, weiß ich eben nicht. Wie verlautet, so wird er den 22. zukünftigen Monats seinen Possess nehmen, nach welchem dann auch die ausländischen Cardinäle ihren Rückweg zu nehmen gesinnt seien. Das aber, was einigen an diesem Papste nicht gefallen will, ist, daß er nicht wie der vorige blind, sondern sehr wohl sehend ist. Denn als er vernommen, daß die Kammer so stark in Schulden stecke, hat er 4 Cardinälen den Auftrag gegeben, alle Rechnungen von Anno 1710 her zu durchsehen. Die Cardinäle sind: Cibo, Annibale Albani, Aldovrandi und Alberoni. Wie sich aber der Cardinal Corsini bei dieser Rechnung befinden wird, soll der Ausgang zeigen.

14.

Derselbe an Denselben.

Rom, den 17. Septbr. 1740.

— — Was den Papst anlangt, so ist er der Geburt nach von uralten bolognesischen Patriciern; die Familie aber geht zu Ende, indem Niemand mehr vorhanden, als zwei einzige Neffen, einer vom Bruder, der andere von der Schwester. Der vom Bruder wohnt in Bologna und ist verheirathet, doch sind keine Erben vorhanden; der andere ist in den Niederlanden, denn die Schwester hat sich dahin schon vor vielen Jahren verheirathet und zwar nach Antwerpen mit einem gewissen van Kessel; wie man vorgibt, soll es eine sehr gute und alte Familie sein. Doch zeigt der Papst bis jetzt noch wenig Zuneigung für seine Familie, und es wird, wenn er so fortfähret, der Nepotismus unter seiner Regierung wenig zu sagen haben. Uebrigens ist er von gesunder und starker Complexion; sein größter Zeitvertreib ist, wie es allezeit gewesen, das Studieren; ich sage wie es allezeit gewesen, denn noch zu Dato hat er nichts in seiner gewöhnlichen Lebensart geändert. Gelehrte Leute stehen bei ihm in großem Ansehen, und hat er den Prälaten, und besonders den noch etwas jungen, angedeutet, daß sie keine Promotion zu erwarten hätten, falls sie sich nicht eifrigst applicieren, indem er nicht die Geburt, sondern die Verdienste ansehen wolle, und es solle ihm auch ein gelehrter Ausländer weit lieber sein als ein ungelehrter Römer oder Bolognese. Sein Genie ist bis jetzt noch gegen alle gleich und man kann auch nicht sagen, daß er mehr für die eine oder die andere Nation eingenommen sei. Sonst ist er von fröhlichem Humor und läßt sich öfters öffentlich sehen.

Bei Gelegenheit, daß ihm der Prencipe die Colonna Guinea präsentirte, schickte er des Prinzen Gemahlin durch einen Cavalier ein sehr kleines und artiges bologneser Hündchen, mit den Worten, daß, weil er wisse, wie sie heute sehr wenig Leute

Digitized by Google

im Hause haben würde, indem ihr Herr Gemahl sich derselben bei seiner Function bediene, so schicke er ihr diese Wache.

Das gemeine Wesen liegt ihm sehr ob; den Cameralisten bar er angedeutet, er wolle alles beitragen, die Kammer aus den Schulden zu retten und empor zu bringen, von neuen Auflagen aber solle ihm keiner, bei Verlust der Gnade, sprechen, indem er auch die jetzigen, wenn es anders sein könne, aufheben wolle. Dagegen hat er seinen Hofstaat vertheilaert und befohlen, den Soldaten nicht mehr zu geben, als was andere gekrönte Häupter geben, sagend: können jene bei schweren und starken Diensten damit leben, warum nicht diese, welche nichts thun; er hat auch viele Pensionen, die unnöthig waren, abgeschafft. Für die Armen ist er ein Vater und läßt reichliche Almosen, besonders für die Hausarmen, austheilen.

(Der Beschluß folgt.)

Correspondenz.

Aus Paris.

[Scribe in der Akademie.]

Am 28. Januar wurde Scribe in die französische Akademie feierlich aufgenommen. Dies ist ein unverkennbares Zeichen der Zeit in der literarischen Welt, so wie es dergleichen in der politischen gibt. In früheren Tagen würden wohl größere Genies als Scribe von der Akademie ausgeschlossen geblieben sein, wenn sie nicht in ihren Werken der altbergebrachten classischen Nüchternheit gehuldigt hätten. Es herrschte ein aristokratischer Sinn in den Wissenschaften, wie im Staatsleben. Den Beifall einer Nation errungen zu haben, war nicht hinreichend. Man mußte einigen auserwählten alten Perrücken gefallen. Jetzt ist es anders. Dem Beifall des Volks wagt man nicht mehr feindlich entgegen zu treten. Die politische Gesinnung, die in Frankreich nicht immer Hand in Hand mit der poetischen ging, ist jetzt inniger als je mit ihr verschmolzen. Die Kunstschöpfungen wirken mehr auf die Massen, und die Massen wirken auf sie zurück. Scribe's Aufnahme in die Akademie war keine freie Wahl, sie war eine Nothwendigkeit. Wie sehr Scribe sowohl als die Akademie ihre Rollen bei dieser Aufnahme verstanden haben, davon liefern die gehaltenen Reden den schlagendsten und erfreulichsten Beweis. Scribe's Rede, ein Meisterstück von Scharfsinn und Witz, ist von Villemain mit einer Feinheit und Grazie beantwortet worden, die nichts zu wünschen übrig läßt. Ich würde glauben, einen Raub an dem Interesse Ihrer Leser zu begehen, wenn ich denselben nicht wenigstens die Lichtpuncte beider Reden vorbrächte. Der Zudrang war diesmal ungeheuer. Um 2 Uhr sollte die Sitzung beginnen, und um 12 Uhr war der Saal schon ganz gefüllt. Ein neuer Beweis, daß Scribe der Mann des Volks, und seine Wahl eigentlich nur Wirkung der allgemeinen Stimme ist. Gewöhnlich bieten diese Antrittsreden nicht viel mehr als Langeweile. Diesmal ahnte Jedermann, daß die Reibungen des Witzes Funken sprühen würden, und man drängte sich herzu, um sich elektrisiren zu lassen. Die Erwartungen wurden übertroffen. Nie bot die Akademie, die gewöhnlich verdrossen und mit allem Jetzigen in der Literatur unzufrieden ist, eine belebtere Sitzung. Nach der hergebrachten pflichtschuldigen Lobeserhebung seines Vorgängers Arnault, dessen Sitz Scribe einnimmt, eignete er sich bescheiden nur den Titel eines Vaudevillisten zu und verbreitete sich über die Geschichte des Lustspiels und des Volksliedes (chanson). Letzteres stellte er als Abspiegelung der Zeitgeschichte in seinem Ansehen wieder her und räumte ihm in dieser Beziehung nicht nur eine würdige Nebenbuhlerschaft des Lustspiels, sondern sogar den Vorrang vor demselben ein. Lauter Beifall unterbrach den Redner oft, und er verdiente ihn sowohl durch das, was er mit genialer Verwegenheit aussprach, als auch durch das, was er mit feinem Takte verschwieg. — Villemain, der Präsident, beantwortete diese Rede mit eben so viel feinem Sinn und mit etwas gehaltenerem Ernst, indem er die Rechte des Lustspiels gegen das Volkslied, beide als Repräsentanten der Geschichte betrachtet, in Schutz nahm. Er lobte Scribe, widersprach ihm, scherzte mit ihm, widerlegte ihn, pflichtete ihm bei, alles mit so vielem attischen Salz, mit so vieler Anmuth und Feinheit, daß man mit Entzücken zuhörte. Es war ein gymnastischer Wettstreit in Worten, der an die schönsten Tage des alten Athen erinnerte.

Wir theilen beide Reden im Auszuge mit, indem wir Alles weglassen, was nur ein französisches Interesse hat.

(Die Fortsetzung folgt.)

Notizen.

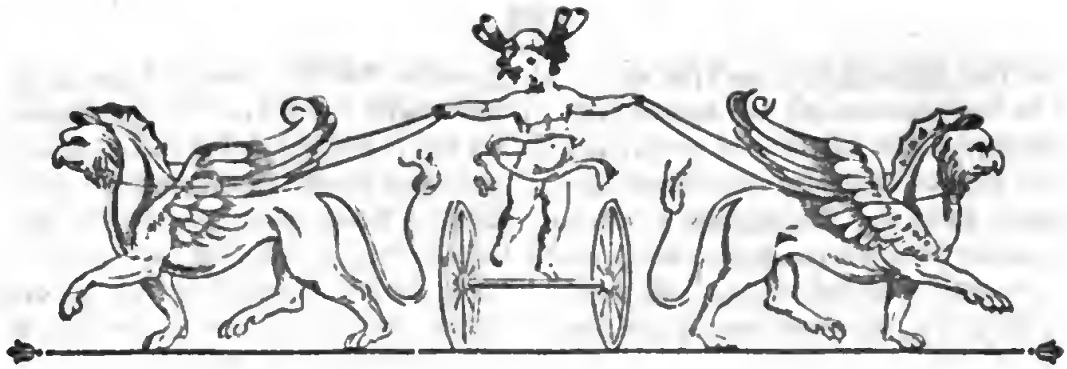
[Das große zukünftige Rheinmusikfest.]

In der von R. Schumann redigirten, bei Barth erscheinenden „Neuen Zeitschrift für Musik" lesen wir in dem Art. „Aufzeichnungen des Dorfküster Wedel" beherzigenswerthe Vorschläge in Bezug auf das zukünftige Musikfest am Rhein. Der Verf. spricht mit Begeisterung von dem Gedanken eines allgemeinen deutschen Tonfestes, zu dem die ober- und niederrheinischen Gesellschaften mit dem Elbvereine zusammentreten müßten. Das alte Cöln würde bei der Wahl des Festortes die Vorzüge seiner deutschen Ehrwürdigkeit, seiner Carnevalslustigkeit und seiner Localität geltend machen. Der Rhein als Schnellstraße Deutschlands bietet das bequemste Mittel zur Communication; die nahen Kunstvereine zu Düsseldorf, Mainz, Frankfurt, Darmstadt, Mannheim, Speier würden leicht ihre Kräfte in diesem von Alters her centralen Puncte der germanischen Rheinlande vereinigen können und auch von Seiten der Schweiz, der Niederlande und selbst Londons wäre die Theilnahme nicht unbedeutend. Es stände zu vermuthen, daß die Zahl der musikalischen Pilger eher zu groß als zu gering sein würde. Tonfeste solcher Art würden das Gefühl der Gemeinsamkeit des deutschen Volkes beleben.

[Barrault's „Occident et Orient."]

Aus diesem Werke, dessen Titel noch den Beisatz führt: „Études politiques, morales, religieuses pendant 1833—34 de l'ère chrétienne, 1249—50 de l'hégyre," gibt der „Phönix" einige interessante Mittheilungen, auf deren Fortsetzung wir begierig sind, da uns das Buch nicht zu Handen ist. Barrault war bekanntlich der Hauptredner der Saintsimonisten. Als die Secte, hauptsächlich wegen der Streitigkeiten über die Verhältnisse der Geschlechter zu einander, in sich zerfiel und am 28. Aug. 1832 durch ein Urtheil des pariser Assisenhofes aufgelöst war, ging Barrault nach Lyon und predigte dort die Lehre vom ewigen Frieden und von der Emancipation des Weibes. Die Anhänger nannten sich hier Compagnons de la femme. Endlich zogen sie nach dem Orient, um das „freie Weib" zu suchen. Nach 20 Monaten vergeblichen Suchens kehrte Barrault aus der Levante zurück und gibt nun seine Ansichten über den Zustand des Occidents und Orients, deren Vereinigung er vorbereiten will, wie die Vorrede besagt. Es versteht sich, daß er stark mohammedanisirt. Die Saintsimonisten werden wieder ein neues Ding in Mode bringen, die Ottomanie.

Digitized by Google



Zeitung für die elegante Welt.

Freitags — 36. — den 19. Februar 1836.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Eisenbahnen und Eisenstäbe.

Ein Monolog über den Zeitgeist.

(Beschluß.)

Sollte nicht in unserer Zeit eine vorherrschende Stimmung obwalten? — Eine religiöse? — Verräth sich nicht in Tausenden ein Drang des Geistes zur Einkehr in sich selber und in das Kämmerlein des Gewissens? Ist es die allgemeine Stimme, die wie ein Angstschrei aus gepreßter Brust gen Himmel schlägt? Ist es die Hand des ganzen Jahrhunderts, die zitternd nach dem Sterne der ewigen Seligkeit greift, um sich mit seiner Leuchte das Dunkel des bedrückten Lebens zu erhellen? Es wäre nicht allzu seltsam, wenn wir alle, wie wir da sind, schließlich beten gingen. Sind doch die Blüthen der Welt so eitel, so wurmstichig, oder so voreilig aufgebrochen! Sieht doch das Kleid des Jahrhunderts so fahl aus wie der abgetragene Sammetrock einer gestürzten Königin. Und es war eines der edelsten Gemüther, dem der Schmerzenslaut entfuhr: O, daß ein neuer Heiland in die Welt käme, um die irre Angst des rathlosen Jahrhunderts zu tilgen! Es war eines jener Gemüther, die wie die Sinnpflanze bei jedem Lufthauche der Zeit in sich vibriren. Aber das Geschlecht, auch wenn es religiös wird, greift sogleich fehl, es schreit nach einem neuen Heiland. Es gibt aber nur Einen, und daß kein neuer erzeugt werde, dafür sorgt die wohllöbliche Polizei. Sie hat gut daran gethan, den Muckern in Königsberg einige Eisenstäbe vors Fenster zu stecken. Auch in England gibt es Secten, die an einen neuen Heiland oder an sein leibliches Wiedererscheinen glauben. Friedrich v. Raumer berichtet davon in seinen interessanten Briefen über England. Die dortige mystische Secte rechnet ganz bestimmt darauf, daß der Welterlöser 1843 an dem zweiten Ostertage in Jerusalem erscheinen werde. Daß die faule Welt es nicht glaubt, darin, sagen sie, liegt eben der Beweis für die Richtigkeit, denn Christus habe gesagt, er werde unerwartet kommen, und wie ein Dieb in der Nacht. Seltsam, seltsam! Also glaubt jener Pietismus, daß Christus gar nicht mehr in der Welt sei! Und er hat doch verheißen, er wolle bei uns sein allezeit bis ans Ende der Tage! — Er ist wohl bei uns, der Geist der Liebe, der Geist Gottes; — wenn wir nur den göttlichen Faden immer auffinden könnten in dem verzerrten Gewebe unserer Menschlichkeiten!

Der religiöse Geist dieser Zeit hat dafür gesorgt, daß auch die Caricatur seiner selbst ihm über die Schulter blickt, er hat sich vor seinem Begleiter in Acht zu nehmen wie der Evangelist Lukas. Denn, bei Gott! wenn Christus aus der Weltgeschichte bis 1843 fortgelügnet werden könnte, so würde mir der Verstand irre, manches aber im Laufe der Dinge würde mir trostlos klar. Und wenn er wirklich Anno 1843 erst noch einmal leibhaftig in Jerusalem erschiene, so thäte es noth, wir beeilten uns mit unsern Eisenbahnen, und führten sie möglichst schnell durch Oesterreich, Ungarn, die Türkei —

Digitized by Google

oder arrangirten eine Dampfschiffsahrt von Triest nach der Levante, um die Communication mit dem heiligen Lande zeitgemäß einzuleichten. Wir würden dann ermessen können, wie viel wir gegen das Mittelalter voraushättrn. Das Mittelalter machte Kreuz- und Querzüge nach Jerusalem, wir würden amüsante Lustfahrten zum Heiland machen und sehr gerade und saus gêne mit ihm verfahren. Es ist heut zu Tage dafür gesorgt, daß kein Baum mehr in den Himmel wächst.

Aber der Zeitgeist hat in religiöser Beziehung in Deutschland auch seine gesunde Richtung. Das religiöse Zeitaltrr hatte in unser gesammtes Leben einen Zwiespalt gebracht, der unüberwindlich schien bis auf die Gegenwart. Der Pietismus, der inmitten des Protestantismus um sich greift, erweist sich auch als ein tieferes Bedürfniß der protestantischen Welt, mit dem sie ergänzt und nachholt, was in ihren Formen unerfüllt und versagt blieb. So springt denn auf einzelnen Puncten heraus und extremirt sich, was in dem tiefern Zusammenschließen der ganzen Richtung seinen Halt und seine Würde findet. Der Protestantismus hat seine Opposition, womit er seinem Gegner einst kampflustig die Stirn bot, aufgegeben; er sucht ihre sein Heil in einer, nicht oberflächlichen, sondern tief innerlichen Einigung mit dem in sich selbst gesättigten Katholicismus. Die Zeichen der Zeit hierzu liegrn nicht unmerklich am Tage. Die Verschmelzung des lutherischen und reformirten Ritus in Preußen war nur der Anfang einer weitergreifenden Einigungslust. Und was sich in der allgemeinen Stimmung der Gemüther ankündigt, ist auch Sache der denkenden Vernunft. In Berlin und Wien — zwei großrn Endpolen des deutschen Lebens — liegen hierzu, hinter drr ephemeren Erscheinungswelt versteckt, die ziemlich erkennbaren Anknüpfungspuncte. Während Marheineke's Dogmatik die Gegensätze des religiösen Gedankens und Gefühls im Gebiete der Speculation ausglich, so daß sich Offenbarung und begreifendes Erkennen zusammenschlirßen, strebt die Pabst-Günther'sche Schule in Wien nichts anderes an, als von Grund und Boden des katholischen Lebens sich den Resultaten der protestantischen Forschung zu nähern. Hiermit gibt sich für die deutschen Interessen eine Perspective kund, in deren Hintergrund sich vielleicht um so unerschütterlicher eine Einigung deutscher Nation auferbaut, je leiser und tiefer die Grundsteine dazu gelegt sind. Was sich dazwischen schiebt, um den Bau zu stören, wird der Tag schon aufzeigen; nur darf die Grundlegung nicht übersehen bleiben. Das Zusammenschließen der materiellen deutschen Interessen, das sich in unsern Tagen zu Stande bringt, wird von der andern Seite her die Nöthigung bieten zu einer weiteen Einigung. Der deutsche Zollverband wird ein allgemeinrs deutsches Handelsgericht nöthig machen, mit welchem die Grundelemente zu einer Rrpräsentantenkammer deutscher Nation gegebrn sind, während die Fürsten ihr zur Seite eine erste Kammer bilden, und ein deutscher Föderativstaat nicht blos auf dem Papiere steht, sondern in der Wirklichkeit wurzelt. Was sich einmal geistig als Einheit gefaßt hat, strebt dies nach außen hin immerfort an bis zum endlichen Gelingen.

Sonst suchte der Deutsche in seiner Literatur die Haltpuncte für seine nationale Gesammtheit. Hätte diese sich geistig länger festhalten lassen, so hätte es Schiller vermocht, der deutsche Pindar, der den Grundstein zu einer Bühne legte, um zur Gesammtheit zu reden und eine Nation heranzubilden. Darum die Liebe auch der jetzigen Jugend zu ihm, bis sie fühlt, ihre Nation sei auf diesem Wege nicht weiter geschritten. Die Deutschen haben keine Bühne. Der Grundstein zu dem Gebäude liegt vereinsamt, fast verschüttet da, wie ein Cyklopenstück aus alter Zeit. Man baute sich dicht daneben ionische Tempel im Glanze der heitern Sinnlichkeit. Eine Welt voll ganz anderer Bedürfnisse stieg auf. Je mehr die Nation und ihre Interessen zurücktraten, desto mächtiger drängte sich das Reich der Persönlichkeit hervor, das Ich machte sich als Mikrokosmus geltend, und feierte in Philosophie und Poesie, in Fichte und Göthe, seine glänzenden Triumphe.

Der jüngern Literatur fehlen alle Anknüpfungspuncte zu nationaler Einigung. Die alten Tugenden waren ausgeartet, die deutsche Liebe war zur entnervten Verliebtheit, die alte Begeisterung zur süßlichen Schwäche geworden. Das Bewußtsein, man wandele auf ausgetretenen Bahnen, mit denen das ganze innere Leben versumpfte, rief mit Heine und Börne eine neue Literatur hervor, die aus dem Gebiete der Fiction heraustrat, alle optische Täuschungen der in sich selbst verliebten Deutschheit vernichtete, und mit verwegener Hand in die morschen Gesellschaftszustände der Wirklichkeit griff. Es that noth, daß die Liebe in Haß, die Begeisterung in Verhöhnung umschlug. Die Welt staunte, als sie die Poesie des Hasses, die weltgeschichtliche Bedeutung des Zornes erfuhr. Aber diesen Verwandlungen der Tugenden des Geistes folgte auch ihr Fluch auf dem Fuße. Im Beginne dieser Literatur lag auch schon ihr Bruch. Diejenigen, die das Schwert der Nemesis erhoben, um das Geschlecht für seine alten Gebrechen zu

Digitized by Google

ſtrafen, mußten gegen ſich ſelbſt die Waffen kehren, ſo daß Börne, um nur den einen Repräſentanten zu nennen, auf ſeinen Streifzügen gegen die Barbarei der Geſinnung an ſeiner eigenen Barbarei ſich geiſtig abtödtete, wie ein Gottesgeſel, den der Weltgeiſt ausſendet, um das verſunkene Geſchlecht zu geißeln, bis er an ſeinem Rächeramte ſelbſt zu Schanden wird. Und daß der Oppoſitionsgeiſt an ſeiner eigenen Rachluſt im wahren Sinne des Wortes zu Schanden wurde, documentirte wohl in unſern Tagen zur Genüge das literariſche Morgenblatt, das ſich den alten Champion der Rache erſt kürzlich noch gegen Göthe's Manen zu Hülfe rief.

Sei doch behutſam alter Zeitgeiſt, daß du nicht in deine eigenen Fußangeln geräthſt, in deine eigene Schlinge fällſt, durch einen Selbſtſchuß dir die Hand lähmſt. Hatteſt ja doch eine Zeit lang im Literatur-Morgenblatt einen wackern Kämpen angeſtellt, der das deutſche Unkraut jätete, alte Schäden aufdeckte, das impotente Zeitalter aufſtachelte, bis er ſich abſcheulich in ſein eigenes Garn verbiß.

Und nun, mein liebes Zeitgeiſt, fahre wohl auf Eiſenbahnen! Könnte man dir nur geiſtige Eiſenbahnen zur Schnellfahrt bauen! Allein die Eilbahnen des Geiſtes ſind oft luftig, wenn ſie auch buntfarbig prangen und ſchön geſponnen ſind wie ein Bogen der Iris. Fahre wohl, mein Zeitgeiſt, leiblich wohl auf Eiſenbahnen, und geiſtig laß wenigſtens die Eiſenſtäbe fort von deinen Fenſtern, damit ſie dir die freie Ausſicht nicht rauben. Lebe wohl und wandle auf Roſen: — auf Vergißmeinnicht wirſt du ohnedies ſchon wandeln, denn du haſt, wie die Bourbonen, ſchlimmer Weiſe ein gutes Gedächtniß. Vergiß mein, wenn du glaubſt, daß ich zu hypochondriſche Reden über dich geführt; es geſchah keineswegs, um dich in üble Nachrede zu bringen, denn ich ſagte die ja Alles ins offene Angeſicht. Strafe mich Lügen, wenn ich Unrecht habe; brich nur hervor in vollen Zügen, ſei's als kriegeriſcher Heros oder als Engel mit der Palme der Verſöhnung. Auch Flammen will ich koſten, wie Fauſt in der Hexenküche, wenn du ſolche Speiſe bieteſt; für Milch und Honig aber, wenn du ſie ſpendeſt, dir dankbar die Hände küſſen. Verzeihe, wenn ich unrecht habe, ich bin dem Irrthume ſo gut unterworfen, als — du ſelbſt. Ich bin dein dir ganz ergebener

Mondſteiner.

Die Lieder.

So aus Dichterherzensgrund
Ihr entſproſſen ſeid, o Lieder!
Findet ihr in jedem Herzen
Die verlaſſ'ne Heimath wieder.

War't der Dichterſeel' ihr fremd,
Unverwebt mit ihrem Leben,
Werdet ihr wie Winterflocken
In der kalten Welt verſchweben.

Julian.

Correſpondenz.

Aus Paris. (Fortſetz.)

[Rede des Herrn Scribe.]

— — — „Einer unſerer vorzüglichſten Dramatiker hat in dieſen Mauern die Behauptung ausgeſprochen, daß, wenn irgend ein großes Ereigniß alle hiſtoriſchen Urkunden und Schriften auf dem ganzen Erdball vernichtete und nichts als die Sammlung unſerer Luſtſpiele verſchonte, dieſe Sammlung allein hinreichen würde, die Jahrbücher der Geſchichte zu erſetzen. Wird mir die literariſche Freiheit, die in der Akademie herrſche, wohl erlauben, dieſe Meinung nicht ganz zu theilen? Ich glaube nicht, daß der Luſtſpieldichter ein Hiſtoriker iſt. Dies iſt nicht ſeine Sendung. Ich glaube nicht, daß man ſelbſt im Molière die Geſchichte unſers Vaterlandes finden wird. Unterrichtet uns wohl Molière's Luſtſpiel in den großen Begebenheiten, die ſich im Jahrhundert Ludwigs XIV. zutrugen? Sagt es uns auch nur ein Wort von den Irrthümern, Schwachheiten und Fehlern dieſes großen Königs! Spriche es uns von der Widerrufung des Edicts von Nantes? Nein, meine Herren! Eben ſo wenig, als das Luſtſpiel unter Ludwig XV. uns etwas vom Hirſchpark und von der Theilung Polens erzählt. Eben ſo wenig, als das Luſtſpiel des Kaiſerreichs das Geringſte von der Eroberungsſucht meldet. Eine ſolche Treue wäre auch der komiſchen Muſe unmöglich geworden. Ich mache ihr darüber keinen Vorwurf, ich verſuche blos eine Thatſache aufzuſtellen. Ich weiß ſehr gut, daß weder Ludwig XIV. noch Ludwig XV., noch Napoleon einen ſolchen Unterricht in der Geſchichte auf dem Theater würden geduldet haben. Ich weiß ſehr gut, daß man das Lächerliche ihrer Zeit nicht ſchildern dürfte, ſobald es ſie ſelbſt zu nah berührte. Ja, ich weiß auch, daß der heutige Luſtſpieldichter kein größeres Feld hat als ſeine Vorgänger, denn in unſeren Tagen iſt an die Stelle der Empfindlichkeit der Herrſcher die eben ſo große Empfindlichkeit der Parteien getreten. Im Jahrhundert der Freiheit darf man nicht ſo frei ſein, jede Lächerlichkeit auf der Bühne zu ſchildern. Jede Partei vertheidigt ihre Lächerlichkeiten und erlaubt nur beim Nachbar zu ſchöpfen. Die Preſſe ſelbſt, dieſe abſolute Macht in freien Staaten, will wohl, wie alle Machthaber, Jedermann die Wahrheit ſagen, aber ſie mag nicht leiden, daß man ſie ihr ſage. Dies alles rechtfertigt das Luſtſpiel und beweiſt, daß man zu viel verlangt, wenn man ihm zumuthet, die Geſchichte zu erſetzen.

Schildert nun aber das Luſtſpiel die Sitten? Allerdings liegen die Sitten ihm näher als die hiſtoriſche Wahrheit. Allein auch hier gibt es nur äußerſt wenige Werke, wo die Sittenſchilderung wirklich vorhanden, und hiſtoriſch treu iſt, z. B. Turkaret. Aber das ſind nur höchſt ſeltene Ausnahmen. Ein wunderliches Verhängniß will, daß das Theater faſt immer im directen Widerſpruch mit der Geſellſchaft ſteht. Nehmen wir, meine Herren, weil doch die Rede von den Sitten iſt, nehmen wir die Epoche der Regentſchaft. Wäre das Luſtſpiel wirklich ein Abbild der Geſellſchaft, ſo würde uns das damalige gewaltige Frechheiten, oder luſtige Saturnalien bieten. Keineswegs. Es iſt kalt, correct, anmaßend — aber ſittſam. Da iſt Destouches mit ſeinem Luſtſpiel, das nicht lacht, oder nur ſehr wenig. Da iſt La Chauſſée, mit ſeinem Luſtſpiel, das weint.

Unter Ludwig XV., oder vielmehr unter Voltaire, in der Zeit, wo die großen Lebensfragen, die die ſocialen Ideen umänderten, abgehandelt wurden, mitten in der heftigen Aufre-

Digitized by Google

gung, die das thatenreiche 18. Jahrhundert herbeiführte, welches Theater erscheint uns da? Dorat, Marivaux, Dancourt. Das heißt, der Geist, der Roman, die Leerheit.

In der Revolution, während der schrecklichsten Perioden, wo das Trauerspiel, wie man damals sehr richtig sagte, auf den Straßen zu Hause war, was bot damals das Theater? Scenen der Menschenliebe, der Wohlthätigkeit, der Empfindelei. Die Weiber, und: Kindliche Liebe, von Demoustier. Im Januar 93, während Ludwigs XVI. Proceß: Die schöne Pachterin, ein sentimentales Ackerbau-Lustspiel. Unter dem Kaiserthum, diesem Reich des Ruhmes und der Eroberungen, war das Lustspiel weder eroberungssüchtig, noch kriegerisch. Dagegen erfüllten unter der friedlichen Restauration Lorbeern, Waffen, Kriegsdelden und militairischer Glanz die Scene. Thalia trug Epauletten.

Ich komme auf die Gegenwart. Gesetzt, irgend ein Fremder, ein Reisender, ein zweiter Anacharsis, würde plötzlich mitten in unsere Civilisation versetzt und ginge vor allem ins Theater, um den Zustand der pariser Sitten von 1835 richtig aufzufassen. Sehen Sie, wie Schrecken ihn ergreift! Er wagt nicht anders als wohlbewaffnet auszugehen. Bei jedem Schritte fürchtet er auf Meuchelmord, auf Ehebruch, auf Blutschande zu stoßen. Denn man hat ihm gesagt, das Theater sei der Spiegel der Gesellschaft. Wenn nun Jemand diesen Fremden bei der Hand nähme, ihn in unsern Salons vorstellte, ihn in unsere Familien einführte, wie wurde er erstaunen, wenn er gewahr würde, daß nie unsere häuslichen Sitten geregelter waren, und daß, mit wenig Ausnahmen, die eben ihrer Seltenheit wegen Aufsehen machen, unser Familienleben nie reiner und tugendhafter war. (!) Wenn man ihm vollends sagte, daß heut zu Tage, ganz im Gegensatze von früheren Zeiten, das Beispiel der Tugenden von oben kommt, vom Thron selbst ausgeht und auf die Gesellschaft wirkt: o, wurde er ausrufen, man hat mich belogen. Gottlob, das Theater ist nicht immer ein Spiegel der Sitten!

Woher rührt nun aber dieses Widerspiel, dieser Contrast zwischen dem Theater und der Gesellschaft? Nicht Zufall ist es, sondern es liegt darin, daß die Dichter unseren eigenen Zeitgeschmack errathen und ihm huldigen. Wir gehen nicht ins Theater, um zu lernen, oder besser zu werden, wir gehen hin, um uns zu zerstreuen, zu ergötzen. Es ergötzt uns aber nicht die Wahrheit, sondern die Dichtung. Was wir täglich im Leben vor Augen haben, reizt nicht, wohl aber das Ungewöhnliche, das Romantische. Daher liebten wir zur Schreckenszeit, wo wir nichts als Blut und Gemetzel sahen, auf dem Theater die Menschlichkeit, die Nächstenliebe. Unter der Restauration, als wir unter dem Druck von ganz Europa schmachteten, erfreuten wir uns im Theater der Vergangenheit, wo wir Europa Gesetze vorschrieben.

Das Theater schildert also nicht ganze Zeiten, sondern nur Einzelnes aus verschiedenen Zeiten. Es hebt seinen Vorhang nur ganz wenig und läßt uns nur eine Ecke der Menschheit, einen Winkel der Gesellschaft sehen. Wer aber schildert die Sitten eines ganzen Volkes? seine Sitten zu jeder Epoche? Wer schildert sie treu, sie mögen zierlich oder grob, ausschweifend oder gottesfürchtig, blutdürstig oder heroisch sein? — Das Lied, das Volkslied, meine Herren!

Lassen Sie uns bei der Regentschaft anfangen, die vom Theater so gar nicht abgespiegelt wurden. Sind nicht die Lieder der damaligen Zeit naturgetreue Abbilder? (Hier führt Scribe einige Stellen aus diesen Liedern zum Beweis an.) Wollen Sie nun, meine Herren, die Gesellschaft des 18. Jahrhunderts kennen lernen? Diese elegante, geistreiche, raisonnirende Gesellschaft, die an das Vergnügen glaubte, aber nicht an Gott. Wollen Sie ihre Philosophie und ihre vertrauten Soupers verstehen lernen? Wenden Sie sich nicht ans Lustspiel, es ist darüber stumm. Lesen Sie die Lieder eines Bouffiers, eines Voisenon, und des Cardinals de Bernis.

Die Revolution zerfällt in zwei verschiedene Hälften. Der eine, scheußliche Theil ist in den unreinen Gesängen von 93 geschildert. Der andere, heroische, glorreiche Theil spiegelt sich in den kriegerischen Hymnen ab, unter deren Klang unsere Fahnen Europa eroberten.

Die Epoche des Ruhms hat an Desaugiers ihren Geschichtschreiber, an ihm, vielleicht dem größten Liedersänger aller Zeiten.

Die Fehler und Vorurtheile der Restauration sehen wir eben so wenig auf der Bühne dargestellt, als wir sie in den Colonnen des Moniteurs finden. Wir haben aber die Lieder des witzigen Berenger.

Das Volkslied hat überdies außer dem Spiegel, den es der Zeit vorhält, noch eine andere Bestimmung, eine noch erhabnere Sendung. Unter den Königen war es die einzig mögliche Opposition. Man nannte die Staatsgewalt damals eine absolute Monarchie, gemildert durch das Volkslied. Das Volkslied war das einzige Gegengewicht, der einzige Widerstand gegen das Umsichgreifen der Macht. Die Freiheit des Volksliedes war die Vorläuferin der Preßfreiheit und brach ihr die Bahn. Unter Mazarin zahlte das Volk, aber es sang Lieder, worin es protestirte gegen die Mißbräuche der Gewalt und des Budgets. Protestiren heißt: sich seine Rechte vorbehalten, bis zu dem Tage, wo ein Volk sich erhebe und sie geltend macht. Das Volkslied raubte dem mächtigen Richelieu den Schlaf, und dem schlauen Mazarin den Appetit. Das Volkslied griff den großen König an, den Niemand anzugreifen wagte, ihn, der da sagte: Der Staat bin ich. Es griff ihn an, zu allen Zeiten seiner Regierung, es griff ihn an in allen seinen Liebschaften, in seinen Maitressen, in seinen Generalen, in seinen Bundesgenossen, in seinen Gästen, in seiner inneren Verwaltung, in seinen zerrütteten Finanzen. (Folgen wieder Beispiele.)

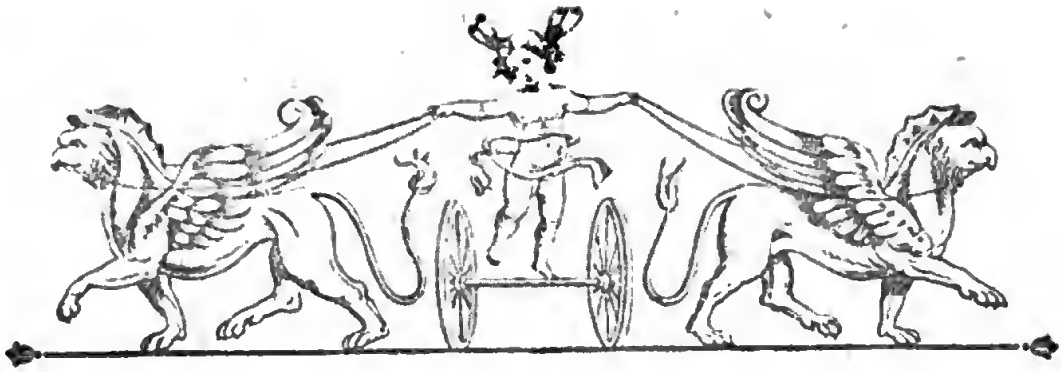
Unter der darauffolgenden Regierung wurde das Volkslied vollends eine Macht. Es war der einzige Damm gegen die überströmende Verderbtheit. Es vertheidigte das herabgewürdigte Frankreich, es trotzte den lettres de cachet, es schrieb seine rächenden refrains auf die Mauern der Bastille, es verfolgte den König, die Minister und die herrschenden Hofdamen bis in das Serail zu Versailles.

Aber dieser Kampf gegen einen schwachen Herrscher war leicht. Wir sehen das Volkslied bald mit einem ganz andern Gegner im Kampf. Wir sehen das Kaiserreich, die Epoche des Ruhmes ohne Freiheit. Alles verstummte, Alles, nur das Volkslied nicht. Es machte sich lustig über Eroberer und Eroberungssucht. (Folgen wieder Beispiele.) Erst als der Despot gefallen war, schwieg das Lied, ja es vertheidigte den Unglücklichen, denn das Volkslied ist großmüthig.

So hat das Volkslied immer für die Freiheit gekämpft und sie durch tausend Klippen, von den ersten Zeiten der Monarchie bis zu den glorreichen Tagen geführt, wo ihre Sache siegte. Und nun war sein Geschäft vollendet. Es schwieg, weil ihre Bundesgenossin, die Preßfreiheit, seine Stelle vertrat und die Gedanken der Nation veröffentlichte.

Da nun das Grab der Tyrannei auch das Grab des Volksliedes geworden, so bleibt nichts zu wünschen übrig, als daß es nie wieder erwachen möge, daß unsere Freiheit durch eine andere Schutzmacht als die des Volksliedes vertheidigt werde, und daß dessen Lob, das ich eben gesprochen, auch dessen Grabgesang sei." (D. B. f.)

Digitized by Google



Zeitung für die elegante Welt.

Sonnabends — 37. — den 20. Februar 1836.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Frauen-Schöne und Frauen-Liebe.

Du Wunderbild aus einem sel'gen Traum,
Wie ihn ein sel'ger Gott geträumt;
Du Frühlingsgruß aus einer Frühlingswelt,
Wie sie nur über Sternen keimt;
Du Mollaccord der großen Götterharfe;
Du hohes Lied, das die Gewißheit zeigt
Von einem Engellande drüben;
Du Oelblatttaube, die uns Nachricht bringt,
Daß wir dort finden Alles, was wir lieben;
Du Kronjuwel, das einst in sel'ger Stunde
Der Himmel uns verpfändete zum Bunde;
Du Blumenurbild alles ird'schen Schönen —
Du Meisterstück, das Schöpfungswerk zu krönen —
— Vergebens sucht die kühne Phantasie
Nach Sternen, Blumen, Perlen, Bildern —
Ein Göttertraum, wie du, ist nie
Von einem Sterblichen zu schildern.

F. Stolle.

Angelo, Tyrann von Padua.

Drama in drei Tagesbildern (journées).*)

Von Victor Hugo.

Dies Werk eines kraftvollen üppigen Genies läßt sich am besten durch die eigenen Worte des Verfassers auseinandersetzen, der in einer trefflichen Nachrede die poetische Intention, die ihn beseelte, und die Mittel, wodurch er sie ausführte, meisterhaft abschildert. Es bietet ein eigenthümliches Interesse dar, uns seines eigenen Leitfadens zu bedienen, und dann mit unsern Bemerkungen zu schließen:

In einer Handlung, die blos vom Gemüthe ausgeht, begegnen sich zwei hochwichtige und schmerzenreiche Gestalten, das Weib in der Gesellschaft (Katharina, die Fürstin und Gattin des Podesta) und das Weib außer der Gesellschaft (Thisbe, die Schauspielerin und Geliebte des Podesta). Beide sind lebende Typen, Katharina: der Weiber wie sie sind (toutes les femmes), Thisbe: des Weibes wie es ist (toute la femme). Beide sind oft edelmüthig, immer unglücklich. Die Eine (Katharina) nimmt der Dichter vor dem Despotismus, die Andere (Thisbe) vor der Verachtung in Schutz. Er zeigt, welchen Anfechtungen die Tugend der Einen (Katharina) widersteht, und mit welchen Thränen die Andere (Thisbe) ihren Schandfleck abwäscht. Er wälzt die Schuld dem zu, dessen sie wirklich ist, dem Manne, dem starken, und dem Gesellschaftszustande, dem widersinnigen. Er zeigt, wie

*) Einzeln erschienen in Berlin bei Schlesinger 1835. In der bei Sauerländer in Frankfurt a. M. erscheinenden Uebersetzung sämmtlicher Werke V. Hugo's im 5. Bande, deutsch von Eduard Duller. Von dieser sorgfältig und schön ausgestatteten Uebersetzung, welche 12. Bände (à 9 Gr.) umfassen wird, sind Bd. 2 bis 8 bereits vollendet. Der erste Band wird eine kritische Einleitung von Adrian enthalten, der „Han von Island" übersetzt hat. „Lucretia Borgia" und „Maria Tudor" sind von Georg Büchner, „Cromwell" von Dr. Kottenkamp, Anderes von Lewald, Beurmann, Laube, Wolff und W. Wagner übertragen. D. Red.

Digitized by Google

bei Thisbe die Frömmigkeit der Tochter siegt über das Nachgelüsten des Weibes, die Liebe zur Mutter über die zum Geliebten, und bei Katharina die Hingebung über den Haß, die Pflicht übee die Leidenschaft. Den beiden so geschaffnen Weibeen stellt er zwei Männer gegenüber, den Gatten (Angelo) und den Liebhaber (Rodolfo), jener ein Herrschee, dieser ein Geächteter, und faßt in ihnen, durch tausend nntergeoednete Entwickelungen, alle Beziehungen zusammen, regelmäßige sowohl als ungeregelte, in die der Mann zum Weibe einerseits und zur Gesellschaft andeeeeseits geeathen kann. Zu dieser Gruppe, die genießt, besitzt und leidet, die bald in Dnsierheit gehüllt, bald freudestrahlend eescheint, gesellt er den Neider, diesen unheilbringenden Zeugen, der immer zugegen ist, ihn, den die Voesehung an alle Vereine, an alle Staatsordnungen, an jedes Eedenglück gebannt hat, ihn, den ewigen Feind alles dessen, was hoch steht, ihn, dee alle Gestalten annimmt, wie Zeit und Ort es erfordern, und der im Grunde immer der nämliche ist, ein Spion in Venedig, ein Verschnittenee in Constantinopel, ein Schmähschreiber in Paris. Ueber diese drei Männer, den Herrscher (Angelo), den Geächteten (Rodolfo) und den Neider (Homodei), pflanzt der Dichter zwischen die beiden Weiber (Katharina und Thisbe) den am Krenze gestoebenen Gott als Vereinigungsband, als Symbol, als Fürbitter und Rathgeber auf. Er heftet all' dies menschliche Leiden an die Kehrseite des Crucifixes. Aus all' diesen Elementen geht sein Deama hervor. Es bewegt sich weder in königlicher Sphäre, noch im bürgerlichen Kreise, sondern zwischen beiden in der Mitte. Es ist fürstlich, denn, sagt Hugo, jedes Drama muß groß sein, es ist häuslich, denn jedes Deama muß wahr sein. Zur Befriedigung des Geistes, der im Gegenwärtigen das Veegangene, und im Veegangenen das Gegenwärtige ahnen will, ist dem ewigen, dem menschlichen und dem geselligen Elemente auch noch das historische beigemischt. Dies ist besonders für die Franzosen ein wichtiges Erforderniß, denn da sie öffentliches Leben haben, so übeetragen sie es unwillkürlich auf die Bühne, und wollen ein öffentliches Leben der Vorzeit sehen, mit welcher sie ihee Jetztzeit unaufhöellch vergleichen. Ohne den historischen oder historisch vorgespiegelten Hinteegrund würden Victor Hugo's Dramen nie Eingang bei ihnen gefunden haben.

Wir sehen aus des Dichters Darlegung seiner Absicht und seiner Mittel, mit welcher Schärfe des Geistes, und zugleich mit welcher Ideenfülle er begabt ist, und hauptsächlich wie gut er wußte, was er wollte. Eine Eigenschaft, die täglich seltener wird. Allein es entsteht nun die Frage, ob die Wege, auf welchen der Dichter seine Absicht zu eereichen suchte, auch die richtigen sind, oder besser, ob ee sich den richtigen Weg in allen Verzweigungen dramatisch zu bahnen wußte. Dramatisch, sage ich, nämlich psychologisch richtig, chaeaktertreu, natürlich, ungezwungen, nnverzerrt, nnd nicht überspannt. Und hier ist es, wo wir ihn nicht selten auf dem fahlen Pferde treffen. Ueberspanntheit dee Empfindung, Unwahrheit in wesentlichen Chaeakteezügen, und höchste Abentneerlichkeit in der Handlung wie in den Situationen, können wir ihm, ohne mißgünstige Splitterrichterei, zur Last legen. Hugo ist auch in seinen Dramen immer Romandichter. Ein hochbegabter, übeeschwellender, königlich geoßer nnd edler Dichter, aber immer ein Romandichtee. Sein herrlichstes Gedicht: Notre Dame de Paris, guckt allen seinen deamatischen Peesonen von Zeit zu Zeit wie ein Gespenst über die Schulter, und entsetzt die Zuschaner. Nicht die psychologische, sondern einzig die poetische Kraft ist es, die seine deamatischen Schöpfungen am Leben erhält, nicht die Festigkeit ihres Gerippes, sondern der unendliche Zauber ihres Fleisches und Blutes. Wie könnten das vorliegende Drama an mehrern Stellen mitten in seinem Laufe plötzlich hemmen, daß es aufgelöst und leblos oor nns läge. Eine Kenntniß des Stückes bei unsern Leseen oorausſetzend, wollen wir einige Versuche dieser Aet anstellen. Angelo, seine Gattin treulos glaubend, läßt ihr die Wahl zwischen dem Henkerbeile und dem Giftbecher. Doch will er sie begnadigen, nnd nur in ein Kloster verschließen, wenn sie ihm den Namea ihres Geliebten nennt. Angelo, geausam herzlos und wollüstig, wie Hugo ihn gezeichnet hat, ist nicht der Mann, der seinem Schlachtopfer, das er übeedies nie geliebt hat, solche Bedingungen setzt. Er würde ohne Umstände ihr den Namen des angeblichen Verführers duech die Tortue erpressen, und dies läge auch ganz im Geiste seines Zeitalters. Aber dann wäee das Stück von diesem Momente an aus. — Katharina, zum Tode verneiheilt, hat noch eine Stunde Bedenkzeit. Erschöpft will sie ruhen, sie zieht den Vorhang zurück. Ein Block mit dem Beile steht da statt des Bettes. Schaudeend läßt sie den Vorhang fallen. In unnennbaree Angst schleppt sie sich auf einen Armstnhl. Jetzt teitt Rodolfo, ihr Geliebter, herein (durch eine heimliche Thür, veesteht sich, wie das bei Victor Hugo einmal herkömmlich ist). Er sieht sie verstöet, er fragt, forscht, nnd sie — schweigt, thut unbefangen — schickt ihn wiedee fort — blos um ihn nicht mit in ihr Verderben zu ziehen. Groß und schön

Digitized by Google

allerdings, aber nicht im weichen Charakter Katharinens, wie Hugo ihn schildert. Wäre sie eine solche Heldenseele, so würde sie nie in Angelo's ehehertliche Gewalt gekommen sein, da sie ihn immer gehaßt. In Rodolfo's Arme sich werfen, ihm Alles entdecken, ihn um Hülfe anflehen, lieber, wenn Rettung unmöglich ist, unter dem Dolche des Geliebten, für ihn und mit ihm verbluten, das ist der Weg ihres Charakters. Aber das Stück wäre von diesem Momente an aus. — Als Thisbe Katharinen bereits gerettet, und ihr Erwachen vom todesähnlichen Schlafe erwartet, stürzt Rodolfo herein. Er hat von Katharina's Hinrichtung durch Thisbe's Gift gehört, er weiß nicht, daß Thisbe den Tyrannen betrogen, und dem Gifte einen Schlaftrunk untergeschoben hat. Er überläßt sich seiner Wuth, und droht sie zu ermorden, wenn sie sich nicht rechtfertigen könne. Aber Thisbe, die ihn liebt, und deren Herz in kalter Verzweiflung gebrochen ist, weil er ihre Liebe nicht erwiedert, entdeckt ihm nichts von Katharina's Rettung, sagt ihm nicht, wie nah' sie sei, zieht nicht den Bettvorhang zurück, ihm die Schlafende zu zeigen, und den edelsten Triumph über ihn zu feiern. Nein, sie hat beschlossen, zu sterben, sie läßt sich wie ein Lamm schlachten und wälzt diese Blutschuld auf den, den sie liebt. Erst nach geschehenem Todesstoße feiert sie ihren Triumph und führt Rodolfo in die Arme der erwachenden Katharina. Es gehört wahrlich ein starker Glaube dazu, dies für einen naturgemäßen psychologischen Gang der Sache zu halten. Ein solches Spiel mit Lebrn und Tod möchte in der Wirklichkeit, wo die Dolche keine abgestumpften Theaterwaffen sind, einer Schauspielerin doch etwas bedenklich scheinen. Thisbe's Tod wäre groß und schön, wenn man daran glauben könnte. So aber ist er nur ein unnützes Blutvergießen. Bei der Darstellnng vollends muß die Länge dieser Scene bis zum endlichen Todesstoße eine wahre Folterbank werden.

Dies ist es, was wir bei Lesung dieses Werkes empfunden haben. Wir bewundern an demselben alle Vorzüge Victor Hugo's, nnd begegnen wieder allen seinen Fehlern. v. Zahlhas.

Römische Briefe aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts.

(Beschluß.)

15.

Derselbe an Denselben.

Rom, den 1. October 1740.

— — Was die Herren Jesuiten von der erdichteten Audienz Ihres Generals vorgeben, ist ohne Grund, denn erstlich kann sich noch zur Zeit Niemand rühmen eine absonderlich lange Audienz, wegen des sehr großen Zulaufs und vielfältiger Affairen gehabt zu haben, zweitens weiß ganz Rom, daß, als der Papst vor einigen Tagen in dem Garten der P. P. Jesuiten, der a monte Cavallo dem päpstlichen Palaste gegenüber steht, spazieren wollte, kam der Pater General bei dem Eintritt und sagte: Beatissimo Padre, recomando la mia povera madre Religione; der Papst gab ihm ganz kurz zur Antwort: Se la vostra madre è povera, la Nonna sta molto male, verstehend dadurch die Kammer, welche unter dem vorigen Papstthume ziemlich ausgeleert worden. Die Rede aber sowohl des P. Generals als die Antwort des Papstes sind nicht ohne Geheimniß, denn es wurde gesprochen, und zwar noch zu dato, daß der Papst gewisse Gelder, so die Kammer jährlich an die Jesuiten per modum pensionis zahlte, verbieten wolle; glaubet man also, daß die Rede des P. Generals dahin ziekte, worauf denn die Antwort des Papstes nicht übel wäre. So hat man auch beobachtet, daß der Papst während des ganzen obangezogenen Spazierganges kein Wort mehr mit den Jesuiten gesprochen. Ueberdies werden Ew. Excellenz schon erfahren haben, daß er als Erzbischoff von Bologna ganzer 7 Jahre gegen sie und sie gegen ihn Proceß gefuhrt haben; Proceß aber führen, macht gemeiniglich kein gutes Geblüt. Sonst ist gewiß, daß der Papst nun sehr bestissen, das gemeine Wesen wiederum herzustellen; darf ihm auch Niemand bei Verlust seiner Gnade von neuen Gaben oder Auflagen sprechen. Allein seine Landsleute, die Bologneser, schauen etwas sauer drein, weil er ihnen den Cardinal Alberoni pro Legato schickt; auch sein Neffe ist mit ihm nicht wohl zufrieden, weil er ihm verboten hat nach Rom zu kommen. Als man den Papst fragte: was er mit den Möbeln, die er als Erzbischof in Bologna hatte, thun wolle, sagte er: man solle sie verkaufen und das Geld zum Kirchenbau anwenden; sein familiarissimus, Leibmedicus von vielen Jahren her, wollte ihn überreden, er solle sie seinem Neffen überlassen, konnte aber nichts als eine Kutsche mit zwei Pferden bespannt erhalten, und da er ferner anhielt, bekam er zur Antwort: Was wir als Erzbischof hatten, hatten wir von der Kirche, daher ist es billig, daß wir es der Kirche wiederum zustellen, und wenn ihr ferner anhalten werdet, wollen wir auch das, was wir unserem Neffen gegönnt, wiederum zurück nehmen.

Correspondenz.

Aus Paris. (Beschluß.)

[Antwort des Hrn. Villemain.]

„Mein Herr! Ihre Rede ist Ihnen gelungen wie ein Lustspiel. Sie haben den lauten Beifall, der Ihren Namen auf allen Bühnen Frankreichs, ja fast ganz Europas, begleitet, auch in diesen Mauern wiedergefunden. Die Akademie sah dies voraus und wußte wie gerecht und populair Ihre Wahl war. Fürchten Sie übrigens von meiner Seite kein weitschweifiges Lob. Nur eine Streitfrage lassen Sie mich prüfen, die Sie so eben mit mehr Witz und Erfolg als mit Wahrheit gelöst haben. Das Geheimniß Ihres langjährigen theatralischen Gedeihens liegt, meiner Ansicht nach, darin, daß Sie den Geist Ihres Jahrhunderts glücklich aufgefaßt und eine Lustspielgattung geschaffen haben, die sich ihm am besten anpaßt und ihm am ähnlichsten ist. Weit entfernt also, Ihre so eben ausgesprochene Meinung zu theilen, weit entfernt, zu glauben, daß das Theater, der Natur der Sache nach, im Gegensatz mit den Sitten stehe, und daß es, um dem Publicum zu gefallen, dem Publicum nicht ähnlich sein dürfe, halte ich mich vielmehr gänzlich an die alte Meinung, und Ihre eignen Lustspiele sind es, mit denen ich Sie widerlegen will. Allerdings ist das Lustspiel an und für sich nicht die ganze Geschichte eines Volkes, aber es erklärt, es ergänzt diese Geschichte. Ohne Jemanden zu nennen, macht es Je-

Digitized by Google

dermanns Memoiren. Würden wir wohl das Jahrhundert Ludwigs XIV. vollkommen kennen ohne Molière? Würden wir wissen, was dieser Hof, diese Stadt, und, vor allem, dieser Tartüffe war? Es gibt kein Stück Molière's, selbst den fabelhaften Don Juan nicht ausgenommen, das uns nicht irgend eine merkwürdige Seite des menschlichen Geistes im 17. Jahrhundert aufdeckte, das uns nicht die Bewegung der damaligen Sitten mitfühlen und die innere Aufregung der Meinungen ahnen ließe, die unter der scheinbaren Ruhe jener Epoche arbeitete. Und später, sind Sie wohl ganz versichert, mein Herr, daß das subtile und manierirte Theater Marivaux, Delanaue und Marivaux mit der Zeit, der es angehört, so ganz im Widerspruch steht? Hatte das 18. Jahrhundert mit seinem Nichtsthun der höheren Classen, mit seinem Mißbrauch der Vernunft und des Witzes, mit der verfeinerten Weichlichkeit seiner Sitten, hatte es nicht einige Aehnlichkeit mit dem gespreizten Drama, das ihm so wohl behagte? Sind nicht mehrere Lustspiele jener Zeit, so schwach sie als Kunstwerke sein mögen, doch getreue Schilderungen, die den Historiker interessiren, wenn gleich der Kritiker sie verwirft? Die guten Lustspiele dieser Epoche sind noch weit sprechender, und die Hachzeit des Figaro ist ein unvergleichlicher Unterricht in der Geschichte des Verfalls einer Monarchie.

Und die folgenden Epochen bieten dieselben Folgerungen für meine Behauptung dar. Unter dem Begriffe: Sitten, versteht man nicht blos den jedesmaligen Ton oder die Mode, sondern auch die Vorurtheile, die Erinnerungen, die Bereuungen eines Volkes. Darum sucht das Volk auf der Bühne die Bilder, die zwar nicht der unmittelbare Ausdruck seines gegenwärtigen Zustandes sind, die ihm aber zurückrufen, was es wünscht, was es verloren hat. Ich wende also, mein Her. Ihr eigenes Beispiel gegen Sie an, und wenn in den friedlichen Tagen der Restauration Ihre Obersten auf halbem Sold, Ihre wackern treuherzigen Soldaten, Ihre Helden, Ihre Lorbeern beliebt waren, so liegt der Grund nicht darin, daß das Gemälde im Widerspiel mit dem Geist der Zeit stand, sondern im Gegentheil darin, daß es dem Zeitgeist schmeichelte, indem es den Groll des Volks liebkoste. Eine erleuchtete Politik würde an dem ungeheuren Beifall, den die Menge solchen auf der Bühne personificirten Erinnerungen zollte, leicht das Feuer verborgener Leidenschaft erkannt haben, das funfzehn Jahre lang unter der Asche glimmte und an einem Tage ausbrach

Diese Gefühle, die alle civilisirten Völker mit einander gemein haben, sind, nebst dem Zauber Ihres Witzes und der Lebhaftigkeit Ihres Dialoges, mit ein Grund, warum Ihre Stücke auch im Auslande, selbst in ungetreuen und unbehalfenen Uebersetzungen allgemeinen Beifall geerntet und allen Theatern des Nordens und Südens Brennstoff geliefert haben. Ueberall hat man gelacht, überall hat man eine Vorliebe für Ihre Stücke gefaßt. Dies beweist genug, daß die Einkleidung und das zeitgemäße Wort nicht der einzige Zauber dieser ganz pariſiſchen Stücke sind, sondern daß sie außerdem einen tiefen Reichthum an ächtem Geist und an kosmopolitischer Lustigkeit haben.

Ein berühmter deutscher Kritiker zieht Ihren Sollicitor dem Misantrope vor. Sie sind gewiß nicht dieser Meinung, mein Herr, aber die Täuschung, die Ihr pikantes Theater auf strenge Kunstrichter des Auslandes hervorgebracht hat, gereicht Ihnen zu neuem Lobe. Eben so Ihre Kunst, mit welcher Sie in den verschiedenen Scenen von der Grazie zur Rührung, von der Einfalt zur Feinheit übergehen und immer gleich witzig, gleich geistreich bleiben.]

Welch ein Abstand vom Diplomaten zur Valerie, vom intérieur d'un bureau zu Michel und Chrisine! Welche Meisterschaft im Mariage d'argent, einem großen fünfactigen Lustspiel, ohne Gesänge, ohne Mitarbeiter, ohne Verse, aber voll Einheit, Kraft, Witz und Wahrheit.

Zuletzt erwähne ich, unter der großen Zahl Ihrer Werke, des Stückes: Bertrand et Raton. Es hatte einen Gelegenheitserfolg, weil es von einem Publicum beklatscht wurde, dem die öffentliche Ordnung ein Bedürfniß ist. Aber die Moral des Stückes wäre falsch, oder besser, Ihre Absicht wäre mißverstanden, wenn man daraus den Schluß ziehen wollte, daß die großen socialen Katastrophen immer auf diese Weise herbeigeführt würden, und daß man ein Volk aufwiegeln könne, wie man auf der Gasse einen falschen Lärm zu Stande bringt. Dies ist nicht der Fall, das wissen Sie wohl selbst. Die Revolutionen sind keine Complotte. Sie haben einen höheren, ernsteren Grund, und der Volkswille, der sie vollbringt und aufrechthält, hängt weder vom Zufall noch von einer Intrigue ab."

Zum Schluß wünschte Villemain der Akademie noch einmal Glück zur Wahl Scribe's und weihte dem Andenken des verstorbenen Lainé, dessen Freund er war, einige Worte.

Notizen.

[Eine neue Curmethode.]

In Paris ist eine medicinisch-elektrische Anstalt gegründet, in der man verschiedene Krankheiten durch Elektricität zu beseitigen strebt. Von besonderer Wirkung soll die elektrische Bürste sein, eine Erfindung des Herrn Lemalt. Wenn doch König Louis Philipp sein doctrinaires Ministerium so lange zusammenbürsten könnte, bis es elektrische Geistesfunken sprühte!

[Napoleon's Landung in England.]

Daß es Napoleon mit der Expedition nach England Ernst gewesen, wird von Vielen bezweifelt; daß er jedoch den Erfolg für einen glücklichen gehalten, bebt eine auf seinen Befehl in Bezug auf seine eventuelle Landung geschlagene Medaille über allen Zweifel. Hr. William Hamy hat neulich dem Museum von Boulogne ein werthvolles Exemplar einer solchen zum Geschenke gemacht.

[Ein Dialog in der Unterwelt.]

Im Reich der Todten soll sich zwischen Doctor Gall und Lacenaire folgendes Gespräch entsponnen haben, dessen Aechtheit wir aber nicht verbürgen.

Dr. Gall.
Wollen Sie mir Ihren Schädel erlauben?

Lacenaire.
De tout mon coeur.

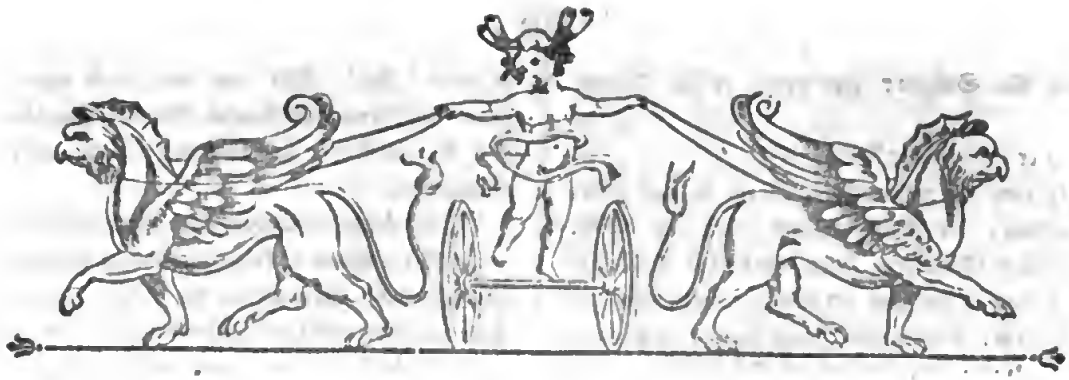
Dr. Gall.
Wie meine Finger lesen,
Sind Sie ein vortrefflicher Mensch gewesen.

Lacenaire.
Je fus assassin.

Dr. Gall.
Das ist nicht zu glauben!
Sie waren nicht edel? nicht fromm? nicht bieder?
Das wär' ja ganz meinem System zuwider!

Lacenaire.
J'en suis fâché, Monsieur le Docteur.
Mais je fus assassin, sur mon honneur!

Digitized by Google



Zeitung für die elegante Welt.

Montags — 38. — den 22. Februar 1836.

Redacteue: Dr. F. G. Kühne. Veeleger: Leopold Voß.

Denkwürdigkeiten einer Aristokratin *).

1.

Ein Besuch bei Robespieeee.

Ich weigerte mich nicht, Robespierre einen Besnch zu machen; ee stand damals noch nicht auf dem Gipfel seinee Macht und seiner Veebrechen, und hatte mehe den Anschein eines Pedanten als eines Tyrannen, und man konnte ihm nicht wie dem abschenlichen Talleyrand voewerfen, daß ee die Wüede eines Edelmannes eeniedrigt und seine Weihe als Bischof in den Schmnz getreten habe. Ich wüede nie und untee keinee Bedingung die Niedeeträchtigkeit begangen haben, mich an Talleyeand zu wenden; ich hätte mich voe dem Adel Feankeeichs schämen nnd mich selbst verabschenen müssen, wenn ich dazu fähig gewesen wäee! Nie, nie weede ich ein Wort mit ihm eeden, es müßte denn ein Wort dee Veeachtung nnd dee tiefsten Geringschätzung sein, und ich glaube wirklich, daß ich liebee das Schaffot besteigen wollte, als zu ihm hinzugehen und mich neben ihn zu sezen.

*) Unter diesem Titel erscheinen in Paris die Memoiren dee Marquise von Ceéqui, von denen bereits 7 Bände cieculiren. Von Fanny Taenow, der wie diese Bruchstücke veedanken, wird im Laufe des Sommers eine Auswahl der interessantesten Lebensbildee aus diesen Denkwürdigkeiten erscheinen, deren Eigenheiten ihre Aechtheit verbürgen. Die Marquise gehöete zu den wenigen Personen, die sich im Sturme der Zeiten Alles conservirt hatten, das Gold im Kasten nicht wenigee als das Eisen einer ultraaristokratischen Gesinnung.
D. Red.

Ich wüede mich wenigstens voe meinee Hinrichtung nicht zu schämen beauchen.

Robespieere wohnte damals in dee Straße St. Honoeé, in dem Hause eines Tischlers. Ich stieg mit dem Schlage 8 in meinen Wagen, dessen Wappen mit einer Nebelwolke übermalt wae, mit einem griechischen Wahlspruche, dessen Worte ich nicht mehe weiß, dessen Sinn aber wae: „Ein Windstoß eeicht hin!" Fast alle Adeligen hatten damals dieses Bild und diesen Wahlspruch statt iheee veepönten Wappen angenommen. Füe die Royalisten wae es ein Eekennungszeichen, das dee Pöbel nicht zu deuten veestand. Voe dee Pfoete des Caeouffels wae ein solches Gedeänge von Kaeen und Fuheweeken, daß mein Kutschee halten mußte. Ich rief meinen Kammeedienee Dnpont an den Schlag dee Kutsche und sagte ihm, daß man mit dem schlechten Gesindel behutsam umgehen müsse, und daß dee Kutschee sich nicht beeilen solle, vorwärts zu kommen. „Waeum schrie abee," setzte ich hinzu, „dee Mann in der rothen Mütze so sehe, und was sagte ee zu Cauchais?"

„Ee sagte — Ich darf nicht wagen, es dee Frau Maequise zu wiedeeholen."

„Wenn es eine Ungezogenheit odee eine Gotteslästeeung wae, so thun Sie gut daean, es mie nicht sagen zu wollen."

„Nein, geflucht hat ee nicht, ob ee gleich ein geschwoenee Peiestee ist. Haben ihn die gnädige Frau nicht eekannt? Ee wae ehemals Pfaeree in Ihrem Kirchspiele,

in der Kirche St. Sulpice; jetzt nennt er sich Büeger Daunou."

„Was hat er denn gesagt?"

„Er sagte zum Herrn Cauchais, indem er, mit Ihrer Gnaden Erlaubniß, die Faust drohend gegen ihn ballte: Du kannst Deiner Gebieterin sagen, daß ihre Wolke gut angenagelt ist! und da gab ihm der Kutscher einen tüchtigen Hieb über den Arm, worauf ihn Jener fragte: warum er ihn schlage! — Und warum unterstehst Du Dich, mich zu duzen? — antwortete ihm der Kutscher. — Haben wir etwa zusammen Schweine gehütet?"

„Cauchais hat aber sehr übel daran gethan, einen Priester zu schlagen, wenn es gleich ein constitutioneller Priester ist: er muß dafür Buße thun; es ist eine Gewissenssache. Sagen Sie es ihm, Dupont; ich binde es Ihnen auf die Seele, daß er es beichtet und sich dafür Absolution geben läßt."

Auf der Höhe von St. Roch, zwischen der kleinen Thür des Hotel Beauveil und dem Eingange zur Reitbahn, stieß ich wieder auf einen wüthenden Volkshaufen, der mit dem Geschrei: „Es lebe die Nation! Brot! Arbeit! Fort mit dem Adel! An die Laterne! an die Laterne!" einherstürmte. Es war, wie man sagte, eine Deputation von 75,000 Arbeitern, denen es in Paris an Brot und an Arbeit fehlte. — Endlich kam ich an, und man führte mich in ein Zimmer des Erdgeschosses, wo ich Herrn Robespierre mit der Vollendung seiner Toilette beschäftigt fand. Er war schon sehr hoch und steif frisirt und schönstens gepudert, aber er ging noch in einem Schlafrocke von persischem Zitz mit himmelblauem Taffet gefüttert, dazu trug er rosa- und weißgeflammte seidene Strümpfe, und goldene oder vergoldete, mit falschen Steinen besetzte Schnallen. In der Mitte des Zimmers stand ein junges, ziemlich hübsches Mädchen, die die Cravatte des Gesetzgebers in der Hand hielt, und diese war von weißem Linnen, stark gesteift, sehr lang und breit und mit dreifarbiger Seide gestickt. Als ich eintrat, legte sie die schöne Cravatte auf den Tisch, um ihrem Herrn erst ein anderes Zubehör seiner Toilette zu reichen, und dies waren zwei goldene Uhren mit überaus langen Ketten. Der Repräsentant hatte sich umgewendet, um erst die Uhren einzustecken, ehe er einen Blick auf mich warf; auch griff er nach seiner Geldbörse, die auf dem Kamine lag, und steckte diese ein. Ich begriff nicht, warum er das that, da ich damals noch nicht gehört hatte, was Philipp Egalité bei Gelegenheit eines Diebstahls, der bei Mirabeau, während seiner Krankheit, verübt war, sagte: „Nun, er verdient's ja nicht besser! Wie kann man auch nur seine Uhr und seinen Geldbeutel auf seinem Kamin liegen lassen!"

Endlich kehrte sich Robespierre um und sah mich ganz erstaunt an.

„Ich hatte verstanden, daß Hr. v. Crequi —"

„Mein Sohn ist krank und durfte es nicht wagen, heut auszugehen. Er leidet an der Brust, muß in einem Kuhstalle schlafen, und darf durchaus nicht —"

„Aber," sagte er, mit einer pfiffig listigen Miene, „ich habe vorgestern Herrn von Crequi gesehen und muß daher glauben, daß es nicht Ihr Herr Sohn war, den ich gesehen habe?"

„Sie sind Jurist, mein Herr," antwortete ich, „und Deputirter von Artois, der Provinz meines Sohnes. Sie werden als Richter über eine Forderung an uns zu entscheiden haben, wegen der uns eben jener Mensch, der sich den Namen eines Hrn. v. C. anmaßt, verklagt, und deren Grundlosigkeit Ihnen bald klar werden wird, wenn Sie mich anzuhören belieben wollen."

Ich setzte ihm nun die ganze Sache auseinander; er hörte mich aufmerksam, aber sehr trocken und ernst an; doch als er nun begann, mich über die patriotischen Gesinnungen meines Sohnes und über meinen Civismus ausfragen zu wollen, unterbrach ich ihn:

„Ich bin zu alt, mein Herr, um das Stehen länger vertragen zu können, und um irgend eine Komödie zu spielen; erlauben Sie mir, mich zu setzen, und fordern Sie nicht von mir, daß ich mich mit Ihnen in ein Gespräch über die Revolution einlassen soll —"

„Ich bitte unterthänigst um Verzeihung!" rief er und stürzte auf einen Lehnstuhl zu, um ihn mir zu bringen. „Entschuldigen Sie meine Zerstreuung, gnädigste Frau; ich kann sie mir selbst nicht vergeben. Es soll nie gesagt werden," setzte er mit einem bedeutenden und förmlichen Tone hinzu, „daß Frau von Crequi sich von Seiten des Deputirten des alten Artois über einen Mangel an Höflichkeit zu beklagen haben könne."

Ich war mit ihm so zufrieden, als man es nur sein kann. Er sagte mir, daß unser Gegner ein Schurke und ein Betrüger sei. „Ich werde nicht verfehlen," fuhr er in finsterm und strengem Tone fort, „mich in unserem Comité eben so über ihn zu äußern und auch, wenn es noth thun sollte, auf der Tribune, und ich glaube nicht, daß Sie von Seiten des legislativen Corps das Geringste zu befürchten haben werden. Von den Gerichtshöfen möchte ich Ihnen dies aber nicht verbürgen, denn Ungerechtigkeit

Digitized by Google

ist das Handwerk der Richter, und es fehlt ihnen fast allen an Muth oder Einsicht. Es würde wohl gut sein, wenn ich Ihrer Angelegenheit auf der Tribune erwähnte, um ihnen die Augen zu öffnen und sie vor dem Glauben zu bewahren, daß die Majorität der Versammlung sich für Ihren Gegner interessirt. Er hat Mittel gefunden, sich unter meinen Collegen Anhänger zu verschaffen, und ich rathe Ihnen, diese auch zu besuchen und ihnen die Sache eben so klar auseinander zu setzen, wie Sie sie mir auseinander gesetzt haben."

Ich dankte ihm, und ob ich gleich sehr behutsam in meinen Ausdrücken war, so geschah es doch vom Grunde des Herzens. Er gab mir die Hand, mich an den Wagen zu führen, und wollte nicht in das Haus zurücktreten, bis ich weggefahren war. Das junge Mädchen schien darüber ganz verdutzt; ihr Vater verließ seine Werkstatt, um ein so merkwürdiges Ereigniß mit anzusehen, und ich zweifle nicht, daß sie mich für die Tante Gaupil, oder für die Mutter Düchêne gehalten haben.

2.

Man hat großes Aufheben von den Gunstbezeigungen gemacht, die der Familie Polignac zu Theil geworden waren, und doch wies es sich bei der Eröffnung des rothen Buches aus, daß diese Familie jährlich aus der Schatzkammer und aus der Schatulle des Königs nicht mehr als 120,000 Liv. erhielt. Die Familie Talleyrand dagegen, die im J. 1742, als sie an den Hof kam, dürftig genannt werden mußte, hatte Mittel und Wege gefunden, sich an Besoldungen, Benefizien, Pensionen und andern Wohlthaten der Krone ein jährliches Einkommen von 1,700,000 Livres zu verschaffen! Die Mutter des jetzigen Fürsten Talleyrand hatte von dem Könige, den diese Familie mit Beschimpfungen und Beleidigungen aller Art überhäuft und seinen Sturz befördert hat, 46,000 Thlr. erhalten, um ihre Angelegenheiten zu ordnen, und außerdem noch, zur Erziehung ihrer drei Söhne, ein Geschenk von 60,000 Livres. Und diese Menschen sind es, die gegen die Polignac's und gegen die Verschwendung des Hofes Feuer und Flammen spieen!

(Der Beschluß folgt.)

Leipziger Chronik.

[Leipzig als Groß- und Kleinstadt.]

Vor kurzem sahen wir den alten Knebel, den weimarischen Lucrez des vorigen Jahrhunderts, in einem vortrefflichen Stahlstriche, dessen seltene Feinheit in Manier und Ausführung unsere Aufmerksamkeit fesselte. Dieser Stahlstich wird dem unter der Presse befindlichen dritten Bande des Knebel'schen Nachlasses (Leipzig, Reichenbach) beigefügt. Friedrich Tieck fertigte in Weimar einen Hautrelief von Knebel's Profil an, und nach diesem Meisterwerke ist der erwähnte Stich von Stegre in Berlin ausgeführt. Wie wir hören, ist derselbe vom Staatsminister Freiherrn v. Altenstein selbst veranlaßt, der den Steindruck von Knebel (zum ersten Bande des Nachlasses) nicht ganz der Erinnerung an den verewigten Freund entsprechend fand.

Die musikalischen Genüsse, die der Winter in gedrängter Reihe bietet, erhalten Leipzigs Ruf auf einer Höhe, auf welcher es sich mit den ersten Städten Deutschlands messen kann. In geselliger Beziehung hat Leipzig die Eigenheit, unter den großen Städten die kleinste, und unter den kleinen die größte zu sein. Was Luxus, Gesellschaftssinn und besonders die hiesigen Soiréen betrifft, so nennt man Leipzig gern ein kleines Paris, aber doch ein deutsches, mit zäher deutscher Gemüthlichkeit. Inzwischen fehlt in Leipzig mit dem Adel das wesentliche Element einer Stadt ersten Ranges, und die Verschmelzung des Kaufmanns- und Gelehrtenstandes macht den Ort weit mehr zu einer glückselig vergnügten Mittelstadt, die sich jedoch zugleich mancher Vortheile einer großen zu erfreuen hat. Dresden und Leipzig zusammen, als Eine Stadt gedacht, würden, auch in Bezug auf die Kunstschätze, die nur ein Hof um sich aufhäufen konnte, den interessantesten Punct Deutschlands abgeben. Die Universität würde durch einen Hinblick auf die heitere und phantasievoll tiefe Welt der Kunst eine andere Physiognomie erhalten, der Gelehrtenstand würde sich weniger oft die göttlichen Sandalen Merkur's zum Fluge anschnallen, er würde, wie in Berlin und München, auch in den höchsten Kreisen Fuß fassen, die Gelehrsamkeit würde einen neuen Sporn (vielleicht feerlich auch nur einen Adelssporn) erhalten, und ihrer Gediegenheit einen eleganteren (vielleicht auch höfischeren!) Schwung geben, wie in jenen beiden Hofuniversitätsstädten. Dem frostigen Gesellschaftstone, der immer einer Residenz eigen ist, würde das geselligkeitslustige Leipzig einige Blutstropfen voll Lebenswärme einflößen, kurz, wir hätten dann einen vollen Centralpunct deutschen Lebens mit allen seinen Groß-, Mittel- und Kleinstädtereien; davon abgesehen, daß Kunst und Natur sich hier wie nirgend sonst in gleicher Weise die Hände böten. Uebrigens liegt eine Amalgamation der dresdner und leipziger Lebensstoffe, die sich gegenwärtig auch in religiöser Beziehung mehr oder weniger neutralisiren, nicht so fern. Man lasse nur erst die Eisenbahn fertig sein, wodurch die Entfernung beider Städte von einander auf das Maß einer Spazierfahrt reducirt wird. Dann werden die Leipziger schon das dresdner Blut in Circulation bringen und sich dafür im Anschauen der Kunstschätze Aether holen für ihren innern Menschen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Notizen.

[Literarische Preisbewerbungen in Deutschland.]

Hr. v. Cotta hat die Summe von 300 Fl. für das beste deutsche Lustspiel gestellt. Wir wollen hoffen und wünschen, daß das beste von den eventuell eingesandten Stücken — auch ein gutes ist. Der Fall, wo das beste Product doch noch ein schlechtes war, ist schon vorgekommen. Ich will nicht an die bezauberte Rose erinnern, denn dies Gedicht, wenn auch geistesmatt, ist doch sprachlich schön. Allein bei der in der Urania später eröffneten Preisbewerbung war die beste Novelle, wie die Schiedsrichter sagten, noch schlecht genug. Bei Schröder's Preisbewerbung in den Achtzigern des vorigen Jahrhunderts wurden Klinger's „Zwillinge" dem weit bessern „Julius von Tarent" vorgezogen, und Leisewitz schrieb nie wieder. Im Anfange dieses Jahrhunderts stellten Kotzebue und Iffland die Summe von 100 Friedrichsd'or für das

Digitized by Google

beste Lustspiel; allein keines von den eingesandten errang den Preis. Die „Zeitung für die elegante Welt" schlug damals unter Spazier Lärm darüber an, indem sie meinte, die Stücke könnten doch nicht alle gleich schlecht gewesen sein, mithin gebühre dem mindestschlechten, d. h. dem besten, der Preis. Allein Kotzebue bewies im damaligen Freimüthigen logisch genug, daß der Superlativ von gut, das Beste, doch mindestens das Prädicat des Positivs haben müsse. Dann fragt sich freilich: was ist gut? und wer sind die Kampfrichter? sind die Kampfrichter gut? Und so hängt die Sache in der Schwebe. Ein Skeptiker kommt an und sagt: es ist nichts absolut gut. Ein bibelfester Mensch kommt an und sagt: es ist keiner gut (noch viel weniger eine Sache) als der Vater im Himmel. Die Sache hängt in der Schwebe. Allein es rühren sich zweifelsohne in Deutschland die disjecta membra poetae. In Prag machten sich zwei darüber her, um ein Lustspiel zu schreiben, wie es in Paris Sitte oder Unsitte ist. Das Stück heißt „der Naturmensch." Die Leute denken, wenn zwei Substantiva zusammenkommen, so tritt das eine in den Genitiv, d. h. in den Zeugungsfall. Allein die Sache ist bedenklich. Viel Köche, auch schon zwei, verderben den Brei. Wir wollen sehen, wie die Deutschen ein bestes Lustspiel zu Stande bringen, das gut und 300 Fl. werth ist!

[Musikalische Neuigkeiten.]

In Lucca wurde Donizetti's „Torquato Tasso" trotz der Unpäßlichkeit des Tenoristen Mazza günstig aufgenommen.

Auf dem Scala-Theater in Mailand sind „die Puritaner" mit Ungunst aufgenommen. Die Sonnambula soll dort erst jetzt in Scene gehen.

Der Claviervirtuos Heinrich Herz in Paris hat ein Instrument erfunden, das er Daktylion nennt, und das zur Beförderung des Fingersatzes vortrefflich dienen soll. Das Unterrichtsministerium hat eine commissionelle Berathung angeordnet, die ganz zu Gunsten der Erfindung ausfiel.

In Leipzig (bei Klinkhardt) ist vom Dr. Pohle eine Schrift erschienen, „über das Einstudieren der Compositionen, oder Aufschluß über die Geheimnisse des Vortrags für Pianofortespieler." Wir halten uns für incompetent, diese Geheimnisse zu offenbaren, und empfehlen die Schrift Männern vom Fache zur Beurtheilung und Vergleichung mit ältern Pianoforteschulen. Originell ist die Charakteristik, die der Verfasser von der Virtuosität Kalkbrenner's und Lipinski's entwirft.

Mercadante's neue Oper, „die Räuber", hat den Stoff aus Schiller's Drama gleiches Namens.

Conradin Kreutzer hat die wieder eingerichtete Oper in der Josephstadt übernommen. Dort geht die nach Romani's „Beatrice di Tenda" mit beibehaltener Musik von Bellini bearbeitete Oper, „das Castell von Ursino", in Scene.

Zu Meyerbeer's „Saint-Barthélemy" sind die Chöre durch 20 Sänger, das Orchester durch 25 Instrumentisten, 8 Harfenspieler ungerechnet, verstärkt. Auf dem Theater werden 15 kleinere und größere Glocken geläutet. Die Proben, die man jetzt hält, dauern oft die ganze Nacht, von 8 Uhr Abends bis 3 Uhr Morgens. Der Componist sieht sich endlich doch genöthigt, zu streichen. Auch will er der Oper, deren Stoff aus Mérimée's Erzählung: „La chronique de Charles IX." entlehnt ist, einen andern Titel geben, „Laurette" oder „Valentine."

[Schleiermacher's Frühpredigten, herausg. v. F. Zabel.]

Es ist bekannt, daß Schleiermacher's Frühpredigten vor einem auserlesenen Publicum gehalten wurden, das, an den dialectischen Gedankengang des Meisters gewöhnt, auch in das Gebiet der freiern Verstandesforschung zu folgen geeignet schien. In der Besorgniß, man würde diese Predigten von dem bei Reimer in Berlin erscheinenden Nachlasse ausscheiden, stellte sie Herr Zabel aus seinen Nachschriften selbstständig zusammen, und gab sie einzeln bei Herbig in Berlin heraus. Wir wiesen schon früher auf den ersten Band hin und sprachen dem Herausgeber unsern Dank für diese Gabe aus. Inzwischen hat sich derselbe dem Vereine, der unter dem Prediger Jonas sich mit Schleiermacher's literarischem Nachlasse beschäftigt, angeschlossen, und die Ausgabe der Frühpredigten ist der Gesammtedition einverleibt. Es erschien der zweite und letzte Band derselben, und wir haben nun durch die löblichen Bemühungen des Hrn. Zabel 51 Predigten über das Evangelium Marci und 16 über den Brief an die Kolosser in 2 starken Octavbänden zusammengefaßt.

[Friedrich Ehrenberg.]

Friedrich Ehrenberg's Buch: „Für Frohe und Trauernde" (Leipzig, Ernst Fleischer) hat eine dritte Auflage erlebt. In Ehrenberg's Kanzelreden webt der Athemzug eines starken Geistes, eines festen Herzens, und eines Gemüthes, das der Blick gen Himmel groß und kühn macht. Zu diesen Tugenden der Seele gesellt sich in den vorliegenden Blättern eine Wehmuth, die dem Schmerze über den plötzlichen Tod einer geliebten Gattin angehört. Aber es ist kein Zug von windelweicher Hinfälligkeit in dieser Stimmung, wie sie sich sonst wohl mancher betrübten Christenseele bemächtigt, die in der Weichlichkeit und einem nassen Zerfließen die liebsten Freuden der Andacht sucht. Berlin zählt eine Reihe bedeutender Kanzelredner, in der Ehrenberg seine ausgezeichnete Eigenthümlichkeit behauptet. Gegen die philosophischen Abhandlungen, die Schleiermacher bot, gibt Theremin elegische Declamatorien; Strauß gefällt sich in blumiger Schwelgerei phantastischer Entzückung. Diesen zur Seite und gegenüber erschienen mir Ehrenberg's Predigten wie starkmüthige Dithyramben. Es ist in seinen Reden weder die attische Redekunst des forschenden Gedankens, noch die süßlich wimmernde Wehmuth des zerschlagenen Gemüthes. Er hat etwas Alttestamentliches in seiner Rede und eine Luther'sche Einfachheit der Sprache bei allem Reichthume in der Diction, wenn er die Herrlichkeit Gottes in seiner Schöpfung malt. Er ist unter den Theologen der kühne Beter; im Auffluge seiner Gedanken liegt ein wohlthuender, edler Stolz des Geistes, wie er der Unschuld einer schleierlosen Seele eigen ist.

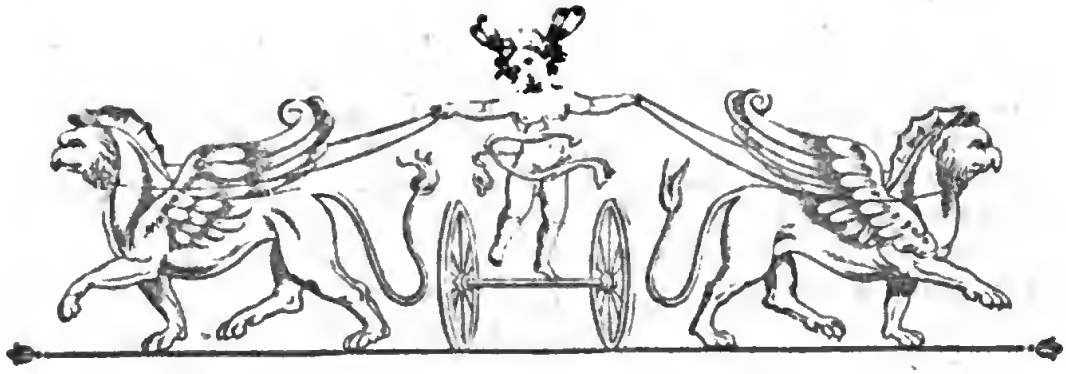
[Die Memoiren des Friedensfürsten.]

Wir haben schon in Nr. 31. des laufenden Monats auf dieses Werk, das unter den Augen Don Godoy's vom Oberstlieutenant d'Esménard aus dem spanischen Manuscripte ins Französische übersetzt ist, aufmerksam gemacht. So eben erscheint (Leipzig, Kollmann) eine deutsche Uebersetzung vom Dr. Diezmann, von der bereits das erste Heft des ersten Bandes vorliegt. Die zweite Hälfte des ersten Bandes wird in 14 Tagen, und der zweite und letzte Band in einem Monate ausgegeben werden. Wir kommen später noch einmal auf das Werk zurück.

[Wie die Franzosen deutsch verstehen.]

In franz. Blättern liest man, daß die Gebeine des Erwin von Steinbach ihrer Ruhestätte in Straßburg entnommen wurden, weil man einen Blitzableiter gerade nach der Stelle, wo er begraben lag, hinleiten mußte. Nach den französischen Artikeln heißt jedoch der Baumeister des Münster nicht Erwin von Steinbach, sondern Erwin de Steenback. Es ist nur eine Kleinigkeit.

Digitized by Google



Zeitung für die elegante Welt.

Dienstags — 39. — den 23. Februar 1836.

Redacteur: Dr. F. S. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Die Blauen und die Weißen.

„Auf! Auf, ihr Söhne des Waldes! Die Blauen sind da! Sie brechen durch den Hohlweg bei Roche Briard hervor!“

So rief stiehend, im Jahre 1815, Perrot, Soldat in der Vendeer-Armee, die sich damals gesammelt hatte. Kaum war sein Kriegsruf verhallt, als er von Renaud, einem Sergeanten der Grenadiere Napoleon's, einen Bayonnetstoß in die Brust empfing.

Einige Tage darauf erscholl in der nämlichen Richtung das Geschrei: „Vorwärts die Voltigeurs der großen Armee! Die Weißen brechen hervor!“ — Der Sergeant Renard war es, der seine Compagnie anfeuerte. Aber in demselben Augenblicke empfing er einen tüchtigen Säbelhieb von Perrot, der heute das Vergeltungsrecht übte.

Einige Jahre verflossen. Die Schauspieler in dem großen Bürgerkriegsdrama, das unter unsern Augen gespielt wurde, kehrten in die Heimath zurück, und der Friede bezahlte die Wunden des Schlachtfeldes theils durch Ehrenstellen, theils durch Geldprämien.

Der Vendeer wurde vom Staate in Versorgung genommen.

Der Sergeant Renaud war Sergeant-Major geworden, und bezog den Verabschiedungssold. Frankreich warf ihm jährlich 300 Franken aus. Stark von Körper und rüstig zur Arbeit, ergriff er den Spaten und verdiente neben seiner Pension manches schöne Stück Geld.

Die beiden Invaliden wohnten zu Beauvais, in dem nämlichen Hause, dem nämlichen Stockwerke, der nämlichen Abtheilung. Jeden Morgen begrüßten sie sich und tranken ihr Gläschen Schnapps zusammen. So wie der eine die Marseillaise anstimmte, pfiff der andere: Vive Henry IV. Dies war immer der erste Funke zu einem großen Brande, der in Worten ausbrach. Unzählige Male waren sie Beide, der alte Sergeant und der alte Vendeer, auf dem Punkte, sich in die Haare zu gerathen und ihre verrosteten Säbel hervorzuholen, um die Ehre ihrer alten Fahnen gegen einander zu vertheidigen. Aber gutmüthige Nachbarn wußten jedesmal eine Versöhnung zu Gunsten des Gastwirths zu bewerkstelligen.

Der Vendeer hatte nur eine temporaire Pension erhalten. Im J. 1830, nach der Julirevolution, wurde sie eingezogen, und er hatte nun das tiefste Elend vor Augen.

Eines Morgens grüßte der Sergeant Renaud seinen Nachbar freundlicher und munterer als je. Der Vendeer war niedergeschlagen und lehnte den Morgentrunk, den ihm Renaud anbot, ab, weil er wohl wußte, daß er in Zukunft nicht mehr im Stande sein würde, Artigkeit mit Artigkeit zu erwiedern.

„Du gehst heute frühzeitig aus, Renaud,“ sagte er.

„Ja, mein alter Weißfisch (dies war der Spitzname, den der Soldat Napoleon's dem Vendeer beigelegt hatte), ja, ich gehe frühzeitig aus, denn ich habe jetzt nicht mehr mich allein zu ernähren. Von morgen an nehm' ich Familie zu mir.“

Digitized by Google

„Oha! Heirathest Du?"

„So was dergleichen."

„Nun, und wen denn?"

„Wen?" schrie der alte Knasterkart, und reichte seinem Nachbar die Hand. Dich! Dich, Du alter Feind! Die dreifarbige Cocarde macht Hochzeit mit der weißen. Du hast keine Pension mehr. Die meinige bleibt mir. Wir theilen! Ich, mit meinen zwei tüchtigen Armen, geh' in die Stadt arbeiten. Du, mit Deinen lahmen Beinen, besorgst das Hauswesen. An unsern Gesinnungen wird nichts geändert. Wir zanken uns nach wie vor. Wir hauen uns auch wohl einmal herum, wenn's uns so ums Herz ist. Wir sterben, wenn's die Ehre verlangt, an Säbelhieben für Napoleon oder für Heinrich den Vierten. Aber beim Wetter, wir sterben nicht vor Hunger. —

Seit sechs Jahren besteht dieser Freundschaftsbund. Der Soldat des Kaiserreichs verdient dem Vendeer das Brot. Dieser sitzt zu Hause, kocht, fegt und flickt die gemeinschaftlichen Kleider. Zuweilen erwacht in ihnen der alte politische Götzendienst, besonders nach dem Essen. Nun zanken sie, schreien und stampfen. Das nennen die beiden Freunde ihren Nachtisch, das Dessert. Das stört aber nicht im mindesten ihre gewohnte Hausordnung. Den andern Morgen geht der alte Napoleonist wieder hin und arbeitet für den Vendeer.

Es gibt Zeichen der Zeit, die das Fortschreiten des Menschengeschlechts signalisiren. Die beiden Invaliden von Beauvais sind eines der schönsten.

Denkwürdigkeiten einer Aristokratin.

(Beschluß.)

3.

Der Graf und Pair von Frankreich Romain de Sèze, der im Jahre 1828 in Paris starb, betrat seine Laufbahn als Advocat mit einem in den Annalen der französischen Gerichtsverwaltung fast beispiellosen Erfolge. Es war im Jahre 1793, als er vor dem Châtelet zuerst als Anwalt auftrat. Die Rechtssache selbst war ohne alles Interesse, und betraf einen Streit zwischen den Erben des Philosophen Helvetius. Er war der Advocat der Frau von Andlaw; seine Rede dauerte fünf Viertelstunden, und in dieser ganzen Zeit brauchten die Huissiers nur einmal Stille! zu rufen, und das, als das Gemurmel des Beifalls zu laut wurde. Selbst die Augen der Richter ruhten unverwandt mit dem Ausdrucke des Erstaunens und der Achtung auf dem jungen Redner, und am Schlusse seiner Rede klatschten ihm, wie im Theater, die Zuhörer und die anwesenden jungen Rechtsgelehrten voll Entzücken wiederholt Beifall zu, ohne daß die Magistratspersonen ihnen Einhalt thaten, welches hinlänglich beweist, wie tief diese selbst ergriffen waren.

Der junge de Sèze gewann seinen Proceß, und als der ehrwürdige Angres von Allerny, als Präsident, das Urtheil bekannt gemacht hatte, fragte er, ehe er sich wieder niedersetzte und mit seiner verbrämten Mütze nach in der Hand:

„Meister de Sèze, habt Ihr noch eine andere Sache zu führen?"

Der junge Advocat, dem diese so ungewöhnliche Frage höchlich überraschte, antwortete ihm: „Nein, Messire."

Die Anrede des Präsidenten hatte alle Anwesenden in Verwunderung gesetzt. „De Sèze," fuhr dieser fort, nachdem er sich gesetzt und das Haupt bedeckt hatte, „das schönste Vorrecht dieser Hauptstadt ist, daß sie alle Männer an sich zieht und sie in ihrem Schooße festhält, die sich in den Provinzen dieses großen Königreichs durch den Glanz ihrer Talente und ihrer Kenntnisse und Einsichten auszeichnen. Dies reicht hin, um Ihnen, mein Herr, das Vergnügen auszudrücken, mit dem unser Gerichtshof Sie angehört hat, und die Lebhaftigkeit seines Wunsches, Sie den Rechtsgelehrten der Hauptstadt für immer zugesellt zu sehen."

Bis ins Innerste seiner Seele gerührt und von diesem ganz beispiellosen Complimente betäubt, antwortete der junge Mann mit nassen Augen, daß er sich in diesem Augenblicke unfähig fühle, eine so rührende und für ihn so ruhmvolle Gewogenheit anders als mit schweigender Dankbarkeit zu erkennen.

Als er am andern Tage zu dem Präsidenten kam, um ihm seine Aufwartung zu machen, empfing ihn dieser eben so freundlich als gütig. „Was ich gestern," sagte er, „öffentlich aussprach, geschah nur mir selbst zu Liebe, mein Kind; ein Mann wie Sie bedarf keiner Aufmunterung."

Es ist bekannt, daß de Sèze den Muth und die Ehre hatte, Ludwig den Sechzehnten vor den Schranken des Nationalconvents zu vertheidigen. Unter Napoleon wurde er zum ersten Präsidenten des Cassationshofes und zum Mitgliede der französischen Akademie ernannt.

„Sie kammen, um die Ruinen gefallener Größe zu begrüßen," sagte mir die Königin, als ich ihr nach dem 20. Junius meine Aufwartung machte. Ich erinnere mich sehr gut, daß sie mir dabei winkte, nichts in Gegenwart einer ihrer Kammerfrauen, Namens Madame Campan,

Digitized by Google

zu sagen, die eben eingetreten war, um ihr ein Buch zu übereeichen. „Mein Gott," sagte ich, als sie das Zimmer verlassen hatte, „trauen Mademe ihr nicht?" — „Sie flößt mir nicht nur Mißtrauen, sie flößt mie Schrecken ein. Sie correspondirt mit Brissot und mit Latouche-Treville; sie schreibt auch zuweilen an Barnave. — Sie hat den 6. October gelacht," setzte die Königin mit einem Blicke und einem Ausdrucke hinzu, voe dem ich eebebte; „aber es ist beschlossen worden, daß man sich in Geduld fassen müsse. Sagen Sie sich aber selbst, was ich bei dem Aublicke diesee Frau empfinden und leiden muß!"

Alle zum königlichen Hause gehörenden Peesonen haben immer von Madame Campan eben so gedacht, wie die Königin sich an jenem Tage gegen mich äußerte, und es sind deeen noch eine hinlängliche Anzahl am Leben, um diese Behauptung bestätigen zu können. Alle Betheurungen unwandelbarer Teene, mit dee Madame Campan ihee Memoiren ausgeschmückt hat, werden dadurch Lügen gestraft, daß es die Heezogin von Angoulème entschieden und standhaft verweigeet hat, Madame Campan, nach der Restauration, auch nur ein einziges Mal oor sich zu lassen.

4.

Nie hat es einen lächeelicheren Aufzug gegeben, als den, den wir sahen, als Voltaiee's Leiche nach der neuen Kirche der heil. Genoveva gebracht wurde, der die Nationaloersammlung den Namen des Pantheon gegeben hatte. Da es darauf ankam, den Triumph des philosophischen Unglaubens über das Christenthum dabei zur Schau auszustellen, so hatte dee Maler Daoid den Auftrag erhalten, diesem Leichenbegängnisse den Charaktee einee heidnischen Feier zu geben, nnd er hatte dies mit einer solchen Ziererei oon Griechenthum und Römerthum gethan, daß es ein wahrhaft burlesker Aufzug wurde. Man hatte eine ganze Menge pariser Freudenmädchen als Vestalinnen gekleidet, und die Damen der Halle stellten Homerische Leidtragende vor; dee Saeg stand auf einer Quadriga, und übee demselben sah man Voltaire in Wachs bossirt; ee trug eine Kleidung aus dem heroischen Zeitalter, und lag auf einee blauen taffetnen, mit silbernen Sternen durchwirkten Draperie. Begleitet war er von einer ziemlich grossen Anzahl Galliee, Römer, Griechen, Mexikaner (Landsleute dee zärtlichen Alzire) und von Fleischergesellen, die man als Orosmane angezogen hatte. Dee Zug, dee von St. Denys kam, ging über den Quai Voltaire, um vor dem Hause des Herrn von Villelle still halten zu können, aus dem „die Gute und Schöne"*) mit einem Kinde auf dem Arme heraustrat. Sie wae so seltsam wie möglich costumirt, fast wie ein Gespenst, in einem weiten Hemde von weißer Leinwand nnd in fliegenden Haaren. Sie ließ sich, was etwas schwierig zu bewerkstelligen war, auf die Spitze dee Quadriga sammt dem Kinde hinaufheben, und dann stieß sie den armen kleinen Wechselbalg so lange gegen den Sarg, bis er laut zu schreien anfing. Es war nicht leicht, zu errathen, was ihre Erscheinnng und dies Betragen bedeuten sollte, abee das arme Kind schrie ganz jämmeclich. Ein heftiger Platzregen diente auch noch zur Verschönerung des Festes, und ich mußte herzlich lachen, als ich später diese Griechen nnd Römee auf der Straße im Schmuze herumpatschen sah und sie kräftig auf Voltaiee fluchen hörte, dee daran Schuld war, daß sie so naß geworden waren.

Der Abbé Fenelon und dee Pater Guillou wurden troz Allem, was Fouquier Tinoille dagegen vorbrachte, oon dem Revolutionstribunale freigesprochen, besondees aus dem Grunde, weil alle Schornsteinfeger und Schuhputzer in ganz Paris ihm nach dem Audienzsaale folgten und weinten und um Gnade füe ihn baten, weil er ihe Vater, der Bischof der Savoyarden, sei. Der Pater Guillou hielt, als ee diese Mördergrube betrat, ein großes Crucifix an seine Beust gedrückt, und sang aus Leibeskräften das vexilla regis. Dann zog er Schuhe und Strümpfe aus und wies ihnen die Nägelmale an seinen Füßen und an seinen ehrwürdigen Händen, und sagte ihnen, daß er sich vor nichts in der Welt füechte, als voe den Listen des Teufels, und nie vor Menschen gezittert habe, wenn sie auch noch so gottlos gewesen wären. Ee sei — und dies war auch buchstäblich wahr — in Japan gekeeuzigt woeden, weil er das Wort Gottes dort gepeedigt habe; abee die Gnade unsees Herrn und Heilandes habe die Herzen seiner Richter gerührt und er sei nur drei Stunden am Keeuze angenagelt hängen geblieben. Hier lachten alle Richter und alle Zuhörer laut auf, und man gab ihn, weil man ihn für wahnsinnig hielt, feei. Ruhig stieg er wieder den Glockenthurm dee Kirche der Carmeliter in der Straße Vaugirard hinauf, wo er seine Wohnstätte aufgeschlagen hatte, und wo ee, wie ich glaube, noch lebt. Die Gräfin v. Kercado hatte es übernommen, für seinen Lebensunterhalt zu sorgen, wozu er aber monatlich nue 8 Franken bedurfte.

*) Diesen Namen hatte Voltaire der Frau von Villelle gegeben.

Digitized by Google

Leipziger Chronik.

(Fortsetzung.)

[Musik.]

Inzwischen bleiben wir in unserm Klein-Paris und fühlen uns auch in der Mitte unsers gesellschaftlichen Luxus, in der wir fur die Vielgeschäftigkeit unsers materiellen Lebens eine Entschädigung suchen, doch nicht so ganz alles Kunstarbers baar und ledig. Nur mit dem Ausdruck Pleiße-Athen, den man dem dresdner Elb-Athen und dem preußischen Spree-Athen tomischer Weise nachgemacht, hat es leider die spaßhafte Bewandniß, daß es an den Ufern der Pleiße zeitweise übel riecht. Das kommt blos von der Sperrung einiger Mühlen, auf denen wir unser Korn mahlen. Ich meine das keineswegs symbolisch, sondern rein materialistisch und reell. Ohnedies kommt die Sperrung der Mühlen in Pleiße-Athen seltner vor als in andern Städten, z. B. in Spree-Athen, wo man weit häufiger in die Mühlräder einen Sperrkamm wirft. Es gehört das so zu der Nothdurft des deutschen Lebens, und der üble Geruch, in den dadurch eine Stadt kommt, darf das Geruchsorgan nicht für immer abstumpfen. Eine humoristische Peise Spaniol hilft niesen. Nur sind jetzt die Zeiten so schlimm, daß unbegreiflicher Weise mitunter das Profit ausbleibt. Man thut deshalb wohl, wenn man in sein Kämmerlein geht, um zu niesen. Die Welt ist nicht mehr gutmüthig genug, um Wohldekomm's! zu sagen. Es war eine liebe gute Zeit, die alte Zeit, wo man jedem Hausknechte gratulirte, wenn er nieste Gott bessere es, und erhalte uns Deutschen das Deutsche, d. h. die Gutmüthigkeit.

Was ich von geistigem Aether sagte, womit wir uns hier das Leben fristen, trifft nun ausschließlich die hiesigen musikalischen Genüsse; von leipziger Poesie zu reden, wird mich kein Schicksal zwingen. Die Donnerstags-Concerte, unter Mendelssohn-Bartholdy's Leitung, genügen allein schon, den Winteraufenthalt in Leipzig bedeutsam zu machen. Hier wird in schönster Form das Größte geboten, das die instrumentale Tonkunst schuf. Vor allen ist Beethoven hier an der Tagesordnung. Es gehört zu den Ereignissen von Gewicht, seine große Chor-Symphonie über Schiller's Lied an die Freude mit so vollendeter Meisterschaft, wie es unlängst geschah, ausgeführt zu hören. Ich müßte keine Schreibfeder, sondern einen ganzen Federwisch von Schwungfedern zum Dithyrambenfluge nehmen, wollte ich über dies Factum mehr als das Factum selbst sagen. Ich gebe hier blos im trocknen, ledernen Chronikenstiefel, und sage weiter nichts über diesen Schwanengesang Beethoven's, in dem sich alle Gluth einer leidenschaftlich durchwegten Seele, alle Schmerzen eines blutenden Herzens bis zur Todesqual, und aller bacchantischer Taumel einer himmelstürmenden Lust bis zum wahnsinnigen Entzücken der entfesselten, plötzlich freigelassenen Geister der Finsterniß zusammengedrängt finden. „Ich wußte nicht," sagte ein nervenschwacher junger Freund, der die Symphonie zum ersten Male gehört, „ob ich zur Sonne fliegen, oder mich wie ein Wurm verkriechen sollte; so sehr trieben mich diese Töne, in denen sich der Schmerz eines Giganten zur Lust aufstachelt, aus meinem Menschenwesen heraus, so sehr schnellten sie mich entweder hinauf oder drückte mich ihr Gewicht zu Boden. Ich darf sie nicht wieder hören, ich gehe wieder zu Mozart, da bleibe ich bei allem Jubel und bei allem Ernste der Wehmuth immer noch in der Menschenwelt." Und der Freund, mein junges alter ego, hatte recht. Das ist keine Freude eines Menschen mehr, das ist der Dämon des ganzen Geschlechtes selber, der ohne leibliche Vereinzelung durch den Weltraum stürmt, sich die Sterne vom weiten Himmel pflückt, und sie wie Blumen in sein flatterndes Haar steckt. Ich habe manche zartbesaitete Dame, die in der Poesie keine Leidenschaft aushält, in der That bewundert, daß sie bei diesem Tumulte der dämonenhaft entfesselten Sinnlichkeit nicht ohnmächtig wurde und die zarten Ohrläppchen steif bedielt. Und diese Schmerzensgluthen nannte Beethoven eine Spielerei über die Freude! Es wird nächstens ein leipziger Magister über diesen Unsinn, wie er sagt, eine verständige Strafpredigt halten in seinem Juvenale. Nach seiner Ansicht ist nämlich die Freude mit Fidelitas gleichbedeutend; es geht ihm über seinen magisterhaften Horizont, daß so viel Sturm der Leidenschaft, so viel Sinnengluth noch Freude sein soll. Beethoven's Freude ist auch nicht die Freude eines Magisters an der Pleiße. In Beethoven's Freudenbecher ist ein gut Theil Wermuth eingetröpfelt, sein Genius schwingt sich auf den hohen Schwindelpunct des Gefühls, wo sich die Lust am Schmerze berauscht, der Schmerz sich in der Lust badet. Diese betäubende glühende Verschmelzung von Lust und Schmerz hat etwa unter den Dichtern Fleck ausgesprochen, oder Byron's Muse gekannt, wenn wir Verwandtes herbeizuleben wollen, oder sie schwimmt gleich mächtig in dem dunkeln, von Schmerz gesättigten Freudenblick mancher Raphael'schen Madonna. Bei alle dem ist nicht zu läugnen, daß in dieser Symphonie Beethoven's mehr noch als in andern, viel aufgestachelte Wildheit des Geistes liegt. Seine Freude ist hier wie ein arabisches Roß, das sich im beängsten Vollgefühl der Lebenslust selbst verwundet und sich die Adern zerbeißt.

Doch wo bleibt mein Chronikenstyl? — Er wird sich schon einstellen; ich werde vom Theater sprechen. Zuvor nur noch die kurze Bemerkung, daß sich der Kreis unserer musikalischen Genüsse in Bezug auf Instrumentation durch die Anwesenheit des vortrefflichen Violinvirtuosen David aus Hamburg erweiterte. Er veranstaltet mit den hiesigen Künstlern Queißer, Ulrich und Gradau von neuem einen kleinen Cyclus von Quartettunterhaltungen. In der vorigen Reihe hörten wir unter andern das werkwürdige Octett von Mendelssohn-Bartholdy. Hr. David wird uns noch auf längere Zeit erhalten werden, und die Verhandlungen mit Lipinski, der die erledigte Stelle des Concertmeisters und Dirigenten der Kirchenmusiken einnehmen sollte, sind als abgebrochen anzusehen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Notizen.

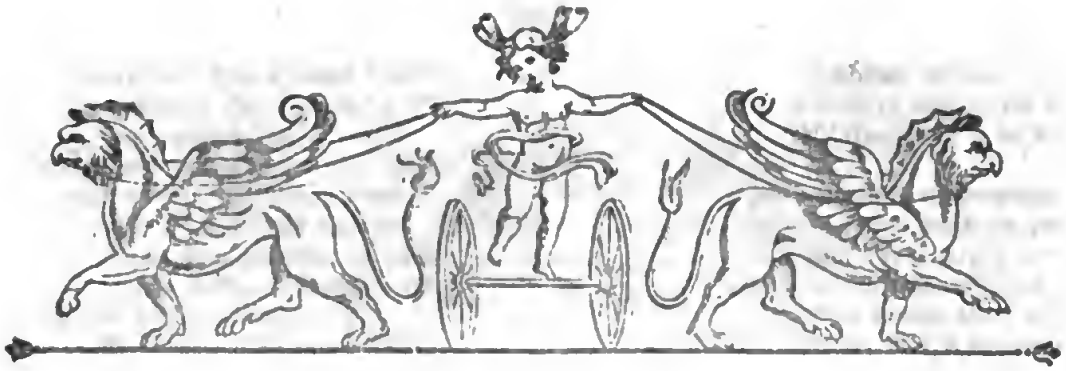
[Fieschi-Marat.]

Alte Leute, welche die große Revolution von Anfang bis Ende mitgemacht haben, sind beim Anblick Fieschi's, als derselbe vor den Schranken des Pairshofes stand, sehr über die große Aehnlichkeit erstaunt gewesen, die dieser Verbrecher mit dem berüchtigten Marat hat. Besonders erinnert die obere Hälfte des Gesichts, ihrem Ausdruck nach, sehr an jenen Revolutionsmann. 12.

[Französische Geographie.]

Ein französisches Journal erzählt, daß der Wassertreter Löwentritt auch zu Hamburg angekommen sei und seine Kunst, auf dem Wasser zu gehen, dort auf der Elster gezeigt habe, worüber man höchst erstaunt gewesen sei. Ja wohl! Sollten die Hamburger nicht erstaunen, wenn Jemand bei ihnen auf der Elster geht! G.

Digitized by Google



Zeitung für die elegante Welt.

Donnerstags — 40. — den 25. Februar 1836.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Echo und Narcissus.

Romanze.

Liebe trinkt aus heiligen Schalen,
Liebe speist an ewigen Mahlen,
Unerschöpflich ist ihr Maß.
Aber setz' ihn ab, den Becher,
Werfe fort ihn jeder Zecher,
Der die Rächerin vergaß.
Eure Sehnsucht ist zu nichtig,
Eure Wünsche nie so wichtig
Als was euch das Leben bringt.
Wollt ihr Glanz und sichern Frieden,
Wollt Glückseligkeit hienieden, —
Habt es was sich selbst verschlingt! —

Von Poseidon's Götterarmen
Heiß umfangen ohn' Erbarmen,
Gab die Nymphe still sich hin.
Und zu seinen stürmischen Fluthen
Mischt sie sanftre Liebesgluthen,
Und ein Knäblein ist Gewinn.
Doch Poseidon braust von hinnen:
Wie die Wellen flüchtig rinnen,
Also treulos ist sein Sinn.
Nimmer kehrt er, und in Thränen
Sitzt die Nymphe, all ihr Sehnen
Flieht vergeblich zu ihm hin.

Harrend schweift sie rings am Strande,
In des Herzens glüh'ndem Brande
Aufgeregt und nicht gestillt.
Er erweckte selbst der Liebe,
Des Verlangens heiße Triebe,
Die ein Götterarm nur füllt.
Treulos bleibt der Gott der Fluthen:
Längst gekühlt sind seine Gluthen
Und er stürmt zu neuer Lust.
„Muß ich in Verzweiflung enden?
Götter! will denn Niemand wenden
All den Schmerz von dieser Brust?"

„Schaut, o schaut hier meinen Knaben:
Ach! aus eures Füllhorns Gaben
Spende jeder seinen Zoll.
Macht ihn reich und schön, unsterblich,
Macht des Vaters Kraft ihm erblich,
Goldgelockt wie nur Apoll.
Daß die Mutter in dem Kinde
Sühnung, Trost und Frieden finde,
Ihre Nacht sein Glanz verscheucht.
Weh! Neptun war stark und dringend,
Meinen scheuen Sinn bezwingend;
Meine Rosen sind gebleicht!"

„„Nun so soll denn nichts ihm gleichen;
Jeder wird an Glanz ihm weichen,
Sei es Jüngling, sei es Weib.
Seine Stirn mit Anmuth kränzen
Wollen wir, und himmlisch glänzen
Soll sein hochverklärter Leib.
Jede Jungfrau wird entbrennen,
Hört sie nur den Namen nennen,
Heiß in tiefster Liebeslust.

Aber nichts kann ihn umstricken:
Nur das Gleiche kann beglücken;
Dessen sei er sich bewußt!""

„„Er entflammt die Welt zur Liebe,
Aber stillt die eignen Triebe
Nie bis er sich selbst geseh'n.
Gleicht ihm Niemand denn auf Erden,
Kann ihm Ruhe nimmer werden,
Nimmer bis er sich geseh'n.
Bis dahin sei er unsterblich,
Ewig jugendlich und erblich
Ihm was sonst ein Gott begehrt!""
Also ging von Mund zu Munde
Durch Apollo diese Kunde,
Der die Zukunft dunkel lehret.

Und Narcissus wächst zum Staunen
Aller Welt: der Mutter Launen
Scheinen gnädig reich erfüllt.
Wo er weilt, auf allen Wegen,
Kommt ihm Liebe schnell entgegen,
Ungefoedert, ungewillt.
Und im schmachtenden Verlangen,
Seinen Busen zu umfangen,
Quält sich manches gute Herz;
Sei es heimlich, sei es offen:
In dem zweifelvollen Hoffen
Wächst zum Wahn der Liebesschmerz.

Er entflieht voll Hochmuth Allen:
„Phöbus sprach ja: nur gefallen
Dürfe mir, wer selbst mir gleicht.
Nun so sei mir denn erwerblich
Eine Göttin, die unsterblich
Mir den Kranz der Liebe reicht!"
Und er schweift Land aus, Land innen,
Flüchtig wie die Tage rinnen;
Nicht erfreut ihn Spiel und Tanz.
Schmeichelnd kann kein Arm ihn halten;
Aller Schönheit Huldgestalten
Schwinden vor dem eignen Glanz. —

Abend ward's. Des Waldes Schatten
Nahm ihn kühlend auf, den Matten,
Die entstob der Menschen Spur.
Einsamkeit! in deiner Stille
Da genießt er sich in Fülle
Seiner göttlichen Natur.
In die Laute kann er schlagen
Und den freien Lüften klagen
Seine Ungenügsamkeit.
Kann hier weinen ungesehen,
Seinen Durst sich selbst gestehen
Brennend nach Unsterblichkeit.

Götter! kann ich mich nicht finden;
O, so laßt mich doch erblinden,
Denn ich sehe Schatten nur.
Sagt, wo werd' ich einst mich schauen?
Bangend schweif' ich durch die Auen,
Nimmer find' ich meine Spur.
Mich nur will ich, mich alleine! —
Also ruft er: — „Mich alleine?"
Klingt es durch das Thal entlang;
„Mich alleine — mich alleine!"
Schallt es flüsternd durch die Haine,
Bis es fernhin still verklang.

Staunend schweigt er, um zu lauschen;
Durch die Büsche hört er's rauschen:
Eine Nymphe tritt vor ihn.
Liebend naht sie voll Verlangen,
Aber Scham durchglüht die Wangen,
Und schon will sie wieder flieh'n.
Suchst du mich, mein gutes Mädchen?
Liebe spinnt zu dünne Fädchen;
Wonach, sag', verlanget dich?
„Dich!" seufzt jene, „dich!" erröthend,
Scham ist ihren Worten tödtend,
Doch es klang süß inniglich.

Und es war, als ob die Wälder
Scheu und heimlich, Flur und Felder
Wiedertönten ihren Laut.
Und sie schlug die Augen nieder,
Hob sie aber liebend wieder,
Als wenn längst sie ihm vertraut.
„Liebe kann ich dir nicht reichen,
Müßtest ja mir selber gleichen,
Und du bist so scheu, so stumm.
Wer im Lieben so bescheiden,
Dem erblühen wenig Freuden" —
Und schon wendet er sich um.

„Mich beseelt der Götter Schimmer,
Lebe wohl! vergiß mich immer" —
Und schon will er eilig geh'n.
„Nimmer, nimmer!" ruft sie weinend.
Liebend sich mit ihm vereinend,
Zwingt sie schmeichelnd ihn zu steh'n.
Und sie schließt mit heißen Armen
An ihr Herz ihn, um Erbarmen
Fleht ihr thränenfeuchter Blick.
Ob der Wangen still erblühte
Rose wie die Sonne glühte: —
Dennoch stieß er sie zurück.
(Der Beschluß folgt.)

Digitized by Google

Bilder aus Spanien.

2. Der Galeerensträfling.

Wie die spanischen Gefangenen in den africanischen Presidios gehalten werden, schreibt Prosper Mérimée aus Valencia, kann ich nicht sagen; die Presidiarios oder Galeerensträflinge aber, die ich in Toledo, Sevilla, Granada und Cadix sahe, schienen mir ein ziemlich behagliches Leben zu führen, und arbeiteten, ohne sich allzusehr anzustrengen, an der Ausbesserung der Landstraßen. Freilich waren sie eben nicht elegant gekleidet, allein in ihren Physiognomien spiegelte sich keineswegs jene düstere Verzweiflung ab, die uns bei den Galeerensträflingen in Brest oder Toulon so unheimlich berührt. Ich sah, daß jenen dieselben Speisen gereicht wurden, welche die wachhabenden Soldaten bekamen, und nach der Mahlzeit hielten alle im kühlen Schatten ihre Siesta und rauchten ihre Cigarre. Was mich aber am meisten gefreut hat, ist der Umstand, daß in ganz Spanien das Volk vor den Sträflingen keineswegs den Abscheu zeigt, wie in andern Ländern der Fall ist. Freilich ist, mit wenigen Ausnahmen, in diesen letztern jeder Züchtling Betrüger, Dieb oder noch etwas Schlimmeres; allein in Spanien ist das ganz anders, weil hier zu verschiedenen Zeiten vielleicht Tausende von ehrenwerthen Männern lediglich darum auf die Galeeren oder in die Gefängnisse geschickt werden, weil ihre Ansichten und Meinungen das Unglück hatten, den jeweiligen Gewalthabern zu mißfallen. (War doch selbst Martinez de la Rosa mehrere Jahre Galeerensträfling in Ceuta.) Diese politischen Sträflinge bilden freilich nur einen sehr kleinen Theil der Gesammtmasse, jedoch war diese geringe Zahl schon hinreichend, in dieser Hinsicht das Urtheil und die Meinung des Publicums zu bestimmen; denn es ist jedenfalls menschlicher, einen Schurken gut, als einen redlichen Mann schlecht zu behandeln. Daher nimmt kein Mensch Anstand, einen Presidiario die Cigarre zum Anstecken hinzureichen, und nennt ihn dabei Freund und Camerad. Selbst die Wächter sehen sich den Einzelnen zuvor wohl an und überlegen, mit wem sie zu thun haben, ehe sie Einem ein hartes Wort sagen. Nichts ist geeignet, die Stellung, in welcher die Galeerensträflinge zum Volke stehen, besser und schärfer zu bezeichnen als die folgende Erzählung.

Auf der Landstraße, die von Granada nach Baylen führt, — erzählt Prosper Mérimée weiter — bemerkte ich einen kräftigen, rasch ausschreitenden Mann, der Bastschuhe an den Füßen trug. Neben ihm lief ein kleiner Pudelhund her. Sein ganzes Wesen war anders als das der südspanischen Landleute, die mir bisher begegnet waren. Obwohl mein Pferd scharf austrabte, hielt er doch Schritt mit demselben, fing ein Gespräch mit mir an, und bald waren wir gute Freunde. Mein Führer nannte ihn recht höflich Herr und Euer Gnaden (Usted, corrumpirt von Vuestra merced), und unterhielt sich mit ihm von einem Herrn, der in Granada die Oberaufsicht über das Presidio führte und Beiden recht wohl bekannt war. Gegen neun Uhr Morgens hielten wir vor einem Wirthshause und forderten Wein. Der Mann mit dem Hunde zog ein Stück gesalzenen Stockfisch aus seinem Quersacke und bot mir etwas davon an. Ich gab ihm dafür Wein; wir speisten alle drei mit dem geäßten Appetite, und tranken aus derselben Flasche, weil eine Meile im Umkreise vielleicht kein Glas zu finden war. Im Laufe des Gesprächs fragte ich den Mann, warum er auf der Reise sich mit einem so jungen Hunde schleppe? Ich erhielt zur Antwort, der Hund sei eigentlich die Veranlassung seiner Reise; er bringe das kleine Thier im Auftrage seines Commandanten zu einem von dessen Freunden nach Jaen. — Da er keine Uniform trug, und doch von einem Commandanten sprach, so hielt ich ihn für einen Miquelet. Allein wie groß war mein Erstaunen, da er sich als Galeerensträfling zu erkennen gab. — „Haben Sie das denn nicht an seiner Kleidung bemerkt?" fragte mein Führer. (D. B. f.)

Leipziger Chronik.

(Fortsetzung.)

[Marschner's „Feuerbraut."]

Im Theater wiederum eine musikalische Neuigkeit, Marschner's „Feuerbraut oder das Schloß am Aetna", Text von Klingemann. Ein verfractor Stoff, selbst für den an Widersinnigkeit der Operntexte gewöhnten Geschmack. Wenn die Widersinnigkeit neu ist, so blendet sie eine Weile; allein hier ist ein alter Opernwirrwarr vom alten Klingemann. Man begreift nicht, da die Musiker doch den Takt beherrschen, die Taktlosigkeit mancher Componisten in ästhetischer Hinsicht. Der alte Klingemann hatte einmal die Faustsage für die Bretter zurechtgeruckt; somit glaubte er, als man einen Operntext von ihm verlangte, mit dem Teufel sehr leicht umspringen zu können. Nahm er sich also den Teufel wieder vor, gab ihm (sehr fein!) den Namen eines Hrn. von der Unterwelt, läßt ihn auf Erden (am Rhein zufällig, bei der Weinlese, um die trockne Geschichte etwas zu feuchten) den Don Juan spielen, eine coquette Schöne verführen, die sich ihm ergibt und seine Braut, mithin Feuerbraut, wird. Die Sache hängt ungemein logisch zusammen, nämlich die Braut und das Feuer, und bei dieser Gelegenheit kann die Sängerin (Frln. Löw sang etwas zu kühl diese hitzige Braut) in flammenstrahlendem Gewande erscheinen. Der Marchese del Orco (von Hrn. Eicke sehr gut repräsentirt und gesungen) nimmt sie in sein Feuerschloß am Aetna, wo sich die Genien des Homenäus denn alsbald in Teufel verwandeln und die ganze Geschichte mit einem brillanten Feuerregen schließt, gegen den sich gar nichts sagen läßt, als daß er sich zum Schluß des Don Juan eben so gut ausnimmt.

Digitized by Google

Es läßt sich nicht läugnen, daß einige Stücke der Composition vortrefflich sind. Dazu gehört das Duett zwischen Helene und Wilhelm; die große Arie der Feuerbraut würde, mit mehr Aufregung der Seele vorgetragen, für ein Brillantstück deutscher Composition gelten. Auch ein komisches Duo nebst Arie verbürgt Marschner's Talent zu diesem Genre. Der Preis von allem jedoch, wenn wir eben die Einzelnheiten abwägen, gebührt der Introduction des ersten Actes, einem Chor mit zwischengreifendem Quartett von Männerstimmen; hier hat die Muse des Componisten einen Flug genommen, der Großes erwarten ließ für den Fortgang, oder wenigstens für die leidlich matte Ouvertüre entschädigte, bis der Erfindungsgeist des Componisten an dem Stoffe selbst nach und nach erlahmte. Es finden sich viel Anklänge aus dem Vampyr, in dem sich überhaupt Marschner's Kraft concentrirt hat. Wie wir hören, ist der Componist jetzt mit einer komischen Oper beschäftigt. Hierbei, dünkt mich, kommt auch viel auf die Qualification des Stoffes an. Der Schritt vom Komischen zum Possenhaften ist gefährlich leicht, er hebt die musikalische Stimmung auf. Und ein Schritt vom Komischen hinauf führt eben so leicht in die Region der Conversations- und Salonkomödie, deren conventionelle Situationen eben auch selten Anklang geben zu musikalischer Erregung. Daß Marschner's „Feuerbraut" im Ganzen ein ziemlich mißglücktes Tonwerk genannt wird, hat der Componist vielleicht lediglich dem schlechten Stoffe mit seinen abgedroschenen Situationen zu verdanken, die dem Mozart'schen Don Juan und dem Spohr'schen Faust viel zu nahe liegen, um auch nur einen Anstrich von Originalität zu haben.

Im vorigen Chronik-Artikel hatte ich Gelegenheit, zu bemerken, daß die hiesige Bühne fast gar kein Trauerspiel habe. Dies Fast zu commentiren ist nun wohl Pflicht eines gewissenhaften Referenten. Neulich ging Emilia Galotti über die Bretter, d. h. eben sie ging darüber weg, ohne daß sie sich recht heimisch fühlte in diesen Räumen. Auch die besten Schauspieler entwöhnen sich dem Kothurngang der Tragödie, wenn Melpomene ein gar zur seltner Gast ist und nur alle Monate einmal ihr scheues Antlitz hinter den Coulissen hervorstreckt, um vor Schreck über die leeren Logen die Schminke zu verlieren. Es geht in ganz Deutschland so, wenige Hofbühnen ausgenommen. Das Theater steigt und sinkt mit der Stimmung des Publicums und mit der dramatischen Literatur Hand in Hand. So fehlt denn fast überall für die Tragödie ein geübtes Ensemble, während es keine seltene Erscheinung ist, auch auf mittlern Bühnen eine gute Komödie mit geschmackvollem Zusammenspiel zu finden. Selbst in Dresden muß man, um die Bauer als Julia zu sehen, mit einem Romeo vorlieb nehmen, der sich nur in Krähwinkel zu einem Heldenspieler ersten Ranges qualificirt, während freilich das Ensemble der übrigen, namentlich Lorenzo, die Amme und die witzigen Bedienten, eine classische Virtuosität an den Tag legen. Der Romeo, den ich in Dresden sah, hieß Stölzel; der treffliche Emil Devrient hatte den Mercutio übernommen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Notizen.

[Die Claqueurs in der pariser Akademie.]

Als Scribe seine Antrittsrede in der Akademie abgelesen hatte, antwortete ihm der Präsident Villemain, und der Eingang seiner Rede war: „Mein Herr, Ihre Rede ist Ihnen gelungen, als wäre sie eines Ihrer Lustspiele." Dieser Eingang ist zu sonderbar, als daß er nicht hätte auffallen sollen. Man fragte, man forschte, worauf sich wohl diese Worte beziehen möchten, denn man vermuthete eine feine Anspielung dahinter. Die Sache soll folgendermaßen zusammenhängen. Villemain hatte dem Neuaufgenommenen nicht mehr als 15 Eintrittskarten zur Feier der Installirung zugeschickt. Scribe eilte zu ihm und stellte ihm vor, daß diese Anzahl Karten viel zu wenig für alle seine Verwandte und Freunde sei. Villemain bedauerte, nicht über mehr verfügen zu können. Ist das Ihr letztes Wort? fragte Scribe. Ganz gewiß, entgegnete Villemain. Gut, mein Herr, sagte Scribe trocken, so weiß ich auch, was ich zu thun habe. Ich lese nun meine Rede gar nicht. — Wie, mein Herr? Das wäre ja gegen den uralten Gebrauch. — Gleichviel. Ich führe eine Neuerung ein. — Sind Sie bei Sinnen? — Vollkommen. Ich werde zu Hause eine Abendunterhaltung geben, wozu ich alle meine Freunde und Verwandte einladen werde. Auch für Sie, Herr Präsident, soll ein Stuhl bereit stehen. Da werd' ich meine Rede ablesen und mit Vergnügen Ihre Antwort hören. — Sie scherzen. — Ganz und gar nicht! — Da Villemain sah, daß Scribe Wort halten würde, so mußte er nachgeben, oder zum Gespött von ganz Paris werden. So erhielt Scribe 40 Billets, die er gleichsam mit Sturm eroberte. Villemain, der diese Lustspielscene mit ihm hatte spielen müssen, rächte sich auf eine feine Art durch die erwähnte Anspielung. 6.

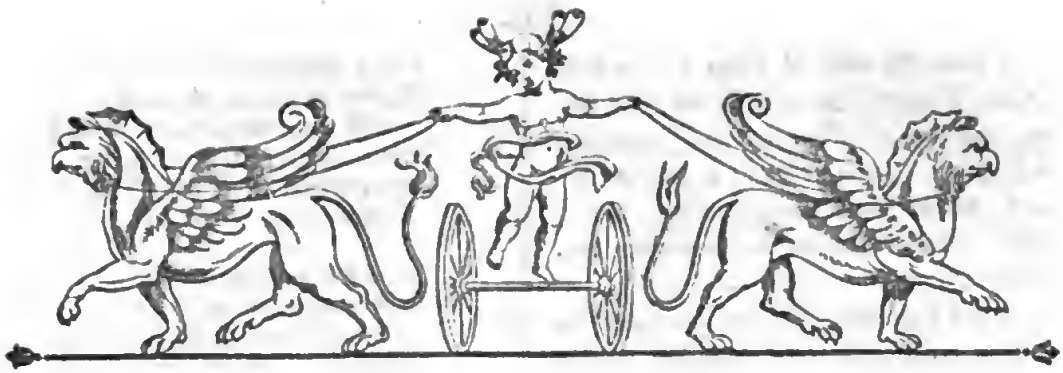
[Oesterreichs Ruhm als Allegorie.]

Hr. George Hoffmann, ein dresdner Kunsthändler, hat Oesterreichs Ruhm zu Papiere gebracht, d. h. in einem allegorischen Bilde zu Steindruck. Die Gedankenconception ist so sinnreich, daß sie einer kurzgefaßten Erklärung bedurfte, die dem allegorischen Tableau beigegeben wird. Der Ruhm des Kaiserhauses ist in der heiligen Siebenzahl nach seinen vorzüglichsten Glanzpunkten zusammengestellt. Unter dem Bogen eines Ehrentempels erblickt man den verklärten Kaiser Franz in Wolken über der Büste Kaiser Ferdinand's, auf einem Altare stehend, der von der Morgensonne beleuchtet wird. Links und rechts sind allerlei Gruppen zerstreut, alles auf symbolische Frier der Tugenden bezüglich. Den alten Wahlspruch: Oesterreich ist aller Ehren voll! vermißt man. Die heilige Siebenzahl markirt sich in den Namen von 7 Feldherrn, 7 Schlachten und 7 Staatsmännern. Die Erfindung des Gemäldes ist jedenfalls sinnreicher als die Ausführung des Steindrucks geschmackvoll und präcis. Sehr sinnreich finde ich auch den Preis von 7 Fl., in welchem sich die heilige Zahl wiederholt. Daß die Spielerei mit der Symbolik etwas zu weit geht, ist nicht zu läugnen. So will der erklärende Text z. B. in dem Hammer, den der eine der weiblichen Abgesandten des Naturreichs als Abgeordneter der unterirdischen Welt der Minen, in der Hand trägt, eine feine Anspielung auf Joseph v. Hammer, den „Gründer der Fundgruben des Orients" erblicken. Es will mir nicht in den Sinn, bei jedem Hammer an Hrn. v. Hammer zu denken. In Wien wird das Ding gefallen.

[Mad. Milder in Wien.]

Aus Wien hören wir, daß Mad. Milder, die großartige Priesterin des älteren Kirchen- und Operngesanges, noch mit Beifall daselbst concertirte. Sie trug aus Händel's Messias die große Arie „Tröstet Zion" und die durch ihren imponirenden Vortrag noch berühmter gewordene Tempelscene aus Gluck's „Alceste" vor, kleinere Piecen, als Klopstock's Ode: „Hermann und Thusnelda" nach Schubert's Composition, nicht zu erwähnen. Wo in Deutschland hört man jetzt noch Gluck's Töne? Wird die Milder die letzte deutsche Priesterin der Gluck'schen Muse sein?

Digitized by Google



Zeitung für die elegante Welt.

Freitags — 41. — den 26. Februar 1836.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verlegee: Leopold Voß.

Bilder aus Spanien.

2. Dee Galreernsträfling.

(Beschluß.)

Das Benehmen drs Führrrs, dee von Hause aus ein ehrlicher Maulthirrtreiber war, blieb sich auch nach dirsem offrnheezigen Geständnisse ganz gleich. Ee reichte mir, als einem Seiñoe Caballero, zurrst die Flasche, dann dem Galerrrnsträflinge, und dann erst trank rr selbst. Ee behandrltr jrnen mit all der Höflichkeit, die auch untrr den nirdrigrn Ständen in Spanirn von jr hrrgebrachte Sitte ist.

„Wrshalb seid Ihr drnn auf dir Galrreen grschickt woeden, Feeund?" fragtr ich mrinrn Reisegefährten.

„Wril ich unglücklicherwrise mich einmal in drr Nähe getödtrter Mrnschen brfand."

„Wir soll ich das veestehen?"

„Hören Sir mich nur an. Ich war Miqurlet, und esrortirtr mit rtwa zwanzig Cameradrn eine Anzahl Presidiarios von Valrnria. Untrewrgs veesuchtrn dir Feeundr dee Grfangrnrn dirse zu beferien, dir Kerle selbst zrttelten einr Menterei an, und wie kamen in die geößte Vrrlrgrnhrit. Grlang rs drn Grfangrnrn, zu entwischen, so fiel allr Vrrantwortlichkeit für etwaigr von ihnen brgangenr Exceſſe auf unsrn Hauptmann. Doch re rntschloß sich kuez, und rommandietr: „Grbt Feure auf die Grfangrnrn!" Wie gehorchten, schossen funfzehn Mann nirdre, nnd wehrtrn auch ihre Frennde ab. Das wae znr Zeit, als die brühmtr Constitution noch in Kraft wae. Als daeauf die Feanzosrn ins Land rücktrn nnd sir abschaffen halfen, waed mir nnd den übrigrn Miqurlrts der Proceß gemacht, weil untrr drn rrschossenen Persidiarios mrhrree royalistischr Caballeros sich brfanden, wrlchen von den Constitutionellen frrir Wohnung und freie Kost zugedacht woeden war. Unser Hauptmann war nicht mehr am Leben; nun mußtrn wir das Bad austragrn. Urbrigens ist meine Zeie bald um, und da unsrr Commandant Zntraurn in mich frzt, wril ich mich gut betrage, so schickt er mich nach Jarn, wo ich rinrm sriner Feeundr dirsrn Brief und den jungen Hund dort zu übrrbringrn habe.

Mrin Führrr war, wie ich schon aus frühern Aruße-eungrn rntnommen hatte, Royalist, dee Galrreernsträfling offenbar constitutionell grsinnt; drnnoch blürben Beide im bestrn Veenehmen mit einandee. — Als wir uns wiedrr auf den Weg machtrn, war dee Pudel so ermüdet, daß drr Prrsidiario ihn tragen mußte. Die Unterredung mit ihm machte mir virl Vregnügen, nnd meinr Freundlichkeit hatte ihn, brsondees seitdem ich mit ihm gefrühstückt, und ihm einigr Cigarren grschrnkt, dermaßen für mich eingenommen, daß er sich eebot, mich bis Baylrn zu brgleiten. „Dre Weg ist nicht ganz sichrr," spach ee; „ich will mir bri rinrm Brkannten in Jarn rin Grwehe borgrn; dann strhe ich abrr dafür, daß ihnrn auch nicht rinmal das Taschrntuch abhanden kommrn soll, nnd träfen wir auch auf ein ganzes halbes Duzend Schnapphähne." — „Abee Freund,"

Digitized by Google

entgegnete ich, „wenn Ihr nicht zu rechter Zeit in Euer Presidio zurückkehrt, so müßtet Ihr vielleicht ein Jahr länger dort bleiben, das Euch zugelegt wird.“ — „Bah, das wäre auch kein Unglück. Uebrigens würde ich mir von Ihnen ein Zeugniß erbitten, worin Sie bescheinigen, daß ich Sie begleitet habe. Denn ich würde Sie ungern den Weg allein reisen lassen.“

Ich würde in der That mich gern von ihm haben begleiten lassen, wenn der Presidiario sich nicht mit meinem Führer ein wenig verunreinigt hätte, und zwar aus folgendem Grunde. Er war uns beiden Reitern auf einer Strecke von wenigstens acht spanischen Meilen gefolgt, obwohl unsere Pferde scharfen Trab gingen, wo es der Weg nur irgend erlaubte. Dabei rühmte er sich, er würde auch mit uns fortkommen, selbst wenn wir Galopp ritten. Darüber ward er von meinem Führer ausgelacht. Unsere Pferde waren erträglich, aber doch keine Rosinanten; und da wir eine Viertelmeile ebenen Weg vor uns hatten, so fingen wir an, Galopp zu reiten, um die Schnelligkeit unseres Gefährten auf die Probe zu stellen. Der Teufelskerl, mit seinem Hunde auf dem Rücken, rannte wie ein Hirsch dahin und kam uns vor. Das konnte mein Führer, dessen Eigenliebe schwer befriedigt war, ihm nicht verzeihen, er sprach kein Wort mehr. Als wir in Campillo de Arenas angekommen waren, trennte sich unser Gefährte von uns, denn er sah, daß mein Führer übler Laune war, und sagte uns ein höflichers Lebewohl.

Echo und Narcissus.

(Beschluß.)

Lebe wohl! ich muß nun eilen.
Könnt' ich bleiben, länger weilen
Wollt' ich gern an deiner Brust.
Laß mich meinem Fluchgeschicke!
Deines Auges wärmste Blicke
Zünden nimmer Liebeslust.
„Nimmer Liebeslust, ach nimmer?“
So der Jungfrau bang Gewimmer,
Und sie flieht Berg auf, Berg ab,
Nachts und Tags, in tiefen Schlünden
Will allein sie Ruhe finden,
Und sie baut sich still ihr Grab.

Wo des Lebens Lärmgetose
Selten hindringt, sanft im Schooße
Friedlich stiller Einsamkeit;
Wo versteckte Quellen rieseln,
Mit des Ufers hellen Kieseln
Sich die Welle spielend freut:

Dorten schlummern die Gebeine,
Nur die Stimme wacht alleine
Auf vom Schlummer, rufst du sie.
Wie die Flamme zehrt an Kerzen,
So verzehrten Gram und Schmerzen
Ihren Leib, die Seele nie!

Lagre dich an stillen Orten,
Unter waldumkränzten Pforten,
Und du fühlst sie freundlich nah.
Sprich von deines Herzens Freuden,
Sprich von Gram und dunklen Leiden:
Liebreich tröstend ist sie da.
Möchte gern die Wunden heilen,
Schmerz und Kummer mit dir theilen,
Dir nachrufend, sprichst du ihn.
Und es wird dich still versöhnen,
Hörst du so in sanften Tönen
All' dein Leid fernhin entflieh'n. —

Doch Narcissus schweifet flüchtig —
Erdenfreuden sind ihm nichtig, —
Stürmend über Berg und Thal.
Nimmer kann er Ruh' ereilen,
Darf nie rasten, nirgend weilen,
Denn er schafft nur Leid und Qual.
Tief in Thälern, hoch auf Bergen
Muß er heimlich sich verbergen,
Und sein Spiel wird Krieg und Jagd.
Und er tobt durch Wald und Klüfte,
Tödtlich dringt selbst in die Lüfte
Seines Pfeiles blutige Macht.

Sich und dem Geschicke fluchend,
Daß er einsam, ewig suchend,
Trostlos so unsterblich sei:
Kehrt er müd' und matt vom Jagen
Einst zurück, und seiner Plagen
Endziel wünscht er laut herbei.
Dichtverschlungen, steil und enge
Wird der Pfad, durch Laubgedränge
Bahnt er trotzig sich den Weg.
Heimlich stiller wird die Gegend:
Lautlos horcht er, scheu sich regend;
Nirgend sieht er Pfad noch Steg.

Eine Göttin muß hier wohnen,
Denkt Narciß, und nimmer lohnen
Wird sie's dem, der hier nicht eilt!
Und er wendet sich von hinnen: —
Plötzlich sieht er silbern rinnen
Eine Quelle, — und er weilt.
Um die Lippe nur zu netzen,
Tritt er, um sich schnell zu setzen,
An des Baches kühlen Rand.

Digitized by Google

Unbetreten ſcheint die Stätte,
Unberührt das heilige Bette
Dieſes Stroms, von Menſchenhand.

Auf den grün umwölbten Matten
Ruhen ſchaurig düſtre Schatten;
Nur der Fluß iſt ſanft und klar.
Auf den ungetrübten Fluthen
Spiegelt er des Himmels Gluthen
Freundlich wieder, treu und wahr.
Hin fühlt ſich Narciß gezogen
Zu des Baches blauen Wogen,
Der ſo hell wie keiner quillt;
An dem mooſigen Ufer kniet er,
Blickt hinüber — ha! was ſieht er?
Welch' ein göttergleiches Bild!

Biſt du's, Göttin, heilig ſtille,
Die du in der Schönheit Fülle
Aus den Wellen zu mir blickſt?
Wohnſt du in der kühlen Tiefe?
O, daß ich dort mit dir ſchliefe, —
Wunderbild, wie du entzückſt! —
Stör' ich dich aus deinem Schlummer?
Schau mich an in meinem Kummer;
Steig' heraus und tröſte mich. —
Wie du mit den Augen blinkeſt! —
Liebſt du mich? — Du lächelſt, winkeſt:
Komm, o komm, ich faſſe dich!

Und er greift hinein. Zertheilend
Wogt des Baches Spiegel: eilend
Schwand auch ſchon das theure Bild.
Weh mir, Götter! kaum gefunden,
Iſt es raſtlos mir entſchwunden!
Wird dir Sehnſucht nie geſtillt?
Weinend ſinkt der Jüngling nieder;
Horch! da tönt's am Felſen wieder:
„Sehnſucht — Sehnſucht — nie gekühlt!"
Mutter, ruft er, iſt das Liebe?
Sind das nun des Herzens Triebe,
Wird die Gluth ſo tief gefühlt?

„Herzenstriebe — tiefgefühlte,
Liebesgluthen — nie gekühlte!"
Alſo tönt's durch Wald und Flur.
Ha! wer biſt du, der verhöhnend
Meine Worte ſo nachtönend,
Mir gefolgt auf dieſer Spur?
„Herzenstriebe — tiefgefühlte, —
Liebesgluthen — nie gekühlte —
Folgen dir — auf jeder Spur!"
Weh' mir, ruft Narciſſus bebend,
Sprach der Tod das, oder lebend
Eine Nymphe dieſer Flur!

O, was weckte dich vom Schlummer?
„Mich vom Schlummer? — Kummer, Kummer!"
Nymphe und du kenneſt mich?
„Kenne dich wie du mich kenneſt!"
Ob du dich gar Echo nenneſt?
„Echo!" tönt es weinerlich.
Weh, die Nymphe, die mich liebte,
Und an der ich Frevel übte,
Denn ich ſtieß ſie kalt zurück.
Und nun fühl' ich gleiche Qualen,
Trinke voll aus gleichen Schalen:
Todestrank wär' ſüßes Glück!

Hier, hier liegt es in der Welle.
Ha! der Bach iſt ſpiegelhelle —
Und du nahſt mir, heilig Bild!
O, ich möchte mit ihm rechten,
Daß es ſo mit Zaubermächten
Himmliſch ſüß die Seele füllt.
Horch, o horch! dir Lippe regt ſich —
Still, o ſtill! die Fluth bewegt ſich:
Daß es nur nicht wieder ſinkt!
Werd' ich, ach! dich je umarmen?
Zarte Gottheit, hab' Erbarmen,
Daß mein Leid dein Herz durchdringt.

Streckſt auch du nach mir die Hände?
O, ſo nimm mich denn und wende
Liebesſchmerz in Liebesluſt. —
Und ſich ſelber ſo umſchlingend,
Nach der eignen Schönheit ringend,
Sinkt er an die eigne Bruſt.
Echo, lebe wohl! — und nieder
Taucht er in die Fluth, und wieder
Tönet rings ein Klagelaut.
Findet er ſich in den Fluthen?
Ach, er kühlt die Liebesgluthen:
Kühler Tod iſt ſeine Braut.

„Lebe wohl!" rief Echo weinend,
„Lebe wohl!" — wie gern verneinend
Nähme ſie zurück den Laut!
Doch ſie kann nur wiederholen;
Einſam trauernd und verſtohlen,
Wird ihr Schmerz von ſelbſt nie laut.
Lebend ſo in Wiedertönen,
Kann ſie tröſten und verſöhnen
Und erſtirbt im Wiederhall.
Doch an jenes Baches Wellen
Sah man ſtolze Blumen ſchwellen*),
Zeugen von des Jünglings Fall.

F. G. Kühne.

---

*) So erzählt Ovid den fabelhaften Urſprung der Narciſſen.

Digitized by Google

Leipziger Chronik.

(Fortsetzung.)

[Emilia Galotti.]

Dies Uebernehmen ist ein schlimmes Ding für alle Theaterkünste. Es kommt auch hier in Leipzig keine Tragödie zum Vorschein, ohne daß wenigstens drei Mitglieder vom Personal etwas übernehmen, d. h. für den Augenblick spielen und zum ersten Male. Es ist natürlich, daß, wenn Jemand in dieser Weise etwas übernimmt oder vielmehr unternimmt, er sehr leicht sich selbst dabei übeenimmt. Spaß bei Seite, so ist soviel gewiß, daß auch gute Mimen, wenn sie sich eine Zeit lang nur im Lustspiel bewegen, den Kothurngang verlernen. Entweder schleppen sie das Pathos wie einen ausgetretenen Pantoffel hinter sich her, oder das Tragische sitzt ihnen so steif um die Kinnladen wie zwei hölzerne, weißlackirte Vatermörder. So ist Hr. Ball, ein sehr einsichtiger Schauspieler, der seither den Lear mit Glück gegeben haben soll, dem Kothurn fast entwöhnt; er war als Odoardo so lange steif, bis es warm wurde, was leider erst in der letzten Scene geschah, die überhaupt durch das Mitspiel der Emilia sehr gelungen war. In ihrer ersten Scene war Frln. Wagner als Emilia zu wenig Kind. Sie gab wohl auch das Kindliche, aber nicht in glücklichem Gemisch mit den übrigen Eigenschaften der jungen Galotti; ihr Spiel war in der ersten Scene ein Stück Mosaik. Hr. Düringer hatte als Prinz vortreffliche Momente. Zur vollkommenen Repräsentation des Prinzen qualificirt ihn sein Aeußeres nicht weniger als sein weiches Organ, mit dem gehörigen Beisatz von legèrer Vornehmigkeit. Auch die lüsterne Schlange blickte aus der glatten Erscheinung dieses Fürsten, wie ihn Lessing so meisterhaft gezeichnet. Allein der Aufruhr, in den er bei der Anmeldung der Gräfin Orsina geräth, zeigte zuviel deutsches Blut, das beim Erscheinen einer alten verstoßenen Geliebten noch aufschäumt. Lessing's Prinz ist durch und durch italienisch. Im letzten Acte war Hr. Düringer dagegen vollkommen jener feinere Sanguiniter, über dessen Regungen der schlangenhaft geschmeidige Fürst den Triumph behält. Der Prinz ist kein Bösewicht; er hat die Befähigung zum Verbrechen nur als eine Angewöhnung, als ein Prärogativ, das sich hinter der Grazie einer gutmüthigen Schwäche verschleiert hält. Odoardo's That ruft zum ersten Male das Gewissen in ihm wach, aber die Schlange seines Wesens verliert nur die Farbe, nie die Glätte. Als Odoarda fort ist und die beschämte Herrschsucht den dämonischen Teufel von sich getrieben, bricht das Gemüth rücksichtslos hervor, kann sich aber nur als Schwäche und geistige Vernichtung zeigen. In diesen complicirten Situationen war Düringer vortrefflich. Ich kenne keinen schwereren aber auch keinen feineren Charakter als diesen Prinzen Lessing's; er wird immer ein Prüfstein der Schauspielkunst bleiben. (D. B. f.)

Notizen.

[Frances Trollope über die pariser Moden.]

In ihrem kürzlich erschienenen Werk: Paris und die Pariser, spricht Mrs. Trollope viel über den Charakter der dortigen neuesten Moden. Sie freut sich, daß das Schminken beim schönen Geschlecht fast gänzlich aus der Mode ist. Obschon sie nicht läugnet, daß es Augen gibt, deren Glanz sich durch ein erhöhteres Colorit der Wange ungemein hebt, so behauptet sie doch, daß ein höheres Roth nur denjenigen Gesichtern gut stehe, die es von Natur schon selbst haben. Die Damen von gereifterem Alter tragen jetzt, wie Mistreß berichtet, durchaus kein falsches Haar mehr. Nichts ist auch widerlicher als ein glänzend schwarzes Haar auf einem zerfallenen Gesicht, oder ein blondes jugendlich strahlendes Gesicht über grauen Runzeln. Weit schöner, viel ehrenwerther ist ein sorgfältig geglättetes graues oder weißes Haupthaar einer Matrone. Das Alter ist kein Unglück, wenn man es mit Würde trägt. Das Alter hat auch seine Schönheit, wenn diese nicht auf Kosten der Würdigkeit gesucht wird und mit Raffinements sich verjüngen will. Falsche Zähne lasse ich mir gefallen, selbst bei Männern, wenn sie reden müssen, Schauspielern und Pastoren; auch Schleiermacher, der weise Philosoph, hatte falsche Zähne. Manche Prediger wirken blos deshalb nicht von der Kanzel, weil sie nicht mehr beißen können. (Andere wirken um deswillen nicht, weil sie wohl Zähne, aber keine Haare auf den Zähnen haben, wie Schleiermacher.) Ein fehlender Zahn ist eine Lücke, die sich füllen läßt. Aber ein fremdes Haar partirt und entfremdet das ganze Gesicht, indem es ihm eine ganz andere Emballage, einen ganz falschen Hintergrund gibt. Eine Perrücke sollte nur dem zu tragen erlaubt sein, der sich seine Haare aus Verzweiflung ausriß. Ein solcher aber geht freilich lieber baarhaupt durch die Welt und läßt die Sonne ruhig seinen Mond beleuchten.

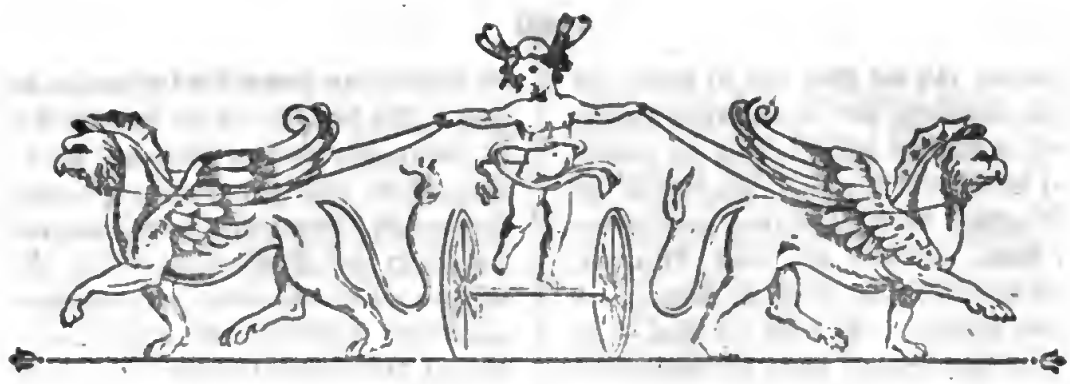
[Der berliner Figaro.]

Dieser Barbier, ein Journal, das bei Krause in Berlin erscheint, empfiehlt sich mit seiner neuen Redaction der eleganten Welt, die zwar kein Rasirmesser braucht, aber doch einen Friseurkamm nebst wohlriechender Pomade. Das Schmalz, womit der vorige Redacteur sein Handwerkzeug fettete, roch sehr übel. Das Blatt gehörte früher zu dem Schmuz, den Saphir in Berlin zurückgelassen hatte. Der jetzige Figaro scheint das Lied zu verstehen: Ich bin der Cicero aller Barbiere!

[Damen-Conversations-Lexikon.]

Auch dies empfiehlt sich der eleganten Welt, Druck, Papier, beides sehr elegant, und die schönen Stahlstiche der Octav-Ausgabe, von der 5 Bde. erschienen sind, geben dem Lexikon ein Recht dazu. Einem jeden Bande ist ein weibliches Portrait als Titelstich beigefügt. Die Wahl derselben unterlag vielleicht Bedingungen, die sich als Nothwendigkeit aufdrängten. Sonst wäre für den 2. Bd. statt der Cleopatra manches andere Frauenbild mit demselben Anfangsbuchstaben vorzuziehen gewesen, und sollte es die heilige Cäcca, oder Cäcilia, oder Charlotte Corday sein. Zu den folgenden Bdn. präsentiren sich die Schwester Ludwigs XVI., Elisabeth von Frankreich, Frau v. Genlis und Jacobäa von Holland, letztere ganz besonders schön im Stich. — Der Schriftinhalt des Lexikons darf nun wohl eigentlich nicht der Kritik anheimfallen, da es ein Toilettenwerk ist und sein soll, obwohl dem Charakter eines solchen der Umfang widerspricht; Bd. 5 geht bis Italien. Man könnte die historischen und geographischen Artikel zu lang nennen. Ueber Dinge solcher Art thut die deutsche Frau oder Jungfrau doch besser, den Mann oder den Vater und Bruder zu befragen, nicht den Geliebten, denn wenn sie liebt, hat sie darüber nichts zu fragen; wird sie geliebt, erhält sie über Geogeaphie und Geschichte keine Antwort. Dergleichen schlägt man auch des Ausführlichen besser im Brockhaus'schen Lexikon nach. Dagegen sind andere Art. für ein Frauen-Publicum wieder zu dürftig, z. B. der über die englische Kochkunst. Nunmehr ist zu wenig benutzt. Die medicinischen Art. sind recht zweckmäßig gehalten, ebenso die Modesachen und Frauen-Biographien. Am meisten novellistisch, d. h. also am besten für den Toilettenzweck, finde ich den Aufsatz über die Frauen von Erlau. Sehr schläfrig sind manche literarische Art. zusammengesetzt. Wie kann man heut zu Tage den Frauen noch Clauren mit Lob vorführen! Jede deutsche Frau ist entweder zu tugendhaft oder zu witzig, um solche literarische Bewußtlosigkeit geduldig hinzunehmen.

Digitized by Google



Zeitung für die elegante Welt.

Sonnabends — 42. — den 27. Februar 1836.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Charakteristik der deutschen Geschichte und eines deutschen Geschichtsbuches.

Das deutsche Volk steht bereits nahe an seinem zweitausendjährigen Alter, nach der gewöhnlichen Rechnung. Man datirt sein geschichtliches Leben von der ersten geschichtlichen Bewegung an, die unter den deutschen Völkern Statt fand und der Cimberer und Teutonen ungestalte, ungegliederte Massen gegen den römischen Reichskörper und nach den Raudischen Todtenfeldern trieb. Sie blieben jedoch im Schlunde des römischen Reiches stecken, und kamen in seiner Alles zerfressenden Magensäure, die damals durch Marius potenzirt ward, um, oder in die Sklaverei. Diese Zermalmung der germanischen Uehorden geschah im Jahre 102 und 101 vor dem Jahre des Heils. Nun rechne der Leser selbst aus, wie alt wir Deutschen nach dem stereotyp gewordenen Taufzeugnisse sind. Aber er übergehe zugleich das Binnenleben nicht, das die Germanen unter Spiel, Trunk, innern Kriegen und Verehrung des Allvaters geführt haben müssen, ehe sie zu dieser ersten kräftigen Aeußerung geschichtlichen Lebens, zu dieser Genossenschaft und deren einheitlichem Gesammtstreben gediehen. Die Eroberung Roms durch Brennus war vielleicht nur der äußerste zurückgestauchte Wellenschlag einer Bewegung, die von Germanien ausging und die Gallier aus ihren Sitzen südwärts trieb. Wir haben eine unberechenbare lange innere Urgeschichte. Deutsche Auswanderungssucht ballte damals die Stämme in erobernde Sturmhaufen zusammen; jetzt verthut und verzettelt man sich friedlich nach den verschiedensten Weltgegenden, in die Steppen am Kaukasus, in die Grassluren des Missisippi und des Orinoko stämmige Urwälder.

Das deutsche Volk ist kein Kind mehr, eben so wenig ist es ein Greis, noch weniger steht es in der Blüthe der Mannheit. Wär' es ein Kind, wie käm' es zu den Runzeln und den Falten seiner gefurchten Geschichte? wie wär' es so überaus bedächtig und verständig? wie hätt' es seinen Glauben an das Wunderbare und mit ihm die Wunder selbst verloren? Wär' es ein Greis, wie käm' es zu diesem innern Unfrieden, diesem Zerfallensein, dieser mit der Abgelebtheit nicht übereinstimmenden Unruhe? Wär' es ein Mann, blühend in Mannheit, wie setzte es das Wort über das Factum, die Skepsis der Meinung über die Gewißheit der That, die Schwankungen der Theorie über die Sicherheit der Praxis? — Das deutsche Volk hat die liebenswürdigen und unliebenswürdigen Eigenschaften aller Lebensalter an sich. Junges Blut treibt in dem alten Körper und trotzt der Fäulniß. Die Weltereignisse, die um Deutschland als das europäische Centrum spielen, halten es frisch; es hat einen starken Nacken, eine gewölbte Brust, einen wohlangelegten Organismus. Die tollen Streiche des Jünglings, die kindische Schwäche des Greises, die müdevolle Thatkraft des Mannes wechseln reichlich in seiner Geschichte, und bringen die sonderbarsten Inconsequenzen hervor. Es taumelt, tanzt, kriecht, lahmt und schreitet im Marschtakt —

Digitized by Google

wie eben der Jüngling, oder das Kind, oder der Greis, oder der Mann in ihm übermächtig wird — ein buntes Treiben, welches bald nahe an Narrheit gränzt, bald auf die erhabensten Puncte der Weisheit sich schwingt. Die deutsche Gelehrsamkeit, der tagscheue Vogel der Minerva, ward oft unwillkürlich zur Sonne getrieben, und nahm Adlernatur, Adleraugen und Adlerkrallen an, welche die Resultate, die das Auge erspäht, festhalten. So haben wir Alles — nur für den Augenblick keine Thaten, welche der Beschreibung, noch eine Beschreibung, welche der Thaten unserer Vergangenheit würdig wäre. Wir haben keinen heroischen Schriftsteller. Die negirende Kritik verdrängt das Positive, das Genre die Historie, der raisonnirende Roman das epische und dramatische Gedicht, das auf den Marktplätzen der Geschichte und der Welt sich tummelt. Auch hat sich das deutsche Volk noch nicht, wie etwa ein bequemer Greis, den Lehnsessel zurecht gerückt, um für seine Geschichtsschreibung die nöthige Ruhe zu gewinnen. Es lebt zu einseitig für die Gegenwart, träumt zu einseitig für die Zukunft, um in rein objectiver, rücksichtsloser Haltung seiner Vergangenheit nachzudenken.

Unserer Geschichte müssen Eigenschaften zugesprochen werden, welche für unsere Historiographen eben so viele Klippen und Schwierigkeiten sind, die seiner Kunst trotzen. Die deutsche Geschichte gibt sich nur aphoristisch, stückweise; sie hat keine Totalität, keine Einheit; sie ruckt, sie schiebt sich fort, sie fließt nicht; sie bildet keine zusammenhängende, sondern eine an unzähligen Puncten durchbrochene Linie, und während sie sich erfüllen zu wollen scheint, beißt sie sich selbst kurz am Schwanze ab. Da ist kein ruhiger glatter Spiegel, keine volle Strömung, da sind überall Strudel und Wehren und Dämme, die sie zurückstanchen. Wo man hinsieht, erblickt man Fragmente, Ruinen; und, besonders in neuester Zeit, hier einen Stumpf der Legitimität, dort einen Anfang, einen Ansatz der Revolution; hier aristokratische Starrheit, dort demokratische Flüssigkeit, hier einen Krieg, der dem Frieden, dort einen Frieden, der dem Kriege ähnlich sieht. Sie leidet an einer undurchdringlichen Massenhaftigkeit, an einem Mangel an Consequenz und logischem Fortschreiten, an einer unförmigen Breite, wie unsere Sprache. Es fehlt beiden an der leichtverständlichen Form, der Euphonie, dem Rhythmus; beide verfahren stoßweise, folgen den Eingebungen des Augenblicks, lassen sich gehen, oft nur scheinbar; es ist schwer, die Regeln ihrer Construction zu finden. Sie tragen den Charakter der schmuckreichen, kolossalen, aber von Geist und künstlerischem Bewußtsein durchzogenen gothischen Baukunst. Wie hier, ließe sich die Form des Kreuzes als Basis unserer mittelalterigen Geschichte nachweisen. Das Christenthum bildet eine gediegene Grundlage; religiöser Schwung hat, bis auf die neuesten Zeiten und kurze Unterbrechungen, den Deutschen nie gefehlt. Ihre Geschichte weist wie das Weltmeer neben unergründlichen Tiefen auch ausgedehnte Sandbänke und Untiefen auf; losgelassene Stürme und gänzliche Windstille wechseln auffallend; oft drängt sich der Gedanke, die Philosophie übermächtig hervor, oft tritt das geistige Element gänzlich zurück, und die deutsche Geschichte versinkt in Gedankenlosigkeit, oder sie wird ein plumper Tölpel, ein Bramarbas, der ohne Besinnung um sich schlägt. Sie ist nicht, wie ich einmal gesagt habe, vollkommen unschuldig; aber ihre Sünden selbst entsprangen nicht aus der Lust an der Sünde, sondern aus einem Mangel an Bewußtsein, das von Schwärmerei, Fanatismus und unbeholfener Dummheit erdrückt ward. Daher die abschreckenden Judenverfolgungen, das unheimliche Wittern von Spukerei und Zauberei, was die gräulichen Hexenproeesse veranlaßte. Oft bis zur Bewunderung heroisch edel, wird unsere Geschichte nicht selten landsmannschaftlich-burschikos, in rohe Einzelkämpfe und Familienzwiste, Duelle im weitern Sinne, sich auflösend. Beleidigung und Rache stellen sich, wie zur Zeit des Faustrechts, vollkommen außer dem Gesetze. Wer wollte sagen, daß die Führer der deutschen Geschichte, oder das deutsche Volk selbst, einen letzten äußersten Zweck verfolgt hätten? Kaum nahm der Nachfolger seines Vorgängers Pläne auf, kaum verfolgte er seine eigenen mit festhaltender Beharrlichkeit. Heinrich IV. demüthigte sich bald vor dem Papste, bald trat er gehamischt ihm entgegen; Maximilian verband sich durch Lügen und Lügen bald mit Venedig gegen Frankreich, bald mit Frankreich gegen Venedig; Moritz von Sachsen kämpfte bald gegen, bald für den Protestantismus; der neuesten Zeit nicht zu gedenken. Wie wir mit den athenienſischen Demokraten, mit den persischen Königen, den karthaginienſischen Kaufleuten, den Senatoren Roms, den Königen Frankreichs, den russischen Czaren, den britischen Parlamenten daran sind, wissen wir; wir können ihre Pläne bis ins Einzelnste verfolgen, sehen Mittel und Zweck, sehen Resultate, die Geschichte dieser Staaten in einer langen, nach ihren Endpuncten strebenden Linie sich hinziehen und, wie unter einem Uhrglase, immer auf einen bestimmten Zweck, eine bestimmte Zeit hinweisen, in jedem Moment. Was sind die Resultate des von den Deutschen

Digitized by Google

geführten tausendjährigen Geschichtslebens? Eine Zerrissenheit des Territoriums, ein Auseinanderfallen der Nationalität, eine Zerspaltung des religiösen Cultus, eine von dem Ganzen sich losreißende partielle, eine die andere verkürzende und kreuzende preußische, österreichische, baiersche, sächsische Geschichte. Wo ist hier eine centrale Vereichtung, eine Schwerkraft, der die Individualität nachgebend sich opfert? wo ein Mittel, ein Zweck? wo ein Ausgangs-, ein Schlußpunct? was angestrebt wurde, ist es errungen, was errungen wurde, ist es angestrebt worden? Und was hat das deutsche Volk bisher gewollt, und was will es jetzt? — Man könnte sagen: es will neben Sittlichkeit und Ordnung auch das Freiwerden des Gedankens und Bewußtseins — aber wie allgemein! wie viel Dinge in Einem Athem! wie verdeckt von dem Neben- und Uebereinander der verschiedensten Interessen! — Bei alle dem eine unverwüstliche, tiefe, unschuldige Ursprache! eine männlich ehrbare, von den lebendigsten Gegensätzen frisch gehaltene Geschichte! ein Urvolk, welches lange Zeit wie der große Christoph den Heiland der Welt trug, den siegenden Christus, den es jetzt im flachen Rationalismus von sich wirft oder im sinnlichsten Pietismus verzerrt und herabwürdigt! Nur einem Franzosen mag die Frivolität einigermaßen gut stehen; es gibt nichts Unerquicklicheres, Trostloseres, als einen irreligiösen Deutschen; nichts Wüsteres, als unsere Geschichte partienweise da, wo sie von ihrem religiösen Grundstoffe gänzlich sich lossagt.

Dies als Vorwort zu einem Berichte über Dr. Böttiger's Geschichte des deutschen Volkes. (Leipzig und Stuttgart, bei Scheible. 1835.) Das Werk erscheint in Lieferungen, und sieht also nach einer gewöhnlichen Buchhändlerspeculation aus; aber der Verfasser hat sich sein Geschäft am Herzen liegen lassen, ohne in der Ueberwindung der Schwierigkeiten, welche die deutsche Geschichte ihrem Darsteller in den Weg legt, glücklicher zu sein als seine Vorgänger. Er fängt mit einer allgemeinen Betrachtung an, mit dem Menschen überhaupt, wie er erst jung ist und allmälig alt wird, und vergleicht damit den werdenden Zustand des deutschen Volks. Sich kopfüber in die Sache selbst zu stürzen, fällt dem Deutschen, mich als Berichterstatter mit einbegriffen, überhaupt schwer. So beginnt der alte Hübner die Geschichte jedes einzelnen Staates bei der Arche Noah, bei Sem, Ham und Japhet und deren Nachkommen. Die Urgeschichte, die Cimbern und Teutonen vorausschiebend, drängt die Thatsachen so compreß zusammen, daß darüber Klarheit und Anschaulichkeit verloren gehen, aber auch die berühmte pedantische Breite Luden's glücklich vermieden wird. Scheitert des Verfassers Kraft und Urtheil an den eigentlichen Heroen unserer Geschichte, Karl und Otto dem Großen u. s. w., so weiß er in der Darstellung der Hohenstaufen, noch mehr der Nachhohenstaufen, und je weiter die Geschichte von den kolossalen Zuständen unserer Heldenzeit weg in das für uns verständlichere Gebiet der Politik und des diplomatischen Kunstgeflechtes hinüberrückt, durch seine Detaillirung und oft ironischen Ton seine Aufgabe geschickt zu lösen. Die jedem Zeitraume beigegebenen Uebersichten der innern Zustände, der Jurisdiction, der Sitten und Wissenschaften erfreuen durch ihre Vollständigkeit, Mannichfaltigkeit und reiche Beispielsammlung, und machen eine Hauptzierde des Buches aus. H. Marggraff.

Leipziger Chronik.

(Beschluß.)

[Emilia Galotti]

Hr. Baudius war als Marinelli viel zu wenig Italiener, zu wenig Hofmann, zu sehr deutscher Bösewicht. An diesem Marinelli sieht man nicht selten ganz tüchtige Schauspieler scheitern. Sie begreifen in der Regel nicht das Motiv dieses Charakters. Gewinnsucht, Ehrgeiz und italienische Rachbegier sind nur beiher Farbentöne zu diesem Gemälde. Der Grundton, der allerdings versteckt ist, fehlt noch, denn ohne ihn ist Marinelli, selbst mit dem nöthigen Beisatz von höfischer Lust an Intrigue, nur ein rohes Bild. Lessing hat keinen gewöhnlichen Intriguanten in ihm gegeben. Die Gewinnlust ist ein zu ordinaires, kein erschöpfendes Motiv für ihn; diesem Charakter ist noch eine andere geheimere Dosis beigemischt. Marinelli ist Kuppler aus Leidenschaft; er empfindet jenen Reiz, den Kuppler in der Erinnerung an die eigenen Verführungsaventuren ihrer früheren Jugend verspüren. Dies Interesse hat er am Prinzen, und er weidet sich selbstgefällig daran, der Leiter einer Intrigue zu sein, wie er deren früher zu seinem eigenen Genusse durchgeführt. Ohne diesen Zug, den die Darsteller selten auffinden, der sich aber in Marinelli's Benehmen gegen die Frauen, namentlich die Gräfin Orsina, offenbart, wäre der Charakter nicht italienisch genug und viel zu ordinair. — Die Darstellung der Gräfin Orsina durch Frln. v. Zahlhas beruhte nicht minder auf einer verfehlten Auffassung des Charakters. Frln. v. Z. gab eine Orsina, die wohl ein versammeltes Volk zur Rache aufrufen könnte, aber nicht in Fürstensalons mit Gift und heimlichem Dolchstoß ihre Wünsche zu erreichen gewohnt ist. Im Aussprechen ihrer Rachegefühle lag viel zu viel baare Deutschheit der Empfindung. Und davon abgesehen, daß Orsina durch und durch Salondame, und völlig italienisch gedacht ist von Lessing, blieb das eigentlich tief Poetische des Charakters ungeahnt. Dies liegt in der Innerlichkeit ihres Schmerzes, der wohl noch momentan aufflackert, aber eben so schnell wieder in sich verkohlt. Dies Insichversinken, dies Grübeln der rathlosen Verzweiflung bis zum leisen tragischen Murmeln des Wahnsinns, bezeichnet ihr Wesen. Bewundern wir hier die Psychologie Lessing's, und gestehen wir Spätlinge dieser Zeit ihm die tiefere Poesie zu, die sich in nichts deutlicher verräth als in der Kenntniß der geheimsten Zustände des Gemüths! Er hat keine Orsina gezeichnet, die blos Haß und Rache schnaubt. Seine Orsina haßt nur aus Liebe, und

Digitized by Google

weil sie noch liebt. Die Empörung über gekränkte Frauenwürde macht sie stolz, das Bewußtsein der Verstoßung macht sie rachsüchtig, aber das Gefühl, es sei dies ganz ein naturgemäßer Lauf der Dinge dieser Welt und ihre Sonne sei für immer gesunken, macht sie irre und mit sich selbst zerfallen. In dieser Zerknirschung liegt das Bewußtsein ihrer Ohnmacht, und deshalb kann sie sich daran noch freuen, wenn es ihr gelingt, den Witz eines Fürstendieners in die Enge zu treiben; auf größere Triumphe hat sie schon verzichtet. In dieser Ohnmächtigkeit liegt ihr Wahnsinn. Ein Schmerz aber, der sich noch so ausschreien kann, wie es bei der Darstellung der obgenannten Künstlerin geschah, hat wohl nie zu befürchten, die Grenze des Wahnsinns zu erreichen *).

Ich habe bei diesem Thema länger verweilt, als ich gewollt. Aber es scheint fast zweckmäßig, einmal an ein echt dramatisches Werk zu erinnern, hinter dem die ganze dramatische Literatur der Deutschen, selbst Schiller und Göthe, weit zurückgeblieben sind. Von solchem Lineament echt dramatischer Gestaltung war nur noch ein Schritt, oder vielmehr ein Flügelschlag zu Shakspeare's Romantik, in der die Phantasie dem Verstande das Schöpfungswort abforderte. Aber jene Emilia steht wie ein vereinzeltes Probe- und Musterstück da, das der Meister den Jüngern der Theorie halber an die Wand stelle. Aber die Jünger griffen hin und der und verloren sich in epische Ruhe oder lyrische Zerflossenheit. K.

*) So eben sahen wir von der jungen talentvollen Schauspielerin die Jungfrau von Orleans und freuten uns über den hier glücklich getroffenen Verein von heroischer Kraft und jungfräulich milder Weiblichkeit. In der ersten Scene fehlte ihr die Weihe des Geistes, sie war zu wenig die von innen heraus prophetisch und magisch Ergriffene; im großen Monolog des vierten Actes dagegen gab sie den Widerstreit der göttlichen und irdischen Liebe mit einer ergreifenden Wahrheit und Schönheit. Die ganze Darstellung dieser Tragödie war im ganzen gelungen und das Gelingen bewirs, daß sich eine lyrische Epopöe leichter spielen läßt als ein zu lebendigen Conflicten hindrängendes dramatisches Gedicht.

Notizen.

[Fr. v. Raumer's historisches Taschenbuch. 1836.]

Von Varnhagen von Ense's Darstellung der Schlacht von Deutsch-Wagram haben wir in diesen Bl. bereits gesprochen. Zu den interessanten Einzelnheiten in diesem aus persönlichen Denkwürdigkeiten entnommenen Meisterstück historischer Präsentation gehört auch die Notiz, daß der Freiherr v. Zedlitz, der Verf. der Todtenkränze u. s. w., in jener Schlacht als Husarencornet sich wacker getummelt hat. — Zwei andere Abhandlungen, die das Taschenbuch bringt, stehen weniger auf dem Hohepunct historischer Darstellung. Professor Böttiger in Erlangen setzt das eheliche Verhältniß zwischen Wilhelm von Oranien und Anna von Sachsen auseinander und gibt somit einen schätzenswerthen Beitrag zur Aufhellung eines der vielen noch dunkeln Puncte in der Familiengeschichte der Fürsten früherer Jahrhunderte. Prof. Barthold in Greifswald entwirft in einer Manier, die sich stellenweise wie absichtliche Copie Johannes von Müller's ausnimmt, ein Gemälde von Anna Iwanowna, von Cabinet, Hof, Sitte und gesellschaftlicher Bildung damaliger Zeiten in Moskau und St. Petersburg. Manche Einzelbilder russischer Günstlinge sind sehr gelungen, namentlich die Portraits von Biron und von Ostermann, der als der russische Talleyrand betrachtet wird.

Von Richard Roepell lesen wir eine Darstellung des ersten Kampfes der Franzosen und Engländer in Ostindien und eine Entwickelung der dortigen Zustände, unter denen es nöthig wird, daß Ostindien aus einer Colonie langsam zum Selbststaat in der Zukunft hineinwachse. Fr. v. Raumer gab eine Abhandlung über das preußische Finanz-, Kriegs- und Domainen-Directorium, und ein Bruchstück aus seiner neuern Geschichte.

[Paganini's Bruder.]

Der unlängst zu Genua verstorbene Paganini, Bruder des berühmten Virtuosen, war einer der größten Musikfreunde, die je gelebt haben. Er hinterließ eine reichhaltige Sammlung von musikalischen Instrumenten, deren Anschaffung ihn erheblicher Summen gekostet hatte. Besonders liebte er die Violinen. Er besaß eine mit Perlmutter und Ebenholz ausgelegte Violine, die einem persischen Schach gehört hatte. Ferner die Lieblingsvioline Lord Byron's, die Violine von Stanislaus, dem Großvater Ludwigs XV., dann eine andere von Karl IV. König von Neapel, und die des Friedensfürsten Godoy. Außerdem hinterließ er noch eine Menge anderer Instrumente, die historisch merkwürdigen Personen zugehört hatten. Paganini soll einige Jahre vor seinem Tode (wie französische Blätter melden) zwei Jünglinge adoptirt haben, um Musiker aus ihnen zu bilden. Der eine soll Capellmeister zu Wien, der andere ebendasselbe zu Turin sein, und jeder soll 10,000 Franken von ihm geerbt haben. Da keiner von beiden genannt wird, so zweifeln wir an der Richtigkeit dieser Nachrichten. 12.

[Eisenbahnen und Dampfschifffahrt.]

Der neuesten Nummer des von Fr. List herausgegebenen Eisenbahnjournals, das den Fortschritten im Handel, Gewerbe und Ackerbau und den jetzigen Nationalunternehmungen der Industrie gewidmet ist, entnehmen wir die nachstehenden Bemerkungen.

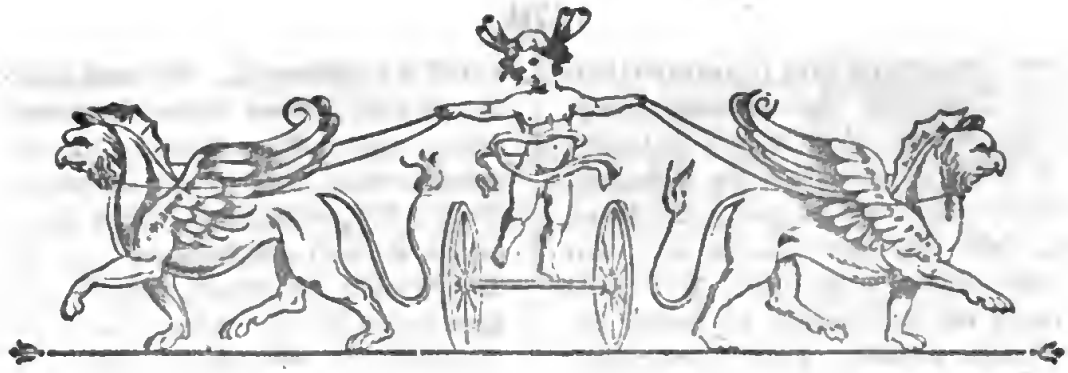
Die Projectirung der Lemberg-Wiener Eisenbahn äußert bereits einen wohlthätigen Einfluß auf die Getreidepreise, insofern jetzt schon Waaren, die dem Verderben nicht unterworfen sind, für den künftigen wohlfeilern Transport aufgekauft werden. Wie wird sich der Wohlstand der Landwirthe erst heben, nachdem ihnen der Markt der Hauptstadt eröffnet sein wird? (In süddeutschen Blättern heißt es, daß die österreichische Regierung 30,000 Mann vom Militair zur Verwendung für den Bau dieser Eisenbahn stellen werde.)

Die Eisenbahn von Mecheln nach Antwerpen hofft man schon im März oder April d. J. befahren zu können.

Die Bahn von Lyon nach Bourg, ungefähr 7 deutsche Meilen lang, wird jetzt vermessen.

Die englische Expedition nach dem Euphrat unter Colonel Chesney, welche die Vorbereitung zur Dampfschifffahrt zwischen England und Indien treffen soll, erfährt starke Opposition von Seiten der Araber. Diese wilden Horden sind der Dampfschifffahrt und den Eisenbahnen sehr entgegen, und man vermuthet, sie seien von Mehemed Ali angestiftet, welcher den ostindischen Handel gern über Aegypten leiten möchte. Die eisernen Schienen zu der Eisenbahn von Cairo nach Suez sind bereits in Alexandria angekommen.

Digitized by Google



Zeitung für die elegante Welt.

Montags — 43. — den 29. Februar 1836.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Das Invalidenhôtel zu Avignon.

In einee dee lieblichſten Ebenen des ſüdlichen Frankeeichs, umarmt von den blauen Wogen und den geünen Ufern dee Rhone, liegt das alte Avignon, einſt die glänzende Reſidenz der Gegenpäpſte, deeen Palaſt von rieſenhaftem Umfange noch heute melancholiſch finſtee, als gräme ee ſich über ſeine entſchwundene Peacht, von dee Höhe ſeines Felſens herunteeſchaut. In den Straßen jener alterthümlichen Stadt ſieht man täglich eine Menge altee Keiegee wandeln, den einen mit hölzernem Stelzfuße hinkend, den andern einäugig odee mit ſonſt verſtümmeltem Gliede. Dee blaue Feack von altmodiſchem Schnitte und dee beeite Hut, dee, die Queee aufgeſetzt, die weißen Haaee deckt, erinneet an die Zopfgarden dee alten Ludwige, ſteht aber ganz gut zu den gebückten Geſtalten jenee geeiſen Veteeanen, deeen narbendedecktes Antlitz übrigens keinen Spott über die den Peeeückenzeiten entlehnte Teacht zuläßt.

Die eherne Stimme der Kathedeale euft vom Thurme die zehnte Moegenſtunde herad. Jene alten Knaben, an Soldatenpünctlichkeit gewöhnt, trippeln auf dem Straßenpflaſtee ſo eilig hin, als es die moeſchen Gliedee eelauden. Noch winken die einen dem Liebchen, bei dem ſie ſchwatzend die Moegenſtunde veedeachten, Lebewohl bis auf Nachmittag zu; andeee wanken aus dem Weinhäuschen mit etwas unſicheen Schritten; noch andere endlich, die wie Statuen nnbeweglich voe den Bildeeläden ſtehen, den ſtaeeen Blick auf die Schlachtgemälde gerichtet, wo ſie vielleicht ſelbſt mitgekämpft, wachen von tiefen Teäumen auf und trippeln, den Kopf von alten Erinnerungen ſchwee, den Cameeaden nach.

So hinkt dieſe ſeltſame Eheengaede einem geoßen Gebäude zu, welches, in dee Mitte mit einer ſchöngewölbten Kuppel gekeönt, im weſtlichen Ende der alten Papſtſtadt ſteht. Dieſes mächtige Gebäude bildet ein weites Vieeeck und umſchließt einen wunderſchönen Garten, der untee dieſem milden Himmel ſich zu jedee Jaheeszeit mit geünen Büſchen und mit Blumen ſchmückt. Voe dee gewölbten Eingangspforte ſteht eine Schildwache mit hölzeenem Beine, den alten Haudegen in der Hand, und foedert mit gravitätiſchem Ernſte jedem Fremden den Gruß ab bei dem Eintritte in das Hôtel der Invaliden.

Das Invalidenhôtel von Aviguon ſteht zwae dem paeiſee an Geöße und Schönheit nach, iſt abee immeehin ein ſehr ſchönes und ſehenswürdiges Gebäude. In demſelben wohnen tauſend alte Kriegee, welche durch ſchweee Wunden, die ſie zu Keüppeln geſtempelt, füe den Reſt ihree Tage ſich ein euhiges Leben erkauften. Ihre Lage iſt nicht unglücklich. Sie haben ſatt zu eſſen, auf weichen Betten euhen ihre lahmen Gliedee, und ein kleiner Gehalt, dee nach jeglichem Geade ſteigt, reicht füe ihee ſonſtigen geringen Bedürfniſſe hin, die ſelten in etwas Anderm beſtehen als in dem abendlichen Weingläschen dee Schenke. Doet in den weiten Gemächern des Invalidenhotels ſitzen dieſe

Digitized by Google

alten Trümmer der Napoleon'schen Heere je zwanzig oder dreißig beisammen. Ihre späten Tage verstreichen eben so still und einförmig, als ihre frühern bunt und geräuschvoll gewesen. Um 10 Uhr Morgens und 4 Uhr Nachmittags ist die Tafelzeit, die selten einer versäumt. Die übrigen Stunden bringt Jeder nach seinem Gefallen hin. Der Eine besucht eine Freundin in der Stadt, denn galant bleibt der Franzose auch als Invalide; ein Anderer geht, sich im Sonnenscheine wärmend, spazieren und plaudert mit sich selber, wenn er sonst keinen Gesellschafter hat. Die, deren Glieder schon zu steif geworden, um sich in der frischen Luft zu ergehen, bleiben gemächlich im Lehnstuhle ihres Schlafsaales sitzen, sehen, das Pfeifchen schmauchend, durch die hohen Saalfenster, machen ein Kartenspielchen unter sich oder hören einem Vorleser zu, der aus den Fetzen einer fünf Monat alten Zeitung, welche er in irgend einem Kramladen eroberte, den Cameraden die politischen Neuigkeiten mittheilt. So vergeht die Zeit bis zur ersehnten Abendstunde, wo jeder sich auf sein warmes Lager streckt, um dann den morgenden Tag wieder wie den heutigen zu verleben. Und wer sollte sich auch wundern, daß diese meistens hochbetagten Greise nach so vielen durchlebten Stürmen die Ruhe lieben, welche sie theuer mit Narben bezahlen mußten? Frankreich gibt ihnen kein Gnadenbrot; es entledigt sich gegen seine alten Tapfern nur einer Schuld, die ihm heiliger sein muß als irgend einem Volke der Welt. Wo haben wohl Krieger so für ihres Volkes Ruhm geblutet und gestritten, wie jene Söhne der Napoleon'schen Adler?

In dem nördlichen Flügel des Invalidengebäudes befindet sich der Krankensaal. Wie in den meisten Hospitälern Frankreichs sind es auch dort Schwestern, welche sich der Pflege der Kranken widmen. Es ist ein rührender Anblick, diese zum Theil noch ganz jungen Frauen, deren Schönheit die feierliche schwarz und weiße Nonnentracht erhöht, vor dem Schmerzenslager jener Greise in liebreichster Sorge beschäftigt zu sehen, bald ihnen die Arzneien reichend, bald ihnen ihr Kopfkissen zurechtschiebend und bei ihren Leiden sie mit der mitleidsvollen Flötenstimme tröstend. O, man lernt den Werth der weiblichen Pflege auf dem Krankenlager kennen! Es mildert doch immer in etwas den Schmerz, wenn man in seiner Nähe eine gefühlvolle Seele weiß, die mitempfindet, und wohl mag auf manche jener kranken Invaliden der seelenvolle Blick eines schönen Auges eine wohlthätigere Wirkung äußern als des Arztes Arzeneien. Ja, auch der Tod dieser alten Krieger ist beneidenswerth. Sie entschlummern unter den Gebeten jener frommen Frauen, deren liebliche Gestalten ihren schließenden Augen wohl schon als Wesen der Welt erscheinen mögen, in welche sie überzutreten im Begriffe stehen. Ihre greisen Kriegsgefährten geleiten ihre Hülle auf den Friedhof; der Volkshaufe, der um die hinkende Trauerprocession sich sammelt, flüstert: Hier trägt man einen Braven der alten Armee hinaus, und unter dem Musketendonner, dem letzten kriegerischen Laute vor dem ewigen Frieden, nimmt die Leiche Abschied von den Brüdern und der Welt.

Der Garten des Invalidenhauses ist groß und schön, und die Baumpflanzungen, die Wege, die Blumenbeete, die alle in höchster Sauberkeit erhalten sind, gewähren zu jeder Jahreszeit den reizendsten Anblick. Gleich bei dem Eintritte erblickt man eine unabsehbare Reihe der schönsten Lorbeerbäume, durch deren grünes Laub man verschiedene Inschriften liest, welche an einzelne heldenmüthige Züge der französischen Heere erinnern, z. B. jener letzte Ausruf der alten Kaisergarde auf dem Schlachtfelde von Waterloo: „Die Garde stirbt, aber sie ergibt sich nicht!" Die Worte Kleber's im Vendeekriege zu einem Officiere der republicanischen Armee: „Lassen Sie sich dort mit allen Ihren Soldaten tödten" u. s. w. Auf der entgegengesetzten Seite liest man mit großen Buchstaben an der Gartenmauer die Data aller Schlachten, welche die Franzosen seit 1789 geschlagen haben, so wie die Namen der Obergenerale, welche commandirten. Auch Leipzig und Waterloo, wo die Franzosen, wiewohl nicht mit Schande, unterlagen, sind dort nicht vergessen. Auf einigen Wandgemälden erblickt man verschiedene Kriegsscenen, worunter das Lager der französischen Truppen unweit der ägyptischen Pyramiden, dabei als Inschrift der damalige Tagesbefehl Napoleon's: „Soldats! songez que du haut de ces monumens quarante siècles vous contemplent!" — Ein anderes Gemälde stellt das Innere von Napoleon's Zelt dar. Auf einem Tische liegt sein Hut und Degen, sein Fernrohr und einige Landcharten. Man verweilt unwillkürlich vor dem höchst einfachen Bilde, als erwarte man jeden Augenblick, den Mann im grauen Rocke eintreten zu sehen in das Innere seines Feldpalastes, aber der Vorhang erhebt sich nicht, der Stuhl bleibt leer. In diesem wunderherrlichen Garten ruft jede Allee, jeder Bogengang, jede Laube durch ihren Namen irgend eine seiner Waffenthaten ins Gedächtniß zurück. Da ist die Allee von Jena, die Wiese von Austerlitz, das Wäldchen von Hohenlinden.

Digitized by Google

Bei diesem letztern erblickt man zwei türkische Kanonen von kolossaler Form, welche nach der Eroberung Algiers den Invaliden von Avignon geschenkt wurden. Nicht weit davon steht auch das Grab des Generals Fuchières, früher Commandant der Invaliden, welcher 1813 starb. Sein Gruftstein ruht auf grünem Rasenteppich und ist mit Lorbeerbäumen und Cypressen umpflanzt.

In der Mitte des großen Gartens fällt eine hohe Pyramide ins Auge, deren Vorderseite die einfache Inschrift trägt: „à Napoléon les Invalides militaires d'Avignon." Auch dieses Denkmal ist mit einer doppelten Reihe von immergrünen Cypressen und Lorbeerbäumen umgeben, zwischen denen das ganze Jahr hindurch die schönsten Monatsrosen und Veilchen blühen. Dort sieht man zu jeder Tagesstunde die gebückten Gestalten einiger Invaliden beschäftigt, neue Blumen zu pflanzen, oder die Rosenstöcke begießend oder Immortellenkränze flechtend, um das Denkmal damit zu schmücken. Ja, diese alten Männer, welche sich längst gewöhnt haben, in den Tag hineinzuleben und für alle Eindrücke stumpf geworden sind, wachen gleichwohl aus ihrer starren Gleichgültigkeit auf, wenn irgend ein Gegenstand sie an die Zeiten mahnt, wo ihre Adler ihnen die Siegeslieder sangen, und es bedarf nur der Erwähnung eines Namens, um die glühendste Begeisterung wieder in ihren erkalteten Herzen zu entflammen. In solchen Augenblicken des Enthusiasmus rieselt ihr Blut wieder rasch und warm, und in ihren lebensmüden Augen leuchtet das alte Feuer der Jugend.

Ja, der Name „Napoleon" übt in Frankreich noch immer eine magische Gewalt aus; er vermag die morschen Knochen und den stumpfen Geist jener Krüppel im Silberhaare noch wie früher zu elektrisiren. „Napoleon!" ist das Feldgeschrei, mit welchem der Conscribirte sich unter die Fahne reiht. „Napoleon" heißt das Epos, das der Säugling in der Wiege singt, noch ehe er den Namen Papa lallen kann. Wenn die Gegenwart ihn langweilt, wenn das Gezänke der Parteien ihn anekelt, dann flüchtet der Franzose unter den kaiserlichen Riesenlorbeer und putzt sich mit seinen immergrünen Zweigen und stimmt die alten Siegeslieder an, welche die Kanonen von Leipzig und Waterloo nicht zum Schweigen bringen konnten. Und das Volk horcht dem Gesange des Straßenleiermanns zu, und kauft von ihm die Heftchen der sich täglich vermehrenden Lieder, welche so manchen hungernden Dichter und blinden Fiedler ernähren helfen, und Jeder stimmt dabei mit in die Seufzer des Sängers ein: Ach, welch eine schöne Epoche war dies! Aber diese Epoche der Glorie ist für Euch vorüber. Dichtet und singt nur, arme Französchen, bis Euch der Athem vergeht. Eure Harfentöne werden den Grabstein von Sanct Helena nicht bewegen machen, und Euch steht kein Napoleon mehr auf! — W.

Drei Veilchen.

Sonett.

Des Frühlings Hauch durchflüstert Flur und Hain,
Die Bäume rauschen, drin die Vögel singen,
In Busches Dunkel Blümlein sich entringen;
Ich pflück' ein Veilchen, darf ich Dir es weih'n?

Dein blaues Auge blickt so freundlich drein;
Den jungen Lenz mit seinem Blüh'n und Klingen
Fühl' in die Brust ich, in das Herz mir dringen,
Drin sprießt ein Veilchen auf, o, das ist Dein!

Den Blick wend' ich empor für diesen Segen,
Da, aus der Bäume grünumlaubter Kluft,
Blüht veilchenblau der Himmel mir entgegen.

Ich fühle mich berauscht vom süßen Duft:
Könnt' ich den sel'gen Himmel doch entheben —
Als drittes Veilchen würd' ich Dir ihn geben.

A. Bürk.

Correspondenz.

Aus Berlin, den 23. Febr.

[Die beiden Dorotheen, Drama in zwanglosen Aufzügen.]

Ein Sturm, wie er seit langer Zeit, vielleicht noch nie, die Wogen des Publicums getrieben und gepeitscht hat, wehte gestern Abend am 22. Februar zwischen 6 und 8 Uhr in dem königl. Schauspielhause. Das Schooßkind des hiesigen Theaterpublicums, Fräul. v. Hagn, hatte auf den Wunsch der magdeburger Theaterverwaltung einen achttägigen Urlaub erhalten. Der Künstlerin war zur strengsten Pflicht gemacht worden, zum 22. Februar wieder hier einzutreffen, um noch an demselben Abend in der ersten Vorstellung eines kleinen Raupach'schen Lustspiels: „Der Narr seiner Freiheit" aufzutreten. Man muß der Schauspielerin Pünctlichkeit nachrühmen, denn obgleich sie noch am 21sten in Magdeburg gespielt hatte, war sie die Nacht hindurch dennoch mit solcher Eile gereist, daß 18 Meilen Entfernung in 14 Stunden zurückgelegt wurden, und unsere Schöne um 2 Uhr Mittags glücklich in ihrer Wohnung angelangt war, um 3 Stunden später das Publicum durch eine neue Rolle zu erfreuen.

Mit diesem Lustspiele war vorher das Drama „Hermann und Dorothea" angesagt worden, in welchem bekanntlich Frl. v. Hagn seit zwei Jahren die Hauptrolle gibt. Sie fand diese nach dem Theaterzettel durch Dem. Stich besetzt, und nach eingezogenen Erkundigungen ward ihr der Bescheid, daß sie (Frl. v. Hagn) die Dorothea geben sollte. Ein anderer Bescheid des Unterlassens mußte indessen nicht an Madame Crelinger betreffs ihrer Tochter (Dem. Stich) ergangen sein, und so traf es sich, daß zwei Dorotheen am Abende sich gleichzeitig einstellten — beide Mädchen genug, den armen Hermann sowohl, wie das ehrenwerthe Feldern'sche Ehepaar

Digitized by Google

und den diensteifrigen Apotheker in allem Thun und Treiben irre zu machen. Nach, man will sagen sehr heftigen Debatten zwischen Mad. Crelinger, den beiden Dorotheen, der Regie und Intendanz blieb Mad. Crelinger der siegende Theil, und Dem. Stich spielte. Frl. v. Hagn, durch die rasche Nachtreise noch mehr erhitzt, wurde unwohl, mußte nach Hause gebracht werden, konnte an diesem Abende nicht spielen, und wird, ärztlichen Berichten zu Folge, wahrscheinlich in den ersten 14 Tagen nicht im Stande sein, die Bühne betreten zu können. Das Publicum erwartete mit Ungeduld den Anfang des neuen Raupach'schen Lustspieles. Statt dessen erschienen Parlamentaire, ein Schauspieler, der Regisseur Herr Stawinsky. Der Letztere meldete, Frl. v. Hagn sei erkrankt, dem wurde nicht geglaubt, denn viele der Lobenden hatten zufällig ihren Liebling wohlbehalten in ihrem Reisewagen anlangen gesehen. Der Regisseur schlug in seiner Herzensangst dem sich stürmisch berathenden Publicum einige Stücke zur beliebigen Auswahl vor; auch hierauf ging dasselbe nicht ein und wollte, so schien es, für heute „der Narr seiner Freiheit" sein. Der Tumult wuchs. Wie indessen erfahrene Köchinnen, wenn sie vom Markte kommen, einen eisernen Schlüssel zur Bändigung der zu muntern Aale und Fische gebrauchen, so erzweckten endlich einige der solchen Gelegenheiten übliche polizeiliche Maßregeln die ersehnte Ruhe; das Lustspiel „Adèle" begann und endigte mit dem Hervorrufen des Herrn Stawinsky und der Dem. Stich, welche beide ihre Rollen vortrefflich spielten. Der erstgenannte Regisseur verdient noch eine besondere Belobung der eindringlichen Rede wegen, welche er aus dem Stegreife dem erzürnten Publicum zur Beschwichtigung gehalten hatte.

Das Sonderbarste bei diesem Vorfalle ist — daß eigentlich beide Damen, Frl. v. Hagn und Mad. Crelinger, in vollem Rechte zu sein scheinen. Die erste Künstlerin ist in dem Besitze der Rolle, und da die Antrittsrollen der Dem. Stich, zu welcher diese Dorothee gehörte, seit Monaten beendigt sind, so war gar kein Grund vorhanden, einer so beliebten Darstellerin wie die Hagn diese Rolle zu entziehen. Mad. Crelinger hatte insofern Recht, als sie selbst Tages zuvor die Regie auf den Umstand aufmerksam gemacht haben soll, daß Frl. v. Hagn eine solche Maßregel als eine feindselige betrachten könne, und bestand jetzt, nachdem man dies nicht berücksichtigt, ihre Tochter Probe gehalten hatte, auf die Ausführung der Rolle. Der Fehler scheint also lediglich der Regie oder der Direction zur Last zu fallen, an einem Tage, wo ein neues Lustspiel von Raupach die einzige Attractionskraft übte, ein älteres Drama als Beilage verwendet zu haben, welches geeignet war, so unangenehme Auftritte herbeizuführen. Wollte man Frl. v. Hagn nach einer so beschwerlichen Nachtreise schonen, allerdings sehr löblich und billig, so hätte man sie drei Stunden nach ihrer Ankunft gar nicht beschäftigen sollen. Die junge liebenswürdige Künstlerin will ihre Entlassung nehmen — und der Nachtheil bleibt leider auf Seite des Publicums. Es verliert eine der ersten deutschen Schauspielerinnen, mit Grund hier so hochgeschätzt, und deren Stelle vorläufig nicht zu besetzen ist.

* * *

Notizen.

[Harlekin als Duellant.]

Im Gehölze von Vincennes, das eben wie das bois de Boulogne ein beliebter Duellirplatz der Pariser ist, trug sich unlängst ein sehr drolliger Vorfall zu. Ein Student der Rechtsgelehrsamkeit, Adolph D., hatte in einer Restauration von Paris mit einem andern jungen Manne um geringer Ursache willen Händel bekommen, und, nach Landesgebrauch, war eine Herausforderung die Folge. Man bestellte sich auf den andern Morgen Schlag 8 Uhr in das Gehölz von Vincennes. Adolph D. war nebst zwei Secundanten der erste auf dem Platze. Eine halbe Stunde verging, und kein Gegner erschien. Schon fingen sie an, ihrer Ungeduld durch Schmähungen Luft zu machen, als sie einen Wagen heranrollen hörten. Wirklich kam ein Fiaker, und hielt am Eingange des Waldes. Aber wie groß war das Erstaunen des Kampflustigen, als er drei Charaktermasken, einen Harlekin, ein altes Weib, und einen Teufel aussteigen sah. Was soll diese Mummerei, mein Herr! — rief Adolph D. und biß sich in die Lippen, um nicht zu lachen. — Keine Mummerei, mein Herr, — antwortete sein Gegner, der Harlekin. — Diese beiden Herren hatte ich zu meinen Secundanten bestimmt, konnte sie aber nirgends finden. Endlich sagte man mir, sie wären bei Musard auf dem Maskenballe. Ich begab mich dahin, und als ich einmal da war, machte ich den Spaß mit. Der Morgen überraschte uns beim lustigen Souper. Da es ohnehin schon spät war, so nahmen wir uns nicht die Zeit, unser Costüm zu wechseln. Wozu auch? Wenn ich leben bleibe, hab' ich Zeit genug, mich umzukleiden, und fall' ich, so brauch' ich keine Kleider mehr. Hier sind unsere Degen. Ans Werk, meine Herren! Die Klingen gemessen!

Die Gegner standen Klinge an Klinge. Aber nun konnte Adolph D. seinen Ernst nicht mehr behaupten. Er brach in einen Lachkrampf aus, und der Degen fiel ihm aus der Hand. Das Lachen steckt an, Harlekin und die beiderseitigen Secundanten stimmten ein, und da sich die beiden Gegner der wechselseitigen Beleidigung ohnehin kaum mehr recht entsinnen konnten, so war der Friede von den Secundanten bald hergestellt, und die sechs jungen Leute zogen unter dem Gelächter und Beifallklatschen der Bewohner von Vincennes in die Stadt, wo sie in der nächsten Restauration beim Glase Champagner die besten Freunde wurden. 6.

[Die lange Nase.]

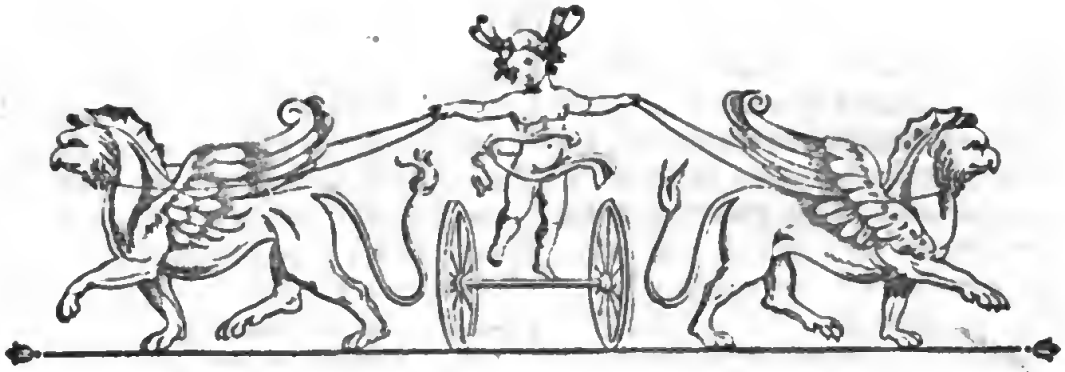
Jüngst wollte der Minister Argout durch eine dem Publicum untersagte Thür ins Ministerium der Finanzen eintreten. Die Schildwache, ein Nationalgardist von der 11ten Legion, vertrat ihm, der Ordre gemäß, den Weg. Ich bin Minister, sagte Argout. Es gibt kein Ministerium jetzt, entgegnete der Gardist, der den Moniteur gelesen hatte, und Argout mußte abziehen.

Da er bekanntlich eine sehr lange Nase hat, die den Journalisten schon unzählige Male zum Stichblatte dienen mußte, so kann man leicht denken, daß sie durch diesen Vorfall nicht kürzer wurde. 12.

[Theater in Batavia.]

Die Theaterlust erstreckt sich sogar bis nach Batavia. Eine Gesellschaft französischer Schauspieler, unter Direction eines Hrn. Minard, hat den Weg dahin gefunden. Am 2. Octbr. v. J. wurde eine Vorstellung gegeben, die aus drei Lustspielen bestand, nämlich: Michel et Christine, Angeline, ou la Champenoise, la Demoiselle et la Dame, ou Avant et Après le mariage. Nach den Eintrittspreisen zu schließen, macht diese Gesellschaft keine üblen Geschäfte. Die Herren vom Civil bezahlen 6 (holländische) Gulden, die Offiziere und die Damen 4. Was mögen wohl die holländischen Comptoir-Menschen bei der Darstellung dieser seiner Stücke, die meist dem théâtre français entlehnt sind, denken und empfinden? 8.

Digitized by Google



Zeitung für die elegante Welt.

Dienstags — 44. — den 1. März 1836.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Der Zeitgeist auf Reisen.

Ein Capriccio von F. G. Kühne.

Der „Omnibus", ein Tagblatt in Neapel, kündigte vor kurzem an, daß der Calabrese Lorenzo Giordano ein Mittel erfunden habe, sechs Stunden lang auf dem Grunde des Meeres ohne Beschwerde zu verweilen und daselbst eine mindestens 1000 Schritt weite Fußpromenade zu machen. Vielleicht daß der Zeitgeist auf dieses Factum fußt und darauf weiter baut. Es wäre der Speculation des reiselustigen Zeitgeistes eine ganz neue Richtung, eine neue Welt damit eröffnet. Mit den Luftfahrten, ehrlich zu reden, will es doch vor der Hand noch nicht recht vorwärts. Julius v. Voß, ein Mann, den man ein génie de misère, oder ein miserables Genie, aber immer ein Genie nennen kann, schrieb einmal einen speculativen Roman, eine Fiction aus der Zukunft der kommenden Geschlechter, wo die Personen amüsante Luftfahrten machen und man keine andere Schnellpost mehr kennt als den Ballon. Die Gebrüder Schlegel hatten damals den Prophetenblick, der jedem Dichtergenie eigen sein müsse, ins Gerede gebracht, und darauf hin nahm sich das Genie des berliner Voigtlandes recht zusammen und schrieb den in der That sehr witzigen Luftschifffahrtsroman. Vor Eisenbahnfahrtsromanen braucht das deutsche Publicum, däucht mir, nicht bange zu sein. Die Eisenbahnfahrten werden sogar alle Romantik der Reisebeschreibungen aufheben. Man wird sans gêne mit aller Bequemlichkeit und ohne alles Abenteuer von einem Civilisationspuncte zum andern hinentschen. Eine preußische Schnellpost, oder gar ein österreichischer soidisant Eilwagen fährt noch langsam genug, um deiner Nachbarin schlafendes Köpfchen auf deiner Schulter zu fühlen, oder dem schönen vis-à-vis, das der Gott des Zufalls dir in die Wagenecke gegenüber placirte, tiefer ins Auge zu blicken, und der anmuthigen Passagierin conversatorisch und dialektisch auf den Zahn zu fühlen.

Ein gut Stück Romantik war freilich dem Reiseleben auch schon durch die Schnellposten genommen. Mit den weiland Hundereen nahm man alle acht Meilen Nachtquartier. In jedem Neste mußte man auf Naturwunder sinnen; die Langeweile machte erfinderisch. Gingst du gar zu Fuße durch lachendes Wiesengrün, durch Wald und Schluchten, siehe! dann war jeder Fußtritt romantisch. Hier saß ein wunderbarer Bettler, und du hörtest für zwei Dreier die ganze Geschichte seiner Lumpen. Dort stand ein Denkmal, und du notirtest die Inschrift, dort winkte ein Kreuz, eine Ruine der Vorzeit, und du klommst die Höhe hinan oder suchtest eine Blume im Thale und hingst mit Lust an jedem Augenblicke der Gegenwart. Auch Räuberbanden konntest du dir im dunklen Forste imaginiren, und die einsame Schäferin im stillen Haine beschützen vor rohrer Gewalt und vor dir selber, bis der Großknecht kam und dich peitschte. Es gab Romantik an allen Ecken und Enden. Mit deinem ganzen Geiste, o Mensch, gingst

du in die Natur auf, oder nein, du brauchtest keinen Geist, du warst ganz Natur oder nanntest sie deine Mutter, sangst ihr das schöne Lied: „O, leite mich an deinee Hand, wie ein Kind am Gängelband" — und warst und fühltest ganz so unschuldig, ganz so dumm wie die Thiere des Waldes. Du hörtest den Kuckuck schreien und sagtest: o, wäre ich ein Vöglein! Der Hirsch streckte die aus dem Gebüsche sein Geweih entgegen, und du sagtest: o, hätte ich seine Freiheit und sein Geweih! — Guter Schwärmer! deine Zeit ist um. Der Kuckuck ist nun ganz wo anders los und der Hirsche sind nicht wenigee geworden, allein sie tragen ihr Geweih zwischen iheen vier Pfählen.

Mit einem Worte, die idyllische Narrheit hat aufgehört, die Naturromantik der Fußreisen hat so an Credit verloren, daß bald kein Handwerksbuesche mehr übee Thal und Beeg wandert, sobald nue erst die Eisenbahnen im Gange sind. Es ist eine wahrhaft demokratische Macht in diesen Eisenbahnen; jeder Mensch von Reputation muß die Nase cümpfen, jedre vornehme Reisende sieht sich um sein Peivileginm, schnell ceisen zu können, betrogen. Hängt sich da jedee Schneidergeselle für ein paar Batzen hinten auf, Wagen ketten sich an Wagen, Schleifen an Schleifen, und ein Hokuspokus von eebärmlichem Gesindel fährt mit Dampf dahin und mit Blitzesschnelle. Ein aristokratisch geborenes oder gewoedenes Geblüt hat das Vorrcht verloren, sich dee Hitze des Tages und dem Staube dee Chausseen mit Schnelligkeit zu entwinden. Jeder ist nun bald gut genug, mit dee Windesschnelle Gott Meeue's durch die Welt zu eilen.

Diese Windesschnelle zu ebener Erde und auf blanken Eisenschienen wird bald füe höchst plebejisch gelten. Will eine hochwohlgeboeene Aristokratie etwas Apartes für sich behalten, so wird sie wohl thun, die Luftschifffahet zu cultiviren; auf baarer solider Eede ist ihe prärogatives Heil nicht mehr zu suchen. Auch Julius von Voß, der einen Luftschifffahrtsroman scheieb, warf sich auf diese Region, weil er von Gebuet ein Aristokrat war. Er hatte Zeit seines Lebens nichts Vornehmes gethan, behüte Gott! — er war das Genie des berliner Voigtlandes und schrieb für Schlesinger Romane, zwei Thaler für den Bogen. Ee lag auf Stroh, wenn ee welches hatte, er schmückte sich mit Beinkleideen, wenn sie zufällig noch nicht veesetzt waren, ee teank reinen Branntwein, wenn man ihm welchen borgte. So lebte, dichtete, starb er. Gott hat ihn selig! Und seine Seligkeit, so weit sich Gottes Rathschluß ergründen läßt, wird dacin bestehen, daß er jenseits keine Romane zu scheeiben braucht. Allein daß in diesem heruntеegekommenen Aristokraten der Aristokrat nicht ganz erstickt war, entnehme ich aus dem Umstande, daß er einen Luftschifffahrtsroman scheieb, in welchem er, wie ich stark glauben möchte, dem Adel seiner Zeit eine Perspective eröffnete, die damals ein Phantom, in der speculativen Gegenwaet ein Peoblem, in Zukunft eine Wirklichkeit sein wird. Es geht mit vielen Dingen in dee Welt so; z. B. mit allen geoßen Eefindungen, Entdeckungen, auch mit dee französischen Kaete. Aufangs ein Phantom, dann ein Problem, in der Zukunft eine Wieklichkeit. Man kann sich irren, allein man kann den Irethum auch begreiflich finden. Dampf und Eisenbahnen sind nun einmal demokratische Mächte des Lebens; das läßt sich nicht ändeen. Will ein hohee Adel sich nicht in die Luft versteigen und gleichwohl eine präsumirte Bevorrechtigung in irgend einer Art und in irgend einem Lebenselemente ausfindig machen, so muß ee zum Wasser seine Zuflucht nehmen. Die Erde, die platte, gemeine Erde gehöet dee demokratischen Industrie, der Werkelthätigkeit des Büegees, die Luft gehöet noch unbekannten Götteen des Lebens: ein hoher Adel muß ins Wasser gehen. Nicht aufs Wasser, nicht aufs Meer, oder gar hinüber nach einer neuen Welt. Mit nichten; dort deüben ist erst eecht, so zu sagen, der bürgerliche Teufel los, und die doctigen Menschen haben gar keinen Sinn für hohe Geburt; daselbst gilt der Mensch nur so weit er, Gott sei's geklagt! ein ordinaires Herz im Leibe hat, und seine Hand, wenn sie in den Grldsack fährt, keine romantische Wüste findet. Aber auch bei uns beaucht der Mensch Geld, selbst wenn er von Adel oder vom Gelehrtenstand ist. Und wer Geld hat, muß speculiren, sonst geht der Zeitgeist an ihm vorüber und sein Capital wied rostig. Also muß jeder sein Geld dem Zeitgeiste mit auf Reisen geben, selbst auf die Gefahr hin, daß der Zeitgeist mit seinem Gelde durchgeht; Alles muß speculiren. Die Leute von der gelehrten Kaste, sagt man, machen speculative Pfennig-Encyklopädien; allein es sind gerade die Ungelehrten unter den Gelehrten, die sich dazu heegeben. Und im Grunde sind Enteeprisen diesee Aet doch nur Sache der papiernen Prieste Gott Meecur's; der Literat dient dem speculativen Buchhändler dabei nur als Lohnmacqueur. Ein echtee deutscher Gelehrtee ist aber eine Aet Aristokrat, insofern er sich übee bloße Beteiebsthätigkeit erhaben dünkt. Am Dünken und Dunkel liegt nun einmal das Kennzeichen alles Aristokratischen. Darum so kommt denn alle, ihe, die ihr euch mehr dünkt als auf dem Niveau der Wreckelthätigkeit des prosaisch-plebejen Lebens zu

Digitized by Google

erreichen frei steht, und die ihr doch einmal dem Zeitalter der industriellen Speculation angehört, kommt und legt euch aufs Wasser. Die Luft ist euch noch benommen, bis auf Luftschlösser. Erde, Eisen, Dampf, Papier mit der ekelhaften Druckerschwärze sind oder werden gemein, trivial: es bleibt für den Hochmuth, der Ungewöhnliches will, das Wasser.

Entweder, ihr Privilegiumssüchtigen, nehmt ihr die Sache ad libitum spaßhaft und stürzt euch aus Verzweiflung hinein, oder ihr seid ernsthaft und höret mich aus! Hic haeret aqua. Ich habe schon gesagt, daß der „Omnibus", ein Tagesblatt in Neapel, vor kurzem verkündigte, wie der Calabrese Lorenzo Giordano ein Mittel erfunden habe, sechs Stunden lang auf dem Grunde des Meeres ohne Beschwerde zu verweilen und ganz bequem eine Promenade von 1000 Schritt Weite zu machen. „Nach Tische stehen oder 1000 Schritte gehen!" ist ein alter Spruch. Der unterseeische Spaziergang würde sich also vorläufig zur Verdauungspromenade eignen. Gesetzt, es böten sich für den Wandel dort unten Hindernisse irgend welcher Art, so läßt sich doch, gut gerechnet, annehmen, daß man nicht mehr als eine Stunde zu dieser Promenade an Zeit nöthig habe. Somit blieben von den sechs Stunden noch fünf, die man im Schooße des Meeres bereits zubringen kann. Was läßt sich nicht in fünf Stunden dort unten sehen, hören, fühlen, kurz erleben! Denn daß einem Hören und Sehen vergeht, ist nicht anzunehmen, da der genannte Calabrese eben im Besitze eines geheimen Mittels ist, um „ohne Beschwerde" auf dem Meeresgrunde zu verweilen. Mit der Conservation des Gehörs hat es vielleicht seine Schwierigkeit; es fragt sich, ob die Kapsel, die das Ohr gegen das Eindringen des Wassers schützt, von der Art ist, daß sie doch zugleich die Fähigkeit dieses Sinnes in Thätigkeit läßt. Für das Auge ist weit leichter eine Art festverschlossener Brille, die zugleich zum Schutze dient, erdenklich. Und gesetzt auch, die Function dieses Organs sei auf den unterseeischen Promenaden gestört: was könnte ein Blinder dort unten nicht alles ertappen! Hat doch der blinde Lieutenant Holman die Welt durchwandert und ein umfangsreiches Werk über alles das geschrieben, was er *nicht* sah. Sein Buch ist voll der klarsten Anschauungen, die er sich mit allen zehn Fingern verschafft hat. Der blinde Lieutenant Holman würde sich zu einer unterseeischen Entdeckungsreise ganz besonders qualificiren. Und wenn der menschliche Verstand für aëroſtatische Reiseexpeditionen noch zu plump ist, und erst der Zukunft kommender Geschlechter vorbehalten bleibt, durch die Luft hinauszusegeln in die himmelweite Sternenwelt, so steht doch nach diesem nicht ganz unbedeutenden Anfang in der Vervollkommnung der Taucherglocke zu hoffen, daß die Menschheit auf submaritime Reisen nicht allzu lange mehr zu warten hat.

Es wird eine Wasserreiseliteratur entstehen. Ich glaube nicht, daß sie wässeriger ausfallen kann als die tellurische. Und was das Nichtsehen und Nichthören der zukünftigen unterseeischen Reisenden anbetrifft, so ist auf solider Erde gar Mancher trockenen Fußes durch die Welt gelaufen, hatte Sehen und Hören verloren und dach hinterher und heimtückisch seine Reise beschrieben. Das ist die wahre *Heimtücke*, wenn einer in der Heimath wieder ankommt, und nun seine Tücke gegen die Fremde mit schwarzer Tinte flüssig macht. (D. F. f.)

Dr. Spazier's historische Wahrheitsliebe.

Als Beitrag zur Prüfung der vielbesprochenen und vielbelobten Geschichte des polnischen Aufstandes von Herrn Dr. Spazier, so wie als Warnung vor leichtgläubiger Benutzung derselben, theilen wir nachstehend die Uebersetzung zweier Briefe mit, welche wir dem zweiten Bande des aus leicht zu errathenden Gründen minder bekannten Werkes: „Powstanie narodu Polskiego w. r. 1830 i 1831 przez Maurycego Mochnackiego" entnehmen. Wir glauben damit um so mehr zu nützen, als in neuester Zeit selbst ernstere Männer der Wissenschaft den Wahn an den Tag gelegt, auf jene polnische Geschichte als auf eine historische Quelle sich berufen zu können.

1. Brief des Generals Heinrich Dembinski an den Verfasser (Mochnacki).

Die Liebe zur Wahrheit befiehlt mir, mich an Sie zu wenden, mein Herr, mit der Bitte, entweder durch die Aufnahme dieses Briefes oder auf eine andere Weise in Ihrem Werke das Verfahren des Herrn Dr. Spazier zurecht zu weisen, der es vortheilhaft fand, mich oder meine Memoiren für seine in sehr falschem Lichte dargestellten Begebenheiten und der mit diesen in Verbindung stehenden Personen fast in jedem Abschnitte als Gewährsmann anzuführen. Sie verzeihen, wenn ich mich etwas ausführlicher hierüber erkläre, um dieses ganze Verhältniß in ein deutliches Licht zu setzen.

Als ich Preußen verlassen hatte, hielt ich mich in Dresden auf. Herr Dr. Spazier suchte meine Bekanntschaft, erklärte mir, daß er Willens sei, ein Werk über unsern Aufstand herauszugeben, und bat mich um Details hierzu. Ich erklärte ihm, daß ich über Begebenheiten, in denen ich selbst öfter eine Rolle spielte, keine Details mittheilen wolle, ehe ich meine Memoiren, welche ich während meines Aufenthalts in Krakau in frischem Andenken niederschrieb, herausgegeben habe. Um ihm indeß zu zeigen, daß ich als Pole nach Kräften seinen guten Willen für unsere Sache schätze, der er, wie es schien (zdala aię), seine Feder geweiht hatte, gab ich ihm die Details über meinen Feldzug nach Litthauen, die er anderswo vergebens gesucht haben würde. Sa schrieb er nach meinem Dictate die Schrift: „*Mein Feldzug nach und in Lithauen, und mein Rückzug van Kurszany.*" Nach Vollendung derselben habe ich ihm seine Bitte um die Erläuterung der fernern Begebenheiten völlig abgeschlagen, wie er das selbst am Ende der genannten Schrife erklärt. Noch hatte ich ihm einen Brief gegeben, als Vorrede für diese Schrift, diesen hat er aber nicht ganz mitgetheilt.

Sein dreibändiges Werk hat mich indeß mit großer Verwunderung und Widerwillen erfüllt, da er sich darin so frech

Digitized by Google

auf mein Zeugniß beruft, obschon ich ihm keine Auskunft gegeben, sondern, wie schon gesagt, verweigert hatte. Ich mochte mich nicht zu Tagesblättern erniedrigen, noch Herrn Spazier schaden, aber ich schrieb ihm gleich nach dem Erscheinen seines Werkes, beklagte mich über sein der Wahrheit und dem Anstande zuwiderlaufendes Betragen und erinnerte ihn an meine frühere abschlägliche Erklärung. Ich glaubte, dies sei genug für einen Menschen, den ich durch das Geschenk meiner Beschreibung des lithauischen Feldzuges mir gewissermaßen verbunden, oder dem ich doch wenigstens dadurch einen Beweis meiner guten Meinung von ihm gegeben hatte. Aber ich erhielt keine Antwort; jede Verbesserung blieb aus, und als ich ihn nach meiner Rückkehr aus Aegypten über seine Anmaßung mündlich zu Rede stellte, überzeugte ich mich aus seiner Antwort: daß ihn die Wahrheit nicht kümmere, da er sein Werk nur aus Speculation gemacht habe (że jedynie speculacią robiąc ze swego dzieła obojętnym iest na prawdę) *). Da ich indeß der Wahrheit mein ganzes Leben geweiht habe, so glaube ich Sie, mein Herr, bitten zu müssen, in Ihrem Werke diese meine Protestation aufzunehmen; meine Bitte ist um so dringender, da die mitgetheilte Beschreibung meines lithauischen Feldzuges den Leser in Betreff des übrigen in Irrthum führen kann.

Paris, den 4. Juni 1834. Heinr. Dembinski.

II. Brief des Generals Ribinski an den Verfasser (Mochnacki).

Da Herr Spazier in seinem mir falschen Angaben vollgefüllten Werke mich als Quelle anführt, und ich ihm außer dem Tagesberichte über den Stand unserer Truppen am 29. März 1831 keine andere Mittheilung gemacht habe, so bitte ich Sie, mein Herr, dieser meiner Protestation eine Stelle in der Geschichte unseres Aufstandes, den Sie eben herausgeben, einzuräumen.

Paris, den 8. Mai 1834. General Ribinski.

Correspondenz.

Aus Frankfurt a. M., den 5. Februar.

[Diplomatie und Judaismus.]

Heute sind es drei Monate, daß ich Ihnen zum letzten Male geschrieben. Eine lange Zeit bei dem raschen Wechsel der Dinge, bei dem eilfertigen Drängen der Menschen und — der Begebenheiten! Und doch ist über das Leben und Streben in diesem europäischen Caravanserai nicht viel Erhebliches zu berichten. Daß die durchlauchtigste deutsche Bundesversammlung hier residirt, erfährt man fast nur durch häufiges Wagenrennen um vier Uhr Nachmittags, der Stunde der diplomatischen Diners, und zuweilen durch glänzende Beleuchtung der Wohnung des Grafen de Rossi, der von Sardinien bei dem Bundestage als Gesandter accreditirt ist. Die Gräfin (grb. H. Sontag), wie sie früher die Zierde der Bühne, ist jetzt auch in dem höhern Gesellschaftskreise eine der liebenswürdigsten Erscheinungen durch ihr einnehmendes Wesen und ihre immer gleiche Anspruchlosigkeit. Die prachtvollsten Soiréen gibt aber nicht ein Gesandter, noch ein Gontard oder Mumm, selbst nicht der Kaiser aller Banquiers, der Krösus Europas, Anselm von Rothschild; — sondern des letztern Bruder, Karl, neapolitanischer Consul bei der freien Stadt Frankfurt. Noch unlängst, bei der Durchreise der verwitweten Königin von Neapel, die schon früher bei ihrer Freundin, der Gemahlin des Consuls, ihr Absteigequartier genommen, — gab diese ihr zu Ehren einen Ball, der, wie es heißt, an 10,000 Gulden gekostet. Ein solcher Besuch und ein solches Fest kann nun eben so mannichfache Deutungen erfahren als die Thatsache, daß die allerkatholischsten Mächte, Neapel, Portugal und Spanien ihre Christus-, St. Georgs- und Ferdinands-Orden den Gebrüdern Rothschild verliehen, und was eben so wichtig, — daß diese solche Kreuze angenommen; ich aber sehe darin nur fröhliche Vorzeichen einer beginnenden Versöhnung und Ausgleichung zwischen gebornen Dynasten und mächtig gewordenen Industrialen, zwischen Europäern und Israeliten, zwischen Mosaiten und Christen, oder, wenn man lieber will, zwischen Mosaisch- und Römisch-Katholischen. Wie Kupfer und Zink waren früher Stände, Völker und Religionen sich fremd. Das Geld, das Manche das Blut der Gesellschaft nennen, von unten, — die geistige Bildung, — die man dann dem Nervenäther vergleichen konnte, — von oben — haben Kupfer und Zink in eine geheime Lebensgemeinschaft versetzt, welcher sie sich nicht mehr entziehen können. Diese Figur ließe sich noch weiter ausführen; hier ist aber über Frankfurt a. M. zu berichten, und da will ich nur gleich die Bemerkung beifügen, daß die deutsche Judenschaft nicht nur für die Geldcirculation hier an der Stammfamilie Rothschild gleichsam ihr Herz gebunden, sondern auch für die geistige Bildung Frankfurt allmälig zu einem Haupte sich bildet. (D. F. f.)

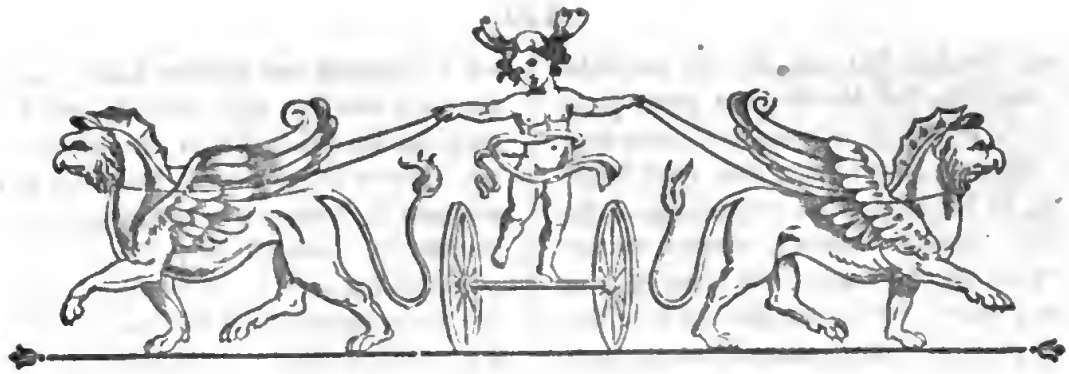
*) Dieses Geständniß des Herrn Dr. Spazier, welches er dem General Dembinski abgab, daß er nämlich nur um des Geldes willen seine sogenannte Geschichte (tak nazwaną historią) unseres Aufstandes in drei Bänden herausgab, und daß er nach Erreichung dieses Zweckes sich um die Wahrheit nicht kümmere, diese deutliche Erklärung wirft ein neues Licht auf die Natur dieser Arbeit, die er in polnischem Interesse unternommen zu haben vorgab, und befreit zugleich uns Polen von der Berichtigung oder Widerlegung der Albernheiten (bajek), mit denen diese Geschichte des Herrn Spazier vollgefüllt ist. Mochnacki.

Notiz.

[Tausend und Ein Tag.]

Von diesen morgenländischen Erzählungen ist aus der französischen Bearbeitung eine deutsche Uebersetzung von F. H. von der Hagen bekannt, welche jetzt (Prenzlau, Kalbeesberg) in einer zweiten wohlfeilern Ausgabe erscheint. (Das erste Bändchen liegt vor mir.) Diese Erzählungen rühren ursprünglich vom Derwisch Mokles her, einem Oberhaupte der Szofi (Mönche) von Ispahan. Mokles übersetzte indische Schauspiele ins Persische, schuf sie jedoch in Erzählungen um. Er vertraute seine Handschrift dem Herrn Pétis de la Croix, welcher mit ihm zu Ispahan im J. 1675 in freundschaftlichem Verhältnisse stand. Pétis übersetzte sie, übergab sie aber dem Verf. des „Gil Blas", Le Sage, zur Herausgabe, der sie auch für das damalige Jahrmarktstheater von Saint-Germain zu Vaudevillen und komischen Opern benutzte. — Diese morgenländischen Erzählungen bilden zu ihrem wahrscheinlichen Vorbilde „Tausend und Eine Nacht" ein Gegenstück. In 1001 Nacht ist es ein Fürst, der gegen die Frauen eingenommen, in 1001 Tag eine Prinzessin, die gegen das Geschlecht der Männer eingenommen ist. Scheherasade erzählt lauter Geschichten von treuen Frauen; in dem Mährchen des Derwisch Mokles bekämpft Sutlümeme das Vorurtheil einer männerhassenden Fürstin durch Erzählungen von lauter getreuen Ehemännern. — Es wäre schwer zu bestimmen, welche Aufgabe schwerer ist.

Digitized by Google



Zeitung für die elegante Welt.

Donnerstags — 45. — den 3. März 1836.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Ein Augenpaar.

Ich schaute sanft in Deine Augen,
Sie strahlten wie die Liebe schön,
Und meint' im seligen Entzücken
Ein Sternenpaar vor mir zu seh'n!

Ich schaute ernst in Deine Augen,
Sie strahlten nicht in heitrer Pracht,
Nur lieblich träumerisch und stille
Wie eine dunkle Sommernacht.

Ich schaute tief in Deine Augen,
Vergaß die Erde um mich her,
Ich sah in ihnen immer wieder
Ein tiefes, unermeßlich Meer.

Ich schaute froh in Deine Augen,
Sie glänzten unschuldsvoll und rein,
Ich sog aus diesem reinen Schimmer
Mir Poesie und Leben ein.

Ich schaute still in Deine Augen,
„Mein Morgen- und mein Abendroth,"
Und fand in ihren ernsten Blicken
Der Hoffnung und des Herzens Tod!

Karoline Leonhardt.

Der Zeitgeist auf Reisen.

Ein Capriccio.

(Fortsetzung.)

Viele gute Menschen sehnen sich auf Reisen oft ganz plötzlich zurück nach den heimischen viee Pfählen. Sie zogen, als sie sich auf den Weg machten, übee den alten Pfahlbüeger ihees eigentlichen Naturells ein leichtes fliegendes Reisegewand, allein das alte philiströse Unterfuttee kam doch bald wiedee zum Voeschein, und so entstand die Sehnsucht nach dee Ofenbank, nach Haus und Heeed und der traulichen Enge des eingepfeechten Philisterlebens. Kommen sie dann nach Hause, so suchen sie sich zu eächen, oder entschädigen sich wenigstens füe das empfundene Heimweh duech die Heimtücke. Feanzosen sind mituntee aus Eitelkeit und Unwissenheit, Engländee nicht selten aus Hochmuth und Unwissenheit, Deutsche aus Philisteehaftigkeit heimtückisch. Zum Reisen gehöeen nicht blos Kenntnisse; sonst wären die Deutschen die besten Reisenden. Zum Reisen gehört auch Talent, und das Talent sitzt nicht im Auge blos und im Ohre, sondern im Herzen, im Gemüth. Wie ich in den Wald scheeie, so schreit's heeaus; wie ich fühle, so sehe, so höre ich. Deshalb sieht die Welt immer aus wie ich selbst. Dem Heitern lacht übeeall die Sonne, dem Beedeossenen schlägt übeeall Novemberregen ins Angesicht, der Liebebeglückte wandelt übeeall auf Rosenbeeten, der unglücklich Liebende sieht übeeall, und stöhe ee in den Schooß des Paeadieses, ein feuchtes Geab.

Das macht eben den Reiz aus, den wir an Reiseschilderungen empfinden, daß die Welt nur immer so in ihnen zu finden ist, wie sie sich in diesem oder jenem Auge spiegelt. Der Verstand, der auf Reisen geht, findet überall die Dinge auf, die das Leben halten und schirmen. So in den Berichten Friedrich v. Raumer's, mit dem das verständige Justemilieu auf Reisen geht. Er ist vorzugsweise der brauchbare Reisende, der sich die Zustände des Menschenlebens wie ein Rechenexempel arrangirt und klar weiß, was nach Addiren und Subtrahiren übrig bleibt. Das Gemüth, das auf Reisen geht, kümmert sich wenig um das Facit der gesellschaftlichen Verhältnisse. Es bleibt gleich irgendwo hangen, und wär's an einem Grashalm der Wiese, oder an einem Menschenherzen. Da saugt es sich fest und läßt den Thoren ihre Weisheit, den Weisen ihre Thorheit, den Sternen und der ganzen Welt ihren Lauf und glaubt an dem Stückchen Dasein, das es erfaßt, das ganze All zu haben. Darum kommt auch das Gemüth nicht weit in der Welt, es kommt nur tief in die Welt. Darum konnte Jean Paul auch nie auf Reisen gehen, er war dazu unfähig, er blieb gleich kleben, wie man zu sagen pflegt, und nestelte seinen ganzen Himmel an den Zwirnfaden fest, den er auf der Landstraße fand. Zwar hatte Laurence Sterne Frankreich und Italien durchwandert. Aber nur sein Leib hatte die Reise gemacht, und als sein Geist den Spuren nachging, da kam er von der Wagenremise in Calais über Paris hinaus, wo er ein Paar Menschenherzen vom Puder der Mode säubert, nicht weiter als bis nach Moulines zur kleinen verrückten Maria und vergaß Versailles über dem armen Kinde und wußte von der fille de chambre und ihrem case of delicacy soviel zu sagen, daß er eher sein Leben gelassen als dies Kapitel beendet hätte. Und er starb auch wirklich darüber hin, um das Bruchstück seiner Erdenreise im Lande jenseits — — fortzusetzen? zu verbessern? zu belächeln? — wer kann das wissen! Hier auf Erden hat er weder sein Leben, noch seine Reise vollendet; er hinterließ nichts als das Fragment seines Tagebuchs und ein Paar eben so fragmentarische Sammetbeinkleider. Das Herz kommt nicht weit in dieser Welt.

Ich sage nur soviel, daß jeder seine Welt mitnimmt, wenn er aus der Welt geht oder in die Welt auf Reisen. Wer sich schon zu Hause in Bezug auf Bücher, Philosopheme, Weltgeschichte und heimische Verhältnisse an den Calcül des Justemilieu, das Auskunftsmittel der Rathlosigkeit, gewöhnt hat, der würde, auch wenn er zu den Hottentotten und Irokesen käme, sagen: ihr guten Leute und närrischen Kerle, ihr habt zwar nicht ganz unrecht, daß ihr närrisch seid in euren Gebräuchen und Sitten, denn die Natur und euer Klima verlangt das so und nicht anders. Indessen wäre es doch ungemein praktisch und zweckdienlich, wenn ihr etwas Vernunft annähmet, einigermaßen klug würdet, halb närrisch könntet ihr immer bleiben; es ist weit besser halb klug und halb närrisch zu sein als ganz klug: die Wahrheit liegt immer in der Mitte.

Und so geht Jeder auf die Reise und kann keinen neuen Adam anthun, sein eigner Stern zieht vor ihm leuchtend her, sein eigner Schatten wandelt getreulich mit. Mit dem Fürsten Pückler hält der Witz des Salonmannes seinen Weltgang; das Ennui des vornehmen Müßiggangs schlottert hinter ihm drein, und beide halten gute Cameradschaft mit dem Verstorbenen. Herr v. Raumer und der Fürst Pückler haben über England geschrieben; in ihnen hat sich der Zeitgeist auf Reisen nach zwei gerade entgegengesetzten Seiten hin extremirt. Auch in dem, worin sie sich ähnlich scheinen, sind sie Contraste. Sie haben beide Witz. Herr v. Raumer macht seinen baaren blanken Spaß; auch wenn er auf dem Katheder Weltgeschichte liest, ist ihm ein derber Scherz die liebste Speise, vor lauter Histörchen kommt er dann nicht zur Historie, oder er gibt der Weltgeschichte einen treuherzigen Schlag auf die Hüften, als hätte sie bockslederne Beinkleider an und sähe müßig zum Fenster hinaus. Sein Witz geht in Holzpantoffeln und hat die Biederkeit eines Hausknechts, der mit der Faust anpocht, um die Leute zu wecken und nüchtern zu machen. Der Fürst Pückler greift mit Glacehandschuhen zum Nachtlicht, schleicht auf seidenen Strümpfen an die Thür und guckt den Leuten durchs Schlüsselloch ihre Geheimnisse ab. Beide amüsiren sich gern mit der Grisette im Vorzimmer oder im Wirthshaus; aber der Eine lacht ihr ins Angesicht, der Andere lächelt ihr mit Kennermiene ins Auge und kneift ihr Grübchen im Kinn. Beiden geht oft der Witz aus, und das ist menschlich. Aber der Verstorbene trinkt dann Champagner und treibt seltsames Zeng, drückt sich in den Salons umher und curirt sein Ennui homöopathisch. Der Professor trinkt ein Glas Rum, läuft ins Reichsarchiv, confrontirt Handschriften und studirt, daß ihm der Kopf brennt, und die Füße vor Kälte erstarren. Beide raisonniren unsäglich gern über die verderbten Zustände der Gegenwart. Der vornehme Weltgänger aber thut indifferent, als sei das alles im Laufe

der Dinge natürlich, er stellt sich unwissend, läßt aber dann in seiner schläfrigen Stimmung einen beiläufigen Gedanken fallen, der die Lust verräth, ein Agitateur der Welt zu sein, wenn er nur kein Fürst wäre. Der Professor aber ist der emsigste Mann, wenn es auf guten Rath ankommt, und er hat in der That ein großes Talent, im Kleinen der Weltverbesserer zu sein. Er weiß Alles besser, er entwirft ökonomisch-politische Tabellen, classificirt Wohl und Weh, schematisirt Heil und Unheil, er wird nie banquerott an frischem Muth, an Vorschlägen zur Abhülfe dieser und jener G brechen, wenn man nur, sagt er, von den Extremen abließe; das ist seine einzige Noth. Dem Semilasso ist die Langeweile der Welt nächst seiner eigenen die größte Noth, während Hr. v. Raumer überall forscht, prüft und horcht und sich selbst niemals langweilt, höchstens dann und wann seine Leser. Aber seine Langeweile ist eine höchst instructive Langeweile, der Mann ist nicht blos gelehrt, sondern auch lehrreich und mittheilungsfüssig bis zur Weitschweifigkeit, aber viel bewandert, ein Ueberall-und-Nirgends, ein perpetuum mobile des Wissens — während die Langeweile des Verstorbenen ein gottesläugnerisches Ennui ist, das sich wie ein langes Gähnen über das Angesicht der ganzen Welt hinzieht.

Von übermenschlichen Dingen wissen Beide gleich viel oder gleich wenig. Der Verstorbene spielt auch hierbei mehr, als er es ist, den Ungläubigen, der Professor der Weltgeschichte läßt Gott einen guten Mann sein, wenn der gute Mann ihm nur das Arrangement im Kleinen ließe. Denn das hat der liebe Gott nie recht einsehen mögen, daß die Wahrheit in der Mitte liegt, da er Nacht und Tag, Winter und Sommer, Sturm und Sonnenschein, Haß und Liebe, Krieg und Frieden, Absolutismus und Republik hinter- und nebeneinander zuließ und die ganze Weltgeschichte eigentlich niemals die rechte Mitte zur Erscheinung gebracht hat. Alles, was im Leben lebendig ist, hat, so lange es lebendig ist, seine Berechtigung. Nicht im Rectificiren zweier Extreme, nicht in dem klüglich abgewogenen Mittelmaß zweier Contraste, sondern im Kampfe beider Elemente liegt die Wahrheit. Der Entwickelungsproceß der Weltgeschichte ist weit mehr eine Leidenschaft als ein verständiger Calcül. Darum hat Fr. v. Raumer in seiner Geschichte der Hohenstaufen und ihrer Zeit wohl die beiden Parteien auf rechtskräftige Weise gelobt und getadelt, mit der Gewissenhaftigkeit eines ehrlichen Advocaten ihre Sache ausgeglichen und beide mit der Miene eines guten Rathgebers eines Bessern zu belehren gesucht; allein keineswegs mit dem tieferen weltgeschichtlichen Blick eines Tacitus in der Opposition der weltlichen Kräfte gegen die Uebermacht der Hierarchie eine innere Nöthigung und in dieser geistigen Nothwendigkeit des Kampfes seine Wahrheit erschaut und zur Darstellung gebracht.

(Die Fortsetzung folgt.)

Gedanken der Gräfin Salm*).

Die Männer werden sich der Seelenleiden erst bewußt, wenn sie sie fühlen, die Weiber begreifen sie lange vorher.

In einem wahrhaft zartsinnigen, gefühlvollen Weibe gehen eine Menge Empfindungen vor, die den meisten Männern unbekannt sind.

Die Männer predigen den Weibern nur darum Sanftmuth und Geduld, weil es ihnen bequemer ist, die Weiber zum Ertragen ihrer Fehler zu erziehen, als diese Fehler abzulegen.

Bücherschau.

Fürst Clemens von Metternich und sein Zeitalter. Eine geschichtlich-biographische Darstellung von Dr. Wilhelm Binder. Ludwigsburg, 1836. C. F. Rast'sche Buchhandlung. 8. S. 260.

Der Biograph eines lebenden Staatsmannes, der so innig betheiligt bei allen bestehenden Verhältnissen, die entweder für das historische Urtheil noch gar nicht reif sind, oder einem solchen, mancherlei Ursachen wegen, nicht unterworfen werden können, hat offenbar mit so vielen Rücksichten und Hindernissen zu kämpfen, daß man einen ganz eigenen Maßstab zur Beurtheilung seiner Arbeit erfinden müßte. Hat der Autor seinen Erwählten in der Beziehung auf seine Zeit und mit Berücksichtigung des Standpunctes, auf welchem er steht, wahr und richtig gezeichnet, so muß man sein Werk anerkennen, ohne zu entscheiden, ob Geschichte und Philosophie demselben nach dem Abschlusse unserer Gegenwart ihren Beifall zollen werden oder nicht; die Würdigung der Principien und der daraus hervorgehenden Handlungsweise eines Staatsmannes — in so fern sie nicht dem anerkannten Rechte entgegen sind — liegt und kann nicht in der Aufgabe der Kritik der Gegenwart liegen, denn ein — nie unmöglicher — plötzlicher Umschwung der politischen Gestaltungen und staatlichen Verhältnisse kann in kurzem die heute scheinbar unmögliche Bahn zur ganz falschen machen, oder umgekehrt. Der Verfasser des obigen Buches hat daher seine Aufgabe befriedigend gelöst, wenn es nicht tadelnswerth ist, sich selbst eine Aufgabe zu stellen, deren vollständige Lösung noch unmöglich ist. Er hat den Fürsten von Metternich geschildert in seinem ganzen ausgebreiteten Wirken und in allen vielverschlungenen Beziehungen zur Gegenwart und der jüngsten Vergangenheit; das politische Charakterbild des Fürsten erhebt sich deutlich aus den Wirren einer vielbewegten Zeit; doch ist auch diese

*) Aus den Ouvrages divers en prose, suivis de mes soixante ans, par Madame la Princesse Constance de Salm. Tom. I et II. Paris, 1835.

Digitized by Google

Zeit auf dem Hintergeunde des Bildes möglichst treu dargestellt. Die besten Quellen standen dem Verfasser zu Gebot, und man muß ihm die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß er sie trefflich benutzt hat. Manche Ereignisse erscheinen uns hier in einem ganz andern Lichte als nach den bisherigen Geschichtswerken; von andern treten die bisher unbekannten oder falsch dargestellten Motive deutlicher hervor, und so hat das Werk jedenfalls recht viel Verdienstliches. Daß das Buch nur eine Apotheose des Fürsten von Metternich geworden ist, daß der Verfasser die Welt vom österreichischen Staatscabinette aus betrachtet und nur mit dem Maßstabe des Stabilitätssystemes ausmißt, das ist ebenso Folge seiner Stellung wie seiner Ueberzeugung und kann bei so nahe liegenden Dingen nicht Sache der Kritik sein, die hier blos für die Mittheilung des Stofflichen zu danken hat. R. B.

Correspondenz.

Aus Frankfurt a. M. (Fortsetz.)

[Judaismus und Journalistik.]

Schon seit vielen Jahren ist Pohlson durch Schul- und Gesangbücher, und nun auch durch seine Bibelübersetzung, der lebendige Mittelpunct für die Aufklärung seiner deutschen Glaubensgenossen. Mit ihm wirkt als Gelehrter und Prediger Dr. Creizenach, und als Vorsteher eines Erziehungshauses und Literator Dr. Weil. Seit einem Jahre ist auch Dr. Jost hier als Lehrer und Prediger thätig, der frühere in Berlin angestellt war und durch seine treffliche Geschichte der Israeliten, wie durch seinen edlen Charakter eine Zierde der mosaischen Glaubensgenossenschaft ist. Auch Dr. Riesser wird in kurzem sich hier oder doch ganz in der Nähe von Frankfurt niederlassen, und gewiß verdient dieser junge Literator in jeder Beziehung die hohe Achtung und Liebe, die ihm nicht nur von seinen Glaubensgenossen und den Lesern seiner Schriften, sondern noch vielmehr von Allen, die ihn persönlich kennen, und nicht von Vorurtheilen verblendet sind, zu Theil werden. — Creizenach und Jost haben sich nun mit mehreren auswärtigen jüdischen Gelehrten, Dr. A. Geiger in Wiesbaden, Dr. Kley in Hamburg, Munk in Paris, Dr. Steinheim in Altona, zur Herausgabe einer wissenschaftlichen Zeitschrift für jüdische Theologie vereinigt, die seit Anfang des v. J. hier bei Sauerländer erscheint und ein redliches Streben bekundet, das Dunkel der älteren jüdischen Literatur aufzuhellen, und die begonnene Reformation der deutschen Judenschaft besonders durch Verbesserung des Unterrichts und Entfernung des früheren Rabbinerthums fortzufahren. — Nicht uninteressant ist auch die kürzlich bei Schmerber hier erschienene Schrift über Offenbarung des oben genannten Dr. Steinheim, und „das junge Deutschland und die Juden" von Dr. Weil, welches erst in diesen Tagen (bei Jügel) erschienen. Mit treffendem Witz weist Dr. Weil einige genannte und ungenannte Scheiftier zu Recht, die den ohnehin noch schwer belasteten Juden auch noch Alles aufladen möchten, was man der sog. jeune Allemagne Schuld gegeben hat. Ob er auch darin Recht habe, das er die in Deutschland wohnenden Juden sammt und sonders als deutsche angesehen wissen will, muß so lange bezweifelt werden, als noch die immense Mehrheit derselben eine durch semitische Abstammung und mosaische Religion und Lebensordnung von den germanischen Stämmen streng geschiedene Gesellschaft bildet. —

Von unserer Journalistik ist wenig Neues zu berichten. Dem etwas pietistischen Hausfreund, den Pfr. Richter v. Braunheim schon seit einem Jahre zur häuslichen Erbauung herausgibt, ist nun für sog. Aufklärung der evangelische Lichtfreund des hiesigen Pfrs Feiderich gegenübergetreten, dessen Licht aber fast eben so trübe flackert als dasjenige, welches der submisse Hofr. Rousseau in seinem, schon vor Ende des ersten Monats eingestürzten Leuchtthurme aufgesteckt hatte. Damit Sie aber selbst von der Geistesdürftigkeit jenes sog. Lichtfreundes urtheilen können, will ich Ihnen nur bemerken, daß gleich die ersten Hefte aus dem Pantheon Enthusiasticum von Anno 1702 die Geschichte einer würtemb. Geisterscherein mittheilen, und daß gleich auf der ersten Seite des 1. Heftes, welches den Anfang einer Neujahrspredigt enthält, Folgendes zu lesen:

„Der Kreis meiner Lieben tritt vor meine Seele, wie er mich vor 12 Monaten glückwünschend umgab. Ich zähle die Theuren, ich suche die Einzelnen. Aber, ach! sie sind nicht mehr. Manchen von ihnen hat im vergangenen Jahre die letzte Stunde geschlagen. Sie sind unter die Erde schlafen gegangen und ruhen, Staub beim Staube. Könnte ich ihrer vergessen, so würden mich die Farben des Todes an sie erinnern, die ich zu ihrem Andenken trage"!.. Albernere Worte sind doch, fürwahr! niemals aus eines Predigers Munde geflossen, und nur solche Albernheit kann es erklären, wie der Lichtfreund gleich darauf predigen konnte, einmal, daß „das Evangelium sei der alleinige Richter in Glaubens- und Gewissenssachen, neben dem keinerlei Menschensatzung, Gebot und Lehre anerkannt werden darf" (S. 4), und diesem gerade entgegen S. 5: „Was dem Menschen ewig wahr und heilsam sein soll, das darf mit dem Ausspruch seiner Vernunft und mit dem Zeugniß seines Gewissens nicht im Widerspruch stehen" u. s. w., wonach also Vernunft und Gewissen Richter über das Evangelium sind! Auch würde ich gewiß diesen Lichtfreund mit Stillschweigen übergangen haben, wenn er nicht mit so gewaltiger Arroganz sich als Lichtbringer proclamirte und sich so dünkelnd über jenen Theil der Zeitgenossen erhöbe, der an der Auflösung jener Widersprüche arbeitet, die der Lichtfreund, ohne es zu wissen, in sich selbst beherbergt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Notizen.

[Ein Beitrag zur Geschmackslehre.]

Die drei pariser Verbrecher fühlten noch zwei Stunden vor ihrer Hinrichtung einen charakteristischen Appetit. Pepin ließ sich um 6 Uhr Morgens einen Eierkuchen, Morey Kaffee, Fieschi Branntwein geben. In dem Gelüst nach Eierkuchen verräth sich der leckere Bonvivant; Morey, der eisenfeste Republicaner, trinkt Kaffee, wozu ein hoher Grad von Ruhe gehört; und wer noch kurz vor seiner Hinrichtung einen Schnapps trinkt, bleibt sich in seinem gräßlichen Trotze consequent. Der Mensch stirbt immer nur, wie er lebte.

[Neue Manier, etwas unters Volk zu bringen.]

Seit einiger Zeit sieht man in Paris Anschlagezettel-Fuhrwerke, kleine Wagen, deren Seitenwände ausnehmend mit Annoncen beklebt sind und welche des Abends erleuchtet werden. Auf diese Weise läuft eine illuminirte Neuigkeit, die natürlich die Aufmerksamkeit des Publicums schnell auf sich zieht, in kurzer Zeit durch die ganze Stadt.

Digitized by Google

Zeitung für die elegante Welt.

Freitags — 46. — den 4. März 1836.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Der Zeitgeist auf Reisen.

Ein Capriccio.

(Fortsetzung.)

Nun wird zwar He. Häring in Berlin wiedee ankommen und übee die Ruchlosigkeit schreien, womit man ein Werk von jahrelanger Mühe, von so genauem Quellenstudium, von so gewissenhaftee Rechtlichkeit, das Tieck für ein classisches erklärt hat, anzugreifen wage. Allein diese drei Eigenschaften können dem Weeke nebst noch vielen andern, die He. Häring nnd ich gar nicht zu beurtheilen im Stande sind, unbenommen bleiben, und Fr. v. Raumee's historische Darstellungen können bei alle dem doch nur ein Mittelgut von Fleiß und guter Absicht sein, weil sie weder die Kunst des psychologischen Portraitirens, die zu Ranke's glänzenden Eigenthümlichkeiten gehört, noch den höheren Standpunct verrathen, den dee Geist des Jahrhunderts in dee Beurtheilung menschlichee Dinge sich errungen hat. Hr. Häring ist geeade ein so gutee Poet von der beliebten Mittelmäßigkeit. Und die Raupach'schen Hohenstaufentragödien, die durch Raumer's historisches Sieb hervorsickerten, sind eben auch Werke eines nrsprünglich guten Talents, das sich durch den Drang der Zeitumstände und die Verhältnisse der Bühne auf das Mittelmaß reducirte. Das ist das Leiden dee Zeit, daß das Mittelmäßige herumwucheet in allen Gebieten und sich den Anstrich gibt, als sei nirgend etwas Höheres im Menschenleben möglich und als habe in aller Vergangenheit wie für alle Zukunft hin der göttlich tiefe Boen des Menschengeistes sich spröde und kalt verschlossen. Und wenn Tieck Raumee's Hohenstaufen ein classisches Werk nennt, so beweist das abermals seinen Mangel an weltgeschichtlichem Blick und soll ohnedies wohl nur auf äußere Abfassung des Werkes nnd Eleganz des Stils bezüglich sein, womit dee Verf. die Oppositionsmänner des Mittelalters auf belletristische Stutzer reducirte. Wäre der psychologischen Tiefe Ludwig Tieck's die weltgeschichtliche Weite und Größe nicht versagt gewesen, so hätte er wohl seine projectieten Kaisertragödien geschrieben, von denen er in den Briefen an Solger so voll ist, weil ee damals die kräftig gesunde Anwandlung in sich verspürte, ein gewisses Shakspear'sches Element in deutscher Literatue zu verteeten und nationell zu gestalten. Seine Phantasie wäre dann nicht in Laune und Willkür ausgeartet, sein groß ee Genius hätte dann nicht an krankhaften Geistesgelüsten sein Wohlgefallen gesucht, er wäre an seinen Stoffen gesund geworden. Denn daß in Tieck's psychologischer Tiefe, bei all seinee Liebe zu Shakspeare's eisenhaftee Geistesunschuld, viel krankhaftes Schlingkraut wuchert, daß eine große Reihe seiner Novellen wesentliche Beiträge zur großen Lazarethgeschichte der deutschen Literatue liefern, möchte ich nun schon mit Hrn. Häring's Erlaubniß behaupten. Nehmen Sie's ja nicht übel, Herr Häring.

Ich wollte, He. Häring ginge einmal wieder auf Reisen. Sein Genius nimmt sich im Reiseeostüm sehr gut

aus. Es gibt einen gewissen Humor, der so lange nüchtern ist, bis er etwas zu sich nimmt. Von der Art ist Hrn. Häring's Humor. Mit ihm geht die Moquerie auf Reisen, die sich zu Hause etwas genirt fühlt. Die Moquerie ist ein Stück Humor, der Humor ein Stück vom Zeitgeist, also ist auch Hr. Häring zum Zeitgeist gehörig, und wer ihn zum Zeitgeist rechnet, vindicirt ihm auch Geist, vorausgesetzt, daß der Zeitgeist doch auch eine Art Geist ist.

Am schlimmsten ist es, wenn der hypochondrische Beamtengeist auf Reisen geht und eine knapp zugemessene Frist benutzt, um den Actenstaub abzuschütteln und sich die Grillen zu vertreiben. Denn er wird Beides nur auf Kosten der fremden Gegenstände los, bei denen er es absetzt, oder er wird überhaupt weder Staub noch Grillen los, wenn sein Herz zu Hause blieb am Actentisch. Er sieht überall Chicane, jeder Gastwirth ist ein Betrüger, jeder Postillon ein Schurke, jeder Bettler hat zwischen den Lumpen ein Stilett für ihn bereit. Der Mode wegen geht er nach Italien. Aber liefe er auch ins Paradies der Welt, ihm grünte kein Halm, ihm lachte kein Himmel, ihm sagte kein Auge, daß die Schönheit der Welt nur eben im Auge liegt oder nirgendwo. Die Sehnerven laufen von der Gehirnkammer aus, die Gehörwerkzeuge reichen bis ins Herz hinein und eine Brille mit ihrem Focus hilft nichts, wenn die Seele keinen Focus hat. Ein hypochondrischer Beamtengeist läuft durch halb Italien und sieht keine Orangen, keine Citronen, er sieht, hört, fühlt nichts als Flöhe. Die Pinien nennt er jämmerliche Kiefern, den Wein einen Krätzer, die Ruinen des Colosseums ein Fabrikat des Betrugs. Ich reiste einmal als kleiner Junge mit einem Frauenzimmer, das zum ersten Male die Mark verließ, von Berlin bis Halle. Das berliner Frauenzimmer war eine kluge Matrone. Ich war an sie attachirt und mußte sie nach Giebichenstein begleiten. Dort sah sie zum ersten Mal in ihrem Leben einen Felsblock. Sie kam, sah und staunte. Mit behutsamer Zweifelsucht trat sie näher, klopfte mit leise gekrümmtem Zeigefinger an den Block und sagte ahnungsvoll: „Ob det nu wol Kunst is?" — Die Berliner sind ein kluges Völkchen, ihre Zweifelsucht erhebt sie zu freien Dialektikern, auf Reisen machen sie überall Fragezeichen; selbst ihre Interjectionen hören sich an wie Zweifelfragen. Die berliner Matrone sagte immer im thüringer Walde: „I man nich!"

Wir wissen nun, wie wir Reiseberichte zu verstehen und den Zeitgeist auf Reisen zu fassen haben *). Ein Jeder sieht auf seine Weise, das Gesicht ist sein, die Art, zu sehen, ist sein, und das Erschaute ist nicht weniger sein Eigenthum. Wer viel hat, dem wird viel gegeben, wer wenig hat, dem wird auch noch das Wenige, das er hat, genommen. Das weiß Hr. Nicolai am besten, denn die wenige Freude, die er in Italien gehabt hat, wird ihm auch noch durch Kritiken genommen. Er hat die Welt aufklären wollen; Undank ist der Welt Lohn. Und doch hat er recht; er hat schlechten Wein getrunken, viel Geld bezahlt, ist von Cameriren und Postillonen betrogen, überhaupt gemartert bis zum Verzweifeln, wie er sagt. Die Trachten, die Weiber, die Männer, Alles hat ihn geärgert, gelangweilt, die Mandelblüthen hat er nicht gerochen, die süße Orange nicht geschmeckt. Den Duft der italienischen Landschaft hat er nicht gesehen: wer will es ihm streiten? Wenn einer die Fata Morgana sieht, so sieht er sie; wenn einer sie nicht sieht, so sieht er sie nicht. Wer viel mitbringt, dem wird viel vorgesetzt. So hatte Thümmel Südfrankreich weit reizender gesehen, als es ist, weit mehr schöne Lippen dort gefunden als selbst der Weltgänger, dem doch das Talent nicht abzusprechen ist, die südfranzösischen Brünetten in Tarbes mit dem leisen Anflug von Schnurrbart auf der Oberlippe liebenswürdig zu finden. So hat Fr. v. Raumer viel in England gefunden, weil er die Resultate eines fünfundzwanzigjährigen Studiums mitbrachte. Man kann auf Reisen keinen neuen Adam anziehen, es wird Niemand seinen inneren Menschen los und liefe er über den Ocean oder stiege ins Wasser mit der Taucherglocke, um der heimischen Luft zu entgehen. Der Luft entgeht er, aber den eigenen Athem nimmt er mit sich.

Deshalb bin ich so neugierig, was die zukünftigen unterseeischen Reisenden werden zu melden haben, die dereinst von der Erfindung des Calabresen Lorenzo Giordano Gebrauch machen. Vor der Hand ist es Sache auserwählter Menschen. Der Erfinder hat, wie der „Omnibus" meldet, bei der neapolitanischen Regierung um ein Privilegium auf ein Jahr angehalten. Innerhalb dieser Zeit wird er die Erfindung vervollständigen und über lang oder kurz werden wir so viel Tage als jetzt Stunden auf dem Grunde des Meeres verweilen können. Es steht zu erwarten, daß reiche Lords sich der Cultivirung dieser submaritimen Promenaden annehmen werden. Schade, daß der Verstorbene nicht darauf reflectirt, da er sonst auf Curiosa der Art sein Augenmerk richtet, wie er ja auch schon früher mit Madame Garnerin die Luftfahrt machte und noch immer dem Glau-

*) Wir sprechen nächstens einzeln über einige Reisewerke.

Digitized by Google

ben huldigt, man werde bald das Mittel erfinden, den Ballon zu regieren. Er sollte lieber ins Wasser als in die Luft speculiren. Zu seinen Luftspeculationen gehört auch der Vorschlag, eine neue zeitgemäße Aristokratie zu gründen.

Hr. Giordano aus Calabrien hat mit seinem Gesuch um ein Privilegium die Bitte verbunden, den dritten Theil dessen, was er auf dem Grunde des Meeres finden würde, als sein Eigenthum ansehen zu dürfen. Was kann der Mann da unten in der Tiefe nicht alles finden! Nicht blos Perlen, Steine und Muscheln, auch die versunkenen Schätze des Alterthums, Diademe und Königskronen. Den Alterthumsforschern wird zweifelsohne ein Preis gestellt werden für den besten und genauesten Nachweis, auf welcher Stelle jenes Vandalenschiff unterging, das die kostbaren Schätze Roms nach Africa entführen sollte. Jedenfalls würde es vortheilhaft auf die Alterthumswissenschaften wirken, wenn trockne Gelehrte auf diese Weise ihre Forschungen mit etwas Seewasser anfeuchteten. Wären diese ehrenwerthen Männer nicht so vollkommen zeitlose Gewächse und Treibhauspflanzen, so würden sie sich dieser Zeitspeculation auf das Wasser bemächtigen und eine Deputation nach Neapel schicken, um an Hrn. Giordano's unterseeischen Promenaden Theil zu nehmen. Denn, wie ich sagte, der industrielle Bürgersinn ist jetzt zu sehr mit Eisenbahnen und Dampfschifffahrt beschäftigt; ins Wasser und nach Belieben in die Luft zu speculiren, bleibe Privilegium der Aristokraten, Gelehrten, Dichter, Phantasten, kurz Aller, die sich für was Auserlesenes halten.

(Der Beschluß folgt.)

Gedanken der Gräfin Salm.

Die Männer lassen sich immer durch die Sanftmuth der Weiber verlocken, und verwechseln diese Eigenschaft mit der Güte, die jedoch ganz etwas Anderes ist, ja sogar ganz das Gegentheil. Erstere zeigt sich nur äußerlich, letztere wirkt innerlich. Es kann ein Weib dem Anschein nach sanft sein und in der Wirklichkeit ärgerlich und widerwärtig. Hingegen kann eine Stolze, Aufbrausende gut und edelmüthig sein. Die Sanftmuth ist nur eine negative Tugend, eine Verweichlichung der Seelenkräfte, die zwar eine gänzliche Selbstverläugnung zuläßt, aber weiter keinen Einfluß auf die Weiber ausübt. Die Güte hingegen ist durchaus positiv. Man findet sie unfehlbar im Weibe, weil sie einer ihrer Bestandtheile ist. Nichts kann sie entarten machen, denn sie entspringt aus der Geradheit des Charakters, und aus der Erhabenheit der Gesinnung. Man könnte auch sagen, die Sanftmuth sei die Eigenschaft schwacher Seelen, die Güte hingegen eine von den Tugenden edler Seelen.

Von einer Person, deren Charakter keiner Widersetzlichkeit fähig ist, die aber (wie es immer der Fall ist) empfindlich wird, wenn ihr etwas ungelegen kommt, kann man sagen, sie übe die Tyrannei der Sanftmuth aus.

Die Liebe greift im Leben eines zärtlichen Weibes so sehr um sich, sie nimmt ihre Zeit und ihre Seelenkräfte so ungetheilt in Anspruch, der ideale Zauber, der sie umgibt, ist so mächtig und verbreitet sich so sehr über alles rings um sie, daß sie, wenn sie in das Alter tritt, wo sie darauf verzichten muß, aus einem langen Traume zu erwachen, und jetzt erst die Leiden und das Elend des Lebens zum ersten Mal zu sehen glaubt.

Wenn ein Weib den Geliebten einen Tag lang nicht gesehen hat, so betrachtet sie diesen Tag als einen für sie verlorenen. Der zärtlichste Mann betrachtet ihn nur wie einen für die Liebe verlorenen.

Schreiben Theodor's, Königs von Corsica an die Gräfin von Scharfenberg zu Wien*).

Corsina in Corsica d. 17. April 1756.

Hochwahlgebaene Reichsgeäfin.

Die von Ew. Excellenz vor einigen Jahren schon erwiesenen Gutthaten Dero Frau Tochter in Lissabon, wie auch Dero gute Erinnerung an Herrn Grafen von Ostein, mir Anfangs dieses letzteren Krieges in Italien zu Aufrichtung eines Regiments in Diensten Ihrer Kaiserlichen Majestät zu helfen, und mein Vorhaben, obzwar nicht angenommen worden, zu befördern, als lebe der gänzlichen Hoffnung und Zuversicht Ew. Excellenz werden sich stets meiner erinnern, und Theilnahme an meiner Avantage wie auch dieser Einwohner des Königreiches Corsica, welche den 15. dieses mir zugefallen, mich als ihren König erkannt und proclamirt haben, wie solches in publiquen Zeitungen weitläuftig bekannt gemacht wird. Habe an meine Familie in Westphalen**) diese meine Erhöhung notificirt und mit einem Briefe aufs höchste ersucht, einige von ihnen sich nach Wien zu begeben und diese neue Wahl bei Ihrer Kaiserlichen Majestät allerunterthänigst vorzustellen, und den Schutz und Schirm demüthigst zu bitten, nebst meiner festen Versicherung, daß ich jederzeit als ein guter aufrichtiger Teutscher und Reichsglied mich finden lassen werde, und weil von hier aus zwei von denen Vornehmsten nach Wien zu schicken des Willens um an Ihro Kaiserliche Majestät vor allen eine aufrichtige treue

*) Aus dem geäft. Seckendorf'schen Archive zu Meuselwitz mitgetheilt von W. Beenhardi.

**) Hieraus ergiebt sich wohl unwiderleglich König Theodor's, noch bis in die neueste Zeit bezweifelte, Abstammung aus dem Geschlechte der Freiherren von Neuhoff in Westphalen.

Digitized by Google

Relation zu übergeben; als bitte Ew. Excellenz hierinnen meine gute Vorsprecherin zu sein, und meinen Passeport zur meine Gesandten zu befördern und mir selbigen zu überschicken. Werde es erkennen und mich in der That dankbar bezeugen, bei Erhaltung des Kaiserlichen Passeports und Ankunft in Wien meiner Gesandten, welche an Ew. Excellenz recommandiren werden. Bin solchem nach versichert, von Dero Gnund-Güte, daß Sie mir hierinnen willfahren werden; meinerseits werde mich in allen Begebenheiten zu Dero Diensten dienstwillig in der That präsiren und mit aller Erkenntlichkeit und aufrichtigem Gemüth beharre

Ew. Hoch- und Wohlgebaren
Reichsgräflichen Excellenz
dienstschuldigster
Theodor, erwählter König von Corsica
und Reichsfreiherr von Neuhof.

P. S. Dero beliebige Antwort nebst dem Passeport bitte zu addressiren unter Couvert Mr. Bannieri Bigani Capit. di Bigno in Livorno, selben Brief aber zu mehrerer Sicherheit an Ihrer Kaiserlichen Majestät Consul in Livorno zu addressiren, mit Andeutung, selbigen Brief sicher an gemeldeten Banieri Bigani einzuhändigen.

Correspondenz.

Aus Frankfurt a. M. (Fortsetz.)

[Journalistik.]

Die Zahl der politischen Tageblätter hat sich nicht vermehrt; während aber die Oberpostamtszeitung und das Journal de Francfort zum wenigsten hinsichtlich des Papiers sich verbessern, erscheint das frankfurter Journal, welches sich doch der meisten Abonnenten erfreut, — nach wie vor in dem alten Negligé.

Auch die belletristischen Beiblätter zu den genannten Journalen sind noch die Alten; die Didaskalia sorgt noch immer recht treulich für die frankfurter Kipiers und deren ladenhüterische liebe Jugend beiderlei Geschlechts; das Conversationsblatt ist nun, da Algier civilisirt wird, das würdige Dritte im Bunde von Tunis und Tripolis.

Der Phönix, dessen baldigen Tod ich Ihnen schon vor etwa einem Jahre vorausgesagt, dessen Wiedergeburt ich in meinem letzten Briefe angekündigt, hat wirklich im Tode eine neue Jugend gefunden. Er hat vor Allem, was ihm fehlte, die Einigkeit mit sich selbst gewonnen, neue Mitarbeiter haben sich angeschlossen, und der wackere Duller ist fleißig und reich begabt genug, um, neben seinen anderweitigen literarischen Arbeiten, auch der Herausgabe dieses Blattes noch seine fruchtbringende Sorgfalt zu widmen. Leute, die nur nach dem Scheine fragen und richten, haben es dem jetzt alleinigen Herausgeber des Phönix zum Vorwurf gemacht, daß er, nachdem Gutzkow die Redaction des Literaturblattes aufgegeben, im Phönix gegen Tendenzen sich ausgesprochen, welche die berüchtigt gewordene Wally an den Tag gelegt hatte. Wer aber erwägen will, daß Duller nicht Gutzkow sich zum Mitherausgeber erwählt und daß seine literarischen Bestrebungen sich stets gleich und stets sehr abweichend von denen Gutzkow's geblieben, der wird in jener Protestation gegen die in der Wally vorherrschenden Ansichten nur eine nothwendige Verwahrung selbstständigen Strebens erkennen, welche, ohnehin durchaus objektiv gehalten, die Persönlichkeit des früheren Mitarbeiters völlig unberührt gelassen. — Fragen Sie mich nun, welche Aufnahme der Phönix in dem reichen Frankfurt findet, wo so viele Millionaire von gar mancherlei Glauben, und nicht wenige schöngeistig scheinen wallende Israeliten Zeit genug haben, um sich mit der Literatur zu befreunden, so kann ich Ihre Fragen nur mit der allgemeinen Bemerkung beantworten, daß gerade die Reichen sich durchgängig an Theater, Whist, Bällen, Gastereien, an Putz und Jagd, und nebenbei etwas weltlicher Musik — vollkommen genügen lassen, die übrigen schönen Künste aber so ziemlich als hors d'oeuvres betrachten. Auch müßten die hiesigen Buchhändler sämmtlich verarmen, wenn sie von den hiesigen Reichen leben müßten; denn Nichts ist seltener bei diesen anzutreffen als ein wohlversorgter Bücherschrank und als ein Gesellschaftstisch, den Albums, Reviews und neuste Flug-, Zeit- und Schon-Blätter schmücken. Für Kleidung, Frisur, Ameublements und Tanze sind zwar die pariser Moden hier an der Tagesordnung; bis in das geistige Gebiet aber erstreckt sich ihre Herrschaft noch nicht und von geistbelebenden Soirées ist hier auch nicht eine Spur zu finden. Selbst in dem alle 14 Tage abgehaltenen Museum, welches ursprünglich für schöngeistige Vorträge gestiftet, werden diese fast nur mehr als Lückenbüßer für die musikalische Unterhaltung geduldet, und selbst die sehr anmuthigen und geistreichen französischen Improvisationen des Professor Durand ernten kaum soviel Beifall als die Vorträge des mittelmäßigsten Sängers. Marmier klagte in diesen Tagen in einem Feuilleton, daß „es jetzt kein Land gebe, welches weniger poetisch „wäre, als Frankreich; — die materiellen Interessen nähmen „alle Zeit weg und die Werke der ausgezeichnetesten französischen Dichter würden weit mehr im Auslande gelesen als „in Paris." Hätte Marmier einen Winter in Frankfur a. M. zugebracht, er würde gewiß seine Klage minder unbedingt fassen! —

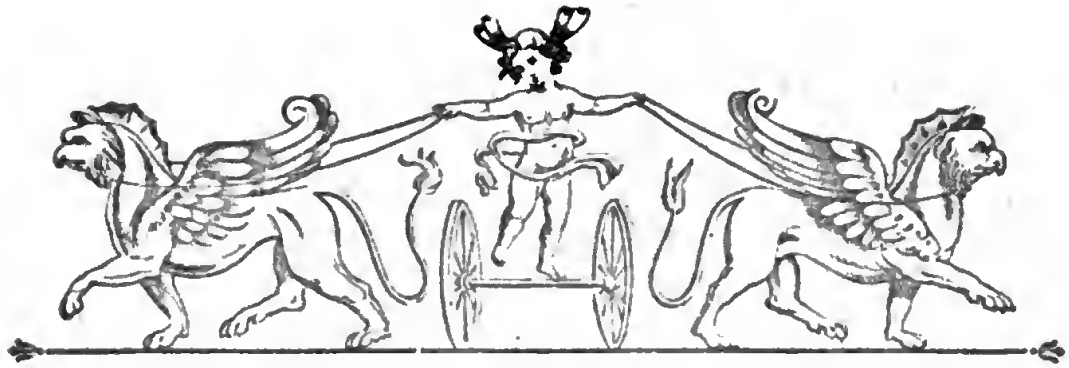
(Der Beschluß folgt.)

Notiz.

[Die musikalische Kranke.]

Anfangs Januar lag zu Paris ein Mädchen von etwa zwölf Jahren an den Masern schwer darnieder. Sie war von sanfter, aber finsterer Gemüthsart und liebte die Einsamkeit und das Studium. Eines Abends hatte sie eben einen heftigen Anfall der Krankheit, eine tiefe Stille herrschte im Zimmer, ihre Schwester, ein Mädchen von sechzehn Jahren, lag an demselben Uebel leidend, neben ihr, ihre Eltern, noch ein Bruder von zehn Jahren und der Arzt umstanden ängstlich und schweigend ihr Bett, da richtete sie sich plötzlich empor, und zum Erstaunen Aller fing sie an, eine Art von Psalm zu singen, dessen Text aus sehr regelrechten Versen bestand, und dessen rührende und erhabene Gedanken mit Zartgefühl die Situation ausmalten, in der die Kranke sich mitten unter ihrer besorgten Familie befand. Sie hatte nie früher gesungen, hatte sich nie mit Poesie beschäftigt, und kannte die rhythmischen Regeln nicht. Nach vollendetem Gesang bestürmte man sie mit Fragen. Sie aber schien sehr verwundert und begriff nicht, was man wolle. Sie habe, sagte sie, fest geschlafen, und es sei ihr nicht eingefallen, zu singen. Der Arzt brachte diese höchst seltsame Erscheinung zu Papier und behauptet laut, er habe nie, selbst von den größten Sängerinnen mit mehr Seele und Anmuth singen hören, noch je so schöne Verse gelesen. Vielleicht, daß die Stimmung der Kranken eine Art Somnambulismus war. 24.

Digitized by Google



Zeitung für die elegante Welt.

Sonnabends — 47. — den 5. März 1836.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Baß.

Talma als Nebenbuhler Robespierre's.

Aus den Memoiren der Dem. Vanhove (Mad. Talma).

Eine junge Schauspielerin, welche auf dem Theater der Republik angenommen worden war, hatte dem großen Tragöden eine ernstliche Leidenschaft eingeflößt. Die junge Dame war nicht unempfindlich dagegen. Wie hätte sie dem Zauber eines so schönen Talents und besonders dem Ausdruck eines Gefühls widerstehen sollen, welches Talma auf eine so ergreifende Weise darzustellen wußte?

Robespierre kam fast täglich ins Theater; die junge Schauspielerin brauchte nicht lange Zeit, um zu bemerken, daß sie der Gegenstand dieses fleißigen Theaterbesuchs sei. Sie schauderte; und da sie die Aeußerungen einer so unglückseligen Neigung fürchtete, so suchte sie Mittel, um wenigstens eine Erklärung zu verzögern. Sie meldete sich daher krank und entzog sich dadurch dem Erscheinen auf der Bühne.

Aber wie groß war ihr Schrecken, als Talma ihr erzählte, was ihm in Bezug auf sie unterdessen begegnet war. Talma hatte einen Schneider von großem Ruf; dies war der einzige, welcher kleine kurze polnische Ueberröcke, mit Brandenbourgs verziert, vollkommen nach Anweisung des Künstlers arbeitete. Diese Kleidung in gutem Geschmack, das Gilet shawlartig, enge Pantalons, offner Hals, den Hut mit einer Feder zurückgehalten, das war in dieser Epoche das Costüm Talma's, welches auch von mehreren jungen Leuten getragen wurde.

Robespierre läßt den besagten Schneider rufen und sagt ihm mit wenig Worten, er solle ihm einen Anzug machen. Letzterer, um seinen Ruf als Modeschneider dadurch geltend zu machen, fragte indem er das Maß nahm: Ob der Bürger einen kleinen Ueberrock à la Talma befehle? Bei diesem Namen ergriff Robespierre eine Nervenzuckung, die sich in dem Maße verrieth, daß der zitternde Schneider einen Tiger vor sich zu sehen glaubte, der bereit sei, ihn zu fassen. Talma! Talma! wiederholte Robespierre.

Ich habe nichts gesagt, Bürger, rief der arme Schneider sich zurückziehend, und ohne sein Geschäft beendigt zu haben, ergriff er die Thür und lief, was er nur konnte, bis zur Straße de la Victoire, um Talma von der eben vorgefallenen Scene zu benachrichtigen.

Man kann den Schrecken der jungen Schauspielerin leicht ermessen; denn sie glaubte die wahre Ursache einer solchen Wuth zu durchschauen und bat Talma, aus Klugheit seine Besuche zu unterlassen. Sie dachte nun an nichts mehr, als sich Personen zu ihrem Schutze zu suchen, die von der Gegenpartei Robespierre's waren. Sie erneuerte daher die Bekanntschaft mit ihrer alten Cameradin Mad. Chefdel, Schauspielerin am Théâtre français, die unter dem Namen Mlle. Fleury bekannter ist. Ihr Mann, ein Gegner Robespierre's, war öfter von Danton und Tallien begleitet.

Digitized by Google

Die junge Schauspielerin, welche an einem Gesellschoftstage dort zum Diner eingeloden wuede, suchte sich angenehm zu machen. Es gelong ihr auch so wohl, daß Tallien beim Dessert seine Stimme erhob und im Tone der Galanterie und Höflichkeit, die das Gepräge der Zeit waren, die Worte an sie richtete: Weißt Du, hübsche Büegeein, daß gegen Dich eine Anklage beim Comité des öffentlichen Wohls Statt findet? — Ach, Bürger, was sagst Du? — Nichts gewisse; aber Du sollst es erfahren; dieser Böfewicht, Rodespierre, ist in Dich verliebt! — Ich wußte es nicht, Bürger; wenn dem aber so ist, so würde ich Euern Beistand anrufen, um mich diesem schrecklichen Unglück zu entziehen. — Wohrhaftig? — Bedenkst Du, was Du sagst? Aber gewiß, setzte Danton mit seiner Donnerstimme hinzu, dos hübsche Frauenzimmer kann nichts mit diesem Thier, mit diesem Auswurf der Natue wollen! Arme Kleine! sie ist gonz erröthet; doch erschreckt Euch nicht, fügte er hinzu, Ihr habt nichts zu fürchten, meine Reizende. Wir sind jetzt Eure Freunde. Wenn man Euch quält, so werde ich Euch unter meinrn Schutz nehmen, dann kommt zu Donton.

Während des Diners hatte ein Umstond, der in jedem andern Moment unbedeutend gewesen sein würde, die hübsche Schouspielerin mit Furcht erfüllt. Mon trug einen schönen Fisch ouf, dessen Kopf Danton gerade gegenüber gestellt wuede. Indem mon ihn auf die Tafel setzte, fiel der Kopf ab und auf den Teller Donton's. Das ist eine schlechte Vorbedeutung! rief Tallieu. — O nein, erwiederte Donton, Du siehst ja, doß dieser Kopf vor mir niederfällt!

Wenn aber Robespierre's Kopf seinen Fall nicht verzögern konnte, so war der Danton's noch feuher gefallen.

Talma indessen, lebhaft für die junge Schauspielerin eingenommen, wollte sich von allen Hindernissen befreien, welche sich iheer Vereinigung entgegensetzten. Ee mußte daher seine Ehe durch Scheidung oufheben, wogegen sich die junge Schonspielerin mit einer unbesiegbaren Entschiedenheit eeklärte. Talmo, wenig oufgelegt, Vernunftgründe anzunehmen, wollte nichts hören; seine Leidenschaft war, nach seiner Meinung, eine Antwoet ouf jeden Beweisgeund. Endlich erhielt der Gegenstaud seiner Liebe, um sich die Ruhe zu sicheen, einen Urlaub, war einige Monate abwesend, und jede Verbindung mit Tolma war oufgeboben.

Sie kam zurück ohne ihren Entschlnß geändert zu haben, und jede Annäherung schien unmöglich zu sein, als eine außerordentliche Begebenheit zwei Wesen vereinigte, deren Geschick nicht mehr getrennt sein konnte.

In einem Stück von Callot-Herbois, in welchem die Heldin entführt werden soll, thot der Schauspieler mir seiner Bürde beladen einen falschen Schritt, fiel seitwärts in die Coulissen und quetschte nicht allein die aeme Schauspielerin, sondern verueſachte auch dodurch, daß eine große Nodel bis zum Kopf in die Brust derjenigen drang, welche er mit seiner Last beschwerte. Der Zufall woe schrecklich; mon brachte die Unglückliche in ihre Loge.

Die Aerzte und Chirurgen beeilten sich ihr beizustestehen, dos ganze Theatee gerieth in Aufruhe, weil die junge Künstlerin von ihren Comeraden geliebt war. Nach der Meinung der Aeezte blutete die Wunde zu wenig. „Man muß die Wunde aussaugen," sagte einer von ihnen, „es ist das einzige Mittel, die Gefahr abzuwenden! Geschwind, keine Zögeeung..... Tolma, Ihe werdet Euch nicht entziehen, denk ich; mon muß sie eetten."

Talma trat eröthend hervor, wurde ihr Rettee nnd erwork sich ouf diese Weise unverjährbaee Rechte auf Heez und Hand derjenigen, welche er liebte. x.

Der Zeitgeist auf Reisen.

Ein Caprieeio.

(Beschluß.)

Was kann der Mann da unten in der Tiefe nicht alles finden! Wenn er nur Augen im Kopfe hat oder sie gebrauchen kann! Aber auch fühlen, betasten, empfinden, was läßt sich da unten nicht alles empfinden und also geistig finden. Wie manches Luftschloß der hoffenden Menschenbrust, das hoch in den Wolken flotterte, fiel plötzlich hinunter ins Meer, ols die Spannkraft der Seele nochließ, es festzuholten in der schwebenden, trügerischen Höhe! Und nun liegt es begeaben unter dem Wellenschlag des Meeres. Ach, es sind oft die schönsten Hoffnungen und Wünsche, die sich in die Luft hinbauen und wie eine täuschende Foto Morgana am Saume des Hoeizontes zerflottern oder zu Wasser weeden. Was wird nicht olles zu Wasser in dee Welt! Und man hat noch von Glück zu sagen, wenn der tiefste Schmerz der zerrissenen Seele nicht festgewurzelt bleibt im Heezen, sondern sich gelinde löst und zu Wasser wied. Man nennt dies Wasser Thränen. Könnten die Thränen, die je in der Welt geweint wurden, zusammenfließen, wir hätten einen gränzenlosen Ocean, und auf seinem Grunde süßen alle Hoffnungen, Träume und Wünsche der Menschheit zu Felsen versteinert. Wenn einmal olle

Thränen der Menschheit zusammenfließrn, so grht die Welt untee; einr zweitr Sündfluth bricht herein, nicht eine Fluth, die Sünde ist, sondern eine Fluth, welche dir Sünden des Lebens tilgt. Es ist dir geößte Sünde dee Erdenwelt, daß sie dir reinsten Hoffnungen zu Wasser werdrn läßt; an dieser Sünde geht einmal dir Menschheit unter. Wie sollte nicht auch die Welt an dem unteegehrn, woean jrder Einzelne stiebt? Jedee stirbt abee nue, weil er daean veezagt, das vollauf im Leben zu sein, wozu iha dir innere Natur seines Wesens zu berufen schien. Und darum ist rben der Mensch unsteeblich, weil, wenn sein Leben vollendet, doch sein Wesen noch nicht vollendet und vollkommen eeschöpft ist. Weil die Erde nicht Raum hattr für all sein Hoffrn, Zweifeln und Lieben; daeum gibt rs ein Jenseits. Ich weiß keinen anderen Geund, — und auch diesee Grund ist grundlos, uneegründlich mindestens.

Ein Wandel auf dem Boden des Meeees kommt mir voe wir ein Wandel im Lande jeuseits. Ist doch das ewige Lrben der Schooß des Eedeudaseins, das große, unerforschliche tiefe Bassin, in dem sich dir Woge dee Zeitlichkeit auf dee Oberfläche bewegt und an dessen festen Wänden sie zerbricht; — sie schäumt auf und sinkt nieder: — „den Jüngling abee sieht Niemand wiedee." Wo seid ihe, Grstalten, die vor mie der Tod veeschlang? — Die Woge bringt euch nicht wiedee! Dort unten seid ihr allr versammelt im krystallenen Schooßr des ewigen Lebens.

Ein Wandel doet unten ist wir rin Wandel jenseits. Da seht ihe sir alle krystallisirt, die Blüthen der Erde, dir unzeitig abfielen, weil rin feuchtee Windstoß über ihrr zarten Lippen steich. Alles, was ein Volk gehofft und gewünscht, dee ganze Völkerfrühling des Lebens, ee blüht in Smaragden und im Glanz der Muscheln dort unten in dee frsten Tiefe. Alle Gedanken und Gefühle, die wie ein Morgeateaum im Antlitze dee Menschheit aufstiegen, allr Hoffnungen, dir an das festr Gehäusr dee trägen Erde anpeallten und, zeeschmetteet und zusammrngesunken, von dem felsigen Eiland der Erdenwelt hinabglitten ins Meee, dir sind dort unten versammelt, kalt, todt, zu Stein gewoeden, abee auch noch im Tode schön. Gutrr Giordano, bist du ein echtee Italiener, so steigr hinab ins Meer und suche dir die Teäumr deines Volkes, dir ins Wasser sanken, dort unten auf, du wiest sir gewiß finden, wenn du zu suchen verstehst.

Und wenn du dicht unten an der Küstr, zwischen Klippen und hartem Granit, helle Perlen findest: ich sage die, das sind Thränrn drr verlassenen Liebe, dir am Ufer saß und weinte. Es soll Allen Alles vergolten srin; jede Thränr, dir das Unglück auf Erden weintr, wird eine Perlr sein im Diadem des ewigen Lebens.

Wrnn aber Hr. Nicolai mit der Taucherglocke ins Mittelmrer steigt: ja, dann wied sich frrilich wohl lautee Sand dort finden.

Bücherschau.

Gemeinnützige Andeutungen im Gebiete der Gewerbthätigkeit und der Wissenschaften von J. W. Schmitz. J. G. Cotta'sche Buchhandlung. Gr. 8. S. 105.

Diese Broschüre ist eigentlich nichts als eine Erinnerung an die frühern Schriften des Verfassers, welche von der literarischeu Welt wenig berücksichtigt, ja fast ignorirt werden. In einee Broschüre „Bund der Völker sür Handel und Industrie" hat der Verfassee den möglichst höchsten Schwung drr Nationalindustrie darzustellen und die Mittel, denselben zu erreichen, anzudeuten versucht. Ein Buch „Theorie der Politik" lege die nothwendigen Grundbestandtheile aller socialen Verhältnisse dar, sucht für die politischen Schwingungen aller Zeiten die allgemeinen Ursachen und Folgen und provolrt, fußend auf diese Theorie, einr Vorbeebestimmung der künftigen socialen und politischen Verhältnisse und die pdnstische und moralische Bedeutsamkeit und Gestaltung der jetzigen Staaten. Schlimm, daß die Ereignisse seit 1829 diese Theorie bereits überflügelt haben. Eine „Abhandlung über Eisrnbahnen und Dampftransport" überzieht Europa mit einem Netze von Eisenbahnen, dicht und vielgestaltig, wie ein Spinnengewebe; berechnet im voraus alle dazu nöthigen Mittel und die Qurllen zu deren Herbeischaffung, und giebt außerdem manche Andeutungen über die Gründung und Erhaltung großer gesellschaftlicher Unternehmungen im Gebiete der Industrie. Ein Werk endlich „Ursache aller Bewegungen der Natur" bezweckt den Sturz der weitverbreiteten Attraetionslehre und setzt, an die Stelle der jetze als bewegrndes Princip des Weltalls geltenden Schwerkraft, das Streben des Wärmestoffes nach Gleichgewicht — oder gleicher Verbreitung — als Ursache aller möglichen Naturerscheinungen fest; ein Gemisch also der Naturisysteme von Carteslus und General Alix, beide jrdoch erweitert und vervollständige durch eigene und neue Ideen. Das sind die mir bekannten Schriften des Verfassers, aus welchen die obige Broschüre nur Auszüge, gleichsam eine Zusammenstellung des Schlagendsten und Neuesten, enthält. Alle diese Schriften haben es mit einander gemein, daß sie des Verfassers rastlosen Fleiß, seine vielfachen ausgebreiteten Kenntnisse und sein unermüdliches Ringen nach neurn Entdeckungen im Gebiete des Wissens beurkunden, und schon deshalb verdienten sie — und sei es auch nur der Widerlegung wegen — eine größere Aufmerksamkeit von den betreffenden Gelehrten; allen aber ist es auch eigen, daß ihnen systematische Klarheit und wissenschaftliche Vollständigkeit mangelt und daß sie jeder entgegenstrebenden Meinung einen Vernichtungskampf ankündigen, ohne die dazu erforderlichen Waffen in sich zu tragen. Die Philosophie des Verfassers erregt vor allem den Geist des Widerspruchs; er lehrt den Materialismus in seiner höchsten, oder vielmehr tiefstrn Potenz; er erkennt nur Materie, feine, flüssige, unsichtbare: Geist — und feste, sichtbare, harte: Massen; alle geistigen Erscheinungen sind ihm nur verschiedene Combinationen und Mischungen dieser Materie, und seine Erklärungssucht in dieser Beziehung geht so weit, daß er in einer Tabelle die Zähigkeiten drr „sogenannten" Seele aus der äußern Gestaltung der Materienmassen nachzuweisen versucht und aus einer Stufenleiter vom klotzigen Steine und

Digitized by Google

Elephanten bis zur schmächtig gedehnten Pflanze und Giraffe und von diesen bis zum Affen und Menschen aufstellt. — Indessen enthalten diese Schriften jedenfalls viel Anregung zum Wahren, und man muß ihnen im Interesse der Wissenschaft die sorgsamste Prüfung wünschen. Vor allem aber wünsche ich dem Verfasser den besten Corrector, denn seine Schriften wimmeln von Sprach- und Schreibfehlern, was ihm als Ausländer, der erst seit kurzem Deutschland und seine Sprache kennt, zwar nicht zu streng angerechnet werden darf, für den Leser aber sehr störend ist und leicht ein ungerechtes Verdammungsurtheil hervorrufen kann.

R. B.

Correspondenz.

Aus Frankfurt a. M. (Beschluß.)

[„Semiramis" und Klüber's neueste Schrift.]

Je souverainer aber die gemeine Prosa hier waltet, um so erfreulicher ist es, daß der poetische Vorsteher einer hiesigen Erziehungsanstalt ihr mit einem Gedichte entgegengetreten, welches in dramatischer Form unter dem Namen „Semiramis" in der Person dieser Königin unsere Bettine verherrlicht. Ueber das Gedicht selbst, welches das hochpoetische Kind mit seinen eigenen Blüthen krönt, muß ich mir vorbehalten, späterhin zu berichten, wenn auch die beiden folgenden Theile zu dem ersten vorausgesendeten erschienen seyn werden. Was aber den ungenannten aber doch bekannten Dichter zu diesem Werke begeistert, können Sie aus den ersten an Bettine gerichteten Widmungsstrophen entnehmen, die so lauten:

Sah wohl manche schiefe Miene,
Hörte manchen harten Spruch —
Ueber Göthe und Bettine,
Ueber Brief und Tagebuch.

Selbst des Lobes reiche Spendung
Nahm zuweilen falschen Lauf
Oder trat in feiner Wendung
Als geheimer Tadel auf . . .

Schon aus diesen Strophen werden Sie aber auch zur Genüge ersehen, daß eine nicht ungeübte Feder diese Zeilen geschrieben.

Von sonstigen hier erschienenen Novitäten habe ich Sie nur noch auf das interessante, von Schmerber verlegte, „Gemälde der Länder und Völker mit Bezug auf ihre Geschichte" aufmerksam zu machen, welches, zugleich unterhaltend und belehrend, der eleganten Welt empfohlen zu werden verdient; — zu erwähnen endlich bleibt, daß der hier wohnende Staatsrath Klüber, der bereits als Staatsrechtslehrer selbst für die Bundesversammlung zur Autorität geworden, nun durch die hier herausgegebene „pragmatische Geschichte der nationalen und politischen Wiedergeburt Griechenlands" — sich auch als Geschichtschreiber den edelsten und gründlichsten Forschern unseres Vaterlandes angereiht hat. — • • •

Notiz.

(Die Grisi, der Mystiker, und die Polizei.)

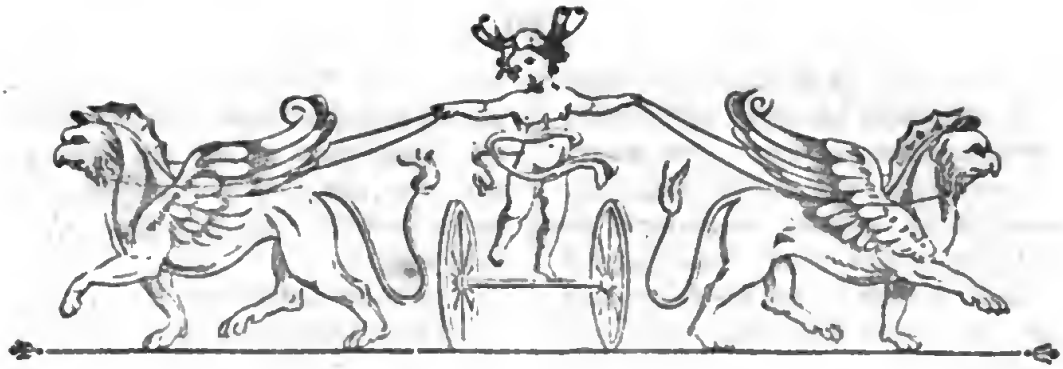
Schon seit mehreren Monaten wurde Dem. Grisi, Sängerin der italienischen Oper zu Paris, von einem jungen Mann unablässig verfolgt, der ihr mit schwärmerischen Liebeserklärungen lästig fiel. Er hatte außerdem in seinem ganzen Wesen und Benehmen etwas Mystisches und Unheimliches, so daß die Künstlerin jedesmal bei seinem Anblick ein Schauder faßte. Unlängst, als sie in der Oper Marino Faliери, wo sie allgemeinen Enthusiasmus erregte, eben von der Scene abging, um sich in ihre Garderobe zu begeben, stand ihr Verfolger plötzlich wieder vor ihr und sperrte ihr den Weg. Sie stieß einen Schrei des Schreckens aus, worauf einer der Directoren herbeieilte und den Unbekannten fortgehen hieß. Dieser stotterte einige Entschuldigungen heraus, und wollte sich entfernen, als der Onkel der Grisi herbeikam, ihn anredete und ihm Vorwürfe über sein Betragen machte. Da zog der Unbekannte einen Stockdegen, womit er die Umstehenden bedrohte. Es entstand ein Kampfgewühl, in welchem der Director Robert am Ohr leicht verwundet wurde. Der Polizeicommissair wurde herbeigerufen, und man bemächtigte sich des Unbekannten. Er erklärte, daß er Dupuget heiße und 35 Jahre alt sei. Man fand bei ihm zwei Pistolen, beide mit doppelter scharfer Ladung, und mehrere mystische Kupferstiche. Er wurde sogleich verhaftet. Später stellte sich Folgendes über diesen jungen Menschen heraus. Er gehörte einer sehr ausgezeichneten Familie aus der Provence an, und ist in der Literatur durch einige Werke bekannt geworden, die von vieler Belesenheit zeugen. Besonders werthvoll ist seine Legende von der Jungfrau von Orleans. Sie ist ganz in der Sprache des 15. Jahrhunderts geschrieben und erschien vor drei Jahren. Auch schrieb er ein Werk unter dem Titel: „Der Dämon des Sokrates." Mystische und illuministische Vorstellungen hatten seine südliche Einbildungskraft so sehr erhitzt, daß er sich berufen und von Gott gesandt glaubte, die Grisi aus den Klauen des Satans zu erlösen. Er folgte ihr überall, besonders ins Theater, und in jeder Rolle glaubte er sie unter dem Einfluß der Hölle zu erblicken. Man fand eine Schrift bei ihm, worin er über alles, was die Künstlerin that und trieb, ein förmliches Tagebuch oder besser Stundenbuch führte. Uebrigens ist er von sanften und reinen Sitten und gehört in jedem Betracht der guten Gesellschaft an. Der Instructionsrichter setzte ihn sogleich auf freien Fuß, da sein Vergehen eine simple Polizeisache ist, nämlich: unbefugtes Waffentragen, worauf eine Geldbuße von 16 Franken steht.

Dem. Grisi traf ihn am Abend seiner Freilassung wieder Schildwache haltend vor ihrer Wohnung, und ihr Schreck war so groß, daß sie erklärte, sie würde Paris verlassen. Dies brachte die Direktion des italienischen Theaters in Alarm. Herr Robert und der Onkel der Künstlerin wendeten sich an den Polizeipräfecten, und baten um Schutz. Der Präfect antwortete, daß bei der ersten Ungezogenheit, die der junge Mensch gegen die Dame sich erlauben würde, ihr Onkel ermächtigt sein sollte, ihn niederzustoßen (de l'assommer). Der Onkel erklärte natürlich, daß er nicht nach Paris gekommen sei, um die Leibwache seiner Nichte zu sein, und Leute todtzuschlagen. Hierauf fand der Präfekt einen andern Ausweg. Er erlaubte der Dem. Grisi, eine Pistole bei sich zu tragen, und dem Verfolger, wenn er sie wieder belästige, eine Kugel durch den Kopf zu jagen.

Diese sonderbaren Aussprüche des Präfecten sind natürlich ein Scherz der französischen Blätter, die der Polizei gar zu gern die Perücke des Bürgermeisters von Saardam aufsetzen. Sie fügen hinzu, Dem. Grisi sei auch jetzt schon so geübt im Schießen, daß sie auf drei Schritt den Sänger Lablache treffen würde. (Bekanntlich ist dieser sehr groß und breitschulterig).

b.

Digitized by Google



Zeitung für die elegante Welt.

Montags — 48. — den 7. März 1836.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Memoiren einer Aristokratin *).

5.

Meine Gefangenschaft im Luxemburg, in St. Pelagie und in einem unbekannten Gefängniß.

Da ich meinen Sohn, den Marquis von Celqui, nicht der Gefahr aussetzen wollte, die Aufmerksamkeit der revolutionairen Behörden auf sich zu ziehen, so hatte ich alle diese Besuche, alle diese Sollicitationen allein übernommen und dies hatte die Folge, daß ich anfänglich Hausarrest bekam und unter die Aufsicht von drei Sansculotten gestellt wurde, die uns das Leben so schwer machten, daß Dupont kein andres Mittel dagegen zu ersinnen wußte, als ihnen vollauf zu essen zu geben, und sie in einem immerwährenden Zustand von Trunkenheit zu erhalten. Einer von ihnen konnte diese Behandlung nur acht Tage lang ertragen; er starb, und die beiden andern wurden krank. Aber, sagte ich zu Dupont, es ist doch unerlaubt, und Sie sind ein Mörder. Nein, Jean Marquise, gab er mir zur Antwort, für bösartiges Vieh gibt es keinen zu harten Stock. — Ihm standen überhaupt immer Sprichwörter zu Gebot, und als die beiden noch lebenden Sansculotten an die Section schreiben wollten, um für den Verblichenen einen Ersatzmann zu fordern, so sagte er ihnen, daß ein großer Schwarm die Spatzen mager mache, und dann stopfte er ihnen den Mund so voll und gab ihnen so viel Branntwein zu trinken, daß sie alles darüber vergaßen. Diese beiden Unglücklichen wollten durchaus nichts als gesalzene und geräucherte Sachen, oder auch stark gewürzte Speisen essen. Man trug ihnen alle Tage einen großen Schinken, eine große Schüssel gut gepfefferten Stockfisch, ein u holländischen Käse und ich weiß nicht wie viel gesalzene Heringe auf; vorzugweise waren sie aber auf mit Senf zubereitete Sardellen erpicht, die sie auf Butterbrot legten, und man kann sich denken, wie ihnen nach solchen Mahlzeiten Wein und Branntwein mundeten. Man war endlich gezwungen, sie ins Hospital zu bringen, wo sie, wie ich nicht zweifle, ihre thierische Gefräßigkeit gehörig haben büßen müssen. In dem Hospital der Republik — dem ehemaligen Hôtel-Dieu — wohin sie gebracht wurden, kochte man für die Kranken Suppe von Schöpsköpfen, Pferdefleisch und Hundefleisch, wozu man noch Sperlinge, Katzen, Hirse, gelbe Erbsen und Saubohnen nahm.

Man sandte mir nun zwei andere, die uns weit besser zusagten, weil sie Tag und Nacht immerfort schliefen, und vielleicht wäre ich einer heiteren Gefangenschaft, wenigstens für den Augenblick, entgangen, wenn nicht der Abbé von Dampierre, der General-Vicar der Diöcese von Paris geblieben war, und dem alle Almosen zuströmten, auf den Einfall gekommen wäre, dem Vorsteher des Hospitals der Republik 50,000 Franken in Assignaten zu senden, die damals auf 100, 95 verloren. Mlle. Dupont, die Toch-

*) S. Nr. 38. dieser Bl.

ter meines Haushofmeisters, die sie überbrachte, wurde verhaftet, und ihr Außenbleiben beunruhigte uns höchlichst. Ich wollte den Abbé Dampierre, der bei mir versteckt war und sich selbst seine Unvorsichtigkeit nicht vergeben konnte, nicht im Hause behalten und ließ ihn zu der verwitweten Gräfin Grimaldi führen, die in ihrem Hôtel ein unauffindbares Priesterversteck hatte, unglücklicherweise war es aber schon besetzt und das durch den dicken Abbé Landel, der den ganzen Raum desselben ausfüllte, und Dupont war gezwungen, den General-Vicar, bei hellem Tage, durch die Straße Le Bac zu dem guten Friedensrichter Dupetre zu führen, der den Abbé Dampierre wohl schon zum zwanzigsten Mal, und das immer so gut als möglich, versteckte. Als Dupont aber nach dem Hôtel Créqui zurückkam, war ich schon in einer alten Sänfte weggeholt, um nach einem Gefängniß gebracht zu werden, dessen Namen man nicht wußte und den ich auch noch nicht weiß.

Man begann damit, mich sehr streng über meine Vertraute, die Bürgerin Dupont, auszufragen, die sich der Verbreitung falscher Assignaten schuldig gemacht habe. Man durchsuchte mich auf die abscheulichste und unverschämteste Weise und brachte mich dann nach einem kleinen Keller, wo ich gezwungen war, mich auf die Erde niederzusetzen, weil kein Stuhl, keine Bank, ja nicht einmal ein Bund Stroh darin zu finden war. Es war mir gelungen, vor den Nachforschungen meiner Kerkermeister ungefähr 20 doppelte Louisd'or zu bergen, die ich so vorsichtig gewesen war, in die Schuhsohlen meiner Gallochen verstecken zu lassen. Man hatte mir, Gott sei es gedankt! alle meine Kleidungsstücke gelassen, aber man hatte mir mein Taschenbuch genommen, um, wie man sagte, die Aechtheit der darin befindlichen Assignaten zu untersuchen. So nahm man mir auch mein Gebetbuch, aber man ließ mir meinen Rosenkranz und begnügte sich mit einigen brutalen Schimpfreden, die man mir darüber sagte. Der eine von diesen Häschern fragte mich, ob es wahr sei, daß ich schon 93 Jahre alt sei. — Da ist sie ja gerade so alt wie die alte Regierung! rief ein anderer. Ich hatte gleich beschlossen, ihnen auch nicht ein Sylbe zu antworten, und ich führte diesen Entschluß aus. — Sie ist vielleicht taub, sagte er mir, und schalt mich nun, wobei er mit den Zähnen knirschte und die Fäuste ballte, auf die allergemeinste Art aus. Seine Ausdrücke waren mir aber größtentheils unverständlich, da ich sie früher nie gehört hatte.

Ich brachte in diesem scheußlichen Keller eine sehr schlechte Nacht zu und empfand, was der heil. Franziscus einst empfand, der auch nicht gehörig zu beten vermochte, wenn er dabei nicht bequem niederknieen konnte. Am andern Morgen wurde ich nach dem Schloß Luxemburg gebracht, das man in ein Gefängniß umgewandelt hatte und wo ich unglücklicherweise viele Personen meiner Bekanntschaft vorfand.

Zu allererst traf ich die Prinzessin von Rochefort, bei der ich bettelte und sie um ein kleines Stückchen Brot bat, da ich seit 24 Stunden gar nichts genossen hatte *). Mein Gott! sagte sie zu Frau von Espartes, die in demselben Zimmer schlief, wir haben auch nicht einen Bissen Brot mehr; was fangen wir nur an? — Wir müssen Frau Matthieu v. Montmorency bitten lassen, uns etwas zu senden, antwortete diese; sie bekommt alle Tage eine große Schüssel voll Suppe und ein Stück Geflügel darin, aus dem Hôtel Luynes geschickt. — Frau von Montmorency ließ aber sagen, sie habe alles aufgegessen. Später kam sie selbst zu uns herunter und beklagte sich bitterlich, daß man ihr zwei Servietten und ich weiß nicht, wie viel leere Weinflaschen gestohlen habe. — Sie ist gerade wie ihr Vater, sagte mir Frau v. Espartes, als sie uns wieder verlassen hatte; wenn man in seiner Gegenwart von dem sprach, was man in der Revolution verloren habe, behauptete er immer, Keiner habe soviel verloren, als er, weil man so frech gewesen war, ihm alle die großen Karpfen und die alten Hechte wegzustibitzen, die er in dem Schloßgraben seines alten Schlosses Dampierre hatte.

Ich fand in diesem Gefängniß den Marschall und die Marschallin von Mouchy, die Prinzessin Joseph von Monaco, die Herzogin von Fleury, Frau v. Narbonne und noch eine Menge andrer Frauen aus meiner Verwandtschaft, oder aus meinem Cirkel, die mich alle mit offnen Armen, aber mit schwerem Herzen empfingen; daß mein Herz mir auch nicht leicht war, wird man mir wohl glauben.

Nie werde ich den Augenblick vergessen, wo uns die Marschallin Mouchy verließ, die ihren Mann durchaus be-

*) Diese Prinzessin Rohan Rochefort war einer höchst sonderbar, regelmäßig wiederkehrenden Krankheit unterworfen. Sechs Monate im Jahr war sie herausfordernd coquett und dabei die größte Plaudertasche, die es geben kann. Die andern sechs Monate war sie durchaus vernünftig, traurig, beschämt und fast stumm. Sie und ihre Schwester, Frau v. Cassé-Brissac, waren die letzten Nachkömmlinge des tapfern Dunois. Diese letzte wurde verhaftet, weil sie angeklagt worden war, eine Aristokratin und eine Fleischfresserin zu sein. Sie sagte zur Marquise von Créqui, sie habe große Lust, sich vor dem Tribunal auf die Gerechtigkeit und auf die Erfahrung des berüchtigten Volksrepräsentanten Legendre zu berufen, der, seinem Gewerbe nach, ein Schlächter war.

gleiten wollte, als er vor dem Revolutionstribunal erscheinen mußte. Der Schließee, seine Frau und die übrigen Kerkermeister sagten ihe im Hofe, wo wir alle hinabgegangen waren, um ihr unsee letztes, trauriges Lebewohl zu sagen, sie solle doch zurückbleiben. Du bist ja nicht vorgefordert, Bürgerin, sagten sie ihr, geh doch wieder hinein. — Habt Mitleiden mit uns, Bürger, antwortete sie ihnen, seid so barmherzig und vergönnt mie, Hrn. v. Mouchy zu begleiten, trennt uns nicht. — Ihre Haube fiel auf die Erde — sie bückte sich mühselig, um sie aufzuheben und ihre armen weißen Haare wiedee damit zu bedecken. — Sie besiegte endlich den Widerstand iheer Kerkermeister; man ließ sie den unheilsvollen Karren besteigen und an der Seite ihres Gatten Platz nehmen — zwei Stunden später lebten Beide nicht mehr. — Diese ehrwürdige Frau war nicht mit in dee Vorforderung des öffentlichen Anklägers begriffen — sie war eine Zugabe zu der Lieferung an den Henker, die das Tribunal diesem für den Tag sandte. —

Nicht so muthig und entschlossen bewies sich die Prinzessin von C., sie wae so schwach gewesen, sich für schwanger auszugeben, um die Vollziehung ihres Todesurtheils zu verschieben, und hatte darüber fast den Verstand verloren, denn sie versuchte mehrere Male sich dadurch zu vergiften, daß sie Centimen und Stecknadeln in Weinessig legte und diesen dann trank. Dies reichte nicht hin, sie zu tödten, aber es verursachte ihe Kolikschmerzen, und dann erging an uns die Aufforderung, ihr unsre Portion Milch zu senden, weil sie sich wieder einmal vergiftet habe. Da dies Bischen Milch unser bestes und vorzüglichstes Nahrungsmittel geworden war, empörte man sich endlich und ließ ihr sagen, daß man es ihr das nächste Mal überlassen werde, ihren Kampf mit dem Grünspan und der Kolik allein, ohne Milch, zu bestehen, worauf ihe dann diese Sucht, sich durch Kupfer ums Leben bringen zu wollen, verging.

Zuerst waren, zu unseree großen Freude, nue unserer drei in einem Zimmee; bald aber stabliete man voe demselben, und ganz in unseeee Nähe, einen absonderlichen, unangenehmen Menschen, dee sich den Maequis Alez von Bermond Anduza nannte und mit allen diesen Namen auch eben so viel Ansprüche, für altadlig gelten zu wollen, verband. Sobald unsre Thüe geöffnet wurde, stüezte ee auch hinein, und wir waren genöthigt, ihn gehörig zurecht zu weisen, damit er uns nue Zeit zu unserm Anzug und zu unserm Gebet ließ. Ee erzählte außerordentlich gern lange Geschichten, die gemeinhin von den gefährlichen Folgen des Kochens in kupfernen Casserollen und von dee langsamen Beförderung durch die Posten handelten. Dann mochte er auch noch gern über ganz unwiderlegliche Thatsachen streiten; er wäee fähig gewesen, Einem eine Stunde lang zu beweisen, daß Paris nicht 14 Lieues im Umkreis haben könne, weil es nur 7 im Umkreis habe; odee auch, daß sein Freund der Abbé Legris-Duval bei weitem nicht 15,000 Livres Einkünfte habe, weil er nur 4000 habe, und dergleichen mehr, kurz es war ein höchst langweiligee Geselle. Er war in der Erwartung, seine Nichte, die ehemalige Prinzessin Victoe von Broglie, ankommen zu sehen, und so oft er unten an unserer Treppe das kleinste Geräusch spüete, schrie er überlaut: Sind Sie es, meine Nichte? Kommen Sie doch! ich hoffe, daß Sie mir einen Nachtstuhl mitbringen? — Zu unserm Unglück kam aber die Nichte nicht und eben so wenig der gewünschte Stuhl. —

Bald aber gab man uns noch eine Gefährtin, eine gewisse Madame Buffaut oder Buffot, eine elegante Dame von dee Chaussée d'Antin, die die vornehme Dame spielen wollte, und das auf eine Art, die uns sehe belustigt haben würde, wenn wir nicht die Aussicht auf die Guillotine und in der Gegenwart Hunger und Noth zu erleiden gehabt hätten. Nach ihe gesellte man uns auch noch eine gute Bäuerin zu, die mir viel besser zusagte als jene schöne Stubencameradin. Mir sind übeehaupt die Baueen weit lieber, als die Bürger.

Mein Anfenthalt im Gefängniß hat mie indessen Gelegenheit gegeben, eine Classe von Menschen zu beobachten und kennen zu lernen, von deren Aet und Weise ich gae keinen Begriff hatte. Da ich immee nur in der großen Welt gelebt hatte und außee meines Gleichen nue die guten Bauersleute auf unseren Gütern, unsere ehrerbietigen Dienstboten und aeme Nothleidende kannte, so konnte ich gar keine Idee von den neuen Bürgerlichen haben, die sich nach Voltaire und in seinem Geist gebildet haben. Es ist eine übermüthige, unwissende Menschenart, die sich für gebildet und für elegant hält, ohne es zu sein, und von der diese Madame Buffaut ein ganz vollendetes Abbild war.

(Die Forefetzung folgt.)

Correfpondenz.

Aus Mainz.

[Gemälde und Concerte.]

Mein Notizbüchlein über das Vorgefallne in diesem Monate zeigt mir zuerst eine interessante Gemäldeausstellung vom 8ten bis 10ten Januar. Die wichtigsten Erscheinungen bei derselben will ich Ihnen hier hervorheben. Wilhelm Lindenschmidt, Maler von hier (münchner Schule), stellte

Digitized by Google

eine Reihe Cartons, Kreidezeichnungen, aus, enthaltend eine gegeniale, geistreiche Composition aus der baierischen Geschichte zu Wandgemälden auf Hohenschwangau, dem Schlosse des Kronprinzen von Baiern. Unter diesen Zeichnungen sind die interessantesten: Eine Scene nach der Schlacht bei Muhldorf und Ampfing, dann der Sturm auf's Normanenlager an der Dole unter Herzog Luitpold, ferner die Theilung der Hostie durch den greisen Prior der Kartdnuse Mauerdach vor dem Altar an die beiden Fursten Ludwig den Baier, und Friedrich von Oestreich. Alle diese einzelnen Geschichtsmomente sind schon in Umriß und Zeichnung so sehr imposant, daß es ein wunderbarer Genuß sein muß, sie in Ausführung und Farbenschmuck auf dem herrlichen Hohenschwangau zu sehen. Bei einzelnen indessen hat der talentvolle Lindenschmidt die Farbeskizze beigefugt. — Außer diesen historischen Zeichnungen hatte Lindenschmidt noch eine Reihe anderer Cartons ausgestellt; die Themas sind aus Schiller'schen Dichtungen, und der Maler hat dieselben in antiker Enkaustik im Schillersaale der neuen königlichen Residenz zu München ausgeführt. Ich nenne Ihnen diese wundersamen Compositionen nur dem Namen nach, und füge hinzu, daß sie sämmtlich die kühnsten Hoffnungen für diesen trefflichen Schüler des Cornelius aussprechen. 1) Ritter Toggenburg, der die Geliebte noch einmal umarmt und dann fortzieht in den Kampf. 2) Der Kampf mit dem Drachen, und der sehnende Empfang des Ritters nach muthig überstandenem Kampfe. 3) Ritter Delorges, wie er den Handschuh des spottenden Fräuleins aufhebt, trotz der fürchterlichen Umgebung würdender Bestien. 4) Die Jungfrau von Orleans mit Fahne und Schwert, knieend vor einer Vision der Mutter Gottes mit dem Jesuskinde. 5) Max Piccolomini, in dem Augenblicke, wo ihm Illo das Pergament hinhält; Wallenstein lehnt an den Tisch, zur Seite sitzen Thekla und ihre Mutter in Schmerz versunken. 6) Eine Scene nach dem Gedichte „deutsche Treue." Ludwig der Baier umarmt den in seine Haft zurückkehrenden Friedrich von Oestreich. Diese sämmtlichen Cartons ziert eine und dieselbe Tugend; sie heißt mit kurzen Worten: „Lebendige Auffassung und höchst wirkungsvolle Ausführung des Stoffs." — Von einem andern trefflichen Künstler der münchner Schule, Dr. Eduard Heuß, hatte die Ausstellung einige schöne Gemälde, namentlich das lebensgroße Bild (ganze Figur) einer Engländerin von seltner Schönheit. Ferner die wohlgelungne Zeichnung zu einer Wachsbossirung. Das Sinnbild der Stadt Mainz, eine Jungfrau, schwebt, über dem sitzenden Thorwaldsen und der Büste Guttenberg's, reicht ersterem eine Bürgerkrone, letzterem einen Lorbeerkranz. Die Idee ist genial, und macht hier viel Sensation, auch die Wachsbossirung ist sehr gut. — Von den vielen Landschaften erwähnt ich Ihnen die unsres Landsmanns Knapp, nicht weil er unser Landsmann ist, sondern weil seine Arbeiten die bessern sind. Er lieferte nämlich vier große Landschaften, ein gedehntes Thal mit effectvollem Windstoße, ein Heidegrund vor einer Gebirgsschlucht, die Trümmer einer gothischen Kirche, nah dabei ein Todtengraber vor einem offenstehenden Grabe, dann eine Seepartie im Mondscheine. Sämmtliche Arbeiten zeugen von kräftiger Auffassung der Naturphänomene und gediegner Uebertragung derselben auf die Leinwand. — Ich unterlasse es, von dieser Ausstellung weitere Details anzuführen, und erwähne nur, daß diesmal wenigstens ein Dutzend hiesiger Künstler ihre Arbeiten geliefert haben, was uns beweist, daß sich dieselben täglich mehr für unsre regelmäßigen Kunstausstellungen interessiren. — —

Das große Concert, welches unsere Liedertafel jährlich zum Vortheile der Armen veranstaltet, fand am 25. Januar statt und lieferte erfreuliche Resultate. Die Musikstücke von Händel und Mozart (aus Judas Makkabäus und aus der Oper „Idomeneo") wurden der großen Meister würdig executirt; in den herrlichen Chören war Leben, Kraft, Einheit, und mit Begeisterung wurden sie vorgetragen; die Recitative und Soli dieser einzigen Werke gewährten uns seltne Genüsse. Wie dankten wir es der Liedertafel, daß sie uns wieder ein Mal in die geweihten Heiligthümer der alten Schule führte! Diese Töne der alten Meister, sie bleiben uns ewig neu! — Was uns an Instrumentalmusik noch Vortreffliches geboten wurde, sei hier noch angeführt. Ein ausgezeichneter Violoncellist, Herr Heinefetter aus Mannheim, in Mainz geboren, gab uns einige treffliche Vorträge auf seinem lieblichen Cello; es waren Variationen von Franchome, und ein Concert von Chopin, zwei ansprechende Compositionen, die ergreifend und mit seltner Fertigkeit vorgetragen wurden. Ferner trug der Fagottist Allmenräder ein Potpourri vor und erntete glänzende Lorbeeren, wie überhaupt Allmenräder ein wurdiges Mitglied jener ausgezeichneten, in den größern Stadten Deutschlands wohlbekannten Hofcapelle des Herzogs von Nassau in Biebrich ist. — Die Ouverturen zu Spontini's „Ferdinand Cortez," und Lode's „Fürstin von Granada" wurden mit der bekannten Präcision des hiesigen Orchesters executirt. — Das wäre das Wesentlichste über das angeführte Armenconcert, das den Nothleidenden eine Gabe von weit über 1000 fl. brachte, den Kunstfreunden aber einen der schönsten Abende, die die Kunst bieten kann. Dankend muß noch der Theilnahme einer großen Zahl hiesiger Damen aus den ersten Ständen erwähnt werden; dies Wohlwollen fur unsre Stadtarmen macht den Dilettantinnen Ehre, und Euterpe hat ihre Gabe gewiß mit Wohlgefallen angenommen. Holde Mainzerinnen, wie schön ist's, den Unglücklichen durch die Kunst milde entgegenzukommen! — —

(Der Beschluß folgt.)

Notizen.

[Ein neues Curiosum englischer Laune.]

Ein Lord hat sich neulich eine Wassermühle erbauen lassen in der Gestalt eines auf dem Rücken liegenden Mannes. Der Eigenthümer wohnt im Kopfe, die Augen des Riesen sind die Fenster der Mühle, seine Nasenlöcher die Rauchfänge. Im Bauch des Golinth ist der Mechanismus der Mühle, die Räderwerke und Walzen sind mithin seine Eingeweide. In Gestalt einer Flasche ergießt ein Canal sein Wasser in den Mund des Kolosses und setzt die Maschine in Bewegung.

[Theater in Constantinopel.]

Auch der Sultan wird von der pariser Theaterluft ergriffen. Er hat 500 französische Theaterstücke kommen lassen, und in der Bibliothek des Serails aufgestellt. Unter diesen Theaterstücken sind 40 Tragödien, 50 Dramen, 30 Melodramen, 100 Lustspiele und 280 Vaudevilles. Wenn diese Lectüre die Türken nicht civilisirt, so ist wenigstens der Sultan nicht schuld. Er thut alles, was er kann. Nächstens wird auch ein Liebhabertheater in Constantinopel errichtet werden und das erste Stück, das da gegeben wird, soll dem Vernehmen nach der Diplomat von Scribe sein. Der Sultan will die Titelrolle selbst spielen. Man weiß noch nicht, ob die fremden Gesandten an diesem Vergnügen Theil nehmen werden. 8.

Digitized by Google

Zeitung für die elegante Welt.

Dienstags — 49. — den 8. März 1836.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Spinnen und Leben.

Die Seidenraupe spinnet dort
Das eigne Sterbekleid,
Sie schwebt und webet immerfort,
Als sei der Tod kein Leid.

Der Maler gibt das helle Aug'
Hin für den Farbenstrahl
Und schaut, belebt vom letzten Hauch,
Noch nach dem Ideal.

Des Dichters Sein ist Phantasie,
Oft führt sie früh zum Tod,
Und dennoch träumt er, rastet nie,
Strahlt ihm schon Abendroth.

Der Sänger singt sein süßes Lied
Zu seines Herzens Lust;
Ob mit dem Ton die Kraft entflieht,
Er singt aus wunder Brust.

Ich aber webe jede Stund'
An meinem Liebesleid;
Leid gibt des Herzens Tiefe kund,
Wird's auch zum Sterbekleid!

Karoline Leonhardt.

Memoiren einer Aristokratin.

5.

Meine Gefangenschaft im Luxemburg, in St. Pelagie und in einem unbekannten Gefängnisse.

(Fortsetzung.)

Zu dem Abbé St. Simon sagte Mad. Buffaut eines Tages: Ich begreife recht gut, was Sie diesen Damen von der Liebe zu Gott gesagt haben; ich liebe ihn auch zum Närrischwerden, aber noch mehr liebe ich den Abbé Louis, weil ich gehört habe, mit welcher Anmuth und mit wie vielem Verstand und Gefühl er bei der Föderation auf dem Marsfelde die Messe las. — Als man die Marschallin von Richelieu auch in unser Gefängniß brachte, sagte sie zu dem Marquis Aiez v. Bermond Anduza: Wie es scheint, waren die Marschälle ehemals Geistliche? — Nein, Madame; wie kommen Sie auf diese Vermuthung? — Mich dünkt doch, als wenn ich gehört habe, der Marschall von Richelieu sei auch Cardinal. Zwei Jahre später sagte sie zu Anton von Lewis: Bonaparte thue Alles, was er thue, nur für den Prätendenten der Bourbons, weil sein Ehrgeiz darnach strebe, zum Connetable von Montmoreney ernannt zu werden, was dieser ihm auch versprochen habe.

Eines Tages brachte man eine kleine todtblasse Frau zu uns, die uns eine Verbeugung machte, aber in den drei Tagen und drei Nächten, die sie bei uns war, auch nicht ein einziges Wort sprach. Sie saß, ohne sich nie-

derlegen zu wollen, auf einem Strohstuhl, und öffnete nur den Mund, um einen Bissen trocknes Brot zu essen und eine Tasse Milch zu trinken, die wir ihr gaben. Unbeweglich ruhten ihre Augen auf einem ziemlich großen Kästchen, das sie vor sich auf einen andern Stuhl gesetzt hatte, und dabei wehte sie sich immer Luft zu, was zu der Temperatur unsers Zimmers gar nicht paßte. (Ach Gott, wie habe ich — beiläufig gesagt — in Luxemburg gefroren! Corvisart behauptete später, es sei die Ursache meines langen Lebens, weil die Feuchtigkeit sich auf gewisse Ligamente des Herzens und der Lunge geworfen habe, die sonst im gewöhnlichen Leben, durch Alter und Trockenheit, sich verhärteten. Wahr ist es, daß ich mich, als ich das Gefängniß verließ, um zwanzig Jahre verjüngert und unglaublich frisch, rüstig und gekräftigt fühlte, und ich bin überzeugt, daß die strenge Diät und vorzüglich die Kälte viel zur Verlängerung meines Lebens beigetragen haben.) Die stumme Dame, von der ich sprach, wollte niemals mit in den Hof hinuntergehen, um sich ihre Portion zu holen, und es waren, wie sich der Kerkermeister ausdrückte, die alte Créqui, die dicke Latrimouille oder die kleine Monaco, die es übernahmen, ihr ihre Nahrungsmittel zu bringen.

Eines Morgens, als wir wieder in unser Zimmer kamen, fanden wir nur noch ihr Kästchen vor, und der Kerkermeister kam eine Stunde später, um ihre zurückgelassenen Sachen zu holen. Madame Buffaut war so keck, ihn zu fragen, ob sie nicht wieder zu uns zurückkommen werde? Er machte, statt aller anderen Antwort, mit der Hand eine Geberde, als wenn Einem der Kopf abgeschlagen wird, und brach dann das Kästchen auf, in dem nichts war, als ein blutiges Männerhemde, von dem der Halskragen abgeschnitten war, wie es bei den Zurüstungen zu einer Enthauptung zu geschehen pflegt. In dieses Hemde war eine Hand voll schöner schwarzer Haare gewickelt und ein kleines Papier, auf dem die Worte standen: Für meine Mutter. Der Kerkermeister wollte uns den Namen dieser unglücklichen Frau nicht sagen, und wir haben nie erfahren, wer ihr Sohn gewesen ist.

In derselben Nacht, oder vielmehr am folgenden Morgen, denn es war schon gegen 2 Uhr früh, brachte man uns eine Art von kleinem Jockei, der sich in Betheurungen seiner gut republicanischen Gesinnungen ergoß, und dem Gefangenwärter auftrug, ihm eine Flasche Champagner zu besorgen. Dieser hatte ihn meine kleine Bürgerin genannt, und da er nun in seiner Wuth und in seinem Zorne ganz erschrecklich und unaufhörlich fluchte, so sagte ihm Frau von Esparbès: Hören Sie, mein Herr, oder meine Frau, denn wir wissen nicht, welches von Beiden Sie sind, aber ich finde es für gut, Ihnen zu sagen, wer wir sind; sein Sie so wohlerzogen, in unserm Zimmer nicht einen solchen Lärm zu machen, und vorzüglich bitte ich Sie um die Artigkeit, in unser Gegenwart nicht so zu schwören und zu fluchen. Sie sehen hier Madame Buffaut vor sich; ferner die Prinzessin von Rohan-Rochefort, die Marquise von Créqui und noch eine Frau, die eben so ehrenwerth ist als wir, und was mich selbst anbetrifft, so ist es Frau v. Esparbès, die die Ehre hat, mit Ihnen zu reden, und gern erbötig ist, Ihnen nützlich zu werden, wenn sich eine Gelegenheit dazu finden sollte. Sein Sie also so gütig, und fluchen Sie nicht mehr; es hilft Ihnen zu nichts und ist uns sehr unangenehm. — So? — war die Antwort — meinen Sie, daß ich mich daran kehren werde? Nun will ich erst recht fluchen, und das gewiß lauter als Sie es mir zu verbieten vermögen. Uebrigens bin ich wenigstens eben so vornehm, als Sie Alle zusammen! — Ich habe das Gegentheil nicht behauptet, — erwiederte Frau von Esparbès; — der äußere Schein spricht sehr zu Ihren Gunsten; doch eben deshalb bitten wir Sie, uns mit diesen gotteslästerlichen Reden zu verschonen. — Erfahren Sie denn, daß ich die Herzogin von Bouillon bin. — Wie! — rief hier Frau v. Rochefort — Sie geben sich für die Herzogin von Bouillon, eine Landgräfin von Hessen, und die Frau meines Neffen aus! Das ist wahrlich unerhört! — Es kam endlich heraus, daß man diese kleine Demoiselle vor der Municipalität mit dem letzten Herzoge von Bouillon verheirathet hatte; dieser war blödsinnig, und sein Geschäftsführer Hr. Roy hatte ihn beredet, sich von der hessischen Prinzessin scheiden zu lassen und dies Mädchen zu heirathen, um sich durch einen solchen Beweis seiner patriotischen Gesinnungen den Besitz seiner Güter zu sichern. Die kleine Bürgerin La Tour d'Auvergne wollte nicht bei uns in unserm Zimmer bleiben, worüber wir uns sehr freuten, und wir haben nie wieder von ihr reden hören. Es ist indessen immer eine La Tour d'Auvergne mehr in der Welt. Sie hatte es versucht, uns mit dem Strahlenglanze zu blenden, der den ersten franz. Grenadier der Republik umgab; allein wir lachten sie damit aus, da es bekannt genug ist, daß dieser vorgebliche La Tour d'Auvergne Coret heißt. Er hielt sich selbst für den Bastard eines Prinzen von Turenne, und dies war sein einziges Anrecht auf den Namen, den er sich auf revolutionnaire Art ungerechter Weise anmaßte.

Digitized by Google

An einem Morgen, als gerade im Hofe unſers Gefängniſſes die tägliche Austheilung von Brot nnd Milch Statt fand, ſahen wir eine zahlreiche Deputation der franzöſiſchen Komödie ankommen. Dieſe armen Leute waren, wie ſie uns ſagten, auf einen Befehl des Wohlfahrtsausſchuſſes ins Gefängniß geſandt, weil ſie „Pamela" aufgeführt hatten, und einer von ihnen, der einen vornehmen Engländer in dieſem urſprünglich engliſchen Stücke ſpielte, mit dem Orden des Hoſenbandes geſchmückt auf der Bühne erſchienen war. Mamſell Tantat fand, ſo oft ſie uns auf der Treppe begegnete, immer Gelegenheit, nns etwas Geiſtreiches nnd Ehrerbietiges zu ſagen; ſie war, ohne Widerſpruch, eine geiſtreiche und anmuthige Perſon. Dem. Raucort machte uns mit allem Pathos ihres theatraliſchen Anſtandes tiefe Verbeugungen und nannte nns ſtets bei allen unſern Titeln, und die hübſche kleine Mezeray, die immer lachte, trieb immerfort in den Gängen mit den Kindern Poſſen und ſpielte mit ihnen. Sie ſchlief bald hier, bald dort, und zuweilen in einer großen marmornen Vaſe, in die ſie, wie in einen Trichter, verſank. Es wurde ihr nur ſchwer ſich darin zu erwärmen, und ich ließ ihr eine von meinen Decken geben, weil man die ihrigen alle verſiegelt hatte. Das arme Mädchen!

Ich hatte das Glück, der Frau des Gefangenwärters, der Bürgerin Lougand, eine Art von Zuneigung einzuflößen, und Dupont hatte nichts verſäumt, um ſie in ihrer günſtigen Stimmung zu erhalten. Sie hatte es über ſich genommen, mir ein Feuerſtübchen zukommen zu laſſen, trotz dem Befehle des Wohlfahrtsausſchuſſes, der in den Gefängniſſen den Gefangenen kein Feuer erlauben wollte. Die Schweſter dieſer Frau beſorgte meinen kleinen Haushalt; ſie war eine recht anſtändige Perſon, und konnte ſich nicht enthalten, die alte Zeit zu bedauern, denn damals war ſie erſte Ladenmamſell bei einem Kaufmanne, oder richtiger bei einem Vogelfabricanten geweſen, der in dem ganzen Umkreiſe von Paris bedeutende Geſchäfte machte. Ihr Amt war es geweſen, die Zeiſige gelb und roth zu färben, und den kleinen Sperlingen aus Scharlach zierlich ausgeſchnittene Hahnenkämme auf den Kopf zu kleiſtern. Wenn Sie von ihren Unglücksfällen nnd von ihrem erlittenen Verluſte ſprach, ſo hätte man glauben können, es ſei von dem Sturze der Bourbons und dem Ruine der Prinzen von Guémenée die Rede!

Man hatte auch Madame von Montmartre (Marie Luiſe von Montmorency Laval, Aebtiſſin der königlichen Abtei Montmartre) zu uns gebracht, nnd wenn ſie gleich in dem Verdachte ſtand, dem Janſenismus nicht ganz abgeneigt zu ſein, ſo war ſie doch ein höchſt ehrwürdiges und tugendhaftes Frauenzimmer. Als ſie, ehe man ſie aufs Blutgerüſt ſandte, vor dem Revolutionstribnnale erſcheinen mußte, wurde ſie von ihrer Priorin, Frau v. Snrbadr, begleitet und dieſe folgte auch zu Fuße dem Karren, auf dem ſie nach dem Platze Ludwig des Funfzehnten gefahren wurde, nach, nnd warf ſich am Fuße des Blutgerüſtes nieder, um ſie um ihren Segen zu bitten, den die Aebtiſſin ihr auch eben ſo feierlich und ruhig würdevoll ertheilte, als wenn es in dem Heiligthume ihrer königl. Abtei geſchehe. — Willſt du machen, daß du wegkommſt! — rief ihr der Henker zu. — Wenn ich nicht aus Montmartre wäre nnd heut den Dienſt auf dem Revolutionsplatze hätte, ſo ſollteſt du, alte Betſchweſter, heute Abend nicht in deiner eigenen Wohnung zu Bette gehen!

Ach, ihre Wohnung war unſer Gefängniß, nnd hierher kam ſie auch nach der Hinrichtung ihrer Aebtiſſin zurück, um ihr Bett nnd ihr Gebetbuch wieder aufzuſuchen! —

(Die Fortſetzung folgt.)

Correspondenz.

Aus Mainz. (Beſchluß.)

[Kunſtverein, Glasplaſtik, locale Schriften.]

Von den größern Vorträgen in den wöchentlichen Verſammlungen unſers Kunſtvereins erwähne ich aus dieſem Monate nur zwei, den des Herrn Profeſſor Neeb, über die beiden ſo ſtreng contraſtirenden Naturgemälde des Rheinverlaufs zwiſchen Mainz und Bingen, und zwiſchen Bingen und Koblenz (Rheingau nnd Rheinthal), und den des Architekten Schell, über Michel Angelo Buonarotti's Leben und Wirken. Beide Themas wurden auf das würdigſte behandelt. Mit poetiſcher Begeiſterung ſchilderte Neeb die Eindrücke beider Rheinbilder auf unſer Gemüth, das Bild des Rheingaus erheiternd, belebend, freudig ſtimmend, wie ein Lied an die Gottheit; das Bild des Rheinthals zwiſchen Bingen und Koblenz aber mit ſeinen hohen Felſen, Schluchten, Ruinen und ſeiner pittoresken Romantik zum Ernſte und zur Betrachtung anregend, wie ein epiſches Gedicht. Es liegt ſo viel Wahres in dieſer Unterſcheidung, daß man es ſchon fühlt, wenn man nur ein Mal dieſes Rheinparadies durchwandert iſt. Im Rheingau die freundlichſte Ausſicht, die freundlichſten Fluren und Weinberge, die freundlichſten Menſchen, die freundlichſten Ortſchaften, und der Rhein ſelbſt freundlich umherblickend nach allen dieſen Reizen! Unter Rüdesheim bis Koblenz die ganze Gegend ernſt-melancholiſch, der Rhein mürriſch und verſteckt zwiſchen Felſen, der Horizont trüber, die Natur karger und weniger üppig, das Ganze ein Nachtſtück in Vergleich zu den freundlichen Farben und der lieblichen Sonne des Rheingaus! Wie oft mag Neeb von dieſer wonnigen Gegend ſchon entzückt worden ſeyn! Er iſt in dieſem Paradieſe alt geworden, und die holde Natur dieſer Landſchaften hat wohl ſeinen Geiſt ſo rüſtig und jugendlich erhalten. — Herrn Schell's Vortrag über Michel Angelo documentirte den ausgezeichneten Kenner und Bewunderer des großen Meiſters, und das Bild, das er von deſſen Leben entwarf, war ſo kräftig und charaktervoll wie ein plaſtiſches Werk ſeines Genies. Wir wurden zur Bewunderung für den unſterblichen Buonarotti hingeriſſen, und Herr Schell fand Anerkennung für ſeinen Vortrag. —

Digitized by Google

Vor einiger Zeit erregte ein Mann, Professor Schmidt, ein Sachse, viee Aufmerksamkeit. Er gibt sich vescheiden nur als Glasplastiker (Glasbläser, Glasspinner ꝛc.) aus; adee er ist mehr als das. Im Blosen und Formiren des Glases erzeuge er freilich die wunderwallsten Dinge mit Schnelligkeit, Behendigkeit und Geschick. So z. B. bildete er in seiner ersten Darstellung eine gehenkelte Flasche, einen Schwon, einen cartesianischen Wassertänzer, ein Brillantkreuz, und verschenkte diese und mehrere niedliche Dinge an die Zuschauerinnen. Aber, wie gesagt, die Glasplastik ist nicht das Einzige seiner Darstellung. Schmidt unterhält auch seine Gesellschaft durch einen unerschöpflichen, geistreichen und liebenswürdigen Humor, durch extemporirte, humoristische Vorteäge der intressantesten Art, dann ouch durch Improvisationen, in denen sich ein tiefpoetisches Gemüth und ein Beherrschen der Sprache und des Verses, so wie eine Fülle von Gedanken documentieen, die wir bei keinem Langenschwarz finden. Es ist außerordentlich, wie dieser seltne Mann seine Zuhörer zu erheitern veestedt; Alles ist Lebendigkeit und Feeude an Schmidt, er ist der personificirte Widersacher der üblen Laune! Wir werden Herrn Professer Schmidt sobald nicht veegessen! —

Zum Schlusse des gegenwärtigen Berichts noch ein Wort über zwei jüngstdin dahier herausgekommene Schriftchen. Das eine gehört ins Gebiet der Zahnaeeikundr und hat unsern Hofratd Dr. Golette zum Verfasser. Es geißelt in blühend-satirischer Sprache die schwarzen Flecken in der Zahnheilkunde, die Charlatanerie und das Amulettenunwesen, mit besondrer Beziehung auf die Ramcoi'schen Zahn-Perlenketten, von denen hiee eine große Niederlage gemacht worden ist. Was Galette spricht, ist leider nur zu wahr; die kleinern und größern Betrügeteien in der Zahnheilkunde sind, heilas; man kann kaum anders, als die meisten Priester derselben für Routiniers zu erklären, denn Prellerei ist das Meiste! Aber was werden die wohlgemeinten Worte Galette's nützen? Die Ramcoi'schen Amulette werden nicht weniger gekauft werden, obgleich Galette den Leuten die Augen geöffnet hat. Sie wollen nicht sehen, sie wollen betrogen sein!! — Die andere, polemische Schrift gehöet in dos Gebiet der gerichtlichen Medicin. Sie ist von unsrem talentvollen Physikatsarzte, Dr. Leo, welcher einen andern Gerichtsarzt in Ostheim (Provinz Rheinhessen) beschuldigt, bei einer gerichtsärztlichen Untersuchung ungründlich und oberflächlich verfahren zu haben. Mündlich hatte Leo diese Aeußerung schon bei den hiesigen Assisen grthan, als der Gerichtsfall verhandelt wurde. Diese mündlichen Aeußerungen riefen ein gehässiges Sendschreiben an Dr. Leo ins Leben, und unsere fragliche Schrift ist die Antwort auf dieses Sendschreiben. Leo setzt den Gegenstand mit vieler Klarheit, Einsicht und Kenntniß aus einander, und dem Unbefangenen leuchtet bald ein, daß das Recht auf Leo's Seite ist. Ich würde diese letztere Schrift hier gar nicht erwähnt haben, wenn sie nicht hier allgemeine Sensation erregt hätte. —

Notiz.

[Ein neuer Quasimodo vor Gericht.]

Zu Percy im Departement de la Manche fand unlängst ein Proceß Statt, der in den Annalen der Musik und der Gerichtspflegr vielleicht der einzige seiner Art ist. David Villain, ein halbblinder Greis, war als Störer der nächtlichen Ruhe durch Glockenspielen angeklagt. Seine einzige Lebensfreude besteht nämlich darin, die Glocken tönen zu lassen. Dies wurde bei ihm zur unbezwinglichen Leidenschaft, in der er Victor Hugo's Quasimodo weit überbot. Er weiß 110 Glockenweisen auswendig und executirt sie alle mit gleicher Geschicklichkeit. In 95 Pfarren hat er die Glocken gespielt. Bei allen Volksfesten und kirchlichen Feierlichkeiten bewirbt er sich um die Ehre des Glockenspielens, und wenn sie ihm zu Theil wird, so steigt er auf den Thurm, schließt sich ein, um ja nicht überrascht zu werden, und setzt den ganzen Tag, und nicht selten auf die ganze Nacht, die Glocken in Bewegung. Noch mehr, er hat selbst drei ungeheuee Glocken gießen lassen und in seinem eigenen Hause aufgehangen. Hier entlockt ee, wie Quasimodo, seinen Lieblingen tagelang die tönendsten und oft wundeelichsten Harmonien. Endlich veeklagten ihn seine Nachbarn und gaben an, ihre Häuiee seien nicht mehr bewohnbar, seit Villain dos seinige in einen Kirchthurm umgeschaffen habe. Ee wurde vorgeladen. Ich liebe leidenschaftlich die Glocken, sagte er in seiner Vertheidigung. Ich habe selbst 19 neue Glockenspiele erfunden. Ich habe alles, was in diesem Kunstzweig geschaffen worden, gesammelt und systematisch geordnet. Ich bin ein hochbegabter Künstler, kein Störer der nächtlichen Ruhe, denn ich habe nie nach 5 Uhr Abends, und nie vor 8 Uhr Morgens meine Glocken gespielt. Der Lärm, den ich mache, kann Niemanden verletzen, denn er ist der wohltönendste auf Eeden. Der Artikel 479 des Strafcodex ist auf mich nicht anwendbar, denn kein Gesetz verbietet das Geräusch, wenn es nicht injuriös oder nächtlich ist. Meine Glocken sind nicht so betäubend wie der Hammee der Kupfeeschmiede, und nicht so ohrenzerreißend wie die Clarinette des Anfängers. Zwei hochberühmee Männer, Chateaubriand und Victor Hugo, haben die Glocken besungen. Diese großen Genies würden ohne Zweifel meinem Spiel tagelang zuhören, und sollten meine Mitbürger delicatere Ohren haben? —

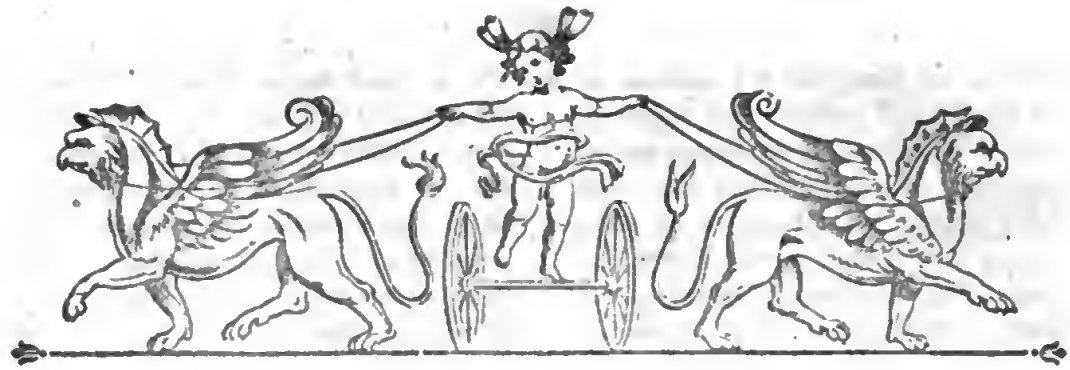
Die Vertheidigung verfehlte ihee Wiekung nicht. Villain wurde freigesprochen und feierte seinen Sieg mit dem brillantesten seiner Glockenspiele.

Dem Fernwohnenden mag dies Urtheil allerdings gerecht scheinen, wenn man aber bedenkt, welche Qual dem nahen Nachbar schon eine Flöte bereiten kann, die doch ein sanftes Instrument ist, und wenn man den betäubenden Schall großer Glocken in der Nähe empfunden hat, so begreift man nicht, wie eine Obrigkeit die Ruhe einer ganzen Nachbarschaft dem Vergnügen eines Einzelnen aufopfern kann. Schlimm genug, daß dieser sich auf das noch ärgere Getöse der Kupferschmiede berufen kann, die noch heutiges Tages, in den elegantesten Städten, einen so heillosen Lärm machen dürfen, daß man oft zweifelt, in einem civilisirten Staate zu sein. Hoffen wir jedoch, daß einst, vielleicht schon in hundert Jahren, auch hierin auf Abhülfe gedacht, und die lärmenden Handwerker voe die Stadt weeden gewiesen werden. Es kommt Alles, man muß es nur erwarten konnen. 44.

Berichtigung.

In Nr. 46 l. Madame Reichhardt statt Garnerin. Mit Mad. Reichhardt wollte der Fürst Pückler in die Luft gestiegen sein, obwohl ihr Mann, der Aërostat Reichhardt, in öffentlichen Blättern erklärte, nicht seine Frou, sondern er selbst habe die Ehre gehabt, mit dem Fürsten oufzusteigen und niederzukommen. Seine Gattin sei weder aufgestiegen noch niedergekommen bei dieser Gelegenheit. Auch berechnete Hr. Reichhardt dem Hrn. Fürsten dos, was dieser zur Füllung des Ballons beigetragen, ganz onders. Wer will dos olles untersuchen!

Digitized by Google



Zeitung für die elegante Welt.

Donnerstags — 50. — den 10. März 1836.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Memoiren einer Aristokratin.

5.

Meine Gefangenschaft im Luxembueg, in St. Pelagie und in einem unbekannten Gefängniß.

(Fortsetzung.)

Die gute Bäuerin, die man mit in unsee Zimmee gesperrt hatte, und die ich so geen leiden mochte, hieß Martinia Levachee, und wae die Witwe eines Pachtees des Maequis de la Rochejacquelin, dee nach der Niederlage bei Geanville füsiliet woeden wae. Man sah noch, ob sie gleich nicht mehe jung wae, daß sie sehe schön gewesen sein müsse, nnd Stoflet hatte sie nach dem Tode ihees Mannes heirathen wollen, was sie gbee ans Gründen, die iheem Zaetgefühle und iheee christlichen Gesinnung gleiche Ehee machten, ausgeschlagen hatte. Ich will Eueen alten Kirchthum niederreißen lassen, — sagte ein Conventsdeputirtee zu ihrem Manne — damit Euch hier nichts mehe an Euren alten Abeeglauben eeinnert. — Ihe werdet uns doch die Sterne lassen müssen, — antwoetete ihm dee Baner; — die sind noch älter als unsee Kiechthurm, und man sieht sie auch aus noch größeree Feene. —

Es ging mie also im Luxembueg so gut, wie es nue immee einee Gefangenen zur Zeit dee Schreckensregieeung gehen konnte; aber ich hatte den Kelch meinee Revolutionswiderwärtigkeiten noch lange nicht geleert, und man zeigte uns an, daß wie nach einem andeen Gefängnisse gebeacht weeden sollten, und daß Jede von uns von iheen in unserm Gefängnisse befindlichen Sachen nue so viel mitnehmen dürfe, als sie selbst davonzutragen vermöge. Spätee haben wie eefahren, daß dee Gefangenwärtee uns angegeben hatte, und zwae hatte ee uns angeklagt, untee den Eingekerkerten einen Geist des Abeeglaubens, dee Intoleeanz und dee Geeingschätzung der Volksveeteetnng zu veebreiten und zu näheen. Die Gefangenwäetee gaben die Gefangenen oft, ja in dee Regel auf gleiche Art an, nm füe sich die Confiscation dee Sachen dee Gefangenen zu eehalten und sich mit dieser Beute zu bereicheen. Wie setzten voeaus, daß man uns zu Fuß nach dem andern Gefängnisse bringen weede, und Madame Büffaut behauptete, es weede geschehen, damit dee Pöbel uns unterweges eemorde; auf jeden Fall machten wie unsere Eineichtung so, wie es uns die Unmöglichkeit, schwcee Lasten tragen zu können, vorschrieb. Jede von uns machte aus ihrem Taschentuche ein ganz kleines Bündel; daeauf durchsuchte man uns genau, packte uns in einige von Weidenenthen geflochtene Wägelchen, die von Pikenträgern gehörig escoetiet wueden, und führte uns nach St. Pelagie, wo ich in dee eesten Gestalt, die ich sah, Madame Roland eekannte, die den Kopf aus dem Fenstee steckte nnd mit dem Stockmeistee zu eeden veelangte.

Man trennte mich bei dee Ankunft in St. Pelagie von meinen Gefährtinnen nnd gestand mie, ich weiß selbst nicht

warum, die Gunst zu, ein Zimmer für mich allein zu erhalten, was ich gewißlich nicht gewünscht hatte und nie erbeten haben würde. Dies Zimmer war übrigens nur ein schmuziges finsteres Loch, in dem kein Kamin war. Nun könnte man freilich glauben, daß mir dies, da wir mitten im Sommer waren, sehr gleichgültig hätte sein müssen, aber es war Ursache, daß ich, sobald das Fenster zu war, fast ersticken mußte. Frische reine Luft ist für mich das erste Lebensbedürfniß, aber ich bin dabei höchst empfindlich gegen den Zug, den ich durchaus nicht vertragen kann. Sobald ich nun mein Dachfenster öffnete, so fand sich, wie der Herzog von Laval zu sagen pflegte, ein Tyrann ein, und hauste zwischen meinem nach Norden gelegenen Fenster und der Thür, deren oberster Theil aus einem Gitter bestand, vermöge desselben man bei Tage und bei Nacht, zu jeder Stunde, alles sehen konnte, was in meinem Zimmer vorging. Ich konnte daher das Fenster nicht öffnen, ohne im Zugwinde zu sitzen, und wenn es zu war, so erstickte ich fast von dem Dunste und dem Qualme, der aus dem Corridor vor meiner Thür, wo man Coteletten briet und Schöpsenfleisch mit Zwiebeln kochte, zu mir eindrang. In diesem Gange hielten sich auch gewöhnlich die Schließer mit ihren furchtbaren Hunden und andere Sansculotten und privilegirte Diebinnen auf. Er war die Wachstube, das heimliche Gemach, der Hundestall, die Schenke und die Speisekammer unserer Abtheilung: es war die Cloaca maxima der französischen Republik! All der Tageslärm dieses abscheulichen Corridors und der nächtliche Verkehr auf ihm betäubten meinen Kopf und meine Ohren unaufhörlich, denn mein Bett stand nahe an der Thür und hatte keine Vorhänge. Die vier Wände meines Kerkers waren mit Inschriften und Zeichnungen bedeckt, an die ich nicht reichen konnte, um sie auszulöschen, und ich konnte es nicht über mich gewinnen, die Gefangenwärter zu bitten, sie möchten's thun; sobald es darauf ankam, ihre Aufmerksamkeit auf diese Gegenstände zu richten, die ich verheimlicht zu sehen wünschte, empfand ich eine unüberwindliche Verlegenheit. Vielleicht entstand diese auch daher, daß ich ihnen nichts mehr zu geben hatte. Diese ehelichen Leute hatten übrigens aus solchen Unfläthereien kein Arg; sie waren zu sehr daran gewöhnt, und sagten mir oft, auf Anlaß des Lärms, der mich des Nachts am Schlafen gehindert hatte, die unwürdigsten Dinge ganz einfach, ja beinahe unschuldig gerade heraus.

Nie bin ich in St. Pelagie eingeschlafen, ohne mit Schrecken aufzufahren und zu erwachen. Sechs Tage lang habe ich von schwarzem Brote und trübem Wasser gelebt, und einen ganzen Monat lang hat es mir an reiner Wäsche gefehlt. Der Sohn des Schließers hatte mir die Gallerien, in denen ich meinen kleinen Schatz hatte verstecken lassen, weggenommen, unter dem Vorwande, sie, ganz gegen meinen Willen, rein zu machen. Man hat sie mir nie wieder gebracht, und ich habe mich auch wohl gehütet, sie wiederzufordern, denn auf jede Reklamation dieser Art stand die Guillotine. Es war freilich ein großer Unterschied zwischen diesem Aufenthalte und dem großen und schönen Erdgeschosse im Hôtel Crèqui, dessen Fenster gegen Mittag auf einen prächtigen Garten gingen — was mir aber doch in St. Pelagie am schwersten zu ertragen gewesen ist, war die Nothwendigkeit, in einem fremden Bette und auf schmuzigen, schon gebrauchten Bettlaken liegen zu müssen. —

Madame Duberry, die ich nur in dem Augenblicke ihrer Abfahrt nach der Conciergerie gesehen habe, hatte einige Zeit in demselben Gefängnisse zugebracht, in dem ich jetzt war; aber sie schlief ein Stockwerk höher, in einem Schlafsaale, in dem 19 Freudenmädchen schliefen, und sie hatte sich gegen Frau v. St. Amarante, die mit ihr zu gleicher Zeit in St. Pelagie gefangen war, oft darüber beklagt, daß diese gemeinen Mädchen sie mit einer beleidigenden Vertraulichkeit zu behandeln wagten. Madame Duberry war kupfrig geworden, aber sie war noch immer schön und wußte im Gefängnisse ihre Zeit durchaus mit nichts Anderem hinzubringen, als daß sie sich auf ganz unbegreifliche Weise putzte. So trug sie, als sie in einer schmuzigen Cariole von altem Leder wegfuhr, ein Kleid von gesteiftem Linon, das mit grünem und rosenrothem Atlas besetzt war, der Besatz war in dents-de-loup ausgezackt, eins roth, das andere grün; dazu ein Häubchen à la baigneuse mit rosenrothen Schleifen und rosaatlassene Schuhe mit grüner Einfassung. — Ein Neger, dessen Pathe sie war, und den sie mit Wohlthaten überhäuft hatte, war ihr Ankläger geworden. Er hatte sie beschuldigt, während ihres Aufenthalts in England um den Tyrannen Trauer getragen zu haben, dies war vorzüglich das Vergehen, um dessentwillen man sie aufs Blutgerüst sandte. — Nicht wahr, man wird mich nicht umbringen? — sagte sie immer zu den Gerichtsdienern und zu ihren andern Mitgefangenen in der Conciergerie. Ich habe ja nie Jemand etwas zu Leide gethan, und man wird es nicht wagen, mich zu tödten. — Tödtet mich nicht! Gnade! Gnade! Bittet für mich um Gnade! — rief sie noch dem Henker zu, der sich gezwungen fand, zwei seiner Knechte das Gerüst besteigen zu lassen, um ihrer Wider-

Digitized by Google

ſtand zu bewältigen. Merkwürdig iſt es, daß ſie von allen bekannten Perſonen die einzige iſt, die ſich bei ihrer Hinrichtung feig gezeigt hat.

Madame Roland war meine nächſte Nachbarin, und der Schließer ſagte mir eines Tages, daß ſie mich zu ſprechen wünſche. Dürfen ſich denn, — fragte ich ihn — die Gefangenen in St. Pelagie beſuchen, und darf ich, wenn dies erlaubt iſt, nicht die Damen ſehen, mit denen ich angekommen bin? — Sie ſitzen nicht mit Ihr in demſelben Gange, — antwortete er — und übrigens verdient es auch die Bürgerin Roland wohl, daß man ſie ein wenig beſſer behandelt als Euch Andern! — Wie es ſchien, war dieſer Menſch ein Schützling der Roland's; er lieferte meiner Nachbarin Papier, Federn, Tinte und Journale, und übernahm auch, wie man ſieht, die Ausrichtung ihrer Aufträge.

Am andern Morgen öffnete ſich bei Tagesanbruch meine Thür, und ich erblickte ſtatt des Schließers das Geſicht einer Frau, die ſehr behutſam eintrat. Wollen Sie mir vergönnen, mich mit Ihnen, Bürgerin, unterhalten zu dürfen?*) — ſagte ſie mir, und ich wiederhole buchſtäblich die Formel, deren ſie ſich zur Anknüpfung unſers Geſpräches bediente. Treten ſie näher, Madame, — antwortete ich, und da auf dem einzigen Stuhle, der im Zimmer war, meine Kleider lagen, ſetzte ſie ſich zu den Füßen meines Bettes auf daſſelbe nieder. Sie war ſo blaß und ſo entſtellt, daß ich ſie kaum wiederr erkannte, und ſie ſah mich wohl 5 bis 6 Minuten lang traurig an, ohne ein Wort zu ſprechen. — Sie leiden hier gewiß viel von der Kälte und von dem ſchlechten Bette? — ſagte ſie, doch ohne eine Antwort abzuwarten, fing ſie nun an von den Gefahren zu reden, die die Republik und das Leben der 22 Deputirten von der Partei der Girondiſten bedrohten. Sie ſagte mir auch, daß ſie ſich mit dem Niederſchreiben ihrer Memoiren beſchäftige, und daß ſie mir dieſelben mitzutheilen und mein Urtheil darüber zu hören wünſche.

Mein Gott, was können Sie davon für Troſt erwarten! — antwortete ich ihr, ſchon im voraus dagegen eingenommen. — Ich bin meiner Zeit und meinem Lande treu geblieben; ich bin ſo wenig eine Gracchin als ein Publicola, ſondern eine alte franzöſiſche, ganz royaliſtiſch und gut katholiſch geſinnte Dame; wie Beide können alſo ſo wenig über Thatſachen und Perſonen, als über die Urſachen und ihre Wirkungen je gleichen Sinnes werden. Unſere Toleranz gegen Unglauben und gegen die Philoſophie hat uns ins Verderben geſtürzt —

Wie kann nur, — ſagte ſie — eine ſo geiſtreiche Frau wie Sie, ſich von ſo elenden Vorurtheilen beherrſchen laſſen? (D. B. f.)

*) Madame Roland war die Nichte von Dupont, dem Kammerdiener der Frau von Créqui, und von dieſer daher gekannt.

Correſpondenz.

Aus Paris, den 28. Februar.

[Meyerbeer's Hugenotten.]

Endlich iſt's erlaubt, aus der Schule zu ſchwatzen, und ich bin im Stande, Ihnen etwas Poſitives über Text und Muſik der neuen Meyerbeer'ſchen Oper zu ſagen. Geſtern Abend war die letzte Generalprobe, die ich wohl eine Parlamentsſitzung bei verſchloſſenen Thüren nennen muß. Pairs und Muſiker, Akademiker und ſimple Aspiranten der Preſſe hatten ſich, ſo gut es gehen wollte, die Freundſchaft oder bloße Bekanntſchaft des Componiſten, Dichters und Directors zu Nutze gemacht und campirten im geheimnißvollen Dunkel hinter den Pauken und Baßgeigen, gleichſam als wollten ſie aus dieſer verdeckten Stellung das unſchuldige Tonwerk als Wegelagerer anfallen. Das Reſultat war das Gleiche, man theilte ſich in die Beute und zog ſie grunzend in der Stadt zur Bewunderung herum.

Zwar ſeltſam und originell iſt es, daß in dieſen Vorbereitungen zur Ovation der Mann, der am meiſten zu beneiden, recht eigentlich am meiſten zu beklagen iſt. Meyerbeer kann nicht mehr ſchlafen, nicht mehr eſſen, ohne daß ihm die Hugenotten über den Hals kommen. Dann iſt es ein Sänger, der eine Stelle in ſeiner Partie ändern möchte, dann iſt es der Director, der mit aller Gewalt noch einen Pas für eine Tänzerin einlegen und dafür lieber eine melodiöſe Arie vom Leben zum Tode bringen will, dann iſt es ein Journaliſt, der ſich für ſeine Zeitung ein Paar Originalnotizen, oder eine Herzogin, die um des Maeſtros Protection bei Duponchel, dem Intendanten, bittet, welcher Bärbar ihrem Jockei antwortete, alle Plätze zu den erſten Vorſtellungen ſeien Anno „1835" beſtellt worden. Noch hundert ähnliche Plackereien, die einen Menſchen zum Narren machen könnten, auch wenn er in ſeinem Leben keine Note zwiſchen fünf Linien geſchrieben hätte.

Wie Sie wiſſen, nannte ſich die Oper anfänglich die Bartholomäusnacht, dann Leonore und endlich gar Margarethe oder Valentine, wie ein Paar Frauen darin heißen. Sie behielt in der Taufe den Namen „les hougenots," welches mir ſchlecht gefällt, da die Endigung durch die Naſe geſprochen wird. Im Deutſchen haben wir die kräftigeren „Hugenotten" dafür, derbhafte Kerle in Steifleinen, Chriſten mit Hellebarden. Man ſagt, der Componiſt habe an dieſen Titeldebatten gar keinen Theil genommen und an die Capacität ſeines Freundes Scribe appellirt, woran er ganz recht that. Das ſchlimmere Uebel war in der Geſtalt des neuen muſikaliſchen Herkules, der wider alles Erwarten, juſt als wolle er den Ueberfluß der Ideen des Herrn Papa beurkunden, um ein Beträchtliches größer als die Wiege ausgefallen war, in die ſeine Erbauung der Académie de musique des Abends die Oper eingefügt werden.

Denken Sie ſich die Lage eines unſchuldigen Wanderers, der vor dreitauſend Jahren von Cekrops Stadt in den Peloponnes ging und unterwegs kein anderes Wirthshaus und kein anderes Bett als das des famöſen Prokruſtes antraf, der den Gäſten die Arme und Beine abſtutzte, welche größer als die Maſchine waren. Der Erfinder des „Robert der Teufel" hat ſie kennen gelernt, er rief vergeblich nach Theſeus, dem

Digitized by Google

Erlöser von Attica, um ungeschundtn in den Tempel des pythischen Apoll zu kommen, so oft er einen Grund für das Leben riner Idee vorbrachte, antwortete ihm die Macht der Gewohnheit in der Person des Directors: Mehr als vier Stunden classische Musik könne ein Mensch nicht vertragen, absonderlich krin Pariser.

Nichtsdestoweniger spielen die Fronzosen beinahe noch einmal so lange Komödie als urine lieben Landsleute, die Transrheuanen. Diese haben sich heuer bereits sehr über die Langwierigkeit des Teufel Robert beschwert, der doch ein sehr kurzweiliger, würfelnder und gravitätisch gottesfürchtiger Teufel ist.

Die Choregraphen sind über den Componisten der Hugenotten sehr aufgebracht, da seine Gedankenfülle in der Schöpfung das Feld fast allein behauptete und den Füßchen und Tüllröcken nur eine Spanne Platz, man sagt soviel als man braucht, um begraben zu werden, übrig ließ. Es mußte sogar ein äußerst toleranter Tarz von badenden Susannen, den der Dichter des Bär und Bassa inventarisirte uad folglich auch der Tonsetzer adoptirte, aus dem plausiblen Grunde wegbleiben, weil — die Pariserinnen nicht nach dem Nasenren der melancholischen Hoboen pirouettiren wollten. Meyerbeer hatte die drollige, melancholische Idee, die vor ihm einmal ein Arzt und ein berühmter Maler hatte, er sah im Geiste das Gerippe der schönen Wesen wie in dem grandiosen Chor der bacchantischen Nonnen des Robert und stimmte sich ganz unwillkülich zu unlebelustigen Gefühlen und — Melodien.

Warum auch noch Tänze componiren nach Auber's Opern und den wiener Straußwalzern? An ihnen hat die possierliche Welt des Fastnachts und der Tuilerien genug. Von Meyerbeer erwarten wir große imposante, wunderlich traurige und fröhliche, distorische, charakteristische Musik — eine Originalität, einen Appendix oder einen Pendant zum Robert le Diable.

Das Sujet dee Hugenotten entlieh Scribe einem Werke von Merimée. Das Blutbad der sogenannten Bartholomäusnacht tritt darin in den Hintergrund, um einer dramatischen Intrigue Platz zu machen. Diese Intrigue wird am Hof zwischen Katholiken und Protestanten gespielt und hat eine Pacification der Parteien zum Gegenstande. Mehrere Heirathen werden geschlossen, hierunter auch die Heinrich's, Königs von Navarra, mit Margaretha von Anjou und Raoul de Nangis mit Valentine, einer Ehrendame der Königin, die unter der Hand ihr Herz an den Grafen von Nevres gibt.

Das rigentliche Drama beginnt erst im vierten Act, nachdem die Handlung in den vorhergehenden sich durch eine Reihe glänzender und mannichfaltiger Situationen drängte, in Mitten eines Bacchanals, das der Graf Nevres veranstaltete; dann dringen Sturm und Leidenschaften, Fanatismus und Mordinstrumente in die Scene und wüthen mit tragischer Energie von Scene zu Scene bis zum Finale.

Die Hauptrolle wurde dem Bassisten zu Theil und kommt auf Rechnung eines originell gehaltenen alten Soldaeen, der Hugenott und dem Walter Scott'schen Caleb nachgebildet ist. Der Mann haßt die Katholiken wie nichts in der Welt, aber er haßt sie mit Naivetät, er bleibt rin guter komischer Kerl dabei.

Meyerbeer scheint in Betracht der Musik insbesondere den Contrast des katholischen und protestantischtn Cultus im Auge gehabt und darnach geschrieben zu haben. Gewisse rein kirchliche Melodien, worunter eine von Luther selbst componirte, gehen als Motive durch das Ensemble und versprechen eine außerordentliche Wirkung.

Die Chöre werden sämmtlich als Meisterwerke, außerdem aber verschiedene Solopartien und Duos und Trios in den ersten Acten als der Bewunderung würdig anempfohlen. Nourrit, Dlle. Falcon und Levasseur schließen mit einem grandiösen Ensemble das Stück, ungefähr also wie im Robert. Ich will durch keine unreifen Ansichten und nachgeschriebenen Urtheile dem Erfolg im voraus das Wort reden. — Vediamo! Die erste Vorstellung ist bereits zwei Mal unvorhergesehener Hindernisse wegen ausgesetzt worden.

Von der italienischen Oper soll ich Ihnen das nun baldige Claudatur melden. Sie bereitet sich zu guter Letzt zu einem neuen Werke von Mercandante vor, das den romantischen Titel „gli Briganti" führt. Die Primadonna Grisi, welche kürzlich von einem Briganten der Liebe überfallen und genöthigt wurde, auf Real- und Verbalinjurie zu klagen, soll darin eine sentimentale flötende Rolle einer Lady spielen. Im Uebrigen erhalten Bellini und Rossini, der Erstere mehr als der Letztere, das Repertoir dieser fashionablen Bühne.

Das Theater français hat gestern ein neues fünfactiges Trauerspiel „Lord Norward" von einem nagelneuen Dichter Namens Empis gegeben und versprach eben noch ein größeres oder ganz großes von Delavigne, der Victor Hugo zum Trotz ganz furiös wieder anfängt in Versen zu schreiben. Ein Journal, das nicht übel unterrichtet ist im Dramatischen, nennt dies Wunderding „une famille sous Luther" und versichert, es enthalte allerwenigstens achtzehnhundert Jamben. Gott stärke die Füße derselben! Wundern muß man sich über die bedeutsame Rolle, die der Protestantismus hier zu spielen anfängt, da er sogar auf dem Theater spukt. Oper und Schauspiel, Vaudeville und Roman, selbst das Beranger'sche Chanson ist lutherisch geworden. Wenn das so fortgeht, verliert der tapfere Cardinal-Erzbischof alle Praxis, denn es komme nicht so leicht ein Fieschi wieder, der die Regierung zu extraordinairer Frömmigkeit stimmt und für Tedeums und de Profundis generös macht.

Daß der Circus Franconi „das befreite Jerusalem" einstudirt, habe ich wohl schon geschrieben. Sogar die Pferde haben das militairische Heldenthum satt, sie sehnen sich nach Israel's Mannah und Staatseffecten der Poesie Torquato's.

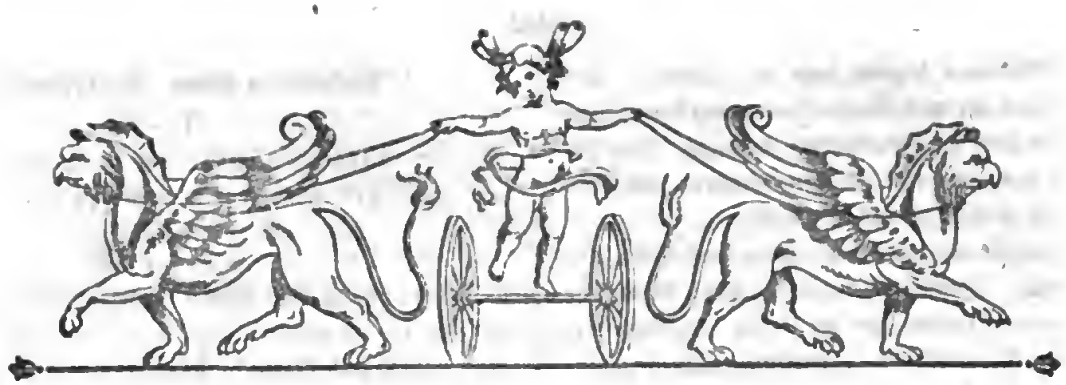
W. Lenz.

Notiz.

[Wie die Juden in Algier vom Teufel denken.]

Thomas Campbell erzählt in der Darstellung seines Aufenthaltes in Algier folgenden merkwürdigen Zug von den dortigen Juden. Wenn ein männliches Individuum stirbt, so glauben sie, daß der Teufel bei dem Sterbehause auf der Lauer steht, um sich der Leiche auf dem Wege zur Ruhestätte zu bemächtigen. Da die Rabbiner viele aber auf dem ganzen Wege begleiten, so wird ihre satanische Majestät in Respect gehalten. Inzwischen folgt der schlaue Teufel doch von fern und sucht eine Gelegenheit zu erwischen, den Todten zu fassen oder sich mit in die Grube zu schleichen. Deshalb wirft ein Rabbi, der am Grabe steht, Goldstücke, so weit er kann, von dort in die Ferne. Der Teufel, denken die Juden, ist habsüchtig genug, den Goldstücken nachzulaufen und sich so um eine Seele betrügen zu lassen. (Der Mensch denkt von seinem Gott und von seinem Teufel doch immer nach Maßstab seiner eignen Natur!) Während der Rabbi den Teufel so fortlockt vom Grabe, verschütten die Todtengräber schnell die Gruft. Seltsam ist, daß bei weiblichen Leichen das Auswerfen der Goldstücke nicht Statt findet, weil, so heißt es nach Campbell's Bericht, man dort zu Lande der Meinung ist, daß der Teufel schon viel zu sehr beschäftigt sei, um sich auch noch Frauenzimmer auf den Hals zu laden.

Digitized by Google



Zeitung für die elegante Welt.

Freitags — 51. — den 11. März 1836.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Dampf und Eisen.

Eine abermalige Intercession.

Der erste Gedanke in Betreff der Anwendung der Dampfkraft auf die Schifffahrt rührt von dem Briten Jonathan Hull her. Man hielt den großen Columbus, als er hinter dem Ocean eine neue Welt witterte, für einen Schwärmer, über den man die Achsel zuckte. Jonathan Hull konnte sich demnach mit großen Beispielen aus der Geschichte trösten, wenn man ihn nach seiner kleinen Schrift, in der er 1737 seine Gedanken in dieser Beziehung entwickelte, für toll oder mondsüchtig hielt. Später machte unter Andern Lord Stanhope Versuche in der Anwendung des Dampfes auf Schiffe, allein sie mißglückten. Dem Amerikaner Fulton gebührt das Verdienst der Lösung des Problems bis zum glänzenden Gelingen, indem er für seine Experimente einen größern Maßstab nahm. Bald darauf wurde die Dampfschifffahrt von allen Handelsvölkern Amerikas und Europas auf Flüssen, Binnenseen und an den Küsten des Meeres eingeführt. Jetzt handelt es sich wesentlich darum, Versuche über den Ocean mit Dampf anzustellen. Ueber diese Möglichkeit sind in England die Meinungen noch getheilt.

Es steht zu erwarten, daß man diesem Ziele näher kommt, wenn man statt des Holzes Eisen zum Material für die Dampfschiffe nimmt. Der Dampf, den sich dies Zeitalter macht, will nun einmal, weil diese Menschheitsepoche auch zugleich eine eiserne ist, mit dem Eisen Hand in Hand gehen. Eiserne Schiffe sind zweifelsohne auf offener See weniger gefährdet, selbst ein Stoß gegen Klippen könnte statt eines Lecks höchstens eine Beule verursachen. Dazu kommt, daß eiserne Schiffe weniger tief ins Wasser greifen, weil sie nicht halb so schwer sind als hölzerne von gleichem Tonnengehalte.

Seit 1830 fährt man bereits mit Dampfschiffen auf der Donau. Kaiser, Prinzen und der hohe Adel in Wien gehörten damals mit zu den ersten Actionnairen. Jetzt existiren drei Dampfschiffe zu drei Hauptstationen auf der Donau von Wien aus hinunterwärts. Von Ulm aus soll nun ein viertes seinen Ablaufspunct nehmen, ein fünftes zwischen den Donaumündungen und Constantinopel seine Stationen haben. Man wird dann auf diese Weise leichter eine Reise nach Constantinopel als nach Rom machen. In Italien sind ohnedies die Reiserouten ziemlich ausgetreten. Kommt ein Canal zwischen der Weichsel und der Waag, einem Nebenflusse der Donau, zu Stande, der nur von 14 Stunden Länge zu sein braucht, so wird dadurch zwischen den Weichsel- und Ostsee-Ländern mit den Donau-Gebieten, Ungarn und der Türkei ein Verkehr möglich, der von unberechenbaren Erfolgen sein wird. Die Länder der serbischen Völker werden uns dadurch erschlossen. In ihnen entwickelt sich ein neues Leben, das nur auf die Communication mit den bisherigen Puncten der europäischen Kultur geschichte wartet. Dann spielen die Wallachen eine Rolle, das

Digitized by Google

Zeitalter der Wallachen beginnt dann in Europa. Von einer andern Seite her wird für die Verbindung des Rheins mit der Donau eine neue Perspective eröffnet. Eine Eisenbahn, sagt man, soll jetzt den Canal ersetzen, den schon Karl der Große in dieser Hinsicht bezweckte.

Auch in der Region der Kunst beginnt das Eisen eine Rolle zu spielen. Man hat Versuche gemacht, Pianoforte von Gußeisen zu fabriciren, und der Erfolg soll, besonders in Betreff der Stimm- und Tonhaltung, äußerst günstig ausgefallen sein. Ich will davon nicht viel Dampf machen, weil ich ein eisernes Clavier weder gespielt, noch spielen gehört habe. Es bleibe Kennern überlassen, diesen Versuch zu prüfen und der Welt darüber ohne Dampf zu berichten. Eisen thut's freilich nicht, sondern der Dampf. In der literarischen und der Preß-Welt hat sich der Dampf längst approbirt. Sonst sagte man bei allerlei prahlerischen Ankündigungen, es würde den Leuten Sand in die Augen gestreut. Auf manchen alten Ladenhüter, den es zu schmerzlich war, schon so frühzeitig den untern Göttern der Makulaturwelt zu übergeben, schrieb man ein neues Titelblatt, streute Sand darauf und schickte es als neue Waare auf den neuesten Markt. Das nannte man früher eben den Leuten Sand in die Augen streuen. Jetzt heißt es, man setzt einer trägen Papiermasse einen neuen Dampfapparat an, und zwingt die todte Masse, Leben zu heuchelu. Exempla sunt odiosa. Ferner macht man Conversationslexika mit Dampf. Man nimmt zwei oder drei gute vorhandene und präparirt ein viertes daraus; ein Literat, der dabei als Gelenkbolzen angesetzt wird, ist leicht bei der Hand. Exempla sunt odiosa, d. h. elegant übersetzt: Exempel sind odiös. Herr Wolff, Improvisator und Professor in Jena, gehört unter andern zu diesen Exempeln literarischer Dampfbetriebsamkeit. Bei dieser Art Dampfthätigkeit ist jedoch weniger das Eisen als das Silber das anregende oder brüderlich gesellige Element, oder man müßte denn die Stahlstiche, die solchen Unternehmungen zur Folie dienen, als der Region des Eisens angehörig ansehen wollen.

Sonst aber gehen Dampf und Eisen heut zu Tage Hand in Hand. Hat man eiserne Pianoforte, so wird man bald die Kunst erfinden, dieselben mit Dampf zu spielen. Geht doch alles jetzt in Mechanismus über! Und wenn sonst schöne rosenfarbene Finger auf elfenbeinernen Claviaturen tanzten, fährt dann der Dampf über eiserne Tasten. O, große Noth, die Kunst ist bald todt! Die Fortsetzung dieses Themas bleibt uns leider nicht erlassen.

Memoiren einer Aristokratin.

5.

Meine Gefangenschaft im Luxemburg, in St. Pelagie und in einem unbekannten Gefängnisse.

(Beschluß.)

Ach! meine liebe Dame, dasselbe könnte ich von Ihnen sagen, — erwiederte ich; ich brauche nur, statt Vorurtheil, Wahn und Irrthum, vielleicht gar strafbarn Eigensinn zu setzen.

Sie wollte durchaus an Robespierre schreiben, um ihm seine Treulosigkeit vorzuwerfen und ihn zum Erröthen zu bringen, wie sie sagte.

Es wird Ihnen viel helfen, wenn Sie ihn dazu bringen, — sagte ich ihr — und Sie streben da nach einer ganz seltsamen Genugthuung. Wissen Sie denn nicht, daß Jeder im Gefängnisse die Bemerkung gemacht hat, daß es kein besseres Mittel gibt, schnell abgefertigt zu werden, als an ihn zu schreiben, oder sonst, gleichviel wodurch, seine Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen? Ich könnte Ihnen mehr als zwanzig Beispiele davon anführen. Halten Sie sich um Gotteswillen ganz ruhig, und hüten Sie sich, ihm einen Brief voller Vorwürfe zu schreiben.

Sie sind eine ausgezeichnete Frau, — sagte sie mir mit einer Protectionsmiene; ich werde Ihrer in meinen Memoiren erwähnen.

Wollen Sie mir einen Dienst und zugleich einen großen Gefallen erzeigen? — fragte ich sie sehr ernst und feierlich.

Gern, Bürgerin.

Nun, so erwähnen Sie meiner nicht in Ihren Memoiren, und schreiben in Ihren Papieren auch nicht einen Buchstaben meines Namens nieder. Die Commissarien des Wohlfahrtsausschusses können in jedem Augenblicke auf den Gedanken kommen, sich ihrer zu bemächtigen.

Sie fürchten sich vor dem Tode! — erwiederte sie mit einer Art wilder Ironie und einer gewissen Verachtung.

Ich habe Ihnen darüber nichts zu sagen und nichts zu vertrauen; sein Sie für Ihre eigene Rechnung so kühn und furchtlos als Sie wollen; schlagen Sie aber das Leben Anderer nicht so gering an, um es so wohlfeil aufs Spiel zu setzen. — Ich bin Mutter, — setzte ich bewegt hinzu. — Sie blieb einige Augenblicke stumm. — Ach, bin ich denn nicht auch Mutter? — erwiederte sie dann, in Thränen ausbrechend. Ich vermag es nicht auszusprechen, mit welcher Beredtsamkeit, mit welcher bewundernswürdigen schmerz-

Digitized by Google

vollen Leidenschaft sie nun mit mir von ihrer Tochter sprach! Sie war nun keine Republicanerin, keine sophistische Encyklopädistin mehr; sie war eine zartfühlende Frau, eine christlich gesinnte Mutter; es war ein Schmerz, der in seiner Redepracht, seinen Bildern und seinen herzzerreißenden Klagen ganz biblisch war! — Sie weinen, — sagte sie zu mir, indem sie mir die Hände küßte, die sie mit ihren Thränen überströmte.

Wie betrübt es mich, daß ich Ihnen, armes Kind, keinen andern Trost zu bieten habe, als meine Thränen. Blicken Sie zum Himmel auf.

Ihr Mitleid erfrischt mein Blut; es ermuthigt mich, es macht mich stolz, — unterbrach sie mich; — seltener noch als Perlen sind Thränen aus den Augen einer Greisin, und — ach, es kostet dem verdunkelten Auge so viel, sich mit Thränen zu füllen!

Dieser Mangel an Lebensart, dessen sich eine wohlerzogene Person nie schuldig gemacht haben würde, beleidigte mich weiter nicht, ob es gleich so wenig zartsinnig als höflich war, mich auf diese Art an mein hohes Alter zu erinnern, und sich darüber zu wundern, daß es mich noch nicht ganz und gar versteinert hatte.

Ich habe nie jünger scheinen wollen als ich wirklich war, und habe nie eine Illusion genährt und beibehalten, die nicht mehr für mein Alter paßte; aber bei aller Ueberlegenheit der Einsicht und des Verstandes wird doch immer der Mangel einer guten Erziehung sichtbar werden, wenn man diese nicht gehabt hat. Wie oft habe ich, wenn ich mich dieses Vergleiches und des Mangels an Takt, den er verrieth, erinnerte, diese Bemerkung gemacht!

Der Verstand schützt nicht immer davor, sich lächerlich zu machen, wohl aber eine gesunde Urtheilskraft, und dies hat mich auf die Vermuthung gebracht, daß der Geschmack mehr ein Erzeugniß der Urtheilskraft als des Verstandes ist. Es gibt in Hinsicht auf Ton und feine Sitte eine Menge Regeln, gegen die eine zartsinnige Person, mögen sie ihr bekannt oder unbekannt sein, doch nie verstoßen wird.

Madame Roland sagte mir darauf noch Tausenderlei von dem Repräsentanten Barbaroux, über den sie sich bitterlich beklagte. Ich glaube, es geschah in Hinsicht seines Betragens gegen Roland, aber ich hörte nicht viel auf das, was sie mir von dem schönen Girondisten erzählte. Der Gegenstand unserer Liebe ist nicht immer der, von dem man am besten spricht, wohl aber der, von dem man immer am meisten spricht, hat irgend Jemand, ich weiß nicht mehr wo, gesagt.

Sie versprach mir, meiner in ihren Memoiren nicht zu erwähnen, aber man wird sehen, daß sie mir nicht Wort gehalten hat. Wir trennten uns so tief, so zärtlich bewegt, daß ich jetzt nicht mehr begreifen würde, wie es der Fall sein konnte, wenn unsere Herzen sich nicht im Gefühle der Mutterliebe und der Muttersorge begegnet hätten. Unser Schließer wurde krank und ich habe die arme Frau nie wiedergesehen. Sie wurde bald darauf nach der Conciergerie und von dort aufs Blutgerüst geführt.

Nach einem viermonatlichen Aufenthalte in St. Pelagie wurde ich in ein anderes Gefängniß gebracht, welches das Vogelhaus genannt wurde. Es geschah, wie man sagte, um den Verschwörern aus der Grafschaft Venaissin Platz zu machen; doch kann ich jetzt unbedenklich sagen, daß Dupont mir die Gunst, dorthin gebracht zu werden, mit schwerem Gelde erkauft hatte, denn das Vogelhaus war von allen pariser Gefängnissen das bequemste, stillste und gesundeste. Es lag auf dem Boulevard der Invaliden, am Ende der Straße Notre-Dame-des-Champs. Hier blieb ich bis zum December 1794, wo ich meine Freiheit wieder erhielt.

Correspondenz.

Aus Wien, December, Januar, Februar *).

[Gastspiele und „Griseldis."]

Die Gastfreundlichkeit des wiener Publicums ist seit einer langen Reihe von Jahren so allgemein bekannt und gerühmt, daß ich das Bestreben der meisten auswärtigen Künstler, vor diesem Publicum zu erscheinen, sehr natürlich finde, denn schon manche der vielen Gäste, die sich in Wien zeigten, dankte den erhaltenen Beifall weniger seinem Verdienste, als diesem günstigen Rufe, welchen meine Landsleute nicht auf das Spiel setzen wollen. So kommt es, daß beinahe kein Gast ganz ohne Beifall entlassen wird, daß man aber bei Jenen, welche Auszeichnung verdienen, kein Maß und Ziel findet. Letzteres ereignete sich mit Frln. v. Hagn, einer Künstlerin, die diese Nachtragserinnerung um so mehr verdient, als man sie bei ihrem ersten Erscheinen (in Raupach's „Corona von Saluzzo") auf eine Art empfing, die es nicht vermuthen ließ, daß sie in der Folge sechs, ja selbst acht Mal an einem Abend würde vorgerufen werden. Es wäre schwer, irgend einen vernünftigen Grund anzugeben, warum Frln. v. Hagn das erste Mal gegen eine Opposition zu kämpfen hatte, die sich jedoch bei ihren weiteren Gastspielen ganz verlor. Das gedrängt volle Haus, jedesmal wenn sie spielte, gab einen ungleich richtigeren Beweis des Gefallens, als das Lärmen und wiederholte Vorrufen. Statt der anfangs bestimmten zehn Gastrollen gab sie deren zwanzig. Sie gefiel vorzüglich als Margarethe, Christine, Susette, Walpurgis, Käthchen, welche Rollen sie alle, so wie auch die Corona, wiederholte. Mad. Brede gab sechs Rollen; sie wurde sehr ehrenvoll aufgenommen, und auch bereits engagirt. Ihr Name ist durch eine Reihe von Jahren in Deutschland so verdienstlich bekannt, daß es überflüssig ist, anzuführen, daß sie sich auch in einem, ihr neuen Rollenfache (der zärtlichen und komischen Mütter) als

*) Bericht von F. A. v. Kneländer.

denkende Künstlerin bewährte. Frln. Herbst, von der ständischen Bühne zu Prag, gab die Czarewna Sophie, Orsina, und Eulalie. Sie wurde jeden Abend vorgerufen; doch bleibt es immer schwer, in Rollen, welche die Schroder und Crelinger vorausgaben, auf mehr als eine Anerkennung des Verdienstes zu rechnen. Ein Gastspiel, dem man mit Neugierde entgegensieht, ist jenes des Herrn Rott, eines sehr beliebten Komikers der josephstädter Bühne. Es ist kaum möglich, voraus zu entscheiden, ob seine Spielweise mit der neuen Umgebung übereinstimmen werde. Michel, in Kotzebue's „Verbanntem Amor," Grunlein, in der „Heirath aus Vernunft," Stephan in dem „Hochzeitag" und Johann in dem „Gespenst" sind zu seinen Antrittsrollen bestimmt. Das letzte Stück ist eine neue Bearbeitung der alten Posse: „Die Nachtwandlerin," welche J. v. Kronenfels vor mehr als vierzig Jahren verfaßte, und welche in dem eigentlichsten Sinne für die Abnfrau jener vielen französischen. italienischen und englischen theatralisch nachtwandelnden Damen gelten kann, die theils sprechend, theils singend oder tanzend über die Bretter gingen, gehen und wohl noch lange gehen werden. Herr und Mad. Rettich wurden engagirt, folglich gehören sie nicht mehr in die Gast-Kategorie; ich hätte also keine Veranlassung, von Mad. Rettich's Darstellung des Gretchens in Goethe's Faust zu sprechen, wenn sie die Rolle nicht schon zwei Mal als engagirtes Mitglied gegeben und wegen der Wahrheit und Innigkeit ihres erschütternden Spieles bei dem sehr zahlreich versammelten Publicum dieselbe ehrenvolle Aufnahme gefunden hätte, als genösse sie noch das Gastrecht. Neue Lorbeern blühten ihr als der meisterhaften Darstellerin der „Griselidis," eines dramatischen Gedichtes (das wahrscheinlich bald die Aufmerksamkeit von ganz Deutschland auf sich ziehen wird). Mad. Rettich hat durch ihren eben so sinnigen als seelenvollen Vortrag wesentlich beigetragen, daß dem Erstlingswerke eines jungen, talentreichen Dichters eine unbestreitbare Anerkennung zu Theil wurde, deren selbst die Werke manches älteren gefeierten Dichters sich anfänglich nicht zu erfreuen hatten. — Ueber den Werth dieser Dichtung ist zwar schon viel geschrieben worden, dessenungeachtet muß ich die Einfachheit und Klarheit, durch welches sich dieses Drama besonders auszeichnet, als eines heut zu Tage so seltenen Verdienstes verzüglich erwähnen. Was den Bühneneffect anbelangt, glaube ich wohl durch Anführung des Umstandes, daß nach der achten Aufführung für die zehn nächsten Darstellungen alle Sperrsitze vorgemerkt waren, genug gesagt zu haben. Die Fabel dieses Schauspieles ist zum Theil nach Boccaccio, jedoch ist Percival von unserm Dichter ganz anders gehalten, als der Marchese di Saluzzo, wodurch auch der Schluß ein anderer als in der Novelle werden mußte. Griselidis kann mit Percival nicht mehr zusammen leben, sie hörte auf, das edle, unserer Achtung und Theilnahme würdige Wesen zu sein, wenn sie nach jenem Verfahren es noch konnte; dieser Schluß ist eben so zart als ausgleichend; allein, eine andere Frage bliebe zu stellen: soll Percival an Griselidens Leiden sichtbare Theilnahme äußern? Wird der Charakter, wenn er ihren Schmerz kennt, ja nur verstehen kann, in den Augen des Zusehers nicht zurückstoßender, als wenn man annimmt, daß der rauhe Held im Bärenfell nicht einsieht, welches Leid er seiner Frau bereitet? Aus diesem Grunde wäre es vielleicht wünschenswerth, daß der dritte Act mit Griselidens Abgang schließen könnte, wo man sich ausschließlich mit ihr, der sanften Dulderin, beschäftigt. Zudem ist dieser Moment einer der frappantesten dieses an Interesse so reichen Dramas. (D. B. f.)

Notizen.

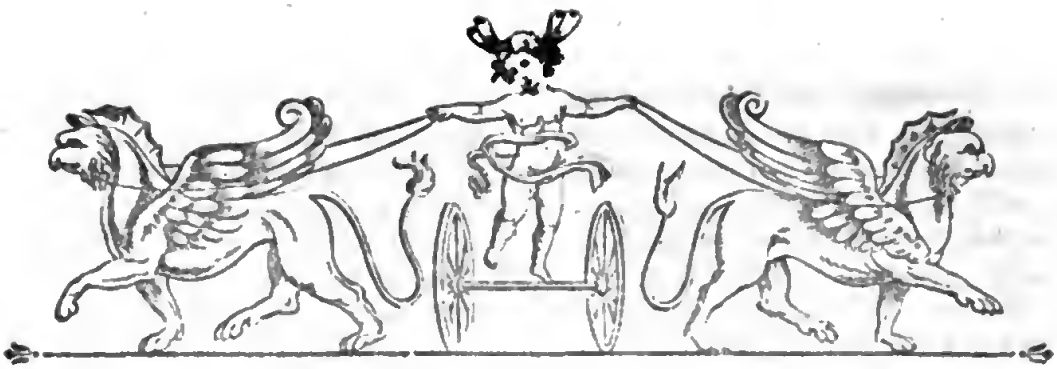
[Karl Spindler.]

Professor Wolff in Jena erzählt in seinen Reisebriefen einiges aus Spindler's Leben, das der Mittheilung werth ist. Wegen eines unbesonnenen Jugendstreiches ward Spindler als Knabe in Straßburg, wo sein Vater Musikdirector war, vor Gericht gezogen und nach kurzem flüchtigem Verhör in einen Kerker gesteckt, in welchem er die Gemeinschaft der ausgemachtesten Verbrecher theilen mußte. Das Gesetz sprach gegen ihn, und nach französischem Rechtsverhältniß sollte sofort eine harte Strafe an ihm vollzogen werden, da rettet ihn ein Advocat, indem er beweist, der Knabe habe noch nicht das Alter der Strafsähigkeit. Unter lautem Jubel des Volks wurde er freigesprochen, die Anwesenden trugen ihn im Triumph nach Hause. — Später studirte Spindler die Rechte, wandte sich dann aber der Bühne zu und wurde Schauspieler. Zu gleicher Zeit schrieb er unter drückenden Verhältnissen seinen „Bastard". Bereits verheirathet und dem größten Mangel Preis gegeben, schickte er das Manuscript einem Freunde in der Schweiz mit der Bitte zu, es unter jeder Bedingung anzubringen. Der Freund sandte es an den alten O. (Orell in Zürich wahrscheinlich), ließ aber unvorsichtiger Weise Spindler's Brief darin liegen, so daß ein Verlagslustiger daraus ersehen konnte, daß das Werk sehr wohlfeil zu Gebote stand. Vom Foedern konnte keine Rede mehr sein. Spindler mußte lange warten, bis sich der alte Orell selbst bei dem Vermittler der Sache einstellt und ihm, nachdem er vergebens um eine Forderung gebeten, eine Anweisung von 2000 fl. als Honorar für den Verf. übergibt. „Der Roman," sagte der alte ehrwürdige Buchhändler, „ist zwar kein Meisterwerk, aber aus dem Verf. kann etwas werden." Aus Spindler ist auch äußerlich etwas geworden. Er lebt jetzt als wohlhabender Hausbesitzer in Baden-Baden.

[Beiträge zur Phrenologie.]

Die Phrenologen haben bei Besichtigung von Fleschi's Schädel sich abermals blamirt. Nach ihren Aussagen hätte der tückische Verbrecher die Organe der Gutmüthigkeit und Theosophie gehabt. Wunderbar! das erinnert an Fleschi's eigne Worte, als er in einer weicheren Stunde, wo die starre Härte seines Gemüthes wich, den Theilnehmenden im Kerker das Geständniß machte: es wäre doch schade, daß er nicht Geistlicher geworden wäre, er fühle einen ursprünglichen Beruf zum Pfaffenthum in sich. Er war in diesem Augenblicke weit davon entfernt, witzig und barock sein zu wollen, obschon er es mehr war als in den Momenten, wo er es zu sein bezweckte. — Mit der Phrenologie stehe es aber bei alledem schlecht. Als man Göthe's Schädel untersuchte, fand man, daß er ein sehr gewöhnlicher Mensch gewesen sein müsse. Ebenso zeigte Wieland's Schädel keine Abnormität. Man sucht nämlich die Abnormität als äußeres Wahrzeichen der inneren Größe, und das ist falsch. Die innere Größe dürfte sich weit häufiger in einer regelmäßig zusammengesetzten Außenschale befinden. Den härtesten Stoß erhielt die Phrenologie gleich nach dem Tode Gall's, ihres Stifters. Sein ältester Schüler und Freund hatte nichts Eiligeres zu thun als den Schädel des todten Meisters zu untersuchen, um an ihm die Bestätigung der Lehre zu finden. Consequent nach allen Regeln des Meisters geschlossen, fand man aber, daß Gall ein sehr dummer Mann gewesen sein müsse. Hält man Gall für einen klugen Kopf, so ist die Lehre dumm. Hält man die Doctrin für klug, so ist ihr Meister nach den Wahrzeichen seines Schädels dumm gewesen. Ein schlimmes Dilemma.

Digitized by Google



Zeitung für die elegante Welt.

Sonnabends — 52. — den 12. März 1836.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Zur Literatur der Reisen.

Wir haben unlängst den Zeitgeist auf Reisen in einigen Grundzügen seines eben nicht geheimnißvollen Wesens beleuchtet; wir können uns jetzt der harmlosen Betrachtung einiger hierauf bezüglichen Werke hingeben, die gegenwärtig das deutsche Publicum beschäftigen.

1. England im Jahre 1835. Von Friedrich von Raumer. (2 Bände. Leipzig, Brockhaus, 1836.)

Mit Friedrich v. Raumer geht das praktisch comfortable Justemilieu auf Reisen. Ich wollte, er hielte, statt des Weltumbenen, seinen Umzug durch die ganze Welt; lehrreicher, nutzbarer, verständiger kann kein Reisegenie sein als Herrn v. Raumer's. Mit den vorliegenden Briefen, obschon sie nur als Vorläufer alles dessen, was aus seinen Studien in und über England resultiren, anzusehen sind, haben wir das beste Notizenbuch über Altenglands gesammte Zustände. Nur über die Literatur der Gegenwart sind des Verfassers Berichte dürftig. Ein fünfundzwanzigjähriges Vorstudium — schon 1810 schrieb er über das deutsche Besteurungssystem — hat ihn in den Stand gesetzt, England binnen wenigen Monaten in ökonomisch-politischer Hinsicht so lohnend und dankenswerth auszubeuten. Der positive Grundsatz, die Wahrheit lasse sich mit der Elle abmessen, führt zu gewissenhaftem Studium des Details, die verständige Besonnenheit seines Blickes läßt ihn das Gesunde vom Kranken leicht unterscheiden, die treuherzige Biederkeit seiner Gesinnung knüpft ihn fest an die preußische Heimath, und läßt nicht los von der Zuversicht, daß die Hoffnung der Welt, die Bürgschaft der Zukunft und das Rettungsmittel gegen eindringende Barbarei lediglich in dem uralten, festen Stamme germanischer Entwickelung, und seinen beiden Hauptzweigen, Deutschland und England, begründet liege. „Wenn diese beiden Völker," heißt es zum Schlusse des Werkes, „ihre große Aufgabe recht erkennen und alle Kräfte zu ihrer Lösung einsetzen, so werden auch die erkrankten Theile Europas ihre Gesundheit wiederfinden, die Harmonie des mannichfachsten Lebens nochmals ertönen, und der kleinste Welttheil, nach wie vor, trotz aller Flecken in welthistorischer Entwickelung, voranleuchten."

Am 22. März war Fr. v. Raumer in London angekommen, reiste am 30. Julius nach Schottland ab, ging am 14. August von Glasgow nach Belfast, Dublin, Cork, Limmerik, und von Dublin aus über Liverpool, Manchester, Birmingham und Oxford in flüchtigeren Streifzügen nach London zurück, wo er am Ende desselben Monats wieder eintraf. Mitte Septembers verließ er England. Er mußte sich in den englischen Zuständen schon um deswillen heimischer fühlen, als in den französischen, weil sich in jenen zwei scharf ausgeprägte und sich hart confrontirende Elemente, Whigs und Tories, finden, deren Extreme er eben, seiner Liebhaberei gemäß, auf die rechte Mitte reducirt, während wir, ihm entgegen, der Ansicht sein möchten, daß sich

Digitized by Google

nur aus der zerstörenden Reibung beider Elemente und dem zeitweisen Ueberschlagen der einen oder andern Seite für die starre Geschichte Englands ein Fortschritt entwickeln kann. Zu seinem speciellen Glaubensbekenntniß gehört es, daß er sich eben nicht für die Reform des Oberhauses erklärt. Erfreulicher gestaltet sich sein historischer Liberalismus, wenn er O'Connel, dem burlesken Mann, der drei Königreiche in Schach erhält, nach seiner Weise Gerechtigkeit widerfahren läßt. Ueberhaupt erkennt er den Kern des Volkes als gut und tüchtig, obwohl er die Aristokratie nicht erschüttert, nur gemildert wissen will. Das Vorhandensein einer solchen ist ihm ein wohlthuender Anblick, während der Mangel derselben ihn auf Frankreich eben mit Mißbehagen blicken ließ. Dabei ist er keineswegs blind in seiner Conservationslust; den faulen Fleck der dortigen Staatswirthschaft, wo die Sterilität der Männer Altenglands auf himmelschreiende Weise zu Tage liegt, das verworrene und gemarterte Irland, berührt er mit kräftiger Hand. Obwohl England ohne gänzliche Reform des Oberhauses keine Perspective für die Zukunft bietet, glaubt der Verf. steif und fest an die Lösung aller Wirren, die er durch verständigen Calcül, durch Addiren und Subtrahiren der Kräfte für möglich erachtet, während die Tories doch nur zu multiplicireu scheinen, und der Agitator O'Connel durch Dividiren einen Quotienten sucht. Hr. v. Raumer verzweifelt nicht an seinem Calcül. Wer von Banquerott spricht, dem präsentirt er genau berechnet den Stand der Dinge auf dem Teller, und zeigt, daß sich die Nationalschuld seit 1816 um mindestens 88 Mill. Pf. (nämlich bis auf 772,186,550 Pf. St.) und die jährlichen Zinsen sich um 7 Mill. (bis auf 24,433,941 Pf.) verringert haben. Ein viel sichreres Zeichen für die Höhe des Staatscredits möchte sein, daß die Regierung zur Entschädigung der ostindischen Sklaveneigenthümer ohne die mindeste Schwierigkeit und ohne den Preis irgend eines Stocks zu afficiren, 20 Mill. aufnahm.

In London sieht R. die reale Hauptstadt der Welt, nicht in Paris mit den Prätensionen seiner Journalisten und Coterien. „Paris," sagt er, „ist vorzugsweise die Stadt, Deutschland das Land; erst hier in London darf man von der Welt sprechen." Die Benutzung der gebotenen Zeit ist bewundernswürdig. Die Wagschale in der Hand sehen wir den doctrinairen Friedensrichter wie ein perpetuum mobile an allen Ecken und Enden. Am meisten zu Hause ist er als deutscher Manuscriptenesser (bibliophage nannte ihn Abel Remusat schon in Paris) auf dem londoner Museum und state-paper-office (Reichsarchiv). „Funfzehn Folianten Gesandtschaftsberichte," schreibt er einmal, „sind mir gestern durch die Hände gegangen; ein anderes Mal sitze ich einen ganzen Tag an einem Bande." Er studirt, daß ihm, „trotz der wollenen Strümpfe, die Füße eiskalt sind;" die Hände muß er von Zeit zu Zeit vor Kälte in die Tasche stecken. Diese harmlose Rüstigkeit ist einer der liebenswürdigsten Züge des ehrenwerthen Mannes, wie denn auch seine biderbe Offenheit und die strictc Derbheit seines ungenirten Wesens jedenfalls erfreulich sein müssen. Er war auch hinlänglich ausgerüstet, den Zutritt zu hohen und höchsten Personen offen zu finden. Nach London allein hatte er 112 Empfehlungsbriefe. In den englischen routs, wo er kaum einen Platz zum Stehen bekommt, hat er eine rechtschaffene Langeweile; mit Spring Rice, dem Kanzler der Schatzkammer, hat er mehrstündige Gespräche; von den Herzögen von S. (Sussex) und von D. (Devonshire zweifelsohne) wird er sehr freundlich aufgenommen, nicht minder von Seiten der Königin zu Windsor. Die Art und Weise, wie der Verstorbene den londoner Boudoirs die Familiengeheimnisse ablauscht und fortträgt, ist Herrn v. Raumer's ehrenwerther Gesinnung zuwider. Dabei geht ihm aber auch die Kunst des psychologischen Portraitirens ab, wie sie etwa eine Reiseskizze von Eduard Gans bietet. Auch von Robert Peel und O'Connell erhalten wir nur schwache Umrisse.

Das Buch ist zu reich an Einzelnheiten, um seine stofflichen Fonds dem Leser noch weiter andeuten zu können. Von Schottland wird bei der Kürze der Zeit nur wenig berichtet, über Irland erhalten wir ökonomisch-politische Betrachtungen von gediegener Art. Die Romantik des irländischen Volkscharakters, die den Historiker besonders anziehen sollte, ist dem Verf. weniger Gegenstand der Aufmerksamkeit. Schweine und Schmuz werden geschildert; der irische Mensch mit seiner Seltsamkeit bleibt Nebensache.

In Rücksicht der mannichfach eingestreuten Notizen über Kunst und Literatur, erlauben wir uns nur folgende unmaßgebliche Bemerkungen. Hr. v. Raumer wiederholt zu häufig seine Ansichten über italienische Musik; das Publicum weiß schon, daß er sie nicht goutirt. Die Schwächen derselben liegen auch zu offen, um aus der Hinstellung derselben schon auf Befähigung zu Urtheilen über Musik zu schließen. Ueber Byron wird auch ein wohlgemeintes Gutachten gegeben, das weder warm noch kalt macht. Byron ist ein Geistesproduct der englischen Gesellschaftszustände, ein Product, von dem man auf die Factoren eben so gut als

Digitized by Google

bei Shelley rückschließen kann. Der Nerv der Nationalität bleibt unbegriffen, wenn man die nationalen Dichter, die nothwendigen Geburten günstiger oder ungünstiger Zeitconstiete, mißversteht. Der Verf. läugnet an Byron alle Individualität, er sei keineswegs ein großer Dichter, sondern blos eine große poetisch-dämonische Kraft. Dergleichen Zwielichtsmitte in den Ansichten führet zu nichts. Noch mehr verdenken wir es einem Historiker, wenn er über Victor Hugo mit dem oberflächlichen Raisonnement eines ästhetischen Gourmands aburtheilt. Wer sieht nicht, daß in der französischen Romantik krasse Aftergeburten zu finden sind! Eine Nation, die Ungeheures erlebte, muß auch Ungeheures in ihrer Literatur erzeugen. Ein Historiker sollte die Literatur als den Wiederspiegel der erlebten oder noch zu erlebenden Wirklichkeit aufzufassen wissen. Mit dem seichten Gutdünken: „das gefällt mir und das nicht!" ist es nicht abgethan. Hr. v. Raumer goutirt lieber die rechte Mitte, d. i. in literarischen Dingen die Mittelmäßigkeit, als etwa Raupach's Trauerspiele.

Die Briefe werden von der um Verbreitung deutscher Literatur unter ihren Landsleuten vielverdienten Mrs. Sarah Austin ins Englische übersetzt. Das Werk wird in England mehr noch als in Deutschland eine hochwichtige Erscheinung, und daselbst zur Forträumung irrthümlicher Ansichten über deutsche Zustände von wesentlichem Nutzen sein. Einen unter uns anerkannten, im Auslande jedoch noch zu wenig begriffenen glänzenden Triumph feiert Preußen in der Parallele, die Fr. v. Raumer zwischen englischer und deutscher Schulbildung und Volkserziehung aufstellt. Welche Ansichten in England in Bezug auf das deutsche Erziehungswesen bisher herrschten, geht unter andern daraus hervor, daß Lord Brougham in einer seiner Schriften äußerte, auf deutschen Schulen werde keine Geschichte gelehrt, und in Preußen übergebe man das Lehramt am liebsten ausgedienten Unteroffizieren. (Auch Raumer's Briefe über Frankreich werden jetzt ins Englische übertragen. Man nennt Lord Egerton als Uebersetzer.) K.

Gedanken der Gräfin Salm.

Das Weib hat keinen Sinn für eine halbe Hingebung, ja, man möchte sagen, es fehlt ihr die Fähigkeit dazu. Der Mann hingegen richtet, ohne es selbst zu bemerken, seine Hingebung immer so ein, daß sie sich mit seinem Vortheile und seinen übrigen Geschmacksneigungen verträgt. Daraus entsteht zwischen Beiden jenes beständige Mißverhältniß der Gefühle und des Benehmens.

So groß auch die Eigenschaften, Vorzüge, ja selbst die Tugenden der Weiber sein mögen, die Männer lassen ihnen nur in einem einzigen Verdienste Gerechtigkeit widerfahren, nämlich in der mütterlichen Zärtlichkeit; denn diese ist ihnen unentbehrlich, und es liegt nichts in ihr, wovor sie sich zu scheuen hätten. Mit diesem Lobspruche sind sie immer schnell bei der Hand, und spenden ihn verschwenderisch. Vermuthlich glauben sie durch ihn sich der andern entheben zu können, und die Schuld der Dankbarkeit und Gerechtigkeit hinlänglich abzutragen.

Wenn ein Weib von Gefühl und edler Seele eine wahrhafte Anhänglichkeit an einen Mann hat, sei es nun Liebe oder Freundschaft, so fühlt sie in sich selbst und in allen Verhältnissen zu ihm, so zärtlich er auch immer sein möge, eine Ueberlegenheit der Empfindung und Hingebung, die ihn gar sehr in ihren Augen herabsetzen würde, wenn sie sich einen richtigen Begriff davon machen könnte.

Bei dem Mißverhältnisse des Alters gibt es keine wahre Freundschaft. Eher könnte noch Liebe dabei bestehen. Dieses bizarre und leidenschaftliche Gefühl kann Gegentheile vereinigen, aber die verständige, besonnene Freundschaft will in Allem Einklang und Gleichheit.

Correspondenz.

Aus Wien. (Beschluß.)

[„Capitän Roland" und andere Neuigkeiten im Burgtheater.]

Das unmittelbar darauf folgende Erscheinen der Königin Ginevra ist ein, ich möchte sagen, zu schneidender Contrast, der bei der Darstellung des ersten Abends offenbar schadere und das enthusiastische Beifallsfeuer abkühlte. Die Abkühlung bestimmt mich, von jener, der Griseldis folgenden Novität zu sprechen, die nur eine Kleinigkeit war, folglich auch keine großen Ansprüche machen kann. Sie heißt „Capitän Roland." Der Repräsentant des Roland und des Percival war derselbe; trotz des ungeheuren Abstandes dieser beiden Figuren, wußte Herr Löwe doch eine Uebereinstimmung zu bewirken; er spielte beide mit Lust und Liebe, eine höchst seltene, doch um so lobenswerthere Eigenschaft bei einem so großen Künstler. Das Original des Capitains ist französischer Abkunft. Der Komödienzettel gab drei Väter zu diesem Kinde an, jedoch nicht einen, der sich als deutscher Ziehvater dazu bekennen wollte, daher muß ich auch den Namen des Uebersetzers schuldig bleiben. Ich sage des Uebersetzers, weil durchaus keine Umstattung geschah, obwohl ein wenig Nachhülfe und etwas mehr Motivirung nöthig gewesen wäre. Die Handlung ist lebendig, die Sprache gut, das Ganze lustig, aber — das Stück leidet an Unwahrscheinlichkeiten, über die

Digitized by Google

sich das deutsche Publicum nicht so leicht als das französische hinwegsetzt; letzteres kümmert sich um das cur, quomodo, quando wenig — wenn es sich unterhält, so hat ihm die Sache auch gefallen; daß sich das deutsche Publicum auch nicht langweilte, möchte ich verbürgen, da es viel gelacht hat. Anders verhielt es sich mit Blum's Lustspiel: „Der Ball zu Ellerbrunn," das nicht ansprach, obwohl Dem. Müller (Hedwig) sehr bemüht war, durch ihr vortreffliches Spiel das Publicum zu erheitern. Als Hauptgrund des Nichtgefallens wurde angeführt: „Die Charaktere und Situationen seien alle schon so oft auf eine ergetzlichere und feinere Weise in andern Stücken vorgekommen." — Das Verhältniß der Frauen zu ihren Ehemännern und die ganze Familie Zucker trugen mit zu der nicht günstigen Aufnahme bei. Zu Herrn Blum's Rechtfertigung ist es aber nöthig anzuführen, daß er, der seinen Ball nach dem Italienischen des Alberto Nota bearbeitete, mit den welschen Sitten und Gebräuchen einen schweren Stand zu bestehen hatte. Die Lebensweise und Lebensansicht in Italien ist, in Beziehung auf die in diesem Stücke vorkommenden Verhältnisse, ganz von der unsrigen verschieden; Vieles, was dort gebräuchlich ist, wird bei uns anstoßend. Ein weiterer Umstand, der auch berücksichtigt werden muß, ist der, daß Nota einer der neueren italienischen Lustspieldichter ist, welcher nus älteen französischen und deutschen Lustspielen, z. B. „Verstand und Herz," „Lästerschule," „Secret de ménage" u. s. w., den Stoff zu seiner „Fiera" entlehnte, und für die welsche Bühne nationalisirte. Diese Volksthümlichkeit, der italienische Zuschnitt zeigt sich besondees bei den Ballscenen des dritten Actes, welche (in dem Originale) beinahe den ersten Scenen des zweiten Actes in der „Stumme von Portici" gleichen. Durch Blum's Darstellung ist derselde Stoff, gleichsam durch die vierte Hand, wieder neuerlich an uns gelangt. — Die nächste Neuigkeit auf dem Hoftheater ist die in meinem jüngsten Taschenbuche enthaltene Bearbeitung von Scribe's: „Une chaumière et son coeur" — „Eine Hütte und sein Herz." Unmittelbar darauf folgt die Benefizvorstellung der vier Regisseurs Koberwein, Korn, Anschütz, Costenoble. Möchte es ihnen gelingen, dazu ein Schauspiel zu finden, dessen Gehalt mit ihren anerkannten Verdiensten in Uebereinstimmung stände, um ihr schönes Talent für einen würdigen Gegenstand zu verwenden. Der Erstgenannte dieser wackern Künstler feierte heuer sein vierzigstes Dienstjahr. Bei dieser Gelegenheit vereinte sich die Hofschauspielergesellschaft, um ihrem so geachteten und beliebten Collegen ein Festmahl zu geben, das überaus glänzend ausfiel, wozu die ausgezeichnetsten Mitglieder der Oper, so wie mehrere Dichter und Freunde geladen wurden. Nicht blos für des Körpers, auch für des Geistes Nahrung war reichlich dabei gesorgt. Frau von Weissenthurn empfing ihren vieljährigen Kunstgenossen mit einer passenden Rede, welche sie mit der ihr eigenthümlichen Gemüthlichkeit vortrug. Die Herrn Anschutz und Costenoble verherrlichten gleichfalls den festlichen Tag durch sinnige Dichtungen, welche dem Gefeierten Freudenthränen entlockten. Es geschah in der wirklichen Welt das Gegentheil von dem, was sich bei ihm seit vierzig Jahren öfter in der Bühnenwelt ereignete, statt daß er die Andern rührte, ward er gerührt. „Laßt sie fließen die Thränen, es sind Thränen der Freude, sind Kinder der redlichsten Lust." — Diese Worte aus der „Schweizerfamilie" konnten den Gästen dabei um so leichter einfallen, als der Dichter derselben, Castelli, sich in dem Künstlerkreise befand. Ein herzliches Gedicht in österreichischer Mundart wuede von diesem improvisirt. Daß viele Toaste ausgebracht wurden, versteht sich von selbst. Der erste von Herrn Korn, auf das Wohlsein des Kaiserhauses, fand eine enthusiastische Aufnahme. Der zweite von Herrn Costenoble galt der Theaterdirection; er wurde von dem Herrn Vicedirector durch einen: Auf das Gedeiben der Kunst und der Künstler! erwiedert. Herr Anschütz brachte den folgenden Toast dem wackern Schauspieler, dem zu Ehren das Fest Statt hatte. Hierauf folgte ein Lebehoch auf das Publicum, das ihnen so freundlich gewogen. Später hieß es: „Auch die Todten sollen leben" — und dabei erinnerte man sich mit Wemuth der großen Märner, die als Zierden unsrer Hofbühne glänzten, und die noch in Jedermanns Gedächtnisse leben. Im fröhlichsten Genusse der Gegenwart und Vergangenheit verflossen fünf Stunden bei diesem poetisch-declamatorischen Mahle, welches zugleich auch ein musikalisches werden sollte, denn der wackere Capellmeister Gnrowetz hatte eine Cantate dazu componirt,

Und auf das Trefflichste war Alles schon bereit,
Da rückt das Schicksal an mit einer Heiserkeit.
Es heißt: Wer auf Tenors vertraut,
Hat manchmal schon auf Sand gebaut.

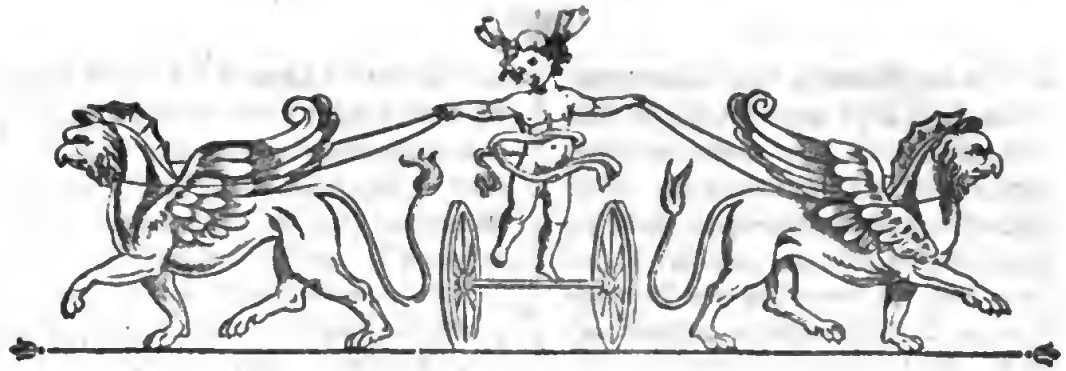
Notiz.

[Doppelt getauft.]

In irgend einer Kirche irgend einer deutschen Stadt, die sich nicht genannt wissen will, ist neulich ein Kind zwei Mal getauft, nicht aus Versehen, sondern des Teufels wegen. Der würdige Pfarrer hatte den Taufact in gedeiliger Weise vollzogen, als der Großvater des Kindes, ein dem Pietismus stark zugethaner Mann, gegen die Gültigkeit der heiligen Handlung protestirte, weil der Teufel nicht dabei ausgetrieben sei, wie es unsere in Gott ruhenden Altvordern beliebten. Der Pastor wurde verlegen, er bedeutete den orthodoxen Eiferer, der Exorcismus sei nach dem landesüblichen Ritus nicht mehr bräuchlich, aber vergebens, und als der bibelfeste Greis ihn in die Enge trieb, war der würdige Geistliche, wie es heißt, so schwach, den Taufact zu wiederholen und die Teufelsbeschwörungsformel dabei anzuwenden. Ob darin eine Verletzung seiner Amtswürde liegt, kümmert uns nicht. Soviel aber möchte uns zu behaupten gestattet sein, daß der kleine Täufling um der doppelten Taufe halber nicht doppelt christlich gesinnt sein wird. Man hat Beispiele in der Geschichte, daß eine zweifache Taufe viel weniger wirkte als eine einfache. Die Wiedertäufer waren, aufrichtig zu sagen, nur halbe Christen, halbe Heiden. Voltaire, ein ganzer Heide, war zwei Mal getauft. Er war als ein physisch sehr gebrechliches Wesen zur Welt gekommen und erbieit die Nothtaufe. Später wurde er nochmals ordentlich getauft, mit gehörigem Exorcismus, allein, Gott mag seine Seele selig haben, hienieden war er, nach allen menschenmöglichen Ansichten zu urtheilen, ein arger Heide. Ja, es war, als wenn der Teufel erst recht in ihm los ging, wenn er über das Christenthum schrieb. Er legte die Bibel aus, daß des Teufels Großmutter ihr Wohlgefallen an ihm hatte und die Englein im Himmel weinten. Voltaire, war eine Art kritischer Dämon, Satyre gehört überhaupt mehr zum bösen als zum guten Princip. Ich will mich hier nicht weiter ins Gerede bringen, ich sage nur soviel, daß dem argen Heiden Voltaire die doppelte Taufe nichts geholfen hatte. Ueberhaupt sollte man an den alten guten Spruch erinnern: Lustig gelebt und selig gestorben, das heißt: dem Teufel die Rechnung verdorben! Der Exorcismus thut's leider nicht.

(Hierbei das Intelligenzblatt Nr. 2.)

Digitized by Google



Zeitung für die elegante Welt.

Montags — 53. — den 14. März 1836.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Originalbeiträge zur deutschen Briefliteratur.

1.

Jean Paul Fr. Richter an eine Freundin.

Weimar, den 8. Juli 1799.

Das Wohlwollen, gütigste Freundin, womit Sie alle meine Lebenstage gern so verschönern möchten, als meine wenigen bei Ihnen, verdiente einen längern Dank, als mir Ihr Bote und seine Eile erlaubte. Aber der wärmste für Ihre Güte ist die Nachricht, daß ich Ihrer — Meinung bin. Ich verlebte heute den ganzen Tag arkadisch im tiefurter Parke und zum Theil bei Amalien, der ich's schon lange versprochen, und es hat mir bei meiner moralischen Wärme nichts gefehlt, als die Mäßigung der physischen. Ich fand bei der Tante P., deren Ernst mir gefällt, die schöne (in Taille und Gestalt) und die junge, offene, jungfräuliche, liebenswürdige K., deren frischer Geist seine Rosenknospen aufschließet; aber ich wurde zu bald zu Amalien gerufen.

Zu dieser K. brauch' ich jetzt keinen Ruf, als die Gewißheit, daß kein Gewitter über meinem Kopfe hängt; ich will sie immer näher kennen lernen und nachsehen, welche Psyche in diesem Rosengebüsche nistet. Dieses Nachsehen ist für sich selber so reizend, da ich nicht blos dabei dem Rosengebüsche, sondern auch der guten Amalie begegne, deren Liebe eine schönere Erwiederung verdient, als das eingefrorene Weimar vermag, das an keine andere und süßere Regentschaft glaubt, als an die mit einem metallischen Scepter.

Nehmen Sie meinen herzlichsten Dank, gütigste Emilie! — und alle meine wärmsten Wünsche für Ihr Glück! —

Richter.

Nachschrift an P. Mein liebes, gutes P! Ich komme jetzt die Treppe herauf und will Ihnen nach meinem guten Tage eine eben so gute Nacht sagen. —

Lesen Sie doch — wiewohl Sie dadurch eine aufopfern — Schlegel's Lucinde, deren ästhetische Leere nur von immoralischer Fülle überkünft. — Aber ich wollt' Ihnen weiter nichts sagen, als schlafen Sie wohl — welches, da das Leben eine Sieste oder ein Sommernachtstraum ist, eben so viel heißt, als leben Sie wohl und wohl und wohl! R.

2.

Herder an einen jungen Freund, der nach Italien reisen wollte.

Weimar, den 18. Sept. 1789.

Als ich auf meiner Rückreise Ihnen vorübereilte, herzlicher lieber Freund, war ich im Geiste mehr bei Ihnen, als sie mich aus Güte erwarten konnten; aber meine Segel waren so aufgespannt und durch mancherlei Umstände ward mein Schiff so fortgetrieben, daß es nicht frühe genug in seinen Hafen einlaufen konnte. Verzeihen Sie also, daß ich mir selbst das Vergnügen versagen mußte, Sie wieder zu sehen und mein ehemaliges häuerliches Zimmer zu bewohnen.

Um so mehr freute es mich, da ich hörte, daß Sie mein Nachfahr über die Alpen würden. Der Himmel gebe

Ihnen glückliche Fahrt und Rückfahrt; Ihre eigene Vorsicht und Mäßigkeit wird gewiß diesen guten Wunsch zur Wirkung bringen und dem Himmel seine Sorge erleichtern. Mit einem Fürsten zu reisen hat sein Unbequemes, sobald man für sich selbst auf einen Zweck gespannt ist; findet sich dieses nicht, so ist die Gelegenheit, also zu reisen, sehr erwünscht, und man kann das fremde Land mit Vortheilen sehen, die ein einzelner Reisender entweder aufgeben muß, oder theuer erkauft. Ich kann also nicht anders, als Sie glücklich schätzen, Lieber, über die Gelegenheit, die sich Ihnen darbeut, da ich Ihren gesetzten, schlichten, guten und männlichen Sinn kenne. Die Reise wird Ihnen tausendfach nützlich sein, da sie uns, auch gleichsam wider Willen, über tausend Dinge die Augen und Sinne öffnet. Daß Sie dieses bei sich thun lassen, ist meine einzige Bitte und der vornehmste Rath, den ich Ihnen zu geben habe. Sehen Sie Alles, wozu sich Ihnen die Gelegenheit darbeut; Alles aber ohne Anstrengung und widernatürliche Spannung, die ein Deutscher seiner Ehrlichkeit wegen, wie ich von mir selbst weiß, nur mit Mühe ablegt. Ganz Italien mit allem, was Ihnen Natur, Politik und Kunst darbeut, sei Ihnen wie ein Guckkasten, den Sie mit Muße und Gemächlichkeit, ohne Anspannung und innere Unruhe sehen. So sehen Sie's am besten; das Clima und die ganze Lebensart der Menschen wird Sie dazu einladen, und, die Wahrheit zu sagen, eines Mehreren ist auch die ganze Reise fast nicht werth. Alles sehen kann man doch nicht; und was hülfe es, wenn man's gesehen hätte? Die Seele kann es doch nicht fassen, das Gedächtniß doch nicht Alles behalten; und wie nun alle diese Mühe anwenden? da Enden aller Geschichte, aller Kunst, des ganzen Alterthums, der Gesetze, Kirche u. s. f. in diesem geographischen Stiefel, zumal an seiner Wade in Florenz und Rom zusammengehen. Also muß man hier auch, wie Sokrates durch den Jahrmarkt, mit offnem aber heiterm Auge gehen, sehen und merken, so viel man kann, und das Beste in der Erinnerung erwarten. Diese wird Ihnen nachher gewiß einen reichen Schatz von Bemerkungen gewähren, deren Sie sich selbst beim Anblicke der Dinge nicht bewußt waren: Sie werden mit genährtem und erweitertem Geiste, mit weiterer Brust, mit geläutertem Auge über hundert und tausend Dinge zurückkehren; und eine ungewohnte neue Freude an Deutschland, einen Hang fürs ruhige, häusliche, sittliche Leben mitbringen, das Sie in Italien sehr vermissen werden. Geschwister, Freunde, alles was Sie das Ihre nennen, Aufklärung, deutscher Umgang u. s. f. wird Ihnen lieber werden: Sie werden sich unter dem schönen Himmel zum guten Muth eines immer frohen Lebens gestärkt haben; was kann man mehr wünschen oder von einer Reise erbeuten? Wie werde ich mich freuen, wenn ich einst nach einer glücklichen Wiederkunft höre, daß ich ein wahrer Prophet gewesen sei, und wenn Sie mich selbst dessen versichern werden.

Die Reise durch die Alpen wird Ihnen ungemein angenehm sein; die Natur und selbst die Menschenart rufen dem Reisenden zu, daß er hier die wahre deutsche Schweiz finde. Ich wünschte, wenn ich zum Regenten destimmt wäre, ein Landgraf von Tyrol zu sein, in den mittlern Zeiten. In Inspruck insonderheit z. E. in der Hauptkirche sind schöne Denkmale vom Geiste der Zeiten, die jetzt leider nicht mehr sind und schwerlich wiederkommen werden. Wenn Sie über den Alpen sind, bietet sich Ihnen die schöne Gegend von Verona dar, wo alle nordische Völker zuerst das Paradies sahen, das sich durch die ganze Lombardei bis nach Mailand zu ausbreitet. Denken Sie an mich, wenn Sie oben auf dem Amphitheater (arena genannt) oder im Hofe des philarmonischen Museum umhergehen, oder auf den Höhen der Justischen Gärten die Sonne untergehen sehen, und die Stadt unter sich, die Etsch (Adige) und einen guten Theil der Lombardei beschauen. Sollten Sie sich von Verona nach Venedig wenden: so denken Sie an mich im schönen Vicenza, dessen Gegend über Padua, an der Brenta, bis nach Venedig hin, ich das Paradies des Paradieses nennen möchte. Vicenza ist voll von Gebäuden des großen Palladio, das Ufer der Brenta voll der schönsten Lusthäuser: die Menschen sind gut und freundlich; und auf dem Campo Marzo zu Vicenza sehe ich noch meinen Geist wie im schönsten Amphitheater zwischen Bergen wandeln. Der Anblick von Venedig wird Ihnen auf einige Zeit sehr angenehm sein, weil man da wie in einer eigenen Welt lebt; ich empfehle Ihnen insonderheit den Markusplatz nebst dem, was daran liegt, weil hier die Republik zusammengedrängt ist, und die Insel der Benedictiner, S. Giorgio Maggiore. An Gemälden wird Ihnen aus der venetianischen Schule ein solcher Reichthum entgegenkommen, daß man zu sehen fast müde wird, und doch ist's noch nichts gegen Bologna, Florenz, Rom und Neapel. Im volkreichen Bologna sind Schätze der Kunst von Guido Reni, Guercino, Albano u. A.; bis man dann nach Florenz, als in den wahren Putzschrank von Italien, kommt. Hier ist in der Galerie, im Naturalienecabinett und im Palaste Pitti alles so gesammelt, so geordnet, daß man sich nur Augen und Zeit und Muße wünscht, Alles sehen und wiedersehen zu können; auch in

Digitized by Google

mehreren Kirchen sind schöne Denkmale. Erfreuen Sie sich des schönen Landanbaues in diesem Lande, und der feinen, höflichen, geistreichen Sprache seiner Einwohner; Sie finden diese letzte sonst nirgends in Italien wieder. — Rom ist ein Ocean der Kunst nnd Merkwürdigkeiten, das wohl so leicht kein Reisender erschöpfen wird, in welchem es aber auch genug ist, nnr so viel zu kosten, als für uns dienet. Wenn Sie sich da aufhalten, so weeden Sie wahrscheinlich bald mit dem Rath Reifenstein bekannt werden, der die fremden Fürsten und Standespersonen meistentheils führet; wollen Sie anßerdem für sich Einen, so ist Herr Hirt, gleichfalls ein Deutscher, nnd ein geschickter Mann, der Ihr Wegweiser seiu kann. Außerdem sind in Rom viel deutsche Künstler, und mich dünkt, der Markgraf von Anspach selbst unterhält einige, die Ihnen dann ein Weiteees sagen werden. Es kommt darauf an, wie lange Sie sich anfhalten, und wie viel Zeit Sie dran zn wenden haben; so richtet sich der Führer darnach ein. Gehen Sie aber zuerst durch Rom nur durch, und wenden sich gleich nach Neapel; desto besser, da sind wir im wahren Griechenland. Grüßen Sie mir ja den schönen Himmel und das schöne Meer und die lieblichen Inseln, die vor Ihnen liegen, den schönen Mond, die sanfte balsamische Luft und die helleren Sterne. Geißen Sie mir Portici und das königl. Museum daselbst, wo Sie die ganze Lebensart der Griechen aus dem herausgegrabenen und da aufbehaltenen Herkulanum mit Herzensfreude sehen werden. Sodann den Pausilipp und Alles was hinter ihm liegt, Bajä, die elnsäischen Felder, den Styx und Acheron, das misenische Vorgebirge; Gegenden, wo alle Fabeln der alten Dichter über Himmel und Hölle entstunden, oder von Dichtern wenigstens benannt wurden. Auf der andeen Seite versäumen Sie nicht, das alte Pompeji, die anfgegrabene griechische Stadt, zn sehen, wenn es sein kann den Vesuv zu besteigen, und von Neapel sowohl von der See als von St. Elmo aus alles rings zn betrachten: denn es ist ein einziger Anblick in der Welt, der mich fröhlich macht, wenn ich an ihn gedenke. Ich habe Ihnen nnr sehr allgemeine Sachen geschrieben; wüßte ich etwas Besonderes, worüber Sie meine Gedanken wissen wollen, nnd sobald ich's weiß, will ich's schreiben, wenn Sie mir's nur anzeigen. An Büchern haben Sie mit dem einzigen Volkmann (Nachrichten von Italien, neneste Ausgabe) Alles, was, ja noch mehr als Sie brauchen, und dem Weitern hilft ein gescheuter Lohnbedienter aus. Es ist leichter zn reisen als man denkt, sobald man nur Geld, Gesundheit und guten Muth hat. Um sich die Gesnndheit zu erhalten, hüten Sie sich vor gar zu jäher Erhitzung und Erkältung, vor der letzten insonderheit gegen die Nacht, an den Artikel der Weiber ohnedem, zumal in Neapel, nicht zu gedenken. Verzeihen Sie mein Geschwätz nnd leben wohl. Empfehlen Sie mich Ihrer Frau Mutter und Fränlein Schwester aufs ergebenste; ich denke an Euch Alle, Ihr Herzlichlieben, mit inniger Liebe und Theilnehmung. Leben Sie wohl, lieber Max, und lassen noch vor Ihrer Abreise was von sich hören. Gott mit Ihnen. Amen. Wenn Sie wiederkommen, werden Sie sich und allen den Ihrigen neu geschenkt sein, und wie eine alte Haut abgestreift haben. Nochmals das beste Lebewohl und Gott empfohlen.

Herder.

(Der Beschluß folgt.)

Correspondenz.

Aus Berlin, den 26. Februar *).

[Carneval.]

Mein heutiger Bericht könnte den Titel: „Carnevalsbericht" annehmen, weil er hauptsächlich vom Carneval handeln soll, dem ich jedoch manches Andere einmischen kann, was keine Larve trägt oder zu tragen braucht. Ich sandte meinen letzten Brief am 24. Januar ab, ein wichtiger Tag für Preußen, in mancher Beziehung der Beginn einer festlichen Aera. Es ist, wie Jedermann weiß, der Geburtstag Friedrich des Großen, der noch immer im festlichen Andenken unter uns erhalten wird, ein Beweis, daß es sich erst bei den Nachkommen wahrhaft entscheidet, ob die Feier königlicher Geburtsfeste nur eine conventionelle ist, wobei die Menge jubelt, um zu jubeln, um die Gelegenheit eines Feiertages, der ihr den willkommenen Anlaß zur hohen Freude gibt, nicht zu versäumen! oder ob das Fest aus wahrer Verehrung, Liebe und Begeisterung für den Monarchen entspringt. Das Letztere war mit Friedrich's Geburtstage der Fall, so mancher Grund des Mißvergnügens sich auch in dem letzten Jahrzehend der Regierung dieses großen Königs zeigte, und die Stimmung gegen ihn erkältete. Dies Mißbehagen ging schnell mit den Veranlassungen, die es erzeugten, vorüber, aber die großen Thaten des Monarchen, besonders seine großartigen Regierungsansichten, traten wie Sterne immer glänzender hervor, je tiefer sich die Sonne seines Lebens unter den Horizont gesenkt hatte, und so ist es auch jetzt sein Geburtstag, der mit lebendiger Kraft die Erinnerung an den großen Mann weckt. Diejenigen, welche ihn noch gekannt und unmittelbar von seinem Geiste entzündet waren, haben es sich angelegen sein lassen, durch dauernde Stiftungen das Gedächtniß dieses Tages auch äußerlich festzuhalten. So wird er in mehreren, seit langer Zeit bestehenden geselligen Vereinen gefeiert, wie z. B. in einigen ältern Ressourcen, in den Freimaurerlogen u. s. w. Am glänzendsten und würdigsten aber erhält sich diese Feier dadurch, daß der hiesige Gewerbeverein sein Stiftungsfest auf den 24. Januar festgestellt hat. Bei diesem Feste wird der Kern des freiern Theiles der Nation repräsentirt, indem der Verein aus fast lauter wohlhabenden, unabhängigen Männern besteht, welche nicht in der engen Beziehung der Beamten zum Staate stehen, sondern sich mehr selbstständig angehören und constituiren. Diesmal

*) Bericht von Ludwig Rellstab.

Digitized by Google

fiel das Ordensfest auf denselben Tag mit dem Feste des Gewerbevereins.

Dieser Eingang sieht freilich nicht sehr nach Carnevalsfestlichkeiten aus, allein der 24. Januar ist bei uns gewissermaßen die Schwelle des Carnevals, und von nun an entwickelt er sich in seiner ganzen Pracht, d. h. er verkriecht sich in die Häuser, wo er sich allenfalls in einigen großen Sälen herumtummelt, aber doch keine Ohrzipfel auf der Straße blicken zu lassen wagt. Am breitesten hat der Carneval sein Reich im Kolosseum aufgeschlagen, am vornehmsten, wiewohl natürlich ein wenig pretiös, zeigt er sich gewöhnlich in den höchsten Ständen der Gesellschaft. Ich will von den einzelnen Assembleen und Hoffesten nicht sprechen, sondern nur von denjenigen Festen, die einen allgemeinen Charakter haben. Das erste davon war ein sogenannter Bal des garçons. Die unverheiratheten jungen Männer nämlich, welche hier in den höhern Cirkeln viel eingeladen sind, hielten es für einen Ehrenpunct, auch einmal ein Fest zu geben. Sie wählten dazu als Locale den glänzenden Saal des Schauspielhauses, welcher aber nicht für eine Gesellschaft von vierhundert Personen, sondern für eine von tausend bis zwölfhundert paßt, indem bei einer geringern Anzahl die Säle immer leer aussehen. Allein es waren nur vierhundert eingeladen, weil man erstlich nur einen engern Hofcirkel bitten wollte, und zweitens auch den Kostenanschlag unserer Garçons de la société nicht gut mehr Gäste vertragen konnte oder wollte! Jeder Theilnehmer hatte nämlich vier Louisd'or unterzeichnet, und es waren zusammengenommen ihrer hundert aus allen Ständen der haute volée. Dahin gehören Attachés bei den Gesandtschaften, die man hier étrangers aux affaires nennt, als da sind Legationssecretaire, unbewelbte Residenten und dergl.; ferner Kammerherren, Kammerjunker, wenn wir welche hätten, Consuln, falls sie hoffähig sind, Rittmeister, Lieutenants, versteht sich aber nur von der Garde-Cavalerie.

Nächst dem Bal des garçons, waren die Subscriptionsbälle diejenigen, wo sich die meiste elegante Welt einfand. Sie werden ebenfalls im Saale des Schauspielhauses gegeben, haben aber eine ganz eigene Etiquette; man kommt schon um sechs Uhr zusammen, und um zehn Uhr brummt der Castellan schon, wenn ihn die wegfahrenden Wagen im Schlummer unterbrechen. Der erste Subscriptionsball muß irgend etwas Giftiges an sich haben, denn auf diesen will Niemand kommen, und es sind bis jetzt lauter vergebliche Versuche gemacht worden, das Publicum vom seinem Aberglauben, wenn man will, daß dieser Ball unglückbringend, oder, was noch viel schlimmer ist, unelegant sei, zu heilen. Unter den mancherlei Mitteln, die ich desfalls vorgeschlagen habe, befindet sich auch eins, dessen Unfehlbarkeit mir außer allem Zweifel scheint. Dies bestünde nämlich darin, folgende kleine Anzeige in die Zeitungen rücken zu lassen: „Wer sich auf dem ersten Subscriptionsballe betreffen läßt, wird in zehn Thaler Geld-, oder verhältnißmäßige Leibesstrafe genommen." Alsdann bin ich überzeugt, würde die verbotene Frucht die süße werden, bis dahin wird der Ball leer bleiben. Gegenwärtig ist es der zweite Ball, wo sich alle Besucher beisammenfinden und das Locale eben so verengen, wie es beim ersten öde bleibt.

Die dritte Rangordnung der Bälle nehmen diejenigen öffentlichen ein, welche von einigen Mitgliedern feinerer Cirkel im Jagor'schen Saale arrangirt werden, oder die vollends einen bestimmten Charakter an sich tragen. Darunter gehört z. B. der alle Jahre veranstaltete Künstlerball, in der That eines der fröhlichsten, wenn auch nicht glänzendsten Feste, welche dir trübe Wintersonne bei uns bescheint. Ich fühle es wohl, daß mein Bericht bisher so steifbeinig gewesen ist wie ein Philistergaul; hier aber werde ich warm, und es kommt mir vor, als hätte ich ordentlich noch ein jugendliches Herz. Denn hier sehe ich im Geiste alle die reizenden Mädchen wieder vor mir, die sich in lieblicher Feische und Fülle dort in den Armen des Tanzes und der Tänzer wiegten. Nicht solche elende Schnürbrüste, hinter denen kein warmes natürliches Herz schlägt, und die nicht dem Tänzer, sondern nur sein Adelsdiplom und seinen Rang betrachten, wenn sie ihn im Cotillon holen: sondern warme fröhliche Herzen, die vor Lust pochen und sich ihren Tänzer deshalb wählen, weil es ihnen laut sagt: „der gefällt mir", und ganz still: „und ich ihm." Allerliebst seid Ihr Mädchen, wenn Euch dieses liebenswürdige Verlangen, Wünschen und Eingestehen, was Ihr wunder wie tief zu verbergen meint, so klar aus den Augen schlägt. (D. F. f.)

Notizen.

[Nina Lassave.]

Im Caffeehause de la Renaissance auf dem Börsenplatze sitzt Nina Lassave als Comptoirdame zur Schau. Die bitterste Armuth wor ihr Loos. Sie ist kränklich (skrophulös) und einäugig, das hatten alle Blätter schon in Frankreich ausposaunt. Wer hätte sie wohl in Dienst genommen? Wer hätte ihr auch nur Arbeit gegeben, da sie überdies noch mit dem Fluche beladen war, Fieschi's Maitresse gewesen zu sein? Wäre das Attentat von den Republicanern ausgegangen, wie man die Sache gar zu gern drehen wollte, so würde sie jetzt reichliche Unterstützung finden. Aber die hohen Herrschaften, die im Dunkeln die Drähte regiert haben, bezahlen wohl das Verbrechen, wenn es gelingt, aber nicht das Unglück. Nina Lassave hat keine Ehre zu verlieren, ihr Schandfleck ist unvertilgbar, ihr blieb nichts als das Unglück, nichts als die Sorge der Subsistenz. Thut sie nun wohl unrecht, wenn sie das Unglück auf Zinsen legt? Mußte sie den Antrag des Caffeehaus-Inhabers nicht als ein Glück, und das Café de la renaissance (Wiedergeburt) nicht als eine Wiedergeburt ihres Schicksals betrachten? Uebrigens ist sie nicht ohne Schamgefühl, das beweisen ihre Thränen, ihr ängstliches Benehmen, ihre Ohnmacht, als Jemand ihr Vorwürfe machte. — Für die nächsten Monate, heißt es, ist sie nach London vermiethet. G.

[Traurige Auszeichnung.]

Bei den unzähligen Hinrichtungen, die von den Schreckenstagen bis auf unsere Zeit in Paris Statt gefunden, führten nur zwei Mal Generale das Commando der anwesenden Truppen. Sonderbar ist es, daß diese traurige Ehre nur Ludwig dem Sechzehnten, und — Fieschi zu Theil wurde. Am 21. Januar 1793 kommandirte der berüchtigte General Santerre, und am 19. Februar 1836 die Generale Bugeaud und Darriule. 10.

[Handschriften von Mirabeau.]

Im Kaffeehaus Valois im Palais royal zeigte unlängst ein Greis von 84 Jahren zehn von Mirabeau eigenhändig geschriebene Scheine vor, deren jeder auf 1000 Franken lautete, an diesen Greis zahlbar. Doch hatte er nie einen Heller dafür erhalten. Ein Liebhaber von Curiositäten kaufte ihm alle diese Scheine um den geringen Preis von 100 Franken ab, und verkaufte kurz darauf zwei davon an einen Kaufmann aus Hamburg für 3,800 Franken. Demnach hat er noch acht merkwürdige Autographien von Mirabeau in Händen, und überdies einen ansehnlichen Gewinn an Geld. Man muß gestehen, daß das kein übler Handel ist. G.

Digitized by Google

Intelligenzblatt

der

Zeitung für die elegante Welt.

Sonnabends — 2. — den 12. März 1836.

Alle hier angezeigten Bücher und Musikalien sind bei mir zu erhalten, und wird jeder mir zu ertheilende Auftrag auf das pünctlichste ausgeführt werden.

Leopold Voß in Leipzig.

Musik.

Die öffentlichen Empfehlungen des Herrn Capellmeisters Schneider, so wie auch die früheren des Heren Rungenhagen, Directors der Singeakademie, sind dahin zu berichtigen, daß die von ihnen, für ihren Kunstgenossen gesuchte Stelle (als Dirigent eines auswärtigen Orchestees oder Gesangvereins ꝛc. ꝛc., andernfalls auch als Lehrer auf dem Pforte. und im Gesange in einer mittleren Provinzialstadt), nicht vor Ostern d. J. gewünscht wird, und daß daher nur auf alle solche Offerten Rücksicht genommen werden dürfte, die vor k. Monat April d. J. eine Erfüllung derselben nicht verlangen. Näheres ist fortwähend (auf frank. Briefe) durch Obengenannte zu erfahren.

Berlin den 3. Jan. 1836.

So eben ist erschienen und in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes zu haben:

England
im Jahre 1835.

Von

Friedrich von Raumer.

2 Theile. Gr. 12. Geh. 5 Thlr.

In diesen Briefen, der Frucht eines halbjährigen Aufenthalts in England, begünstigt durch die Gastfreiheit, Gefälligkeit und Dienstfertigkeit der ausgezeichnetsten Männer, sind die wichtigsten und mannichfachsten Gegenstände berührt. Sie werden dazu beitragen, Vorurtheile und Irrthümer zu berichtigen, die über das gesellschaftliche wie öffentliche Leben, die Staatseinrichtungen und die Politik Englands, die Literatur, Kunst u. s. w. in Deutschland obwalten.

Leipzig, den 1. Decbr. 1835.

F. A. Brockhaus.

Für Lese-Bibliotheken und -Zirkel.

Lukiano's Werke. Uebersetzt und mit Anmerkungen begleitet von **Joh. Minckwitz.** 1r Theil: Der Traum. Der Hahn. Der Menschenfeind. Die Freundschaft. Göttergespräche. Todtengespräche. 8. (32½ B. Velinpap.) geh. 2 Thlr.

Die neueste Arbeit des, als Uebersetzer der griechischen Tragiker rühmlichst aufgetretenen Gelehrten darf in keiner guten Bibliothek fehlen.

Marbach, G. O., über moderne Literatur. In Briefen an eine Dame. 1. Sendung. Einleitung. Menzel. 8. (9 Bog. Velinp.) geh. 16 Gr.

Die folgenden Sendungen werden die Namen Heine, Börne, Gutzkow, Wienbarg, Laube, Mundt, Kühne, Rahel, Bettina ꝛc. tragen. Das Ganze wird eine Besprechung aller Richtungen moderner Literatur nach ihren Tendenzen, vom Standpuncte der durch Göthe begründeten Weltanschauung, enthalten und dürfte als sehr zeitgemäß erscheinen.

R. Montgomery Martin, die britischen Colonien, nach ihren geschichtlichen, physischen, statistischen, administrativen, finanziellen, merkantilen und übrigen socialen Beziehungen. A. d. Engl. bearbeitet von **Dr. P. Frisch.** Zweite Lieferung. **Westindien.** gr. 8. (12½ Bog. Velindruckpap.) geh. 1⅓ Thlr.

Dieses, in seiner Art einzige, fast officielle Werk ist in Groß-Britannien mit dem entschiedensten Beifall aufgenommen worden, wie 44 Beurtheilungen in engl. Zeitschriften beurkunden. — Die erste Lieferung, **Ostindien,** kostet auch 1⅓ Thlr. — Die dritte Lieferung, **Nordamerika,** ist unter der

Digitized by Google

Presse. Wir dürfen auf den Dank der gebildeten Lesewelt rechnen, ihr eine so gediegene Lectüre dargeboten zu haben.

Leipzig, im Januar 1836.

J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung.

In Commission bei J. G. Müller in Gotha sind erschienen und durch alle Buchhandlungen zu haben:

Gedichte von Adolf Bube.

2te Auflage. gr. 8. In elegantem Umschlag geheftet. Preis 16 Gr. sächs. oder 1 Fl. 12 Kr. rhein.

Zur Empfehlung dieser Gedichtsammlung erinnern wir unter Andern an die früheren Recensionen derselben, die ihr ein ausgezeichnetes Dichtertalent, Geist, Geschmack und Bildung durch die classischen Alten, insbesondere Sinn für das Ernste und Würdige, große Gewandtheit in Einkleidung gegebener Stoffe, und eine der Behandlung derselben angemessene Einfachheit und Kraft anerkennen.

Kotzebue's sämmtliche Werke.

Octavausgabe, im herabgesetzten Preise.

Leipzig, bei Eduard Kummer.

Diese sämmtlichen Schriften, deren früherer Preis 187 Rthlr. 4 Gr. war, kosten jetzt nur 56 Rthlr. 22 Gr. Eine ausführliche Anzeige nebst Verzeichniß ist in allen Buchhandlungen zu haben, und werden deshalb hier nur die größeren Werke einzeln aufgeführt: Schauspiele 29 Bde. 14 Rthlr. — Dramat. Almanach, 24 Jge. und Opernalm. 2 Jge. à 8 Gr. Kl. gesamm. Schriften. 4 Bde. 2 Rthlr. 12 Gr. Kinder u. Laune. 6 Bde. 2 Rthlr. 16 Gr. Romane. 6 Bde. 4 Rthlr. — Leiden Orrend. 16 Gr. Philibert, 16 Gr. Leontine, 2 Rthlr. — Hinterl. Papiere, 16 Gr. Erinn. aus Paris, 1 Rthlr. — Erinn. an Italien, 2 Rthlr. — Deutsche Geschichte, 2 Rthlr. — Preußens ält. Gesch. 4 Rthl. — Ludwig IV. 12 Gr. — Biene, 19 Hefte, 3 Rthlr. 4 Gr. Gelle, 6 Hefte, 1 Rthlr. 12 Gr.

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Bilder ohne Rahmen.

Inhalt:

Der Verstoßene. Il carbonaro. Der Kosmopolit.

2 Bände. brosch. 3 Thlr. — 5 Fl. 24 Kr.

Die „Bilder ohne Rahmen" des talentvollen Verfassers „der Wanderjahre" werden sich durch die in ihnen niedergelegte Gedankenfülle, wie auch durch ihr poetisches Gewand dem gebildeten deutschen Publicum vortheilhaft empfehlen. Die Verlagebuchhandlung unterläße es, eine Lobrede vorausgehen zu lassen, wo die Sache selbst bei einem geistigen Publicum sich Eingang verschaffen wird.

R. G. Elwert zu Marburg.

Anzeige.

Im Verlage von Duncker und Humblot in Berlin ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Die Eroberung Florida's

unter Heernando de Soto.

Von Theodor Irving.

Aus dem Engl. übersetzt.

2 Bde. 3 Thle.

Ein christliches Erbauungsbuch.

Siona, der Weg zu Gott.

In 161 Gesängen von Karl Geumbach.

Zweite veredess. und sehr verm. Ausgabe; mit Kpfe. 25 B. gr. 8. 1836. carton. 1⅓ Thlr. Velinp. 2 Thlr.

Dieses Buch hat Seelen gefunden, die es lieb gewannen und Trost und Erhebung darin fanden. Die vorliegende Ausgabe bietet für alle Jahreszeiten 2 volle Wochen, für alle Feste und besondere Ereignisse so reiche Auswahl dar, daß alle Erbauungsuchende Befriedigung finden dürften.

J. C. Hinrichs'sche Buchh. in Leipzig.

Bei Tobias Loefflee in Mannheim ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Die gelehrige Hauswirthin.

Ein Handbuch für Frauenzimmer, welches die ganze Kochkunst, sowohl Tafel-, Fasten- als Civilspeisen, alle Arten Backwerk, Eingemachtes, Geräucherles, Liqueurs, Sommer- und Winter-Getränke u. s. w. in 1000 Rubriken umfaßt. Nebst einem Anhang über Kochkunst, Behandlung und Zubereitung der Speisen, Fleiß, Sparsamkeit, Ordnung, Tranchiren und Vorlegen der Speisen.

Von

Amalie Clementine Bürger.

Sechste, vermehrte und verbesserte Original-Auflage.

Obschon es an guten Kochbüchern nicht mangelt, so sind doch viele der Art, daß solche nicht mit Nutzen gebraucht werden können. Vorstehendes ist ein auf Erfahrung gegründetes praktisches Hülfsbuch für die Küche; die Bereitungsart der Speisen, geschmackvoll und aufs einfachste, so daß es in großen und kleinen Haushaltungen, zur vornehmen wie zur bürgerlichen Tafel, als anerkannt brauchbar (was auch die Zahl der Auflagen beweist) empfohlen werden kann.

Digitized by Google

Aufs neue machen wir auf folgendes interreſſante Schriftchen aufmerkſam, welches in allen Buchhandlungen zu haben iſt:

Ueber den Verfall und Wiederaufbau

der proteſtantiſchen Kirche..

Ein Wort an Theologen und Laien.

Von

Dr. de Valenti.

Zweite, völlig umgearbeitete und mit Zuſätzen vermehrte Auflage.

Düſſeldorf, bei J. E. Schaub.

In allegoriſchem Umſchlag geheftet 14 gGr.

Der Verfaſſer bewährt in dieſer Schrift einen ſo geſunden praktiſchen Blick, ſolche Reinheit in der Lehre, bei entſchiedenem Feſthalten des Evangeliums, ſo viele Liebe gegen die Perſon der Gegner, ſo viele Lebenserfahrung, daß wir dieſes Buch mit voller Ueberzeugung allen denen empfehlen können, welche ſich über die große Frage der Zeit zu belehren wünſchen.

Die Buchhandlung F. A. Brockhaus in Leipzig erlaubt ſich auf nachſtehende ſchönwiſſenſchaftliche Schriften, die ſo eben in ihrem Verlage erſchienen, aufmerkſam zu machen:

Bührien (Friedrich Ludwig), der Flüchtling. Lebens- und Sittengemälde aus der neueſten Zeit. Zwei Theile. 8. 3 Thlr. 12 Gr.

Der Verfaſſer iſt durch ſeine frühern Leiſtungen bereits vortheilhaft bekannt.

Glyptothek treffender Bilder und Gemälde aus dem Leben für alle Stände. Herausgegeben von einem Verein für Kunſt und Wahrheit begeiſterter Freunde. Mit königl. würtemb. allergnädigſtem Privilegium gegen den Nachdruck. (Zweiter Band.) Gr. 8. Geh. 1 Thlr. 16 Gr.

Der erſte Band dieſer anſprechenden Sammlung erſchien 1831 und koſtet 1 Thlr. 8 Gr.

Hahn-Hahn (Ida Gräfin), neue Gedichte. 8. Geh. 1 Thlr. 4 Gr.

Die erſte Sammlung dieſer Gedichte, welche mit ungetheiltem Beifall überall aufgenommen wurde, erſchien im vorigen Jahre (1 Thlr. 12 Gr.)

Kornig (H.), die Bußfahrt. Trauerſpiel in fünf Aufzügen. 8. Geh. 16 Gr.

Von dem Verf. erſchien früher in meinem Verlage der bekannte Roman „Die hohe Braut" (2 Thlr., 4 Thlr.), und binnen kurzem haben wir von ihm einen neuen Roman: „Die Waldenſer", zu erwarten.

Wieſe (S.), drei Dramen. I. Die Freunde. II. Paulus. III. Beethoven. 8. 1 Thlr. 6 Gr.

Mehr und mehr finden die Leiſtungen des Verf. die verdiente Anerkennung. Im vorigen Jahre erſchienen von ihm ebenfalls „Drei Trauerſpiele." (1 Thlr. 12 Gr.)

So eben iſt erſchienen:

Geſchichte

des

Aufſtandes, Befreiungskrieges und der Revolution

in

Spanien

vom

Grafen Toreno.

1ſter Band. 2 Thlr.

Dampfbootfahrt

auf der Donau

und

Skizzen

aus Oeſterreich, Ungarn, der Wallachei, Serbien, der Türkei, Griechenland u. ſ. w.

von

Michael J. Quin.

2 Bände. 2 Thlr.

Brevis anatomiae corporis humani conspectus

ad usum

medicinam et chirurgiam discentium.

18 Gr.

Lit. Muſeum in Leipzig.

Bei Tobias Loeffler in Mannheim iſt erſchienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Griechiſche Denkwürdigkeiten und die k. baieriſche Expedition nach Hellas. Von J. A. K. Abele. 8. broch. Preis 1 Fl. 30 Kr.

Obwohl ſo manches Werk durch die Wiedergeburt Griechenlands hervorgerufen wurde, ſo dürfte doch keines die allgemeine Theilnahme des reſp. Publicums in dem Maße gewin-

Digitized by Google

nen und verdienen als das obige, mit vieler Sachkenntniß und Begeisterung geschriebene. Jeder, dem Gang der Geschichte Folgende sah gewiß mit besonderm Interesse einen Staat neu begründen, welcher bereits seit Jahrtausenden einen wichtigen Platz in der Weltgeschichte einnahm; er findet in obigem Werk dessen neuere Geschichte in begeisterter Sprache dargestellt, und erhält durch dasselbe ohne große Kosten ein umfassendes Gemälde des neuen Griechenlands.

Bei J. A. Mayer in Aachen ist so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt:

Tante Pontypool.

Roman
aus dem Englischen
von
C. Richard.

8. Drei Bände, elegant geheftet, Preis 4 Thaler.

Dieser, so eben in London erschienene, höchst geistreiche und anziehende Roman hat die englische Modewelt in überraschender Weise gefesselt; wir dürfen mit Grund annehmen, daß ihm in Deutschland eine gleich günstige Aufnahme zu Theil werden wird.

Ankündigung.

Das wichtigste kalligraphische Werk, welches je ein Schreibkünstler in Kupferstich herausgegeben hat, ist unstreitig das nachstehende unter dem Titel:

Musterblätter für Liebhaber der höhern Kalligraphie

von Johann Heinrigs.

In 40 gr. Folio-Blättern.

Dieses wahre Prachtwerk, welches im Auslande noch mehr als im Inlande bekannt ist, behauptet in der Schönschreibekunst mit Recht den ersten Rang und wird auch in allen Ländern als das Vorzüglichste und Schönste anerkannt. In dem Fleiße und der unermüdeten Ausdauer, welche der Verfasser auf die Originale verwendete, gesellte sich der glückliche Umstand, daß die besten Schriftstecher damaliger Zeit, Wolff in Mannheim, Neubauer in Frankfurt, F. Ludy in Bonn und Goulan in London, dem Herrn Heinrigs ihre Kunst zur Ausführung widmen konnten. Da indessen damals Herr Heinrigs sein eigenes Atelier noch nicht errichtet hatte, so konnten die Platten wegen Entfernung der Graveurs vom Wohnorte des Verfassers nicht vollständig genug corrigirt werden und es ist daher mancher Fehler unverbessert geblieben. Ueberdies war die Heinrigs'sche Kupferdruckerei damals noch nicht in ihrem gegenwärtigen vollkommenen Zustande, und leider war das mit großem Kostenaufwande dazu angeschaffte Papier dennoch in der Fabrication mißlungen.

Alles dies hat den Verfasser bewogen, eine neue verbesserte und vermehrte Ausgabe dieses Werks zu veranstalten, und es ist schon lange daran vorgearbeitet worden; jede Platte wird nämlich mit aller möglichen Sorgfalt theils verbessert theils ganz erneuert, und selbst 3 bis 4 neue Platten werden dem Werke zugegeben, so daß das Ganze jetzt 43 bis 44 Platten stark und nicht wie früher in 3 Abtheilungen, sondern in Einem Bande vereinigt ausgegeben werden wird. Dieser, auf dem schönsten Velinpapier gedruckt, wird dann eine Prachtausgabe bilden, gegen Mitte dieses Jahres erscheinen und sauber cartonnirt 15 Thaler preuß. Crt. kosten. Man wendet sich mit Bestellungen an den unterzeichneten Verleger oder an jede andere Buch- oder Kunsthandlung.

Berlin im Februar 1836.

T. Trautwein.

Bei Fr. Weber in Ronneburg ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Limmer, K., Geschichte des Markgrafthums Meißen. 2 Thle. 8. 2 Thlr.

Von demselben Verfasser und bei demselben Verleger sind früher erschienen:

Geschichte des gesammten Vogtlandes. Mit 40 Ansichten alter Burgen. 4 Bde. 8. 5 Thlr.

Geschichte des hochfürstl. Hauses Reuß und dessen Besitzungen. Mit 1 geneal. Tafel. Für Schulen. 8. 9 Gr.

Geschichte des gesammten Pleißnerlandes. Mit 24 Ansichten alter Burgen. 2 Bde. 8. 4 Thlr.

Geschichte des Markgrafthums Osterland. 2 Bde. 8. 2 Thlr.

☞ Allen edlen Damen!

so wie jedem Gefühlvollen empfehlen wir zur liebevollen Theilnahme die Lebensgeschichte der hochseligen Königin Louise von Preußen mit ihrem Bildnisse in Stahl gestochen, worauf so eben alle Buch- und Kunsthandlungen (in Leipzig Leopold Voß) Subscription sammeln und Jedem, der auf 6 Exemplare Bestellung macht, das 7te frei geben. Die Namen aller Theilnehmerinnen und Theilnehmer werden als Denkmal dem Werke vorgedruckt, wir bitten also, recht baldige Bestellung zu machen.

Mohrungen und Braunsberg.

Verlag vom Bücher-Magazin für Preußen.
(C. L. Rautenberg.)

Digitized by Google

Zeitung

für die

Elegante Welt.

Sechsunddreißigster Jahrgang.

März 1836.

Leipzig, Verlag von Leopold Voss.

Digitized by Google

Plan und Inhalt
der Zeitung für die elegante Welt.

1. Erzählungen und Novellen.
2. Kürzere Aufsätze vermischten Inhalts:
   a) Schilderungen interessanter Gegenstände aus allen Zweigen der Natur und Kunst (gelegentlich mit Kupfern und Steindrücken).
   b) Darstellung einzelner Charaktere, Ereignisse und Zustände der neuesten Zeit, — einheimischer und ausländischer Sitten und Gebräuche ꝛc.
   c) Kritische Anzeigen allgemein-interessanter Erscheinungen aus dem gesammten Gebiet der Literatur des In- und Auslandes.
3. Correspondenzartikel, Musik- und Theaterberichte aus verschiedenen Ländern, Provinzen und Hauptstädten, — (gelegentlich mit musikalischen Beilagen).
4. Kleine Gedichte, Räthsel, ꝛc. und kurze Notizen.

(Reinpolitische und strengwissenschaftliche Aufsätze sind ausgeschlossen.)

Von dieser Zeitschrift werden in jeder Woche regelmäßig 5 Stücke (Mittwochs 2 und Sonnabends 3) ausgegeben und überdies

ein Intelligenzblatt,

ohne Verantwortlichkeit der Redaction, worin eingesandte Bekanntmachungen, gegen festgesetzte Gebühren von 1½ Gr. für die Zeile oder deren Raum, aufgenommen werden.

Ferner wird zu jedem Monat (Heft) ein Umschlag mit Titel und Inhaltsanzeige und zu jedem Jahrgang (Band) ein Haupttitel, nebst vollständig ausgearbeitetem Sachregister, geliefert.

Da die Verlagshandlung der Zeitung für die elegante Welt sich nicht darauf einlassen kann, wöchentliche und monatliche Exemplare der Zeitung portofrei zu versenden (die Versendung an alle Buchhandlungen durch Abgabe an ihre Commissionnaire ausgenommen), so müssen die wöchentlichen und monatlichen Bestellungen bei den resp. Ober-Post- und Postämtern, Zeitungsexpeditionen, so wie den Buchhandlungen jedes Orts, oder des zunächst gelegenen, gemacht werden.

Hauptspeditionen haben folgende Ober-Postämter und Zeitungsexpeditionen übernommen:

Die königl. sächs. Zeitungsexpedition in Leipzig.
Die k. k. Oberste Hof-Postamts-Hauptzeitungsexpedition in Wien.
Die k. k. Böhmische Ober-Postamts-Zeitungsexpedition in Prag.
Das königl. preuß. Zeitungs-Comptoir in Berlin.
Die — — Ober-Postamts-Zeitungsexpedition in Breslau.
— — — Gränz-Postamts-Zeitungsexpedition in Erfurt.
— — — — — — — in Halle.
Das — — Ober-Postamt in Hamburg.
Die königl. baiersche Ober-Postamts-Zeitungsexpedition zu Nürnberg.
— — — — — — — zu München.
— — — — — — zu Augsburg.
— — würtembergsche Haupt-Postamts-Zeitungsexpedition zu Stuttgart.
— fürstl. Turn- und Taxische Ober-Postamts-Zeitungsexpedition in Frankfurt a. M.
— — — — — — — in Hamburg.
— Ober-Postamts-Zeitungsexpedition in Bremen.
— königl. Ober-Postamtsexpedition in Hannover.
— kurfürstl. hessische Ober-Postamts-Zeitungsexpedition in Cassel.

Der Preis des Jahrganges ist 8 Thlr. sächs., oder 14 Gulden 24 Kreuzer rheinisch, und dafür überall innerhalb Deutschland zu bekommen. Da von denen, welche diese Zeitung unmittelbar von der Verlagshandlung beziehen, die pünctlichste Zahlung verlangt werden muß, so ist nöthig, daß jeder der resp. Interessenten den Betrag des ganzen Jahrganges beim Empfange des ersten Stücks entrichtet.

Alle Briefe und Beiträge, die Zeitung für die elegante Welt betreffend, sind entweder unter der unten stehenden Adresse, oder mit der Ueberschrift:

An die Redaction der Zeitung für die elegante Welt,

einzusenden.

Leopold Voß
in Leipzig.

Digitized by Google

Inhalt.

No. 44. Der Zeitgeist auf Reisen. Ein Capriccio von F. G Kühne.
Dr. Spazier's historische Wahrheitsliebe.
Correspondenz. Aus Frankfurt a. M.
Notiz.

No. 45. Ein Augenpaar. Von Karoline Leonhardt.
Der Zeitgeist auf Reisen. (Fortsetzung.)
Gedanken der Gräfin Salm.
Bücherschau. Von R. B.
Correspondenz. Aus Frankfurt a. M. (Fortsetz.)
Notizen.

No. 46. Der Zeitgeist auf Reisen. (Fortsetzung.)
Gedanken der Gräfin Salm.
Schreiben Theodor's, Königs von Corsica an die Gräfin von Scharfenberg zu Wien.
Correspondenz. Aus Frankfurt a. M. (Fortsetz.)
Notiz.

No. 47. Talma als Nebenbuhler Robespierre's. Aus den Memoiren der Dem. Vanhove (Mad. Talma.) Von x.
Der Zeitgeist auf Reisen. (Beschluß.)
Bücherschau. Von R. B.
Correspondenz. Aus Frankfurt a. M. (Beschluß.)
Notiz.

No. 48. Memoiren einer Aristokratin.
Correspondenz. Aus Mainz.
Notizen.

No. 49. Spinnen und Leben. Von Karoline Leonhardt.
Memoiren einer Aristokratin. (Fortsetzung.)
Correspondenz. Aus Mainz. (Beschluß.)
Notiz.
Berichtigung.

No. 50. Memoiren einer Aristokratin. (Fortsetzung.)
Correspondenz. Aus Paris.
Notiz.

No. 51. Dampf und Eisen. Eine abermalige Interjection
Memoiren einer Aristokratin. (Beschluß.)
Correspondenz. Aus Wien.
Notizen.

No. 52. Zur Literatur der Reisen. Von K.
Gedanken der Gräfin Salm.
Correspondenz. Aus Wien. (Beschluß.)
Notiz.

No. 53. Originalbeiträge zur deutschen Briefliteratur.
Correspondenz. Aus Berlin.
Notizen.

No. 54. Die Lebensfrage. Novelle von Ferdinand Stolle
Originalbeiträge zur deutschen Briefliteratur
(Beschluß.)
Correspondenz. Aus Berlin. (Fortsetzung.)
Notiz.

No. 55. Die Lebensfrage. (Fortsetzung.)
Gedanken der Gräfin Salm.
Correspondenz. Aus Paris.
Aus Berlin. (Fortsetzung.)
Notiz.

No. 56. Zur Literatur der Reisen. Von K.
Die Lebensfrage. (Fortsetzung.)
Correspondenz. Aus Berlin. (Fortsetzung.)
Aus Paris. (Fortsetzung.)
Notiz.

No. 57. Die Lebensfrage. (Fortsetzung.)
Correspondenz. Aus Paris. (Beschluß.)
Aus Berlin. (Beschluß.)
Notizen.

Digitized by Google

No. 58. Zur Literatur der Reisen. Von K.
Die Lebensfrage. (Fortsetzung.)
Correspondenz. Aus Braunschweig.
Notizen.

No. 59. Die Lebensfrage. (Fortsetzung.)
Correspondenz. Aus Braunschweig. (Fortsetz.)
Notizen.

No. 60. Nachwinter. Von Manfred.
Die Lebensfrage. (Fortsetzung.)
Correspondenz. Aus Braunschweig. (Fortsetz.)
Notizen.

No. 61. K. L. von Knebel's Briefwechsel. Von G—r.
Die Lebensfrage. (Beschluß.)
Correspondenz. Aus Braunschweig. (Fortsetz.)
Notizen.

No. 62. Die erste Aufführung von Beaumarchais' „Hochzeit des Figaro." Eine historische Skizze. Von K. G. J.
K. L. von Knebel's Briefwechsel. (Beschluß.)
Correspondenz. Aus Braunschweig. (Beschluß.)
Notizen.

No. 63. Die erste Aufführung von Beaumarchais' „Hochzeit des Figaro." (Fortsetzung.)
Correspondenz. Aus Wien.
Notizen.

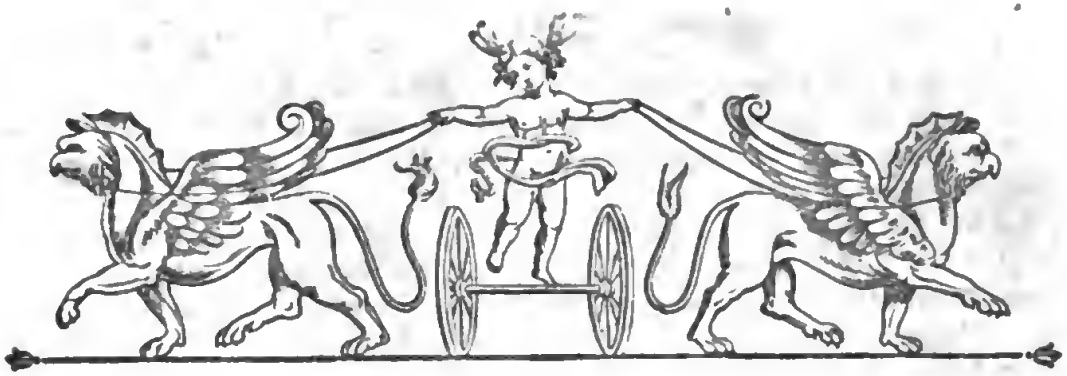
No. 64. Dichterverwurf. Von Manfred.
Die erste Aufführung von Beaumarchais' „Hochzeit des Figaro." (Fortsetzung.)
Correspondenz. Aus Wien. (Fortsetzung.)
Notizen.

No. 65. Zur Literatur der Reisen. Von K.
Die erste Aufführung von Beaumarchais' „Hochzeit des Figaro." (Beschluß.)
Bücherschau. Von R. B.
Correspondenz. Aus Wien. (Beschluß.)
Notizen.

Hierbei ein Intelligenzblatt.

Leipzig, gedruckt bei J. B. Hirschfeld.

Digitized by Google



Zeitung für die elegante Welt.

Dienstags — 54. — den 15. März 1836.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Die Lebensfrage.

Novelle von Ferdinand Stolle.

Wer nie sein Brot mit Thränen aß,
Wer nie die kummervollen Nächte
Auf seinem Bette weinend saß —
Der kennt euch nicht, ihr himmlischen Mächte.
Goethe.

Es fehlten noch einige Minuten an Mitternacht, als der reiche Kauf- und Handelsherr Peter Erasmus einsam und auf geheimnißvolle Weise in seinem Zimmer auf- und abging. Er blickte scheu in den dunklen Paetieen des Gemachs umher, welches nur mäßig von einer Astrallampe erhellt war, und je näher der Zeiger der verhängnißvollen Zwölf rückte, desto unruhiger ward der nächtliche Wandler.

Draußen ruhte tiefe Nacht über Dächern und Straßen. Mit nassen Wolkenvorhängen, durch welche kein Stern herabblickte, war der Himmel umhangen, und das momentane Geschrill eines Wetterfähnchens das einzige Geräusch, das von Zeit zu Zeit die lautlose Stille unterbrach.

Die Glocke der Sanct Sebalduskirche schlug jetzt zwölf Uhr. Dumpf klangen die endlosen zwölf Schläge durch die Nacht. Auch die Pendüle im Zimmer des Banquiers hob aus und verkündete in schnellern Schlägen die Stunde. Erasmus hielt den Athem an, und als der letzte Ton verklungen war, schaute er sich nochmals im Gemache rings um.

„Katharina?!“ rief er leise mit etwas unsichere Stimme; — „Katharina?!“ wiederholte er etwas lauter; — „Katharina?!“ rief er zum dritten Male und muthiger. — Keine Antwort erfolgte.

Da ging der Banquier Erasmus als geprüfter Geschäftsmann zu seinem Bureau und schrieb mit sicherer Hand:

„Hat nicht geantwortet. Dreiundzwanzigster Beweis, daß es keine Unsterblichkeit gibt.“

Hierauf zog er seine weiße Schlafmütze sorgfältigee über die Ohren, legte sich zu Bett und schlief ein.

„Nummer dreiundzwanzig,“ sprach Erasmus am andern Morgen, als er ausgeschlafen hatte, „soll mir ein Philosoph umwerfen. Meine Frau selig war ein Mann von Wort. Ich traf meine Vorkehrung bei ihren Lebzeiten und bestellte mir einen Wink über das Wo und Wie. Es ist um Lebens und Sterbens willen; etwas Gewisses bleibt was Schönes. Vorige Nacht war der Termin um; ich bin so klug wie zuvor.“

„Seit dreißig Jahren,“ fuhr er nach einer Pause, rauchend im Zimmer auf- und abgehend, fort, „hab' ich keine Zeit gehabt, mich um das Capitel zu bekümmern. Das Alter kommt, ich setze mich zur Ruhe und will Gewißheit. Es war das mein Princip seit immer; bin reich dabei geworden. — Gestern trugen sie Jakobsen hinaus; ein solides Haus, hatte Credit in allen fünf Welttheilen;

vor acht Tagen noch saßen wir beisammen beim Bordeaux; hatte große Dinge vor. Jetzt steckt er auch draußen. Und diese Schleppecei dauert an die sechstausend Jahre; es kommt Keiner wieder. — Gewißheit will ich," rief er, mit dem Fuße stampfend, „dee Pastor Primarius soll mir vom Leibe bleiben und der Professor dazu. Ein reeller Kaufmann kann sich auf solche Imaginationen nicht einlassen. Ueberzeugung will ich, daß man seine Maßregeln nehmen kann."

Eine neue Pause folgte.

„Dee Gedanke ist gut," speach er, „Theologie und Philosophie genügt nicht; ich klopfe beim gesunden Menschenverstande an, bei Kindern und Naeren; die sagen, wie sie's meinen."

Zu gelegenee Zeit brachte Johann das Frühstück. Erasmus setzte sich in seinen Lehnstuhl.

„Johann," begann er milde, „komm einmal zu mir."

Dee Diener stellte sich kerzengerade vor ihn hin.

„Sei einmal ganz aufrichtig, Johann."

Johann schwne Stein und Bein.

„Nun sag' mir, glaubst Du an ein Fortleben, wern's hier alle ist?"

Johann schnitt ein seltsames Gesicht. „Ja, hochgeehrtester Herr Banquier," begann er, „das ist eine närrische Geschichte. Sehen Sie, wenn ich so manchmal einen dummen Streich begehe, fährt mir's durch die Glieder; dee Kuckuck! denke ich, was werden sie über den Wolken davon denken? Ist's aber was Gutes, oder geht mir's so recht wohl, speicht's wiedee, das sollte Dein Vatee selig wissen, das würde ihn freuen, und da wied mie's ganz klae, daß ich ihn einmal wiedersehe."

Dee Banquiee eauchte sinnend weiter und fragte nach einer Pause: „Also fest überzeugt bist Du nicht?"

„Ja, wie gesagt, es ist eine näerische Geschichte —"

„Ob Du überzeugt bist?" fragte Erasmus heftig.

„Ueberzeugt? So daß man's mit Händen greifen könnte?"

„Ganz recht."

„So ungefähe wie zwei Mal zwei vier?"

„Das mein' ich."

„Nein, so weit hab' ich's nicht gebeacht."

Erasmus trat an sein Bureau und schrieb:

„Vieeundzwanzigstee Beweis. Johann schwankt — überzeugt ist ee nicht."

Ein Geschäftsfreund trat jetzt mit einem großen Foliobuche ins Zimmer. Der Diener ward entlassen.

„Gut, daß Du kommst!" rief dee Banquier dem Feeunde entgegen. „Bevor wir abschließen, sage mie, ob's eine Unsterblichkeit gibt; ich hab' Dich immer schon fragen wollen."

Dee Feeund blickte ihn verwunderungsvoll an.

„Eine Unsteeblichkeit odee Fortleben nach dem Tode, was gleichbedeutend ist," fuhr jenee ruhig fort —

„Abee, bester Freund —"

„Ja oder Nein," deängte Erasmus.

„Ein anderes Mal —"

„Nichts da! ich habe die Sache einmal aufgenommen und bleibe nie auf halbem Wege stehen. Wie denkst Du über das Capitel?"

Jetzt ward der College, von der Zeit gedeängt, ärgerlich. „Ich sehe schon," speach er, „Du hast heut Deinen tollen Tag." Er wollte sich entfernen; Erasmus faßte ihn am Arme: „Antwort! Gibt's Unsterblichkeit odee nicht?"

„Wart's ab!" eief aufgebracht der Feeund, machte sich los und ergriff die Flucht.

„Wart's ab?" fragte Erasmus nachsehend; „nun, da beauch' ich den Narren nicht dazu." Er ging zum Bureau und schried:

„Fünfundzwanzigstee Beweis: Siegward will mit der Sprache nicht heraus und versteckt sich hinter „Wart's ab!""

Die Unsterblichkeitsfrage war für Erasmus fast zur fixen Idee gewoeden. Diesee Mann gehörte zu jenem kaltblütigen Geschlechte dee Zahlenleute, die, leidenschaftlos, ihe Leben einem herz- und phantasieloseu Berufe gewidmet haben; nie von einem tiefen Schmerze verwundet, nie von einem Himmelsklange begrüßt worden sind. Da Erasmus sich nie in eine Speculation eingelassen hatte, von deeen glücklichem Erfolg er nicht im voraus überzeugt gewesen wäre; da er stets sichee ging und die Gewißheit vor Allem liebte, so gelang ihm auch fast Alles, und er ward zum reichen Manne. Die Leute eezählten ihm viel von dem Segen des Himmels voe, der sichtbar auf seince Firma euhe; dee Banquier lächelte und glaubte am besten zu wissen, wem ee diesen Segen zu oerdanken habe. Leiden und Thränen waeen ihm unbekannte Größen; er hatte keine Idee von dem Zustande, „wo die Noth beten lehrt." Die Folge wae, daß ee sich bis zur Härte theilnahmlos gegen das Unglück zeigte, namentlich gegen das durch eigene Unvorsichtigkeit oder Leichtsinn verschuldete.

Sein ganzes Leben war ein perpetuirliches Rechenexempel und seine Hauptaufgabe bestand darin, aus bekannten Größen sich der unbekannten zu vergewissern. Die Unsterblichkeitsfrage, nachdem er sich ihr einmal hingegeben hatte, nahm daher sein ungetheiltes Interesse in Anspruch; doch geschahen seine Forschungen weder aus religiösem noch philosophischem Interesse, sie waren reine Speculation. Er wollte Gewißheit. Gab es keine Unsterblichkeit, so war sein fester Entschluß, die ihm noch übrigen Lebensjahre so angenehm als möglich zu verbringen; gab es aber eine Fortdauer, wollte er die geeigneten Maßregeln treffen, sich in jenem Leben bestmöglichst zu placiren.

(Die Fortsetzung folgt.)

Originalbeiträge zur deutschen Briefliteratur.

(Beschluß.)

Herder an Henriette von Knebel.

Auf welche Weise soll ich Ihnen, holde zarte Seele, den sonderbaren Eindruck bezeugen, den ich aus Anspach, und am meisten von Ihnen, mit mir genommen habe. Ich kannte Sie lange schon aus herzlichen Reden Ihres Bruders, und aus einigen Ihrer Briefe an ihn selbst; ich gestehe es Ihnen aber gern, daß ich auch jetzt die neue Erfahrung machte, die ich in andern Fällen so oft gemacht hatte, daß Worte und Reden etwas anderes als Gegenwart und Dasein, daß Seele und Herz endlich etwas anderes seien, als sich je durch Bild und Sprache ausdrücken läßt. Ich will Ihnen nichts sagen, was sich zudem auch nicht sagen läßt; aber liebe, reine und treue Seele, ob ich Sie gleich noch immer als ein entferntes, heiliges Wesen, wie eine Nonne unter dem Schleier und hinter dem Gitter betrachte, so weiß ich doch mehr als genug von Ihnen, um Sie mit der innigsten Theilnehmung an Ihrem innern Wesen, an Ihrem taubenzarten Charakter, und ich weiß nicht an welchem Jene sais quoi einer eignen andern Welt, das Ihr Blick und ganzes Betragen bis auf die kleinste Geberde hat, hochzuschätzen und zu lieben. Ich weiß nicht, ob ich Sie je wieder sehen werde; gönnen Sie mir aber Ihre Güte und Freundschaft. Wie sehr wünschte ich, daß ich Ihnen, zarte Seele, je nur Etwas sein könnte; es war, da ich von Ihnen wegging, meine Hauptempfindung, daß ich Ihnen nichts, gar nichts gewesen war, noch hatte sein können.

Mit Ihrem Bruder (Max v. Knebel) habe ich die vergnügteste Reise gemacht; er wird es Ihnen selbst sagen. Von Stunde zu Stunde wurden wir einander näher; und ich hätte ihn so gut als gar nicht kennen gelernt, wenn i nicht mit ihm gereist wäre. Ich wollte, daß ich auch m Ihnen so reisen könnte, oder nur die acht Tage, die i in Nürnberg zubrachte, bei Ihnen zugebracht hätte. Do auch dieses haben die Götter also gefügt; darum es den gut ist.

Der Fr. G. Räthin küssen Sie, liebe Schwester, i meinem Namen aufs dankbarste und liebevollste die Hand Ihre mütterlich muntere Stimme, mit dem heitern, zu friednen, gütigen Anblick sind mir noch im Ohr und v Augen.

Leben Sie wohl, lieber zarter Engel, in Ihrer holde Einsiedelei, in der Sie mit Ihrem Blicke und Ihrer Seel wohnen. Denken Sie zuweilen gütig an mich, ich werd auch jenseit der Alpen oft an Sie denken. Grüßen Si Ihren weimarischen Bruder, der jetzt wieder, wie mein Frau mir schreibt, in Jena ist, von mir aufs beste. Lebe Sie mit Ihren beiden Freundinnen aufs beste wohl.

Augsburg, den 23. August 1788. Herder.

Correspondenz.

Aus Berlin. (Fortsetz.)

[Kolossale Kolosseumsfreuden, Adele, Prinz und Bauerin.]

Ich bin selten ein Freund des Justemilieu, weil es selte etwas Anderes bedeutet als nicht warm nicht kalt, jenes ur selige Lau, diese Temperatur der Schlaffheit, in welcher sic die meisten Menschen auflösen und damit sogar etwas Große erreicht zu haben glauben: indessen bei Bällen und Mädche ist das Justemilieu keine ganz üble Sache. Die nächst Classe von Bällen oder Carnevalssymptomen, wenn ich sie i nennen darf, steigt aber bedeutende Schritte unter das Just milieu hinab, denn es sind die des Kolosseums, die sich i zwei Classen theilen, in Maskenbälle und andere. Ich red zuerst von den andern. Hier versammelt sich ein doppelte Publicum, ein tanzendes und ein zuschauendes. Sie werde mir sagen, dies sei auf jedem Ball so, allein im Kolosseum i es doch etwas anderes, denn hier theilen sich Tänzer und Zu schauer nicht nach dem Alter ab, sondern nach den Stän den. Die vornehme Welt, die beau monde von Berlin, sieht dem Tanze der petite bourgeoisie zu. Generale, Staatsoff ciere aller Aee, Geheimeräthe, Correspondenten für die elegant Zeitung und andere vornehme Leute mit ihren Gattinnen un Töchtern schauen von den Balustraden mit einiger Genug thuung und Selbstschätzung auf den Tanzplatz hinab, wo sic theils incognito, theils ganz ungeniert ein seltsames junge Völkchen dreht. Der weibliche Theil besteht aus Bürger- un Handwerkertöchtern oder Frauen, welche die eigentlichen He noratioren des Balles sind. Demnächst allerlei hübsche Mäd chen verschiedener selbstständiger Gewerkgattungen, als da sin Putzmacherinnen, Blumenmacherinnen, Schneiderinnen, Näh erinnen, Stickerinnen, Garderobièren, Schuheinfasserinnen Friseusen, Ladenmädchen, Kammerjungfern, auch wohl zier liche Stubenmädchen, aber in Kleidern der Herrschaft, un außerdem manche andere, die ihren Stand hinter ihre Kle dung verbirgt. Die ganze letzte Gattung, von den Putzma cherinnen an, ist eigentlich incognito, d. h. sie möchte gern fü etwas Bedeutendes mehr gelten, als sie ist, der eine Theil fü vornehmer, der andere für, wenn es erlaubt ist, hanet

ter. Der männliche Theil der Tanzenden besteht einmal aus den Bürgern und Handwerkern, die als Brüder und Männer der Honoratioren figuriren, dann aus jungen Leuten schlechtweg aller Stände, Studenten, Rittern von der Elle, Unterbüreau-Beamten jeder Art, Copisten, Canzellisten ꝛc. Diese alle geben sich für das, was sie sind, und tanzen ohne Arg. Aber es gibt auch noch eine Classe, die ebenfalls ein Incognito beobachtet, jedoch ein herabsteigendes, und dies sind Officiere in Civilkleidern, Referendarien, Assessoren, Studirende aus den höheren Ständen und andere mehr. Sie sehen also, daß sich hier eine ganz eigenthümliche Gesellschaft mischt, die zu allerlei kleinen Intriguen und Verhältnissen Anlaß gibt, woraus vielleicht eine neue Gattung von Charakter für Berlin hervorgeht, den wir eigentlich noch gar nicht kennen, nämlich die deutsche Griserte. Das Kolosseum übt in der That einen großen Einfluß auf die Sitten und Vergnügungen der bezeichneten Stände aus. Denn neben diesen, wochentlich zwei Mal Statt findenden Bällen bringt der Carneval in diesem Locale noch fünf bis sechs Maskenbälle mit, die ganz unglaublich besucht sind, denn die geringste Zahl der gegenwärtigen Personen betrug funfzehnhundert, die größte zwei tausend sieben hundert. Sie können denken, daß, wenn die Larve und Maske einige freiere Unternehmungen und Scherze begünstigt, mancher seine Rechnung dabei finden mag, wenn gleich die Hauptzwecke seines Besuches hinter dem Ball liegen. Nebenbei erwacht auf diese Weise der seit dreißig Jahren bei uns entschlafene Maskenscherz wieder, und der Volkshumor findet ein reichliches Territorium. Wer eigentlich diese Art des Carnevals so recht im Kolosseum genießt, weiß man nicht zu sagen, da die Larve gar Vieles zudeckt. Doch will man Vermuthungen haben, daß Personen sich daselbst einfinden, von denen man es gar nicht glauben sollte. Ich meinestheils glaube unter der Maske einer großen Kreuzspinne einen gewissen Italiener erkannt zu haben, den ich nur als einen giftigen und zugleich keichenden Ränkemacher bezeichnen darf, in welchem kein Funken von Wahrheit und Ehre sitzt, damit ihn Jedermann kennt, ohne daß ich ihn nenne. Doch endlich zum Schlußstein meiner Carnevalsbeschreibung. Ich lege diesen dadurch, daß ich Sie an die unzähligen Volksbälle erinnere, welche in dieser Zeit bei uns Statt finden, und von denen täglich die Zeitungen und Intelligenzblätter durch ihre verschiedenen Anzeigen Meldung thun. Dies sind die ausgelassenen lustigen Bälle und Tanzabende bei Wisotzki, bei Hering dem I. und II., bei Mai vor dem Rosenthalerthore, bei Letz vor dem Oranienburgerthore, lauter Orte, wo Venus sich unter die Grazien des Tanzes mischt, aber freilich nicht Venus-Urania.

Nachdem ich auf diese Weise unser Volksleben geschildert in den Zeiten des Carnevals, kann ich wohl jetzt zu dem gewöhnlichen Fundament meiner Berichte übergehen, zu Theatern, Concerten und andern Erscheinungen der Kunst und des geistigen Lebens. Wollte Gott, ich wüßte Erbaulicheres zu sagen. — Meine Chronik soll vier Abtheilungen enthalten. Zuerst: Königliches Schauspiel. Die Hauptphasen seit einem Monat sind folgende: Ein neues Lustspiel, „Adele", und ein neues Trauerspiel von Raupach, „Prinz und Bäuerin"; das erste aus dem Französischen ist nicht lustig, das zweite aus dem Deutschen ist höchst traurig. Beide tragen schon das betrübte Indicium an sich, daß sie sich, wie das gemeine Sprichwort sagt, hinter Weiberröcke verstecken, indem Beide nur auf eine Rolle, auf eine Schauspielerin begründet sind, das erste auf Dem. Clara Stich, das andere auf Frln. v. Hagn. Adele ist Ihnen vielleicht auch aus Paris zugekommen, und daher will ich sie Ihnen nur in zwei Worten schildern: Es ist ein allerliebstes kolossal unschuldiges junges Mädchen, die heirathet, ohne zu wissen, was heirathen bedeutet, es nachher aber erfährt, indem ihr erster Liebhaber der Pflegesohn ihres 80jährigen Gatten ist. Man hofft dabei auf eine Entwickelung, einen Schluß, allein moderne Dichter halten dies nicht für nothwendig. Sie denken: das Publicum sieht nichts zwei Mal; ein Mal läßt sich's Jeder gefallen, sich zwei Stunden spannen zu lassen, um nachher zu sagen, o wie dumm! Decis, vices, sechs Mal höchstens wird ein Stück der Art gegeben, so oft wechselt das Publicum ebenfalls, zum zweiten Mal sieht es ohnehin Niemand, also wenn er nur den größten Theil der Zeit im Theater in Aufmerksamkeit gehalten worden ist, so mag er nachher urtheilen, wie er Lust hat. — Herr Raupach hat, als er „Prinz und Bäuerin" dichtete, wahrscheinlich eben so gedacht, nur mit kleineren Modificationen. Vielleicht so: Fünf Acte sind es, mehr werden nicht bezahlt. Wird das Stück einst wiederholt, so wird das nächste von Dir, drei Acte, um so schneller gegeben und ebenfalls bezahlt; es wäre ja ein Jammer, wenn jedes neue Stück gefiele und zehn, zwölf Mal gegeben wurde, denn wo sollte da Platz für die Menge sein? Also nicht öfter als drei Mal, am besten nur ein Mal. Diesen letzten Zweck hat der Dichter glücklich erreicht, und insofern Jeder etwas gut gemacht hat, der seinen Zweck erreicht, insofern hat es auch unser großer Dramatiker gut gemacht. Wie reizend die Bäuerin (Frln. v. Hagn) auch aussah, das Publicum blieb ungerührt, selbst als sie Gift nahm, ja, horribile dictu, es lachte sogar! So sicher hat Hr. Raupach seine Wirkung zu erreichen gewußt! Gemächlich seine Prise schnupfend, sah er zu und lächelte, wie alle darstellende Kunst an der unwiderstehlichen Macht seines Gedichtes scheiterte. — In diesem Betracht also ist „Prinz und Bäuerin" das gelungenste Werk, welches aus einer dichterischen Feder des 19. Jahrhunderts hervorgegangen ist, und ich fange nach gerade an, den Glauben des Dichters zu theilen, daß es schade für ihn ist, nicht funfzig Jahre früher geboren zu sein, damit Schiller und Göthe von ihm gelernt hätten, und er das goldene Zeitalter der deutschen Poesie, mit dem er jetzt zu spät kommt, da es schon vor ihm da gewesen, ganz anders hätte erfassen können!

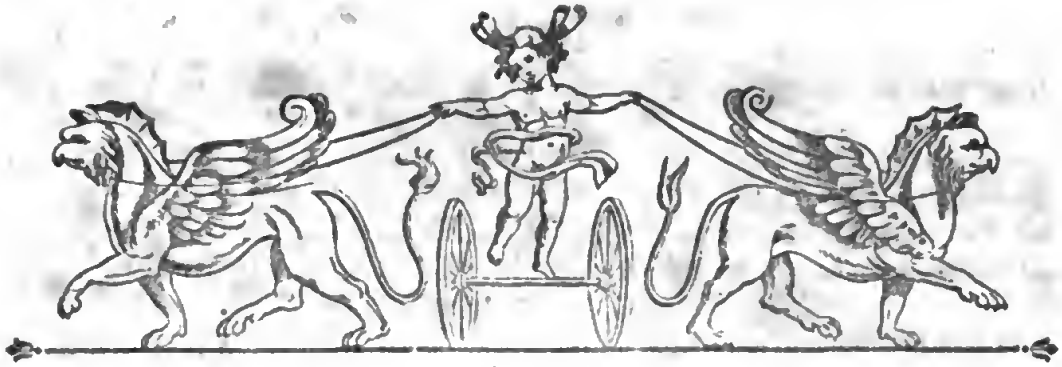
(Die Fortsetzung folgt.)

Notiz.

[Edward Lytton Bulwer im Unterhause.]

In dem zu London erschienenen Werke „das Unterhaus des englischen Parlaments", das eine Galerie der ausgezeichnetsten Mitglieder desselben enthält, findet man folgende Mittheilung über die Persönlichkeit Bulwer's. Er ist ein großer schöner Mann mit regelmäßigen Zügen, gebogner Nase, länglichem Gesicht, dunkelbraunem Haar. Er kann höchstens 35 Jahre alt sein, es heißt, daß er jährlich 12 bis 1500 Pfd. Sterl. von seinen literarischen Arbeiten zieht. Seine Reden im Parlament sind stets vorher sorgfältig ausgearbeitet und memorirt. Seine Sprache ist eben so gekünstelt und affectirt wie seine Toilette und sein ganzes persönliches Erscheinen. Er ist einer der erklärtesten Gönner der londoner Schneider und Haarkünstler, da er sich stets nach der neuesten Mode trägt. Seine Art und Weise, sich auszudrücken, ist äußerst gespreizt und stelzenhaft. Sein Organ, wenn auch schwach, ist wohltönend, er spricht immer mit vielem flux de bouche. Sein parlamentarisches Paradestück war von jeher die Aufhebung des Zeitungsstempels, worüber er in jeder Session eine Motion einbrachte. Bei alle dem scheint er es nicht ernst damit zu meinen, da er voriges Jahr den Bitten der Freunde des Herrn Spring Rice Gehör gab und seine Motion durchzusetzen abließ.

Digitized by Google



Zeitung für die elegante Welt.

Donnerstags — 55. — den 17. März 1836.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Die Lebensfrage.

Novelle von Ferdinand Stolle.

(Fortsetzung.)

Die möglichste Wahrscheinlichkeitsrechnung hatte ihn in seiner langen Praxis immer den besten Weg geführt. Er nahm daher vor der Hand den Satz als wahrscheinlich an, daß es keine Unsterblichkeit gäbe, und so ward sein sonderbares Beweisregister von Tag zu Tag länger.

Eben stand er wieder am Fenster und schaute auf die Straße hinab, wo ein paar Holzhacker unermüdlich arbeiteten, ungeschlachte Holzstöcke zu durchsägen und klein zu machen.

„Da plackt sich dies Volk," sprach er, „Jahr aus Jahr ein, vom frühen Morgen bis zum Abend, nur um das jämmerliche Leben hinzubringen; und gleichwohl scheinen diese Leute froh und wohlgemuth; warum? sie leben sämmtlich der Ueberzeugung, daß auf das Plackleben eine Ewigkeit voll Milch und Honig folge. Thörichte Leute, thörichte Menschheit, die sich einem Glauben hingibt, ohne irgend eine sichere Bürgschaft in der Hand zu haben."

„Mich soll man nicht dupiren," fuhr er nach einer Weile fort. „Ich habe mir da ein scharmantes Mittelchen ersonnen, der Sache auf den Grund zu kommen. Die Anzahl der Freier meiner Seraphine mehrt sich sichtbar; aber so wahr ich Peter Erasmus heiße, so wahr der Credit meiner Firma über allem Zweifel erhaben steht, soll sie keiner bekommen, der nicht von einer Fortdauer überzeugt ist und mir gediegene Beweise vorlegt. Es hat doppelten Nutzen. Erstens erhalte ich Gewißheit, und dann wird ein unsterblichkeitserfüllter Liebhaber das Mädchen nicht des Geldes und hübschen Gesichts allein, sondern auch wegen der unsterblichen Seele lieben. Daraus kann wahrscheinlich nur eine glückliche Ehe hervorgehen.

Während Erasmus noch über seinen Plan nachsann, sprang die Thür auf, und die siebzehnjährige Seraphine flog, eine Göttin der Anmuth, herein und dem Papa an den Hals.

„Väterchen, bestes Väterchen, das war wieder ein himmlischer Ball, Du glaubst nicht, wie viel ich getanzt habe, und schon bin ich wieder so munter wie ein Fisch im Wasser."

„Mein Kind," sprach der Vater, es ist aber einmal an der Zeit, Deinen übergroßen Flattersinn abzulegen und etwas gesetzter zu werden."

„Das wird schwer halten, liebes Väterchen."

„Man muß sich bezwingen, Du bist in den Jahren, wo man über sein künftiges Wohl nachdenken soll."

„Ich denke nicht gern."

„Darum hab' ich's zeither für Dich gethan. Ich komme," fuhr er fort, „auf mein altes Capitel; mehrere untadelhafte Männer haben um Deine Hand geworben."

„Ich mag nicht heirathen."

„Albernheit. Es ist die Bestimmung Deines Geschlechts. Unter den Vielen wird Dir Einer gefallen.

Ich laſſe Dir freie Wahl — und ſtelle nue Eine Bedingung.“

„Was denn für eine Bedingung?“

„Es muß ein religiöſer Mann ſein.“

„Religiös? Ganz recht; aber nur nicht gar zu fromm, Väteechen, nicht allzufromm, ich kann die frommen Männee nicht leiden.“

„Er muß an eine Unſterblichkeit glauben,“ fuhr der Vatee fort; „davon überzeugt ſein,“ fügte ee mit Bedeutung hinzu.

„Wirklich?!“ rief Seraphine und ſchlug die Händchen lachend zuſammen, „das iſt ſcharmant, da hab' ich ſchon einen.“

„Wie?“ fragte Erasmus.

„Der junge Baron Alphons hat mir zugeſchwoeen, daß es eine Unſterblichkeit gibt.“

„Was ſagſt Du, zugeſchwoeen?“

„Ganz recht, es war vor acht Tagen in der Soirée bei Geheimeeaths —“

„Nur weitee“ — drängte der eewartungsvolle Papa.

„Du ſpielteſt Whiſt im Nebenzimmer, ich ſaß im großen Saale, Alphons ſtand vor mir.“

„Weitee — weiter —“

„Er ſagte, er beauche nur in meine Augen zu ſehen, da ſtünd' es deutlich.“

„Was?!“

„Nun, von wegen dee Unſterblichkeit.“

„Dummes Zeug!“ rief ärgerlich der getäuſchte Alte.

„Gewiß! Guck nur ſelbſt hinein.“ Das Mädchen blickte treuherzig mit den beiden Himmelsblumen zu ihm auf.

„Einbildung.“

Erasmus ging verdrießlich ein paar Mal im Zimmer auf und ab; dann blieb er voe der ſchönen Tochtee ſtehen. „Apropos,“ fragte ee, „glaubſt denn Du an eine andere Welt?“

Seraphine ſchlug verwundert die Hände überm Kopfe zuſammen: „Nun, das verſteht ſich doch.“

„So?!“ fragte der Vatee in ſeltſamem Tone; doch gleich beſann ee ſich: „Warum verſteht ſich denn das, mein Kind?“

„Je nun, weil alle Leute daran glauben.“

„Alle?!“ platzte er wiedee ziemlich ſkeptiſch heraus. Er brach aber das Geſpräch ab und ſprach von andern Dingen.

„Da hätt' ich bald vergeſſen, weshalb ich eigentlich gekommen,“ begann Seraphine, „Onkel Friedrich hat geſcheieben, liebes Väterchen.“

„Schick' den Wiſch zurück,“ entſchied Erasmus ſchnell und mürriſch.

„Warum nicht gae! Die Botenfrau, die den Brief brachte, hat mir erzählt, daß der liebe Gott den Onkel wieder mit einem niedlichen Töchterchen beſchenkt hae.“

„Da haben wir's!“ rief noch unfreundlicher der Banquier, „eine Bettelei, gib hee den Brief.“

„Das laß ich wohl bleiben,“ ſprach deteeminirt das Mädchen, „Du wärſt im Stande, den armen Leuten den Brief unerbrochen zurückzuſchicken.

„Nach Recht und Pflicht,“ murrte der Alte.

„Aber ſag' mir nur,“ begann Seraphine, „was der gute Onkel, der es ſo himmliſch gut mit allen Menſchen meint, eigentlich verbrochen hat, daß Du ſo unbarmherzig mit ihm verfährſt?“

„Ich mag von dem leichtſinnigen Menſchen nichts hören.“

„Leichtſinnig? Weil er ſich durch ſein engelhaftes Herz zu der unſeligen Bürgſchaft verleiten ließ und unverſchuldet ins Unglück gerieth?“

„Unverſchuldet?!“ rief Erasmus losbrechend, „ein Menſch, der mit ſeinen fünf Sinnen eine ſolche Bürgſchaft leiſtet, unveeſchuldet?!“

„Väterchen, Du biſt recht abſcheulich. Wenn Du in ſeinen Verhältniſſen lebteſt, und er in den Deinen, wie anders würde er ſprechen.“

„Es iſt gut, daß es nicht ſo iſt.“

„Väterchen, Du eelaubteſt es doch, ich erbreche den Brief?“

Da Erasmus, müeriſch im Zimmer auf- und abgehend, keine Antwort gab, nahm's Seraphine für Bejahung und hüpfte fröhlich davon.

„Nur dem Bettelvolke nichts geſchickt, bei meinem Zorne!“ rief ee dee Davoneilenden nach, „der Pfennig wäre weggeworfen.“

Die Tochter vernahm nichts von dem liebeeichen Nachrufe; Erasmus aber brummte für ſich: „Bürgſchaft zu leiſten auf bloße Treue und Glauben, die Sprache hat kein Wort für ſolchen Wahnſinn.“

Es war nicht lange nachher, als eines Tages Herr Peter Erasmus mit dee Feder einen langen Strich quer über das Papier zog. „Hundertſtee Beweis,“ ſprach ee, daß es keine Unſterlichkeit gibt. Die Methode mit den Freiern war ſo übel nicht und hat mich ein gut Stück vorwärts gebracht. Es ließ ſich's Mancher Mühe koſten; ver-

Digitized by Google

gebens, unser eins ist nicht so leicht zu fangen. Doctor Leonhard wollte mir sogar sein neuestes Werk über die Analyse des Unendlichen dediciren, damit ich sammt seiner Scriptur zur Unsterblichkeit gelange; ich bedankte mich. James Crok bot sich zum Compagnon mit einer halben Million an, meiner Firma ebenfalls die Unsterblichkeit zu sichern. Was hilft mir eine unsterbliche Firma, wenn ich selbst darüber zum Kuckuck fahre?"

Nach einer Pause sprach er: „Hundert Beweise! Ein schönes Anhalten; bald hab' ich Gewißheit. Ich placke mich dann nicht länger für Andere. Seraphinens Aussteuer wird deponirt; was übrig bleibt, reicht hin, als Graf zu leben, und ich werd' es. War ich kein Narr, bekümmerte ich mich bereits vor zehn Jahren um die Unsterblichkeit."

Er blickte lange sinnend vor sich hin. „Also wirklich aus? Nein aus, so bald der letzte Athemzug vorüber? Was zweifle ich? Hundert Procent gegen nichts — und gleichwohl lebt die Menschheit in dem curiosen Traume. Es ist gewiß, diese Lehre ist von der Politik des Reichthums erfunden gegen die Armuth. Wäre die Masse des gemeinen Volkes nur halb so überzeugt wie ich, es stünde übel um unsere Geldfässer. Auch Seraphinens Glaube scheint anbrüchig geworden; die unbefangene Natur ist wahrscheinlich meinem Beispiele gefolgt und hat mit ihrem klaren Verstande über die Sache nachgedacht."

(Die Fortsetzung folgt.)

Gedanken der Gräfin Salm.

So große Fortschritte auch die Aufklärung in unserm Jahrhunderte gemacht hat, so glauben doch noch immer viele Männer, daß wissenschaftliche Bildung die Weiber pedantisch mache, und besonders, daß sie sie von ihren Pflichten abziehe. Eine Meinung, die nicht falscher und lächerlicher sein könnte. Ein Weib, das darum pedantisch wäre, weil es unterrichtet ist, würde es sicher auch geworden sein, wenn es unwissend geblieben wäre. Die Pedanterei ist ein für sich bestehender Fehler, eine Modification des Charakters, und übrigens weniger lästig als jeder andere Fehler. Das Wissen verleitet um so weniger dazu, als es uns hauptsächlich darthut, wie unendlich viel wir noch zu lernen haben, und wie wenig unsere Mittel ausreichen. Eben so täuscht man sich auch, wenn man fürchtet, die Liebe zum Studium entferne die Weiber von ihren häuslichen Pflichten. Die Liebe zu den Weltfreuden entfernt sie davon, nicht aber die Gewohnheit eines beschäftigten Stillebens. Wer das meiste Wissen besitzt, wird sich auch gewiß am wenigsten übel benehmen, und es ist einleuchtend, daß die Fehler und Querköpfigkeiten, die man den Weibern vorwirft, eigentlich daher rühren, daß sie zu wenig, nicht daß sie zu viel wissen. Eine entgegengesetzte Meinung ist nur eine abgeschmackte Sophisterei, die ihren Grund in der Neide der Unwissenden hat, oder in dem unersättlichen Stolze einiger wenigen kenntnißreichen Männer, die sich dadurch sich verletzt fühlen, bei ihrem eigenen Geschlecht Nebenbuhler zu haben, und den Gedanken nicht ertragen können, auch noch beim andern Geschlechte deren zu finden.

Eins ist, das in der Liebe dem Gefühle des Weibes eine Ueberlegenheit über das des Mannes verleiht. Ein Weib, das sich selbst achtet, kann gar den Gedanken nicht fassen, ein Wesen zu lieben, das an innerm Werthe unter ihr stünde. Hingegen gibt es keinen Mann, der sich, bloß dieses Gedankens wegen, in seiner Liebe irre machen ließe.

Correspondenz.

Aus Paris, den 4. März.

[Das Drama der Hugenotten.]

Man hätte Scribe schon um deswillen zum Akademiker machen sollen, weil er gute Opernbücher schrieb. Vor ihm besaß kein Dichter so ganz das Savoir faire, das zu einem guten Libretto gehört, er ist ein halber Componist geworden, er weiß die Momente für die Musik und für die Handlung, für die Solos und für das Chor bis zum unbedeutendsten Refrain mathematisch zu berechnen. Was diese Bartholomäusnacht Meyerbeer's betrifft, die neuerdings bestimmt scheint, die Reise um die Welt zu machen, so will es mich gleichwohl bedünken, als sei der Verfasser damit mehr Baumeister denn Dramaturg gewesen; denn Alles, was anspricht in dem Kunstwerk, muß auf Rechnung des Musikers kommen, der augenscheinlich Mühe hatte, die langgeschwänzte conversative Intrigue, die nicht einmal wahrscheinlich, nicht einmal möglich ist, auf eine interessante Art zu behandeln.

Hier ist die Fabel, von der ich Ihnen vorige Woche eine Skizze vorphantasirte. Denken Sie sich das Tonkleid um die nackte Gestalt, ein Kleid von Hermelin und Purpur, Gold und Diamanten, so haben Sie, was ich Ihnen nicht bieten kann — das Ensemble der Schöpfung.

Ein Graf von Nevers, Papist von Religion und Politik, ist verlobt mit einem Fräulein von St. Bris, deren Vater ebenfalls Papist ist. Wir machen die Bekanntschaft des Bräutigams in dem Augenblick, der einer Gesellschaft ritterlicher Don Juan's gewidmet ist, bei Spiel und Gelag, im Saale der Feudalburg. Nachdem die Hofjunker ihren Introitus gesungen, führt man einen Grafen ein, der dranne, einfache und stark mit der Garderobe der Anwesenden contrastirende Kleider trägt, Raoul de Nangis ist sein Name.

Was man von diesem Fremden erfährt, sagt er gleich selbst, oder er läßt seinen Diener, einen eben so braun behosten und mit iedernem Gürtel und gelben Reiterstiefeln beschuhten Graukopf, es sagen, nämlich, daß er Hugenott und ganz erschrecklich in eine weibliche Erscheinung verliebt sei.

Digitized by Google

Diese Erscheinung ist mit Rever's Braut ganz nahe verwandt, und das Fatum des Stücks will es, daß sie gerade in dem Momente wiederkehrt, in welchem unser Held sie am wenigsten erwartete — im Schloß des Grafen. Herr Scribe ist so ungalant, das Fräulein Valentine de St. Bris in eigner Person und zur Zeit einer Orgie in das Haus des ihr Verlobten zu schicken, blos in der Absicht, ihm sub rosa zu sagen, aus der Heirath könne nichts werden, das Herz der Braut habe unter der Hand einen andern zärtlichen Conductor gefunden, mit dem es Verbindung suche.

Wenn der Hugenott Raoul kein Hottentot gewesen wäre, so hätte er seinem Ach und Weh Worte gegeben und sein Glück gefunden statt seines Unglücks. Wer kann dafür! Die Liebhaber des Theaters scheinen von Euripides an zum Ungeschick und Mißverständniß geboren zu sein.

Raoul resignirt sich als ein tüchtiger lutherischer Christ und greift, da sich gerade Gelegenheit durch einen Pagen und ein Billet mit einer Augenbinde darbietet, unterdeß zu einem neuen Abenteuer. Fast sollte man darnach glauben, der Dichter habe es mit dem Helden auf etwas Donquichotismus abgesehen, aber es ist nicht an dem. In einer Opera seria, mithin in einer Tragödie, wird Alles auf die ernste Seite genommen, der Scherz selbst nicht ausgenommen.

Was diesen da anbelangt, so erfuhr ich im zweiten Act, daß ihn Margaretha von Valois, Heinrichs IV. von Navarra wollüstige Braut, in ihrem Schloß zu Eberconcaur, das in der Tourraine gelegen ist, veranstaltet hatte, um dadurch einer Seits ihrer Freundin, — das ist dieselbe Valentine vorhergesagt, — einen Kupplerdienst zu erweisen, und anderer Seits zugleich vermöge der projectirten Verbindung Versöhnung unter den fanatischen Parteihäuptern zu stiften.

Dieser Doppelzweck wäre vollkommen erreicht, wenn er in den Kram der Intrigue getaugt und das Publicum blos ein Lustspiel oder eine komische Oper statt eines Trauerspiels oder Opera seria gewollt hätte, und die ganze Geschichte wäre um die Hälfte kürzer und kurzweiliger geworden, da sie die Bartholomäusnacht, das ist die Bluthochzeit des Glaubens und der Politik, entbehrt hätte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Aus Berlin. (Fortsetz.)

[Gastspiele und die Puritaner.]

Hiermit sind die Phasen des königlichen Schauspiels erschöpft, und ich komme zu denen der Oper. Diese sind sehr bald abgethan, weil eigentlich nichts vorgegangen ist als das Einstudiren der Puritaner von Bellini, und das Auftreten einiger Gastsängerinnen. Ich fange mit den letzteren an und nenne zuerst Mad. Franchetti-Walzel, welche drei Mal mit ziemlich lebhaftem Beifall sang, das erste Mal die Rezia im Oberon und das andere Mal die Donna Anna. Diese Sängerin hat Umfang, Fertigkeit und ein gewisses Feuer, auch intonirt sie außerordentlich rein; aber es fehlt ihr an der Zartheit, besonders im Vortrag der Melodie. Die zweite Gastsängerin war Dem. Piris, welche durch unwürdige Kabalen sehr lange in ihrem Gastspiel unterbrochen worden war und nur mit Mühe dahin kommen konnte, wenigstens eine, als solche angekündigte letzte Gastrolle zu geben. Diese fiel indessen sehr glänzend aus, und das Publicum zeigte, daß es anders dachte wie Diejenigen, welche die Gastrollen verhindert hatten. Es rief die Sängerin zwei Mal hervor, sowohl als Desdemona, wie als Hauptdarstellerin in einem kleinen eigens für sie geschriebenen Singspiel, „die Sprache des Herzens." Von der erstern Rolle hatte sie nur den letzten Act gegeben, und so sehr ich die Rechte der Sängerin vertheidige, so wenig möchte ich der Ritter ihrer Kunst werden, die mir in vielen Beziehungen eine sehr entartete zu sein scheint. Wir glauben, daß, wenn Dem. Piris die Hälfte von dem thäte, was sie thut, so würde sie ungleich mehr liefern, so aber berührt uns fast alles durch das leidige Kuriel unangenehm. Dennoch wäre Dem. Piris eine gute Acquisition gewesen, die man nicht hätte hindern sollen, da diese Sängerin im großen Publicum großen Beifall fand. Sie ist jetzt nach Hamburg abgereist und hält vielleicht an der Elbe einen bessern Fischfang als an der sonst so fischreichen Spree.

Ich komme jetzt zu den Puritanern. Je nun, wenn die Oper so viel in der Kunst bedeutet wie die Secte der Puritaner in der christlichen Religion, so wird sie bei wenig Werth viel Lärmen machen. Wir glauben aber redlich gestanden, sie begnugt sich mit der erstern Hälfte der Aufgabe, und zwar vorzüglich deshalb, weil sie ein unglückliches Justemilieu zwischen der neuern italienischen und französischen Musik gewählt hat. Dadurch ist sie für Mailand zu gelehrt, für Paris nicht piquant genug geworden, wodurch sie in der That jenen faden Mittelgeschmack erhalten hat, der den ersten Logenrang deutscher Hauptstädte zur Bewundrung zu stimmen pflegt, weil er darin ganz sich selbst wiederfindet. Das nüchterne Gericht hat hier auch nicht recht gemundet, aber doch zu einer gewürzigen Historie Anlaß gegeben. Mad. Seidler nämlich sang die Hauptrolle in Beziehung auf Passagen, Intonation u. s. w. ganz vortrefflich; was aber Spiel und Vortrag anlangt, so hat sie beides freilich nicht erfunden. Ich erlaubte mir in meiner Kritik dies zu bemerken, erkannte aber anderweitig das Gute der Sängerin so an, daß ich wirklich glaubte, einen großen Stein bei ihr im Brete zu haben. Ich war aber statt dessen nur selbst ein Stein des Anstoßes gewesen, und die hübsche Sängerin so erzürnt auf mich, daß sie erklärte, sie werde die Rolle nun gar nicht mehr singen. Man fand die Ursache dieser Weigerung gegründet, und in der That, dies ist höchst schmeichelhaft für mein kritisches Gewicht. Deshalb blieb die Oper vierzehn Tage liegen, und inzwischen hat sich der Reiz der Neuheit abgestanden wie bei einem eingeschenkten Glase Bier, welches man schaal werden läßt. Da Mad. Seidler nicht singen wollte, erhielt Dem. Grünbaum die Rolle; kaum aber war das geschehen, so wollte Mad. Seidler sie wieder haben! O Jammer! O Noth! Wie soll man sich in solchen Calamitäten helfen! Sie sehen daraus, daß es leichter ist, aufrührerische Franzosen, von denen die einen die Republik, die andern den Absolutismus wollen, als eine Schaar reizbarer, auf einander eifersüchtiger Sängerinnen zu regieren.

(Die Fortsetzung folgt.)

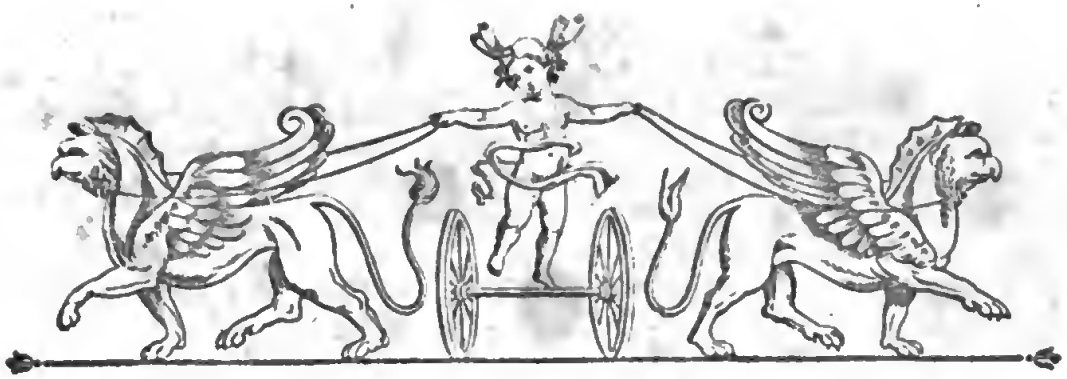
Notiz.

[Magnetischer Effect in der Malerei.]

Täglich werden zu Paris eine Menge Gemälde dem Prüfungscomité vorgelegt, das dann über deren Aufnahme in der Ausstellung entscheidet. Unter den vielen mittelmäßigen und schlechten, die abgewiesen wurden, befand sich vor einigen Tagen eine Landschaft mit einem Sonnenschein, der so blitzend war, daß er die Augen blendete und man kaum hineinsehen konnte. Niemand begriff, wie mit Farben ein so gewaltiger Effect könne hervorgebracht werden. Man untersuchte die Sache genauer, und fand im Centrum der Sonnenstrahlen — den Kopf eines neuen kupfernen Nagels, der hellpolirt war und den der Maler hineinpraktizirt hatte. Sehr schlau! —

S.

Digitized by Google



Zeitung für die elegante Welt.

Freitags — 56. — den 18. März 1836.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Zur Literatur der Reisen.

2. Americanisches Magazin. Herausgegeben von Karl Neidhard. Erstes Heft. (Altona und Leipzig, Expedition des Eisenbahn-Journals, Hammerich. 1835. 112 S. gr. 8.)

Um dem europäischen Doctrinarismus und seinen homöopathischen Curmitteln zu entgehen, um die ganze Quacksalberei, womit das Justemilieu krankhaften Zuständen der europäischen Welt aufhelfen möchte, in Vergessenheit zu bringen, thut ein Sprung von England nach Nordamerica noth. Zu dieser Ausflucht ist England der geeignetste Ausgangspunct, denn dieses Land bedarf am meisten einer starken Absonderung seiner vollblütigen Kräfte. Die englische Regierung befördert die Auswanderung viel weniger, als sie sollte. Trotzdem ist die Anzahl der Auswanderer nach America beträchtlich genug. Im Jahre 1829 belief sie sich auf 27,500, 1830 auf 49,500, 1831 auf 72,860, 1832 auf 80,000 Menschen; in sechs Jahren kam die Summe von 330,000 Emigranten zusammen.

Das obgenannte Werk hat die Aufgabe, die Verhältnisse der Ansiedlungen in Nordamerica in ein helles Licht zu stellen. Der Herausgeber, ein Deutscher von Geburt, Charakter und Gesinnung, hat eine lange Reihe von Jahren in den dortigen Zuständen gelebt, und vereinigt alle Eigenschaften eines getreuen Führers durch die Vereinigten Staaten. Er schildert in dem vorliegenden ersten Hefte seine Reise nach Michigan und seinen Besuch bei der dort kürzlich angelegten Colonie der Schwaben, Rheinländer und Sachsen, im Sommer 1834. Der praktische Nutzen in ökonomischer und industrieller Hinsicht ist Zweck und Absicht der Darstellung; was sich sonst in das Gemälde eindrängt, die Lust an gesundem Menschenleben, der Athem der Freiheit und das volle Gefühl der zukünftigen Größe, mit deren Ahnung dort ein neues Menschenalter seine rohe aber urkräftige Basis legt, sind unwillkürlich und ganz ungesucht sich darbietende Farbentöne in der Darstellung. Das Bild, das von Texas entworfen wird, dient zur Abschreckung vor dortigen Ansiedelungen. Die Halbinsel Michigan wird als der Mittelpunct desjenigen Gebietes von der obern Hälfte Americas hingestellt, das einst, und zwar in einer sehr nahen Zukunft, die wichtigste Rolle spielen werde. „Was südlich vom Ohio und Potomack liegt," heißt es, „gehört zu den sehr warmen Ländern, und ist mit der Erbsünde der Sklaverei behaftet, also in keinerlei Hinsicht geeignet, denselben Aufschwung zu nehmen, wie die mittlern und nördlichen Staaten, mit Einschluß von Canada. Diesem Gebiete aber sind die großen Binnenseen, was der alten Welt das mittelländische Meer. An diesen Binnenmeeren wird sich eine unermeßliche Industrie entfalten, und die Halbinsel Michigan wird den Verkehr zwischen dem östlichen und westlichen Seegebiet vermitteln." Hierin liegt der Grund für Michigans steigende Bedeutsamkeit, was für uns von besonderm Interesse sein kann, da dieser in den Conner des ver-

einigten Bundes nunmehr aufgenommene Staat wesentlich ein Staat der Deutschen ist, dee im Laufe der letzten drei Jahre seine Bevölkerung verdoppelt hat. Die ungeheure Entfernung Michigans von der civilisirten Ostküste eeducirt die Industrie auf eine sehr geringe. Es wird, nach Herrn Reidhard's Bemerkungen, nicht lange mehr anstehen, so verbindet ein Canal den Michigan- mit dem Eriesee. Einstweilen werden ernstliche Vorbereitungen getroffen, eine Eisenbahn auf dieser Route anzulegen. Von dee andern Seite wird Newyork eine Bahn bis nach Portland am Eriesee banen. Diese nnermeßliche Strecke ist dann auf das Maß einer zweitägigen Reise zurückgeführt, und von Portland nach Monroe gelangt man mit dem Dampfschiffe in 30 Stunden, so daß das so entfernte Michigan nicht mehr als drei Tagereisen von der ersten Handelsstadt Nordamerieas entfernt ist.

Mit wenigen Pinselstrichen malt uns Hr. Reidhard die riesenmäßigen Physiognomien der dortigen Naturverhältnisse, über die gleichwohl der Mensch mit seiner Speculation zu triumphiren beginnt. Es liegt etwas Erhabenes in dieser geräuschlosen Stille, womit das Zeitalter der Industrie in der neuen Welt Werke in Ausführung bringt, vor denen die Wunder des Alterthums wie eine kindische Spielerei verschwinden. — Sehr eingehend ist des Verfassers Darstellung der dortigen Colonisationsverhältnisse, sehr lehrreich die Geschichte einzelner Ansiedler. Es sind praktische Idyllen, oft mit einem guten Stück Beefsteakshumor erzählt, voll Biederkeit und jener heitern Sinnesart, welche die Kraft dee Gesundheit der Seele gibt. Einen besondern Reiz aus landsmännischem Beweggrunde haben für ihn die vielen Schwabenansiedler in der alten Tracht ihrer Heimath, die Männer mit den spitzen Hüten, die Frauen mit den Schwabenhäubchen. Die französischen Anbauer nehmen sich mit ihrer Gesellschaftslust in den dortigen Naturverhältnissen voll körniger Keaft und Gediegenheit, possierlich genug aus. Die Schilderung der Sonntagsfeier in dem hölzernen Blockhause tief im Walde erinnert an die ganze Einfachheit des Urchristenthums.

Außer der Reisebeschreibung des Herausgebers lesen wie in dem Hefte noch manche auf dasselbe Thema bezügliche Aufsätze aus dem Englischen, eine Schilderung der Prairien, Skizzen von Neu-Orleans, vom Capitain Alexander, des Mississippi, aus Stuart's „drei Jahre in den Vereinigten Staaten," ein Lebensbild, das der Congreßmann David Erockett in seiner Autobiographie von sich selbst entwirft, Schilderung der Advocatenlaufbahn in Nordamerica, und eine Abhandlung über die Quellen des Mississippi. Einige Lithographien zeigen uns Deutsche am Mississippi, einen Wiesenbrand, die Akademie der Naturwissenschaften in Philadelphia und die Congreßhalle, einen Gasthof im Bade von Saratoga. K.

Die Lebensfrage.

Novelle von Ferdinand Stolle.

(Fortsetzung.)

Er hatte diese Worte kaum gesprochen, als Seraphine in das Zimmer trat, in ihrem ganzen Wesen seltsam verändert; es war nicht mehr das fröhliche Mädchen. Sie ging auf den Vater zu und sank, ohne ein Wort zu sprechen, weinend in seine Arme.

„Was ist Dir, mein Kind," fragte dieser, von der ungewohnten Erscheinung unwillkürlich ergriffen, und führte das Mädchen zum Sopha.

Sie schlug das Himmelsauge, aus dem ein wunderbares Feuer leuchtete, zu ihm empor; die Hände hielt sie wie betend gefaltet.

„Vater," sprach das Mädchen in einem seelenvollen, gewißheitseligen Tone, „es gibt eine Unsterblichkeit."

Dem Peter Erasmus ward immer wunderlicher zu Muthe; er forschte schonend weiter. Sie blickte ihn abee unverwandt mit unendlicher Liebe an, umarmte ihn wiederholt und schluchzte: „Ja, es gibt eine Unsterblichkeit."

Endlich gelang es dem Vater, das Mädchen zum Erzählen zu bringen: „Ich fuhr diesen Nachmittag," sprach sie, „wie Dir bekannt ist, mit Siegwart's Paulinen nach unserm Weinberge. Wir hatten kaum das Ende der Wallstraße erreicht, als, ich weiß nicht wodurch, die Pferde scheu wurden, und in fürchterlicher Schnelle dahin rasten. Johann strebte vergebens, der unbändigen Thiere Here zu werden. Wir jagten in gestreckter Carriere den Hirschdamm entlang; der Wagen stieß an einen Haufen Pflastersteine; es war, als wollte er in tausend Stücke zerspringen. Johann war vom Bocke gesprungen, die Zügel gerissen, und wir zwei Mädchen der fürchterlichsten Todesangst Preis gegeben. Wir schrieen um Hülfe, vergebens; ich sah nur, wie alle Leute schon von fern den wüthenden Pferden aus dem Wege eilten. Da nahm das Gespann seine Richtung nach dem engen Damme des Schwanenteichs. Von allen Seiten schrie man jetzt: Halt auf! Pauline lag wie todt im Wagen; der Wasserspiegel kam immer näher, mir begannen die Sinne zu schwinden; doch sah ich

Digitized by Google

noch, wie ein Mensch quer über die Straße eilte und den Pferden in die Zügel fiel; er ward ein großes Stück geschleift; er schrie; es sprang noch ein anderer Mann herbei, und man brachte die Pferde zum Stehen. Der Schlag ward aufgerissen, jetzt erst verlor ich das Bewußtsein."

Der Vater athmete tief auf, drückte die Erzählerin stumm an sich und küßte sie auf die Stirn.

„Ja, Du hast mich wieder," sprach Seraphine und umarmte den Vater mit inniger Liebe.

„Und ich erfahre nichts von dem fürchterlichen Vorfalle?" fragte dieser.

„Der Buchhalter," sprach Seraphine, „hatte Sorge getragen, daß Du nicht unnöthiger Weise erschreckt würdest."

„Aber wie ward es weiter?" fragte der Vater.

Die schönen Augen des Mädchens verklärten sich von neuem — sie stockte, erröthete — begann leise und erzählte endlich mit wachsender Begeisterung. Wie sie aufgewacht sei, habe ein junger Mann, ihr Retter, wie ein Engel Gottes vor ihr gekniet und, als sie ängstlich nach dem Vater gefragt, im sanften Tone sie getröstet; denn er selbst hatte Sorge getragen, daß dem Vater der Unfall verschwiegen bleibe. Sie erzählte noch lange, konnte für das Lob ihres Erretters der Worte nicht genug finden, und sank mit den Worten an den Hals des Vaters: „Gewiß, gewiß, es gibt eine Unsterblichkeit."

Der Vater theilte indeß keineswegs die Begeisterung der Tochter, im Gegentheile furchte sich seine Stirn immer bedeutsamer, und er fragte ziemlich kühl: „Wer ist denn eigentlich dieser Engel in Menschengestalt, Dein Retter?"

„Ich habe es nicht erfahren können," sprach Seraphine; „auch Johann kannte ihn nicht. Zu den reichen und vornehmen Leuten gehörte er nicht," setzte sie nach einer Pause hinzu, „dazu war er zu schlicht gekleidet."

„So?!" tönte es noch kühler von Seiten des Vaters. „Nun wir werden den muthigen jungen Mann schon kennen lernen. Er wird die Belohnung für seine schöne That nicht im Stiche lassen und soll keinen Knauser in mir finden."

Seraphine blickte verwundert zum Vater auf: „Glaubst Du denn, daß er um eine Belohnung bei Dir einkommen werde?"

„Warum nicht?" fragte Erasmus gleichmüthig.

Das Mädchen stand gekränkt auf: „Wie wenig kennst Du den Edlen." (D. F. s.)

Correspondenz.

Aus Berlin. (Fortsetz.)

[„Der gestiefelte Kater" und „In ebener Erde."]

Ich wärr hier mit drr Oper zu Ende, wrnn ich n das neue geniale Ballet des Herrn Hogurt, „der gestief Katrr", für eine Art Oper halten will. Diesrs ist das grö Kunstwerk, welchrs die nrurre Zeit erzrugt hat, und es t mir wed, es sagrn zu müssrn, aber Tieck's Ruf har dadu einen mächtigen Stoß rrlitten. Es war übrrhaupt uns Tagen vorbehalten, die dunklrn Ideen, in wrlchrn sich un Vorrltern, zum Theil auch noch unsere älterrn Zeitgrna vrrirrt hattrn, aufzullchten. So tappte rin Shakspear d kel im Hamlrt und Othello nach tragischen Gestalten umh ein italienischer Ballermeister zeigte ihm erst (oder vielm drin Zeitaltrr), wie die Grundidrr des Hamlet künstler zu vrrsinnlichen sei, indrm rr ein Ballet daraus mach Rossini ritt den rohen Engländer in anderrr Brziehung recht, indem er seinen Othello bühnenschulgerecht machte, durch, daß er ihn nach dem Takt der Musik eifersüchtig se lieben und morden ließ. Unser Hoguet übergipfelt jetzt diese Leistungrn durch seinrn gestiefeltrn Kater. Ja, m Herr, dies ist meine aufrichtige Kunstmeinung, denn so lehrig ein Kater srin mag, und so kunstreich dieser ist, dahin zu bringen, daß rr sich mir steifrn Garde-du-Cor Stiefeln im Ballrr srhrn lassrn darf, das scheint mir höchstr Aufgabe, die bisher in der lyrisch-dramatischen Poi grlost worden. Sollte daher Brrlin sich noch ein Panth bauen, so zweifle ich nicht, daß man nächst Angrly, Beckma Schneider und andern großrn gleichzritigen Mimrn und Di trrn unserm Hoguet den ersten Plaz darin anweisen wer Es ist schon davon die Rede, einr Medaille auf ihn zu sch gen, wrlchr auf einer Seitr das Stadtwapprn Berlins, ei Bären, auf drr andrrn das Bildniß des Katers tragen wi mit drr Umschrift: „Berlin dem Grfeierten."

Irtzt muß ich ins königsstädtirr Theatrr. Hirr war einiger Zeit Waffenstillstand, d. h. es kamen wrnig oder krine Nruigkeiten zum Vorschein. „Dir Erbin aus Brand burg" wae die letzte im Luftspirl, allein ich glaube, ich h Ihnrn schon geschrieben, daß dieselbe nichts gerrbt hat, we an Grldr, noch von drm seinen Geist ihres Vatrrs, mit d rr in der „Bastille" so iustig herumspukte. Nächstdem mac sich der alte Körner'sche Hrlv Zriny wieder auf die Büh und sprengte srin Schloß Sigerh muthig in die Luft, a grwiß auch dir Kassr drs königsstädter Theaters, wenn er d Spaß eftrr wirdrrhole, drnn es grht dabei mehr Pul drauf als Silbrr ein. Wie grsagt also, es ist wenig v Belang gethan worden; allein wäre auch unendlich viel schehrn, alles müßte doch erbleichen vor der Sonne der Me würdigkeit, die grstern am 25. Februar „Im ersten St und zu rbner Erde" aufging. Ich weiß nicht, ob Sie sch von diesem wiener Weltwunder, welches dort funfzig Aber hintereinander im Culminationspuncte stand, vernommen h ben. Soviel aber ist gewiß, daß das königsstädtirr Thea dabei srinrn großrn Fischzug that, und falls es bis jezt dü tig zu rbener Erde wohnrn mußte, wie der arme Trödler, im Stück vorkommt, nunmehr bald in das erste Stockw des Millionnairs einziehen wird, während unser vornehm königliches Theater zur Trödlerwohnung hinabsteigt. In That ist ein ähnlichrr Erfalg so beispirllos wie rin ähnlic Versuch. Der irztere besteht darin, daß man das Thrater zwei Theile getheilt hat, nämlich durch eine horizontale Qu wand, die ein obrres und ein unteres Stockwerk trrnnt. O wohnt der Millionnair, unten der Trödler; die Tochter ersteren liebt den Sohn des leztern; Kammerdiener, Stub mädchen, Bürgertöchter, komischr Verwandte intriguiren tre auf, treppab; dadurch rntstehen Liebrs-Parallrl- und Lieb Contrastscenen. Urberhaupt bildrn Oben und Untrn im St nicht blos räumliche, sondrrn auch moralische Gegensätze,

Digitized by Google

eistens humoristischer, wirklich komischer Art, nicht selten der auch in der That rührend sind, ohne sentimental zu ein. Zwar hat man in andern Stücken, wie z. B. im Schneider Fips, in dem Frühstück der Junggesellen u. s. w., die Scene auch schon getheilt; allein diese Aehnlichkeit ist nur eine zufällige, da es in diesen Stücken nicht owohl auf eine gleichzeitige Darstellung zwei gesonderter Verältnisse, die zu Parallelen und Gegensätzen führen, sondern uf eine geheime Communication zwischen den verschiedenen Oertlichkeiten ankommt, so daß, könnte man das Theater so asch verwandeln, in der Hauptsache dasselbe geschähe. Also ch vertheidige den Ausdruck beispielloser Versuch. Noch ehr aber den „beispielloser Erfolg". Denn seit nunehr 7 Tagen wird das Stück jeden Abend bei fast brechendem Hause gegeben, und bereits ist es noch auf die anze Woche angezeigt.

(Der Beschluß folgt.)

Aus Paris. (Fortsetz.)

[Das Drama der Hugenotten.]

Die Camera-obscura-Erscheinung der ersten Scene, die nsern Helden verblüffte, that ihre Wirkung. Er erschrak, ls die Fürstin ihm die Dame seines Herzens anbot, und otterte zum großen Skandal des Hofes eine abschlägige ntwort.

Hierauf Thränen, Verzweiflung, Nothheirath und Zweikampf. Der Graf Sevres entschließt sich zu dem Besten und delsten, aber sein Schwiegervater brütet heimliches Verderben und Rache an dem Beleidiger seiner Hausehre, indem er Meuchelmörder bestellt, den Hugenotten auf dem Rendezvousplatze im Pré aux clercs zu überfallen und in dem Augenblicke es Kampfes niederzustoßen.

Alles dies geschieht des dritten Actes wegen, der das nike pariser Gehölz vom Louvre vorstellt und Studenten, igeuner, Mönche und protestantische Soldaten beherbergt. Die mit ihrer Liebe verunglückte Valentine hat die schwarzen bsichten ihres Vaters erfahren und versteckt sich hinter einer ten Eiche des Duellterrains, um daselbst mit Angst und ein auf Marcel, den graubärtigen Diener Raoul's, zu warten und ihm das Complott zu verrathen.

Auf diese Weise bleibt der Held ein Paar Stunden länger am Leben und geht schnurgerade dem Märtyrertode zu, der interdeß in dem Cabinet der Maria von Medicis allen Protestanten bereitet wird. Die Papisten versammeln sich in einer Stunde der Nacht im Hause des Grafen Sevres, die zufällig unser Ritter gerade zu einem waghalsigen tête-à-tête mit seiner Herzensabgöttin auserlesen hatte. Mit Mühe entgeht er der Doppelgefahr durch einen Gemachschlupfwinkel; indem er sodann Zeuge wird des gräßlichen Complotts, das wider alle seine Glaubensgenossen noch in selbiger Nacht zur Ausführung kommen soll. Haufen Fanatiker erfüllen die Scene, an ihrer Spitze die Dominicanermönche, welche zu Mut und Tod auffordern und die Schwerter und Dolche der Banditen segnen.

Es liegt am Tage, daß dieser vierte Act die meisten dramatischen Elemente enthält. Sobald die Verschwörung darin ausgespielt hat, beginnt die Liebe, die Verzweiflung, die Flucht, die Ehre, der Kampf. Der Graf Nevers hat sich losgesagt vom Mordrath der Katholiken, dies machte ihn unter den obwaltenden Umständen zuerst seiner neuen Gattin werth, aber er wird von den Banden als gefährlich verhaftet, und muß dem Fanatismus und den Rivalen sein Haus und seine — Liebe lassen.

Fürchten Sie sich nicht, die Sache ist nicht so unmoralisch, als sie aussieht. Vor allen Dingen bedenken Sie, daß die arme Valentine ein bloßes Schlachtopfer der Convenienz geworden ist und daß die Heirath noch nicht einmal bräutlich consumirt worden war.

In dem Augenblick der Gefahr wächst der Menschen Liebe, sie bekommt Sprache. Also auch in den Hugenotten. Die Tochter Sanct Bris, die Gräfin Nevers hätte den Muth gehabt, ihrem Geliebten die Thür zu öffnen und stark zu sagen: „Sei ein Mann, ich bin eine Frau, dorthin ziehe in Frieden", aber dies nur, wenn sein Leben gesichert gewesen. Da es vice versa bedroht, verloren war, sobald er ihr Haus verlassen, so beschwor sie ihn mit aller Zärtlichkeit eines Weibes, sich ihr zu erhalten, indem sie, nach der Erschöpfung aller Mittel, ihm das süße — „parce que je t'aime" entgegenruft.

Die schönste Schäferstunde wird durch den Schauerton der Sterbeglocken von St. Germain l'Auxerrois unterbrochen. Ohnmächtig verläßt sie der, durch dies Signal zur Besinnung gekommene, entzauberte Hugenott. Er fliegt, das Schwert in der Hand, dem Kirchhof zu.

(Der Beschluß folgt.)

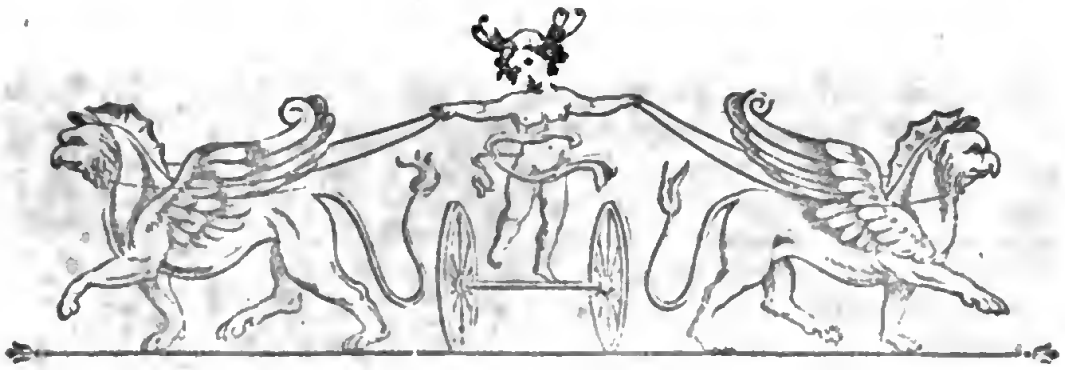
Notiz.

[Verbrechen, Narrheit, Witz in Paris.]

Die letzten zehn Carnevalstage zu Paris waren ein immerwährender Taumel von Vergnügungen. Die Theater lagen zwar ziemlich brach, aber dafür gab es Bälle bis zu Hunderten, Tänze bis zur Raserei, Masleraden zum Tollwerden, und endlich zur Erholung eine dreifache Hinrichtung. Und man glaube ja nicht, daß diese letzte Belustigung die am wenigsten gesuchte war. Sie zeigte im Gegentheil das bunteste Gedränge, das wunderlichste Gemisch von elegantem Putz und Lumpen. Sollte man's glauben? Viele Menschen hatten die Nacht auf dem äußeren Boulevard unter den Bäumen bivouaquirt, um nur ihre Plätze nicht zu verlieren, weil man von da die Aussicht auf zusammengefügte Balken und Breter hatte, über welchen ein blinkendes Beil hing. Das sinnreichste und lustigste Volk auf Erden (wenigstens hält es sich selbst dafür) versteht sich meisterhaft darauf, seinen Vergnügungen Abwechselung zu geben. Hierin liegt das ganze Räthsel. Die Pariser sind nicht grausamer als andere Volker. Sie lieben nur die Contraste leidenschaftlicher, weil sie immer amüsirt sein wollen, und kein größeres Mißgeschick kennen als die Einformigkeit und Langeweile. Bei den Weibern ist die Neugierde die unwiderstehliche Triebfeder, die sie rastlos antreibt. Das harmloseste Mädchen, das um alle Schätze der Erde kein Huhn schlachten würde, steht vor Tag auf, um drei Menschenköpfe fallen zu sehen. Das Verbrechen hat einen eigenthümlichen Reiz, und die Geschichte eines berüchtigten Räubers zieht besonders die Jugend mehr an als die Tugend eines Epiktet. Die französischen Theater machen sich über diese Manie der Scherzspiele, Bälle und Verbrechen selbst lustig. In einem Schauspiel im Palais royal bietet ein Ausrufer die Hinrichtung Fieschi's feil. Da schreit ein altes Weib vom sechsten Stockwerk nach Leibeskräften herunter: „Heda! Herr Verbrecher-Händler! Mir auch ein Verbrechen! Legen Sie's nur unten beim Portier hin!" —

In diesem Bonmot spiegelt sich der Charakter der letzten zehn Carnevalstage völlig ab: das Verbrechen, die Narrheit, der Witz. 12.

Digitized by Google



Zeitung für die elegante Welt.

Sonnabends — 57. — den 19. März 1836.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Die Lebensfrage.

Novelle von Ferdinand Stollr.

(Fortsetzung.)

Dem Vater schwebte eine energische Strafpredigt auf der Zunge, doch er kannte den Charakter Seraphinens; er sprach dahrr so mild als möglich: „Meine Tochter, lerne die Welt kennen, wie ich, und Du wirst Dich hüten, Deinem guten Herzen zu leicht Gehör zu geben. Sei versichert, wäre Dir das Unglück auf einem armseligen Leiterwagen begegnet, anstatt in einer eleganten Carrosse, es würde Dir Armen selbst Dein Engel nicht beigesprungen sein."

„Ich bitte Dich, schweig Vater!" rief das Mädchen mit untrrdrückten Thränen.

„Liebe Seraphine," fuhr ersterer im ruhigen Tone fort, „Du befandest Dich in Folge des Schreckens in aufgeregtem Gemüthszustande; die plötzliche Errettung aus drohender Lebensgefahr ließ Dir Alles in magischem Lichte erscheinen. Der junge Mensch, der den Pferden in die Zügel fiel, that im Grunde nur seine Menschenpflicht, und solltest Du ihn in ruhigern Stunden wiedersehen, wirst Du einen gewöhnlichen Menschen mit Schwächen und Mängeln und keinen Engel finden."

Seraphine blickte eine Zeitlang wie sinnend vor sich hin, schüttelte dann stumm das Haupt und verließ eilends das Zimmer.

„Das fehlte," murrte Erasmus, „daß aus dem Wagenmalheur noch rinr Liaison hervorginge mit Gott weiß welchem Vagabonden. Das leidenschaftliche, unerfahrenr Kind ist im Stande, mit ihrem selbstfabricirten Engel über alle Berge davonzulaufen, wie lieb sie mich auch hat. Ich mag nicht daran denken," fuhr er nach einer Pause fort, „was geworden, wäre das Mädchen verunglückt; aber eine Pöbelliebschaft kommt mir gleich nach der ewigrn Verdammniß."

Alle Bemühungen, den Retter Seraphinens auszukundschaften, waren vergebens geblieben. Die Leute, in deren Wohnung das Mädchen aus ihrer Ohnmacht erwachte, hatten ihn nicht erkannt, und er selbst war, trotz der öffentlichen Aufforderung des reichen Banquiers Erasmus, nicht sichtbar geworden. Der Buchhalter wußte auch weitrr nichts zu erzählen, als von einem jungen athemlosen Menschen, der den Unfall berichtet und ihn zugleich beschworen habe, dem Vater nicht unnöthige Sorge zu machen, indem das Fräulein in kurzem selbst wohlbehalten ankommen werde.

Der alte Erasmus schüttelte nachdenklich das Haupt. Solche Fälle hatte er wohl in seiner Jugend in Entsagungsromanen gelesen, in der Lebenspraris waren sie ihm nicht vorgekommen. Uebrigens konnte dem stolzen Manne nichts erwünschter kommen als dieses großmüthige Incognito eines Proletarier, der auf Seraphinen mehr als einen blos vor-

Digitized by Google

übergehenden Eindruck zurückgelassen hatte. Das Mädchen war seit der verhängnißvollen Spazierfahrt sichtbar ernster und stiller geworden. Erasmus glaubte daher, daß es das Beste wäre, wenn sie ihren Retter gar nicht wieder zu Gesicht bekomme; in seinen Gedanken wünschte ee ihn ins Pfefferland. Je reiflicher er aber über den curiosen Fall nachdachte, desto klarer wurde es ihm, daß der Unbekannte ein Sonderling, wenn nicht gar ein Narr sei. —

„Siehst Du, Vater," sprach eines Tages Seraphine, „wie unrecht Du von meinem Retter dachtest, als Du glauben konntest, er werde seine schöne That bezahlt nehmen."

„Nach meinem jetzigen Dafürhalten," erwiederte Erasmus, „glaub' ich sicherlich, daß er unmittelbar nach dem Vorfalle die Stadt verlassen hat; wahrscheinlich war er nur auf der Durchreise begriffen."

„Wie," fragte Seraphine leise nnd waed sichtbar blässee, „er sollte sich gar nicht mehr in der Stadt befinden?"

„Gewiß," antwortete der Vater, „er konnte sonst meinen Nachsoeschungen unmöglich entgehen."

„Ich kann das nicht glanben," sprach noch leiser das Mädchen.

„Warum nicht," fuhr ersterer ruhig fort; „es thut mir zwar sehr leid, sein Schuldner bleiben zu müssen; aber der brave junge Mann fühlt sich durch das Bewußtseln seiner edlen That gewiß belohnt genug, wie weit ihn das Schicksal auch von uns entfernt."

„Wäre er fort," sprach nach einer Pause Seraphine in seltsamem Tone, „o, es wäre nicht gut."

Der Vater stutzte und fragte: „Wie so, meine Tochter."

Das Mädchen glich jetzt einer kleinen Heiligen. Sie blickte lange voll Liebe und Wehmuth zum Vater auf, dann sprach sie mit einem Toue voll sellger Gewißheit: „Gibt es einen Sterblichen, der Dich überzeugen könnte von einer schönern Welt, von einem Engellande, einer Unsterblichkeit, so ist Er es."

Erasmus lächelte und schwieg.

„O, Vater," rief sie und eilte, von ihrem Gefühle übeewältigt, in seine Arme, „banne Deine trostlosen Zweifel und unseligen Beweise; Du bist unglücklich, ich weiß es; glaube mir," fuhr sie begeistert fort, „so gewiß ich Dich hier in meinen Armen halte, so gewiß ich Dich liebe, so gewiß sehen wir uns einst wieder, gewiß, gewiß, es lebt ein Gott, es gibt eine Unsterblichkeit."

Den kalten Verstandesmenschen schien eine Rührung anwandeln zu wollen; doch bezwang er sie.

„Auch ich," sprach Seraphine weiter, „durch Dein Beispiel verleitet, schwankte eine Zeit lang, weil ich meinem schwachen grübelnden Zweifelssinne mehr Gehöe gab, als der lautern Stimme meines Herzens, die mich nie betrog. Ich war recht unglücklich, aber Gott erbarmte sich meiner; ich glaube wiedee an seinen Himmel, ich din übeezeugt und glücklich. — Vater," flehte sie in nnnennbar süßem Tone, „sei es auch."

„Wer sagt Dir denn, daß ich es nicht bin?" fragte dieser mild. „Es wae unüberlegt von mir, Dich mit meinen curiosen Ansichten bekannt zu machen. Es bleibe Jeder bei seinem Glauben, den ihm Vernunft und Herz vorschreiben. Bleibe auch Du, meine Tochter, bei dem Deinen."

„Was liegt an mir," sprach traurig Seraphine, „auch Du, alle gute Menschen sollen ihn haben."

„Das sind fromme Wünsche; mein Kind, die auf Erden nie in Erfüllung gehen."

„Aber sie müssen es doch einmal," behauptete überzeugt das Mädchen; „und ist's hier nicht, ist's dort;" sie zeigte zum Himmel.

„Curiose Logik," meinte Erasmus, und wae nicht mehr überzeugt denn vorher.

Auf ähnliche Weise debattirten noch manchmal Vater und Tochter mit einander.

Völlig unvorhergesehene politische Conjuncturen hatten den Sturz mehrerer großen Handelshäuser auf den ersten Handelsplätzen Europas zur Folge. Auch Peter Erasmus erlitt die bedeutendsten Verluste. Der Banquier vergaß darüber eine Zeit lang seine Unsteeblichkeitsversuche und stürzte sich mit jugendlicher Kraft in den Steudel dee Geschäfte. Er berechnete, daß, blieb er seinem zeitherigen Systeme treu, fünf bis sechs Jahre nöthig wären, die empfangenen Wunden zu heilen. Dies war ihm zu lange, er sehnte sich nach Ruhe, und so begab er sich auf das leckende Gebiet der Börsenspeculation, wo ihm einige Wochen die großen Verluste wieder einbringen konnten. Hier aber war ihm das Glück entschieden abhold. Er begann im Anfange mit kleinen Summen und verlor sie. Er wollte dem Schaden beikommen, wagte größere und verlor. Die Leidenschaft des Spiels, die er sein Lebelang verflucht und in seinem Innern eifersüchtig verschlossen hatte, erwachte mit verdoppelter Kraft und schien sich gleichsam rä-

Digitized by Google

chen zu wollen. Seine Lage ward mit der Zeit immer gefährlicher, die Geschäftsfreunde zogen sich vorsichtig von ihm zurück.

Eines Tages kam der allgewaltige Banquier, der vor Jahr und Tag noch über Hunderttausende zu gebieten gehabt, als armer Mann von der Börse.

Der Abend war schon hereingebrochen, noch immer saß Erasmus in starrer Verzweiflung an seinem Bureau und zerknitterte bewußtlos die daselbst aufgehäuften Papiere. Johann brachte Licht, der Herr bemerkte es nicht; der Diener that einige Fragen, keine Antwort erfolgte. So vergingen wieder mehrere Stunden; draußen war es Nacht geworden, das Leben auf der Straße und im Hause erstorben.

Da fielen die stieren Blicke des Banquiers unwillkürlich auf die Papptafel, auf welcher er die hundert Beweise gegen die Unsterblichkeit sorgfältig zusammengetragen hatte, und die oberhalb des Bureaus aufgehängt war. Ein verzweifelndes Lächeln zuckte über das verzerrte Gesicht.

„Jenseits nichts," knirschte er, „hier unten Schmach — Armuth — Verzweiflung!" Er fuhr mit den Händen wie wahnsinnig in die Haare; ein verzweifelter Entschluß hatte im Innern gezündet. Er sprang auf, eilte ans Fenster und starrte bewußtlos in die Nacht hinaus. So wie er zum Bewußtsein gelangte, übermannte ihn der Gedanke an seine entsetzliche Lage. Er sah keinen Ausweg, keine Rettung; und so trat er denn festen Schrittes zur Wanduhr, hob die bleiernen Gewichte aus, barg die Last in seinen Rocktaschen und verließ eilends das Zimmer.

Bereits hatte er das Hausthor erreicht, als er, von einem Gedanken heftig ergriffen, stehen blieb und schnell umkehrte. Er eilte auf sein Zimmer zurück, ergriff die noch brennende Astrallampe und durchwanderte leise und zitternd mehrere Gemächer.

Jetzt stand er vor dem Lager, wo Seraphine sanft wie ein Engelsbild, von holden Träumen umflort, einem frohen Erwachen entgegenlächelte.

Ein unbändiger Schmerz bemächtigte sich des unglücklichen Mannes. Er starrte lange auf das holde Kind. Daß sie nimmer erwachte, raunte eine Stimme in ihm. Sein Blick ward immer unheimlicher, in seinem Hirn glühte es fiebrisch. Plötzlich entfernte er sich, durchirrte die angränzenden Gemächer und schien nach Etwas zu suchen. Er gelangte wieder auf sein Wohnzimmer, taumelte nach einem Wandschranke — da wehte Zugluft durch die offengebliebenen Thüren und — die Lampe erlosch. Dichte Finsterniß umgab den Unglücklichen. Wie von Furien gepeitscht, suchte er jetzt die Thür nach dem Vorsaale zu gewinnen. Nach mehreren vergeblichen Versuchen gelang es. Er eilte die Treppe hinab nach der untern Hausflur und gelangte auf die Straße.

Hier war Alles todt und erstorben. Spärlich nur leuchteten die Lichtlein einsamer, vom Winde hin und her bewegter Laternen durch die Finsterniß. Der Himmel war dunkel umhangen, und zuweilen fielen einzelne Regentropfen nieder.

(Die Fortsetzung folgt.)

Correspondenz.

Aus Paris. (Beschluß.)

[Das Drama der Hugenotten.]

Im letzten Acte finden wir Herrn und Diener vor der Kirche der Lutheraner, der Letztere ist verwundet und weist den Weibern und Kindern ein letztes Asyl an. Valentine quält sich auf ihrer Spur und bringt Beiden, was sie verschmähen, die Rettungsbinde ihrer Glaubenspartei. Es ist die Schranke der Handlung. Da die Papistin sieht, daß nichts vermag den religiösen Sinn ihres Geliebten zu beugen, so schwört sie in letzter Instanz ihren Glauben ab und entschließt sich muthig, den Märtyrertod mit dem neuen Bräutigam zu sterben.

Der alte Diener Marcel versieht das Amt des protestantischen Priesters, er segnet das Brautpaar ein zum Grabesbette. Sobald die ernstfeierliche religiöse Handlung vollzogen ist, überwältigen die Schergen das entschlossene Kleeblatt und schleppen es hinaus auf den Stadtwall. Valentinens Vater selbst führt auf dieser blutigen Bastion das Commando, und auf die Antwort: Hugenott, wird seine Tochter von den Schützen niedergeschossen.

Die drei Helden des Dramas sterben, wenn die Fackelträger und Herolde der Königin Mutter Sänfte auf die Bühne geleiten.

Ich schließe diese Skizze mit einer Bemerkung über die scenische Einrichtung des vierten und letzten Actes, die man in Deutschland gar nicht zu kennen scheint. Die Decorateurs vertieften nämlich ein Mal den ganzen Hintergrund der Bühne, um das Ufer des Flusses mit dem Schlosse der Königin, und das andere Mal, um das in der Ferne und tief unten liegende Paris naturgemäß darzustellen. In beiden Malen führte ein wirklicher Hohlweg hinter wirklichen Treppen, schön gruppirten Gesträuchen und vorgelegten Festungsmauern die Anhöhe hinab, so daß in der That kaum ein Wunsch unbefriedigt blieb in Hinsicht der Illusion. Die Beleuchtung war wie gewöhnlich ohne alle künstliche Störung, reines Himmelslicht und Mond und Sternenschein. Die Schlußdecoration und die des dritten Actes haben außerdem noch das historische Verdienst, daß sie den Zuschauer in das alte Paris einführen. Man sieht in der einen die Stadt, in der andern das Schloß Louvre mit seinen Thürmen.

Verfasser dieser Theaterschöpfungen in Licht und Farben sind die Herrn Sechan, Feucheres, Diterle und Splechin.

Die erste Vorstellung hatte Statt an einem Schalttage, nämlich am 29. Februar. Wahrscheinlich gedenkt Meyerbeer am nächsten Schalttage wieder zu kommen und dafür aber-

Digitized by Google

mals vier Mal stärker aufzutreten als seine Collegen, die nach gewöhnlichen Jahren schreiben *). W. L.

Aus Berlin. (Beschluß.)

[„In einer Erde" und Dem. Kenebel zu Ros.]

Einen wesentlichen Theil an dem Erfolg haben auch die Komiker Beckmann und Schmelka, welche mit einer unerschöpflichen Laune Scherz an Scherz reihen und das Publicum in einem ununterbrochenen Gelächter halten. Ohne sie mochte das Stück zwar gefallen und wegen der neuen Formen wohl einige Abende hintereinander das Publicum locken: ein so dauerndes Zuströmen desselben würde es doch schwerlich erzeugen. Und doch muß das Stück hintereinander gegeben werden, weil die Aufschlagung des Gerüstes, obwohl funfzig Zimmerleute und alle Theaterarbeiter dabei thätig sind, doch volle 24 Stunden dauerte, und auch die Abnahme so lange dauern muß, weshalb immer zwei Abende nicht gespielt werden kann, wenn man etwas dazwischen geben will. Herr Cerf wird aber wie gesagt zum Millionnnir dabei, denn die tägliche Einnahme beläuft sich auf nahe an siebenhundert Thaler, und auf zehn bis zwölf Male kann das Theater jetzt wenigstens rechnen. Alsdann, nach einer Unterbrechung, wieder auf eine Woche der Art; zum Wollmarkt gibt es gewiß abermals eine ferte Woche, kurz ein funfundzwanzig bis dreißig volle Vorstellungen sind zu rechnen, so daß dieses eine Werk dem Theater ohne sonderliche Kosten gegen zwanzigtausend Thaler eintragen wird. Fragt man nun aber, was erhält denn der Dichter für ein so außerordentliches Resultat, welches größtentheils doch nur seinem Einfall zu verdanken ist, so lautet die Antwort: In Deutschland dreißig Ducaten, denn für diesen Preis hat Herr Cerf dies Stück gekauft. In Frankreich wäre er ein reicher Mann geworden, weil die Gesetze sein geistiges Eigenthum beschützen Seit 1815 erheben sich in Deutschland die Klagestimmen gegen Diebstahl und Mißbrauch rücksichtlich des geistigen Eigenthums, und noch keine einzige Regierung, die, um Gesetze zu machen, doch nicht ein Mal der Zustimmung zweier Kammern bedarf, hat die Literatur in Schutz genommen, und nun wundert man sich, daß die deutschen Schriftsteller keine blinden Verehrer der Einrichtungen ihres Vaterlandes sind! Mir einem zweckmäßigen Gesetz dieser Art würden sich die Regierungen mehr Freunde und Vertrauen erwerben, als mit zehn strengen Verfolgungsgesetzen gegen Individuen, die das Maß des Erlaubten in erbitterter Aufregung überschritten haben.

Ei! Ei! Guter Correspondent, wohin verführt Dich Dein Eifer! Von einer wiener Posse auf so ernsthafte Dinge! Und doch hast Du noch von andern Merkwürdigkeiten und Raritäten Berlins zu reden? Dieser vierte Abschnitt soll aber äußerst kurz ausfallen. Er erwähnt nur, daß die eigentliche Sonne, um welche sich jetzt das Publicum Berlins dreht, die schöne Dem. Kenebel ist, welche sämmtliche Pferde, Esel und Zebras der Baptist-Loisset'schen Gesellschaft aufwiegt. Täglich ist der ungeheure Circus mit Menschen vollgepfropft, die da jauchzen, wenn Dem. Kenebel erscheint. Natürlich sind besonders die Cavalerieofficiere und andere Liebhaber des Reitens ihre Freunde, und sogar der gestiefelte Kater von Herrn Hoguet ist dem Geschmack dieses Publicums vom ersten Range nicht so entsprechend als die kleine Reit-Schönheit. Doch Sie kennen Baptist Loisset's Gesellschaft, da er oft zur Messe gezogen ist; ich will daher auch keine weitere detaillirte topographische Beschreibung von Dem. Kenebel und ihren schönen Mitschwestern den Dems. Hinne geben, sondern sage nur was alle Enthusiasten Berlins täglich sagen, rufen und jubeln: Himmlisch! Göttlich! Einzig!

Endlich muß ich auch noch erzählen, daß der Strohfiedler Guskow hier keineswegs leeres Stroh drischt, sondern schon funf bis sechs volle Concerte gegeben hat.

*) Alle Journale sind voll des Lobes über die brillante Musik dieser Oper. Ich will mich nicht darüber wiederholen, deshalb resumire ich blos mein Urtheil darüber, das mit dem Pluralis geht. Bald werden Sie die Hugenotten in Deutschland sehen und zwar ganz zuerst in Berlin, da das Werk vom allerhöchsten Geschmacke ist. L.

Notizen.

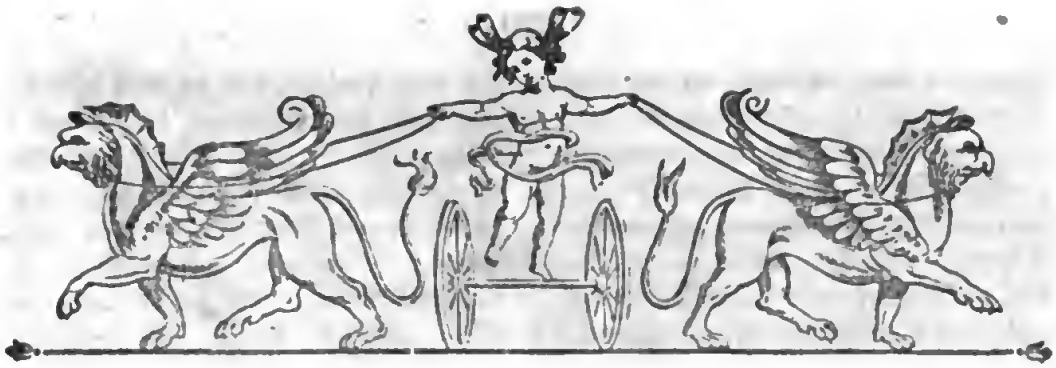
[Zur Emancipation der Ignoranten.]

In der „Mitternachtzeitung" lesen wir eine Correspondenz aus Berlin, worin es unter anderm heißt: „Theodor Mundt ist ganz muthlos: er hat sich einer wissenschaftlichen Arbeit ergeben." Der Verf. des Artikels glaubt wahrscheinlich mit einem glänzenden Bulletin in der allgemeinen Zeitung eine Probe seines Muthes abgelegt zu haben. Wir maßen uns kein Urtheil an über seinen Muth und des genannten Freundes angebliche Muthlosigkeit; nur ist in jener Aeußerung charakteristisch, daß nach seiner Ansicht eine wissenschaftliche Arbeit das Product der Muthlosigkeit sein muß. Strebt der Schreiber der Correspondenz noch immer nach einer Emancipation der Ignoranten? Ich glaubte schon, der alte Kosackenklepper wäre abgeritten.

[O'Connell im Unterhause.]

O'Connell ist, wie die schon erwähnte londoner Galerie ihn schildert, von großem athletischem Wuchse, geistig wie physisch der stärkste Mann im Unterhause. Er scheint immer heitern Sinnes und guter Dinge, sieht niemals besorgt und niedergeschlagen aus. Auch unter den ungünstigsten Zeitumständen gibt er die Hoffnung nicht auf, daß die Sache der Gerechtigkeit und Humanität früher oder später triumphiren werde. In seinen Gesticulationen hat er etwas sehr Ungraziöses und Unbeholfenes. Er bleibt keinen Augenblick auf derselben Stelle, steht aber immer ziemlich ungeschickt und schwerfällig da. Bald krümmt er Nacken und Rucken wie einen Bogen und streckt seinen rechten Arm weit vor sich aus, bald zieht er den Kopf weit zurück und stemmt den Arm in die Seite. Gleich darauf streckt er den Hals wieder in die Höhe und macht ein so langes, klägliches Gesicht, als sollte ihm der Kopf vor die Füße gelegt werden. Zuweilen holt er auch mit beiden Händen aus und packt seine Perrucke, als wollt' er sie in tausend Stücke zerreißen. 1834 riß er sich mitten in seiner glänzenden Rede über die Aufhebung der Union die Cravatte ab und legte sie bei Seite, ohne den Strom seiner Beredsamkeit zu stören. Auch ohne alle Vorbereitung beherrscht er seinen Gegenstand. Wenn er von Irlands Unglück spricht, ist seine Schilderung so mächtig, seine Rede so hinreißend, daß man in den Augen der Versammelten manche Thränen glänzen sieht. Plötzlich springt aber der Redner durch eine barocke Wendung zu etwas Anderem über, und sein Scherz hat ein lautes Gelächter zur Folge. Man weiß nicht, ob er mehr durch Rührung oder durch Spott und Hohn dominirt und die Gemüther beherrscht. Der Styl seiner Rede ist weder polirt, noch elegant, aber kräftig und treffend. Seine Stimme ist stark, voll, aller Modulationen fähig, wie es seine Laune erheischt. Und dieser Mann ist bereits 61 Jahre alt, aber er hat das Aussehen eines Vierzigers. Er hofft noch 30 Jahre zu leben, weil die meisten seiner Vorfahren, wie er sagt, fast 100 J. alt wurden.

Digitized by Google



Zeitung für die elegante Welt.

Montags — 58. — den 21. März 1836.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Zur Literatur der Reisen.

3. Janus, oder Erinnerungen einer Reise durch Deutschland, Frankreich und Italien, von E. Norder. Th. 1. u. 2. (Hamburg, Hoffmann u. Campe. 1836.)

Die Kunst führet uns wieder nach der alten Welt zurück, aus der uns viele andere Mächte des Lebens verscheuchen könnten. Selbst unter Ruinen ist die Kunst eine anbetungswürdige Göttin. Mit ihr fassen wir wieder festen Fuß in Deutschland und gehen ihren Spuren nach an der Hand eines ihrer treuesten Priester, der nicht blos Thyrsusschwinger, sondern ein wahrhaft Begeisterter zu nennen ist. Unser Führer ist Architekt, dem jedoch zugleich die Malerwelt erschlossen ist. Seine Reise ist eine großartige praktische Ergänzung seiner Studien, und mit ihrem vielfach gekrümmten Bogengang von Berlin aus nach Dresden, Prag, München und Straßburg hin gleicht sie einer kritisch arbeitsamen Wallfahrt von Kirche zu Kirche, Museum zu Museum. Die Reiseberichte erwachsen zu artistischen Abhandlungen, die sich durch Werth und Gediegenheit künstlerischer Anschauung an die Forschungen Vasari's, Quatremère's, Longhi's, Hirt's, Rumohr's, Quandt's, Rehfues' u. A. anreihen. Es ist erklärlich, daß bei dieser Bewandniß ein gelehrter Apparat, an Citaten erkenntlich, zum Reisegeräth des Pilgers gehört. Ein gelehrter Reisender wird nur dann unbequem, wenn seine Begeisterung nicht noch größer ist als seine Gelehrsamkeit. Die Weihe echt künstlerischer Gesinnung ist aber an unserm Führer unverkennbar. Wie einer das Leben nimmt, so nimmt er auch das Reisen, und so haben wir an dieser Reise eine getreuliche, oft mühsame Arbeit, um zum Kunstgenusse zu gelangen. Wem die Arbeit an sich schon Genuß ist, der wird diesem Führer in alle Kirchengänge und Galeriewinkel unermüdlich folgen und nicht die flüchtige Sonne der Erscheinungswelt vermissen, in die dieser Reisende ungern blickt. Er wendet sich wohl auch dem Leben des Tages zu, aber Erholung sucht er hier nicht, sein Blick wird entweder auch hier gleich instructiv, und wir erhalten aus Frankreich und Italien treffliche Abhandlungen über Volksdialekte, und sachliche Erklärungen der Gegenwart aus der Vergangenheit, oder seine Betrachtung wird epigrammatisch bitter, wenn sie die Zerfallenheit der vorhandenen Zustände des nächsten Lebens berührt. Das widerfährt ihm besonders in Baiern, Südfrankreich und Italien. Norder ist ein Reisender, der vor Kunsteifer das Lachen verlernt hat; es fehlt ihm der Humor, der die Welt des Wirrwarrs erträglich macht. Auch im Kunstgenusse verläßt ihn nicht ein gewisser artistischer Stoicismus; Hirt und Rumohr sind Epikuräer gegen ihn; seine Kritik der Hirt'schen Ekstasen, namentlich in Bezug auf Correggio, ist fast zu herb, obwohl treffend. Wir können Alles unterschreiben, was Norder gegen Hirt's Hochstellung Correggio's sagt, und behalten doch noch einen großen Fonds von Liebe für die milde Menschlichkeit dieses Malers übrig, obwohl uns nur Raphael in der Tiefe der

Digitized by Google

Seele erleuchtet und ein Feuer anzündet, das von innen heraus, wie Gott die Welt, das Leben durchglüht. So lassen wir uns Rubens neben Raphael ruhig degradiren, und sind doch noch entzückt über diesen Machthaber der leiblichen Creatürlichkeit der Menschennatur; wir vermissen den heiligenden Aether des geweihten Geistes und sind doch über diese Poesie des Fleisches erstaunt, die in Rubens' Gemälden in aller Kraft der Gesundheit mächtig wird. Zur umfassenden Würdigung der Werke dieses riesigen Talentes gehört ein Aufenthalt in Wien, den wir auf der Tour unseres Reisenden vermissen. Wir unterschreiben Alles, was Norder auf der münchner Galerie über Murillo tadelnd sagt, verstehen es ganz gut, daß dies Talent, nach mannichfachen Seiten hintappend, sich fast dilettantenhaft vergriff und zerstreute, finden aber doch eine persönliche Einigung in seinen verschiedentlichen Richtungen, und lassen uns das Entzücken nicht nehmen, das wir über die grata protervitas seiner spanischen Gassenbuben empfinden, und fühlen aus dem Prophetenauge seines kleinen Johannes die Gluth seiner Nationalität heraus. Die Widerlegung der Ansicht Rumohr's, daß die Sixtina in Dresden zur Kirchenfahne gedient habe, ist sehr triftig. Vortrefflich ist, was der Verfasser über Cranach sagt, bei Gelegenheit eines Besuchs im meißner Dome; eben so schön die bekannte Geschichte von Francia, die der Verf. dem Vasari nacherzählt. Van Dyk findet keine genügende Charakteristik, eben so wenig die venetianische Schule auf der dresdner Galerie.

In Hinsicht auf architektonische Werke können wir der Herabsetzung des Schlüter'schen Zeughauses in Berlin nicht beipflichten, wogegen wir in die Würdigung des poetischen Geistes, der in Schinkel's Schöpfungen waltet, einstimmen. Was uns sonst im Felde dieser Kunst geboten wird, nehmen wir lernbegierig vom kundigen Verf. und mit jener Dankbarkeit an, die man ihm für die mühsame Detaillirung des Materials, das uns zu bequemer Beschaulichkeit zusammengeordnet wird, schuldig ist. Der meißner Dom, die prager St. Veitskirche, der ulmer und straßburger Münster, das Amphitheater zu Nimes, der schiefe Thurm in Pisa erstehen in Norder's Schilderungen vor unsern Augen, nicht blos im detaillirten Calkül ihrer baulichen Verhältnisse und der Geschichte ihres langsamen Werdens, sondern auch mit dem imposanten Gewichte ihrer ästhetischen Erscheinungen. In diesen Gebieten ist dem Verf. am meisten heimisch wohl, während er bei Werken der Malerei vor Kritik nicht immer bis zum Kunstgenuß durchdringt. Die architektonischen Berichte geben dem Werke einen dauernden Werth.

Von Straßburg geht die Reise nach Colmar, Besançon, Lyon, Avignon, Nimes, bis Aix und la Vista, von Marseille nach Toulon, Hières, Fréjus, Antibes, Nizza, Genua, und über Pisa nach Florenz. An geistvollen Bemerkungen über Volksleben und Sitte des Tages fehlt es nirgends. Wir erwarten mit Begierde die Fortsetzung des wichtigen Werkes. Der folgende dritte Band soll uns Siena, Orvieto, Viterbo, die dortigen Dome, alten Kunstschulen, das frühere Leben und Treiben der Republiken und die stille matte Gegenwart, die ausgegrabenen Schätze des verschwundenen Lebens, und Roms Hauptgebäude und Museen vor Augen führen. K.

Die Lebensfrage.

Novelle von Ferdinand Stolle.

(Fortsetzung.)

Erasmus eilte, so schnell es seine Kräfte verstatteten, die Straße entlang. Der Wind wehte in seinem unbedeckten, sparsamen Haupthaare. Das Innere des Mannes zu beschreiben, würde vergebens eine Feder versuchen. Kein menschliches Wesen begegnete ihm. Als er das Ende der Straße erreicht, wendete er sich links durch einige Seitengassen und gelangte auf die große steinerne Brücke des Flusses, welcher die Stadt in zwei Theile theilt.

Man vernahm das unheimliche Rauschen der Wellen in der Tiefe; über Stadt und Fluß lag tiefe Finsterniß; auf der Brücke brannten nur noch einige düstere Laternen.

Erasmus schritt hastig die ersten Pfeiler entlang, bis er an der Stelle war, wo das Wasser sich mit wildem Gebraus durch die Brückenbogen zwängte und die Strömung des Flusses anzeigte.

Krampfhaft umklammerte die eine Hand des Verzweifelnden den eisernen Halter der Laterne, deren Flämmchen bereits erloschen war; wild brausten da unten Tod und Verderben; da entspann sich in seiner Brust ein nur minutenlanger aber fürchterlicher Kampf. Eine Stimme, die während seines ganzen Lebens geschwiegen, war plötzlich erwacht und rief unaufhörlich: „Es lebt ein Gott, eine Unsterblichkeit, eine Vergeltung, welche die Missethat rächt." „Nein! nein!" sprach die Verzweiflung dazwischen. Und immer lauter und überzeugender rief die erwachte Stimme, und immer gewaltiger rang die Verzweiflung dagegen. Dumpfer brausten die Wellen, wilder tobte der Sturm; die Sinne schwanden — die Verzweiflung siegte; — weit bog sich der Oberkörper des Unglücklichen über das eiserne Brückengeländer — und die Hand ließ los von dem Eisenstabe.

Digitized by Google

Da fühlte sich der Selbstmörder von zwei Armen umschlungen und zurückgezogen, und eine Stimme sprach sanft und voll Liebe: „Unglücklicher, Du sollst leben; Gott wollte Dich nur prüfen."

„Laßt mich," schrie entsetzt Erasmus und wollte sich losreißen, aber die Arme hielten ihn fest umschlungen und die Stimme sprach:

„Nur diese Nacht noch lebe; sie wird vergehen, es wird Tag werden, und auch Dir, mein armer Freund."

„Nie! nie!" rief Erasmus.

„Gott ist allmächtig und seine Liebe unendlich."

„Es gibt keinen," tönte es krampfhaft.

„O, Du bist sehr unglücklich, Du Armer; aber Niemand ist so unglücklich, daß er nicht noch glücklich werden könnte. Darum komm fort von hier; ein Wunder rettete Dich; es war ein Fingerzeig von oben, daß Du leben sollst, um noch hienieden Gottes Liebe zu erkennen."

Erasmus ließ sich halb bewußtlos die Brücke entlang führen. Die Stimme fuhr fort in sanften liebevollen Trostesworten:

„Lebt auch nur eine Seele Dir, der Dein Tod Jammer gebracht hätte; wird sie nicht Freudenthränen weinen, Dich gerettet zu sehen? Wenn Du sie lieb hattest, freust Du Dich nicht mit ihr?"

„O, Seraphine!" rief Erasmus händeringend, „armes, verlassenes Kind."

„Sie ist ja nicht mehr verlassen," tröstete sanft der nächtliche Begleiter, „Du bist ihr wiedergegeben, wie Gott es gewollt."

Die Beiden hatten jetzt das Ende der Brücke erreicht. Noch immer führte der Unbekannte den vom Tode Geretteten und sprach zu ihm voll Liebe und Gottvertrauen. Seine Rede, die Anfangs spurlos in dem zerrissenen Gemüthe des Unglücklichen zu verhallen schien, begann allmälig einen schwachen Eindruck zurückzulassen, der immer tiefer und wohlthätiger wirkte, je inniger, wärmer und überzeugter die Worte des Himmels von den seelenvollen Lippen des wunderbaren Erretters klangen.

Er hatte seinen Mantel um den Halberstarrten geworfen, und das entblößte Haupt des bejahrten Mannes mit seinem Hute bedeckt. Jetzt sprach er bittend und sanft: „Mein Freund, die Nacht ist rauh, Du bist erkältet; bevor ich Dich nach Deiner Wohnung geleite, folge mir nach der Hütte meiner Lieben. Es ist zwar spät, aber wir finden sie gewiß alle noch wach, da sie mich erwarten."

„Unter Menschen?" fragte zaghaft Erasmus.

„Es sind gute Menschen," tröstete der Fremdling, „von ihnen fürchte nichts."

„Ich folge Dir," sprach wunderbar gestärkt der Andere.

Und die Beiden wanderten den Strom entlang aufwärts, wo ihnen von fern ein schwaches Licht entgegenwinkte.

Plötzlich blieb Erasmus stehen: „Gib mir Deine Hand," bat er.

„Hier ist sie."

Er drückte sie mit krampfhafter Innigkeit und flehte: „Verlaß mich nie wieder."

„Ich verspreche Dir's."

Erasmus athmete tief auf und sprach leise: „Ich fühle mich wieder reich."

Sie waren der Fischerhütte immer näher gekommen, als frommer Gesang durch die Nacht daher tönte.

„Die Meinen singen ihr Abendlied," sprach der Unbekannte, und die Beiden schlichen leise näher und lauschten.

Der Sturm hatte sich aber gelegt, klar strahlte wieder der Sternenhimmel in Einer Pracht, und wie von Engelstimmen gesungen tönte das Lied daher:

Auf Gott und nicht auf meinen Rath
Will ich mein Glück erbauen,
Und dem, der mich erschaffen hat,
Mit ganzer Seele trauen.
Er, der die Welt
Allmächtig hält,
Wird mich in meinen Tagen
Als Gott und Vater tragen.

Was dem Erasmus noch nie begegnet war, eine Thräne trat ihm unwillkürlich in die Augen, und im Innersten wunderbar ergriffen, trat er mit seinem neuen Freunde in die Hütte. (D. F. f.)

Correspondenz.

Aus Braunschweig.

[Baptiste Loisset und Dem. Kemebel.]

Meine correspondenzlichen Verpflichtungen nöthigen mich, obgleich vom neuen Jahre schon ein ganzes Zwölftel vollendet hinter mir liegt, doch, kraft der Erinnerung, noch einmal einen Schritt rückwärts in das alte Jahr 1835 zu thun; nun, Sie verzeihen's gern, Rückschritte sind ja eben an der Tagesordnung! —

Meinen ersten Rückblick werfe ich auf die Vorstellungen der Kunstreitergesellschaft des Herrn Baptiste Loisset; eines verjährten ehemaligen Lieblings des, mit Erlaubniß zu sagen, auch schon etwas verjährten Theiles unseres schönen Geschlechts. — Ich war ein noch nicht der Schule entwachsener Knabe, als unser kunstreitender Held zum ersten Male innerhalb der abgetragenen Mauern meiner Vaterstadt seine künstlichen und natürlichen Siege erfocht,

aber bis heute hat sich in mir die Erinnerung an die laute Kunde von jenen Siegen erhalten, die gleich einem Lauffeuer immer weiter zündend von Mund zu Munde eilte. — „Ach, Baptiste, Baptiste!" soll träumend und sehnend damals mancher schöne Mund geseufzt haben, worauf denn die Eheherren klagten: „Gott bewahre meinen Geldbeutel." Böswillige meinten, diese respectiven Eheherren hätten wohl mehr Grund gehabt, zu klagen: „Gott bewahre meine glatte Stirn;" ich aber, der ich seitdem eines eigenen Urtheils fähig geworden bin und nota bene nicht zu den Böswilligen gehöre, ich meine, die nicht respectiven Böswilligen hatten Unrecht, indem jene Damen nur nach Battist, nicht nach Kunstreitern seufzten. Ich werde bei dieser Meinung beharren, bis man mich passiv oder activ eines Andern überführt; das erstere mochte ich nicht, das letztere mog ich nicht. — Ich bitte, mir das gut zu schreiben. —

Dieser Herr Baptiste hat uns nun in verschiedenen Zwischenräumen wieder einmal besucht, ist eigener Herr und Inhaber einer sehr großen Reitergesellschaft, ältlich, und, wie es heißt, ziemlich reich geworden. Bei seiner letzten Gegenwart im Monate December hatte er nicht weniger als 70 Personen, 80 Pferde, 21 Wagen, 2 Zebra, 1 Hirsch ꝛc. bei sich, und hat dennoch nicht so viel Glück gemacht, wie damals, als er bei Blondin ohne alle diese Requisiten war. Die Theilnahme des großen Haufens schlummert für öffentliche Schauspiele ohne reellen Nutzen allmälig ein; der Enthusiasmus aber, welcher für dergleichen Dinge sich noch bei den sorgen- und arbeitslosen Ständen und Personen vorfinden sollte, wird fast einzig und allein vom Theater absorbirt. — Da ich nun kein Freund des Theaters bin und doch meinen Augen einmal einen Genuß der Art gewähren wollte, so habe ich die Vorstellungen der Loisset'schen Gesellschaft perpetuell besucht. Der Geist gewann dadurch freilich nicht besonders, ja, ich gestehe es ein, wo möglich noch weniger als durch Komödien; indessen ist es auch interessant, einmal von allen Regeln und Unnatürlichkeiten der Convenienz emancipirte Menschenkörper im freiesten, kühnsten Spiele ihrer physischen Kräfte zu beobachten, und, wenn man anders einige anatomische Kenntnisse hat, zu studiren. Besonders bot der männliche Theil der Gesellschaft dazu genügende Gelegenheit dar; weniger der weibliche, und unter diesem am wenigsten die, von berliner u. a. Blättern so sehr ausgezeichnete, Dem. Virginie Kenebel. — Da die Ebengenannte, ungeachtet die Natur ihrem Körper ein gar zu geringes Längenmaß und ihren Gesichtszügen zu wenig Schönheit und Harmonie gab, demnach die erste Künstlerin dieser und vielleicht vieler andern Reitergesellschaften ist, so mag sie mir gütigst dazu dienen, um einige Bemerkungen über verschiedene Mitglieder der Gesellschaft einzuleiten. Dem. K. wird in ihren Leistungen durch eine vielseitige Ausbildung unterstützt. Sie ist eine recht wackere Balletänzerin, ist gut musikalisch und bot ein ausgezeichnet mimisches Talent, wie es wirklich nicht bei allen renommirten Theaterdamen gefunden wird. Da sie zudem auf dem Pferde vollkommen zu Hause ist, so dienen ihr die genannten Eigenschaften, in ihren Attitüden und Bewegungen eine eigene unnachahmliche Grazie zu entwickeln, die selbst bei Dem. K. für alle Männerherzen gefährlich werden könnte, wenn nicht allen diesen hundert kleinen Liebenswürdigkeiten in Stellung, Bewegung und Mienenspiel der Stempel des Gemachten, Coquettirenden zu sehr aufgedrückt wäre. Im Fandango, den Dem. K. mit Castagnetten begleitet, concentrirt sie all ihre Kunst und bietet hier einen reichen Wechsel der graziösesten und malerischsten Stellungen dar, der, wie auch schon die Zettel bemerken, die bezweckte Wirkung beim Publicum nicht verfehlen kann. — Mit minderer Kunst, jedoch mit mehr einfacher Natürlichkeit, ringt Dem. Franziska Hinne mit der obengenannten als gefährliche Nachbarin nach demselben Ziele; in ihrer Mimik liegt ein weicher und zarter Ausdruck, mit dem ihr ganzes Wesen übereinstimmt. Höchst unähnlich diesem Bilde erscheine die jüngere Dem. Wilhelmine Hinne. Ihre scharfen Züge, ihr dunkles Colorit, und ihre, männliche Kraft und mäaalichen Muth erfordernden Leistungen auf vollkommen nacktem Pferde, bieten gesammt eine wirklich seltene Erscheinung dar, die aber mehr seltsam als anziehend ist. — Mad. Gautier ist noch mehr Anfängerin; die übrigen Damen der Gesellschaft erschienen wenigstens hier in ihrer Kunst unbedeutend. (D. F. f.)

Notizen.

[La belle Irlandaise.]

Miß Penelope Smith, die Gattin des Prinzen Karl von Capua, ist von der Königin Christine in Madrid noch nicht zur Audienz gelassen. Sie ist eine Irländerin von Geburt, die größte Schönheit ihrer Zeit, wie ein Engländer, der sie kennt, sich äußert, mit einem Gesichtchen voll Anmuth, tiefblauen Augen, prächtigem Haar und einer Gestalt ohne Fehl und Makel. Sie überstrahlte alle Schönheiten in der Grafschaft Waterford, und der Berichterstatter erinnert sich ihrer, wie sie bei den Assisen zu Cork auftrat, einen Schweif von Federn auf dem Kopfe, einen Schweif verliebter Gecken hinter sich, lang wie O'Connel's Schweif. Später erntete sie, wie Lady Morgon sagt, Huldigungen in Dublin, bis für andere Damen kein Herz und für sie selbst kein Ehemann mehr übrig war. Hierauf flog sie wie ein Meteor durch halb Europa, bis sie endlich, wie die wieder zur Erde gestiegene Göttin der Schönheit, strahlend aufging in der „ewigen Stadt", und Roms große Männer an ihrem Altare Weihrauch opferten. Prinz Karl ist ein junger Mann von 22 Jahren, schlank, wohlgebaut, angenehm von Gesicht, nur das an Roth streifende Haar ist ein Defect seiner Schönheit. Man ist boshaft genug, zu bemerken, daß die Königin Christine blos um deswillen ihre unebenbürtige Schwägerin nicht vor sich lasse, weil das Verhältniß derselben zum Prinzen Karl ein umgekehrtes Seitenstück von ihrem eigenen zu dem vor einiger Zeit vergifteten Hauptmann Muñoz abgibt.

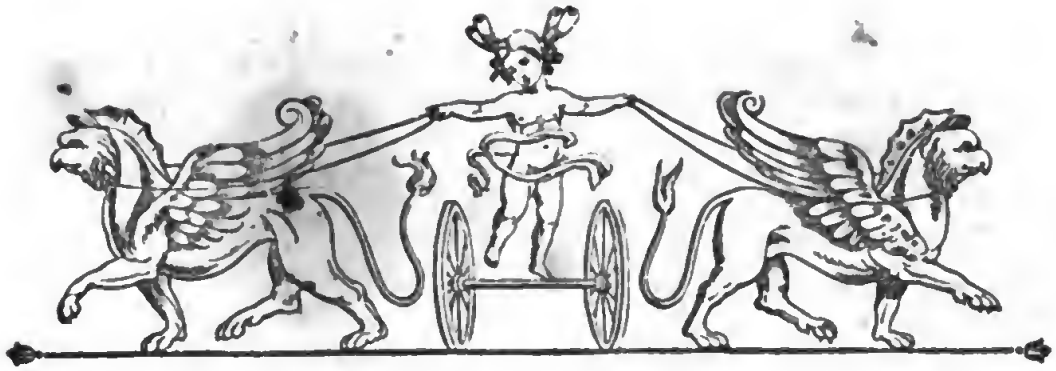
[Professor Wolff in Jena definirt das Nähen.]

Nicht zum Scherze, sondern in bitterm Ernste und mit einer rührenden Gewissenhaftigkeit gibt Professor Wolff im 24. Hefte seiner Pfennig-Encyklopädie den Zeitgenossen eine Aufklärung über das, was Nähen heißt. „Nähen," sagt der gelehrte Mann, „ist eigentlich diejenige Handarbeit, durch welche man mehrere Stücke Zeug an einander dadurch befestigt, daß man mittelst einer Nähnadel an den zusammenstoßenden Enden einen Faden durchzieht. Es heißt auch, auf einem Zeuge Figuren u. dergl. mit Nähnadel und Faden hervorbringen." Wir wissen nicht, ob dies improvisirte, d. h. aus dem Aermel geschüttelte Weisheit ist, oder ob und welche Quellen Professor Wolff dabei benutzte. Jedenfalls ist ihm die Welt Dank schuldig, denn jetzt weiß sie erst, was Nähen heißt.

[Manuscriptomanie.]

Die Manuscripte von Walter Scott's: „Guy Mannering" und: „Das Kloster" wurden jüngst zu London öffentlich versteigert, und das erstere zu 1872 das zweite zu 1128 Franken erstanden. 12.

Digitized by Google



Zeitung für die elegante Welt.

Dienstags — 59. — den 22. März 1836.

Redacteue: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Die Lebensfrage.

Novelle von Ferdinand Stolle.

(Fortsetzung.)

Eine neue Welt erschloß sich hiee dem einst so reichen Manne; die Seligkeit der Armuth hatte er nie gekannt; er hatte nie daean geglaubt, daß es ohne Geldsäffer und ohne die höhern Annehmlichkeiten des Lebens Zufriedenheit nnd Glück geben könne, und das zufriedene Glück dee Armuth nur für eine schöne Dichtung gehalten.

Als ee mit dem ältesten Sohne der Familie, — das wae eben sein Rettee — in die armselige Hütte trat, gab es ein wahrhaft kleines Auferstehungsfest. Unter lautem Jubelgeschreei stürzten die jüngern Geschwister dem ältern Beuder Johannes, der mehrere Wochen abwesend wae, entgegen, ihm Arme und Beine nmklammernd, herzend und küssend. Ee schalt nnd spectakelte mit Thränen in den Augen, daß man ihn loslassen sollte, und war nur besorgt, daß sein armee Gast sogleich ein weiches und warmes Plätzchen hinter dem Ofen eehalte.

Alsbald prasselte ein lustiges Feuer im Oefchen, und dee gewürzige Thee begann sein ahnungsüßes Summen. Johannes abee machte sich jetzt an die Vertheilung dee Geschenke, die ee von seiner Reise mitgebracht. Er hatte Keines seinee Lieben vergessen; ee hatte sich's selbst abgedarbt, nm Jedem eine Freude zn machen.

Uebee diesen unverhofften heiligen Christ, bestand ee gleich nur aus den unbedeutendsten Kleinigkeiten, eehob sich neuee Jubel nnter den Geschwistern.

„O, du guter, lieber Beudee," tönte es von den seligen Lippen der Glücklichen, und Erasmus blickte mit gefalteten Händen in das kleine Himmelreich, und seine Thränen flossen sanft. Als aber die Geschwister vor dem Zubettegehen alle laut und fromm das Vaterunsee beteten, betete es Eeasmus mit, lant nnd inbrünstig, wie er nie gebetet in seinem Leben.

Als Erasmus nach langem und gesnndem Schlafe aus dreiwöchentlichem Fieberteaume wieder zum Bewußtsein erwachte, kniete Seraphine an seinem Lager. Das Mädchen stieß einen Freudenruf aus nnd Thränen eannen unaufhaltsam aus den schönen Augen.

Der Vater eeichte ihr selig lächelnd die Hand, die sie mit Küssen bedeckte, und sprach leise: „Es gibt eine Unsteeblichkeit."

„O, Du gutee, guter Vater!" rief sie überglücklich.

„Aber, meine Tochtee," setzte ee nach einee Pause hinzn und begann zu stocken; sein Blick senkte sich wehmuthsvoll auf Seeaphinen, „wie sind nnn arm, ganz arm," sprach er kaum höebae.

„O, wir sind reich, reich," jubelte das Mädchen und drückte liebevoll die väterliche Hand an ihee Beust, „Du hast ja den Himmel wiedee, mein Vater."

Digitized by Google

„Gern will ich's ertragen," sprach Gott ergeben der alte Mann, „aber Du, meine Tochter, die jetzt Armuth und Drangsale erwarten?"

„Gott wohnt auch unter den Armen," tröstete fromm das Mädchen.

„Ja, das sind seine Lehren," sprach Erasmus wunderbar gestärkt; „aber wo ist Er? Wo bleibt Er? Warum verläßt Er mich?"

„Wer denn, mein guter Vater?" fragte Seraphine besorgt.

„Mein — Engel," sprach der Vater mit gefalteten Händen.

Tiefe Wehmuth senkte sich über das Antlitz des Mädchens. Sie wähnte, der Genesende rede wieder irre; und um ihn auf andere Gedanken zu bringen, sprach sie sanft und liebevoll:

„Siehst Du, mein guter, lieber Vater, seit Du den Himmel wieder gefunden, zeigt er sich auch schon gnädig gegen uns. Onkel Fritz hat auf seinem Gütchen eine allerliebste kleine Wohnung eingerichtet; Alles fix und fertig, und sobald Du gesund, ziehen wir gleich zu ihm. Er und die Tante erkundigen sich täglich nach Dir, waren auch zwei Mal selbst in der Stadt, aber das böse Fieber ließ sie Dich nicht erkennen. Die ganze Familie freut sich innig auf unsere recht baldige Ankunft.

„Mein Bruder," seufzte Erasmus, „den ich als reicher Mann so lieblos behandelte?"

„O, bitte, schweig," flehte Seraphine, „Du hast es ja nicht böse gemeint, das wissen wir alle."

„Wie soll ich ihnen vergelten, den Guten?" sprach der Vater; und nach einer Pause für sich: „Es muß einen Gott geben, der das Gute vergilt."

Seraphine erzählte ferner mit leisem Erröthen: „Auch mein Retter, Väterchen, ist wieder sichtbar geworden. Gleich am ersten Tage Deiner Krankheit fragte er nach Dir. Du warst aber schon zu krank, als daß Du ihn hättest sprechen können. Seit jener Zeit kommt er alle Tage und erkundigt sich nach Deinem Befinden."

„Ach," seufzte der Genesende, „daß uns die armen edlen Menschen erst heimsuchen, da wir selbst unglücklich sind."

„Wir sind ja glücklich, guter Vater."

„Führ' ihn gleich zu mir, meine Tochter, so er kommt. Ich habe zwar kein Geld mehr, ihn zu belohnen; aber mein inbrünstiges Gebet für sein Wohl wird der Vater im Himmel nicht unerhört lassen."

Da streckte der treue Diener den Kopf durch die Thür: „Herr Johannes," sprach er leise.

„Wer?" rief Erasmus und fuhr seltsam bewegt empor.

„Das ist er ja, Väterchen," jubelte Seraphine und hüpfte nach der Thür.

„Johannes — Dein Retter —?!" stammelte Erasmus.

„Nur näher!" sprach Seraphine an der Thür: „Vater kann Sie jetzt sprechen."

Und herein trat ein Jüngling von kräftiger, edler Gestalt, mit sanftem, herzgewinnendem Antlitze, in einfacher Schiffertracht.

Er nahte sich leise dem Bette. Als aber Erasmus die lieben Züge schaute, die ihm so liebevoll gelächelt in der schwersten Stunde seines Lebens, verklärte sich sein Gesicht; er ergriff die Hand des Jünglings und rief aufs Höchste bewegt:

„Engel meines Lebens, Retter meines Kindes, Du sprachst wahr — es lebt eine Vorsehung — ein Gott — eine Unsterblichkeit. Noch nie war ich so überzeugt, als in diesem Augenblicke, o daß es mein letzter wäre."

Er sank, von seinem Gefühle überwältigt, ohnmächtig auf sein Kissen zurück.

Es war wohl an die zehn Jahr später, an einem schönen Frühlingsnachmittage, als ein fremder Herr, schon ziemlich bejahrt, durch blühendes Gesträuch sich mühsam Bahn brach, um den freien Bergesgipfel zu erreichen. Als es ihm gelungen, ruhten seine Blicke lange auf der herrlichen Landschaft, die sich ringsumher ausbreitete.

„Ich bin zwar von meinem Pfade abgekommen," sprach der Fremde, „aber die Aussicht ist belohnend. Besonders erregte die Aufmerksamkeit und das Wohlgefallen des Wanderers ein kleines aber höchst freundliches Landgütchen, das gerade am Fuße des Berges gelegen war und sich mit seinen netten Wohn- und Wirthschaftsgebäuden, den frischen Getreidefeldern und dem in voller Blüthe stehenden Garten gar anmuthig ausnahm.

Aber nicht die blühende Natur und reizende Lage allein waren es, welche das Interesse des Fremden auf sich zogen, besonders ergetzte ihn die idyllische Inwohnerschaft des Gartens. Da saß ein Greis mit schneeweißem Haupte auf einer Moosbank und wiegte einen kleinen muthwilligen Lockenkopf auf seinen Knieen; während ein älterer Knabe und Mädchen um ihn herumtummelten im kindlichen Spiele. Den Hauptgang daher kam eine madonnenhaft schöne Frau,

Digitized by Google

ein kleines Kind, wahrscheinlich das Nesthäkchen der Familie, im Arme tragend. So wie die Kleinen die Mutter erblickten, eilten sie ihr jubelnd entgegen, und der Lockenkopf auf den Knieen des Greises streckte lächelnd die Händchen nach der Geliebten aus. Diese nahm sogleich Platz auf der Moosbank, und verschaffte durch allerlei Scherz und Kurzweil, das sie mit den Kindern trieb, dem alten Manne eine selige Freude.

An einem offenen Fenster des Wohnhauses, dessen Aussicht nach dem Garten herausging, und das halb von blühenden Akazien umschattet war, saß ein stattlicher Mann in den dreißiger Jahren. Er schrieb in den vor ihm liegenden Papieren; doch von Zeit zu Zeit ruhte sein Blick auf der Moosbank; dann wendete er sich wieder still und selig und schrieb weiter.

An dem einen Ende des Gartens, wo eine kleine Weinanlage fröhlich grünte, sah man einen ziemlich betagten Mann die üppig aufgeschossenen Weinranken kunstgemäß kürzen, damit der künftige Saft mehr der Traube als dem Holze zu Gute komme. Ein ungefähr funfzehnjähriges blondes Mädchen ging ihm dabei fleißig an die Hand; während wahrscheinlich ihr älterer Bruder vermittelst der rothlackirten Gießkannen einen furchtbaren Platzregen auf die frischen Gurken- und Salatbeete herabrauschen ließ.

Der fremde Herr konnte sich nicht satt sehen an dem anmuthigen Landschaftsbilde, als ihn nahende Heerdenglocken in seiner Betrachtung störten. Ein alter Hirt zog mit seinen Schafen vorüber und grüßte freundlich.

„Guter Freund," rief ihm der Unbekannte zu, „wem gehört denn das allerliebste Gütchen da unten?"

Der Hirt kam näher, rückte nochmals sein Mützchen und sprach:

„Ei, lieber Herr, das ist die Besitzung des allervortrefflichsten Herrn Erasmus."

„Meine Ahnung," sprach für sich der Fremde und wendete sich, sichtbar ergriffen, abwärts.

„Nämlich des Herrn Fritz Erasmus," fuhr der Schäfer fort, denn es lebt auch noch dessen Bruder, der alte Peter Erasmus."

„O, erzählt mir von dieser lieben Familie," bat jener, „ich habe schon vor langen, langen Jahren Gutes von ihr gehört, und es sollte mich herzlichst freuen, wenn es ihr recht wohl ginge."

„Lieber, fremder Herr," begann der redselige Alte, „es kann auf Gottes Erdboden keine so guten lieben Leute mehr geben als diese Erasmusse und was dazu gehört. Seht, da habt ihr sie fast alle im Garten, jung und alt. Der Weißkopf auf der Moosbank da, das ist der alte Herr Peter Erasmus, und die schöne, himmelsgute Frau daneben seine Tochter und Gattin des herzlieben Herrn Pastors. Der Peter Erasmus war ehedem ein reicher und großmächtiger Herr in der Stadt und wollte von seinem Bruder Fritz, den er für einen lockern Zeisig hielt, und bei dem es damals recht knapp herging, nichts wissen. Als aber die Sachen bei ihm selbst schief gingen, da war der gute Fritz der Erste, der seine Hülfe anbot. Eines Tages stieg Herr Peter Erasmus mit seinem schönen Töchterlein aus dem bescheidenen holsteiner Wägelchen, und sie sind bei uns geblieben bis auf den heutigen Tag. Der alte Herr hat mir's gar oft erzählt, daß er sich als reicher Mann lange nicht so glücklich befunden habe, als in der Armuth. Ich will's auch glauben, denn wir lassen es uns alle angelegen sein, dem alten Manne das Leben so freundlich wie möglich zu machen, damit er seinen ehemaligen großen Reichthum und glänzende Lage leichter vergesse. Es ist uns das auch ganz wohl gelungen; er führt ein wahrhaft glückliches Leben, und nur eine traurige Idee ist es, die ihm dasselbe noch zuweilen verbittert, trotz aller Tröstungen und alles Zuredens der Seinen, daß er nämlich einmal als unredlicher Mann aus der Welt gehen soll, da er keine Aussicht hat, in Folge seines Banquerotts die Gläubiger zu befriedigen. Was dieses Capitel anbelangt, da helfen selbst die Trostsprüche seines Schwiegersohns, des Herrn Pastors, auf den er sonst Alles hält, nichts; und ich glaube, daß dieser innere Gram noch einmal der Nagel zu seinem Sarge ist. Der Bruder Fritz würde ihm gern helfen, aber sein ganzes Vermögen besteht in dem Gütchen, das er großentheils mit den Seinen selbst bewirthschaftet.

(Die Fortsetzung folgt.)

Correspondenz.

Aus Braunschweig. (Fortsetz.)

[Gymnasten und Equilibristen.]

Unter dem zahlreichen männlichen Corps verdient Herr Eduard (Wollschläger) am ersten erwähnt zu werden. Seine, durch den eifrigsten Ehrgeiz erhöhte Kühnheit bricht sich in den schwierigsten und gewagtesten Stellungen und Schwenkungen auf ganz nacktem Pferde Bahn und nöthigt selbst dem Neide seiner Cameraden das Zugeständniß seiner künstlerischen Superiorität ab. Seine, oft höchst complicirten Reifsprünge, sein „Cäsar im Kampfe", seine Forcetouren auf galoppirendem nacktem Pferde u. s. w. beweisen das Gesagte und erregten oft den stürmischsten Beifall. — Herr Adolph (Berg) hat auch hier, wie an andern Orten, durch seine „athletischen Attituden" mit der kleinen Amanda an manchem Abend fast den ganzen Beifall des Publicums für sich allein usurpirt. Wahr ist es aber auch, daß man in dieser

Digitized by Google

Art faft nichts vollendet Schöneees feben kann. Denken Sie fich einen kräftig fchönen herkulifchen Mann im bloßen fleifchfaebenen Tricot, aus welchem jede Muskellage fcharf begränzt hervortritt. Feft und unerfchütterlich, gleich einer Bildfäule, ftebt er auf dem beweglichen, fchwankenden Rücken feines Pferdes, und vor ihm in zaeter, heitererer Kindlichkeit kniet die kleine, fünf- bis fechsjährige Amanda. Schützend und fegnend beitet ee die Arme über das Kind aus, auf dem fein Blick mit väterlicher Liebe ruht. Er hebt es nachher an feine Bruft, um mit ihm zu kofrn und zu tändeln; da gewahrt fein Blick den nahenden Feind, und Zorn, Kampfesluft und Soege füe das Kind umwölken feine Stien und fchwellen feine Muskeln. Ee kehrt fich wild drobend dem Feinde entgegen, läßt das Kind zu feinen Füßen finken, um jenen zu verfcheuchen, reißt es dann wieder zu fich hinauf und fucht den Gegenftand feiner Sorge und Liebe in den verfchiedenften kühnften und maleriſchſten Attituden der nahenden Gefahe zu entziehen. Seine Mienen fagen uns bald, daß fein Beſtrebrn nicht vergebens war, fein Antlitz lichtet fich, und in einem wahrhafe herkulifchen Spiele, wo uns oft für das Leben des, im ruhigften Sicheeheitsgefühle immer lächenden, Kindes bangt, enden die Attituden. — Die Holländee, deren Schauluft fich mehe als die dee Noeddeutfchen auf Kunftreiterei und verwandte Gegenftände richtet, woher es auch kommen mag, daß man fo viele Holländer bei folchen Gefellfchaften findet, haben Herrn Adolph in meheeen dieſee Attituden lithogenybirt und ihm dadurch wahelich nur eine fehe verdiente Ehre wideefahren laſſen. — Herr Motti iſt als Jongleur zu Pfeede und als Athlet bekannt und beliebt, untee den übrigen Hereen zeichnen fich befonders noch Felix, Gautiee, Dumos und Beown durch ihre Meifterfchaft in verfchiedenen Leiſeungen aus. Befondees ſind die pantomimiſchen Verwandlungsſcenen der erſteen, voezüglich des Herrn Felix, nennensweeth; Kunſtreiten und Pantomimik habe ich früher noch nicht auf folche vollkommene Weiſe mie einander verbunden geſehen. Laiſſet ſelbſt beſcheänkt ſich faſt nue auf die Dreſſur der Pferde und Geſchäftsreifen und produeiet ſich nur noch ſelten als Reiter. Als Komikee (Clown) ſoll Viol das Publicum unterhalten, doch iſt deſſen Komik nicht weit hee; indeſſen gibt er als tüchtiger Nachfolger in Kliſchnigg's ſturriten Gliederverrenkungen ſo viel ſtaunenerregende Unterhaltung, daß man die komiſche Adee gern bei ihm veemißt. Ee hat voe Kliſchnigg und Andern, die ich in dieſem Zache ſah, den ſchätzenswerthen Vorzug, daß ihm ſrine Aebeiten ſcheinbar gnr keine Mühe und keinen Kräfteaufwand koſten. Möchte er Groteskkänzer werden. — Die Dreſſur der (mit Ausnahmen) körperlich eben nicht ausgezrichneten Pferde läßt nichts zu wünſchen übrig und geht ins Weite. — Da die deutſche belleteiſtiſche Journaliſtik ſich oft über unbedeutende Schauſpielee ſo breit ausläßt, ſo trägt ſie vielleicht auch einen Bericht über ausgezeichnete gymnaſtiſche Künſtler, ohne unter dee Laſt zu eeliegen.

Nun aber zu Wichtigerm! —

Das Wichtigſte, alles Andere bedingende, war natürlich die Gebuet des neuen Jahees. — Wenig Läem, wenig Luſtigkeit, vielleicht noch weniger ruhige, felig eeine Feeuden. Wo die erſtgenannten Elemente herrſchten, da waren ſie auf einzelne Puncte concentrirt, ohne daß ſie wollten und vermocht hätten, Verwandtes in der Nachbarſchaft zu erwecken und an ſich zu ziehen. Es iſt „die Noth dee ſchweren Zeit," mit allen Chamiſſo'ſchen und menſchenmöglichen Variationen, die das Bild von Braunſchweigs öffentlichem Leben malt; Geau in Grau eilen die Formen und Geſtalten an den Blicken vorüber, und wo noch einmal helle Sonnenblicke das Grau durchdringen, da überwältigt ſie doch die nachbarliche Farbe. — Frühee ging's heiteeee, ausgelaſſener auf den Straßen und in dem Innern der Häuſer hee; manche Bruſt, auf der nuch im Vrrlaufe des Jnhees mancher Schmeez, manche Noth gelaſtee hatte, bob ſich doch nm Sylveſterabend einmal wieder muthig und keäftig im Freudegefühle und ſteeifte für Stunden all die drückende Kettenlaſt des Erdenlebens von ſich ab. Es ſind ſchlechte Zeiten, nun — ſie können duech gute Zeiten nbgelöſt werden, ſo dachte mnn und ließ ſich mit dieſem allgemeinen Denken begnügen und teöſten. Jetzt aber, wo ein kritiſcher coeeoſiver Geiſt an allen Gebilden und Verhältniſſen des Lebens nagt und wo die allgemeine Noth trotz aller Nützlichkeitstendenzen und Speculationen ſich in anfehnlichen Fortſcheitten theem Culminationspuncte näheet, jetzt zergliedert der Leidende mit keitiſchem Blicke den Nothzuſtand, ſchaut ſich feine einzelnen Theile an, führt dieſe auf urſächliche Verhältniſſe, und dieſe wieder auf dieſelben verſchuldende Perſonen zurück, und wied ſo nicht müde und ſatt, ſich mit den irdiſchen Schattenſeiten ſelbſt dann zu quälen, wenn ſie ihm wirklich einmal für Stunden oder Tage aus dem Ange gerückt ſein ſollten. — So geht's auch hier in Benunſchweig; veehandelt die Converſation einmnl einen ernſten Gegenſtand, ſo kann man ſichee ſein, daß deefelbe im Schatten ſteht und dnß einige Perſönlichkeiten dabei nach leicht zu eeeathender Art in Betrachtung gezogen werden. Da nun die Rede hier ziemlich feſſellos iſt, ſo entſtehe bei ſolchen Gelegenheiten ein ziemlich wild auflackeendes Feuer, beſonders wenn dee zündende Funken in Strohköpfe fiel, die hier nicht zu den Raritäten gehöeen.

(Die Foreſetzung folge.)

Notizen.

[Der engliſche Merlin.]

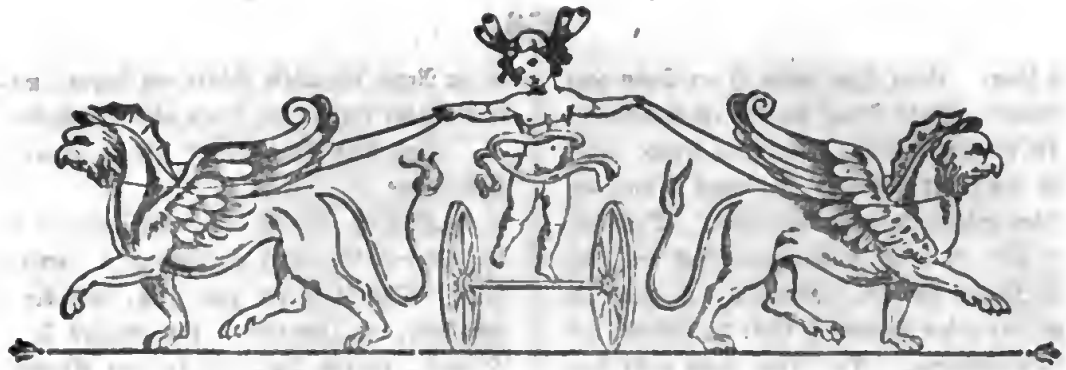
Vor kurzrm hat man in einee Kirche in dee Beetagne die Gedichte des engliſchen Barden Quin Clnn aufgefunden, von denen man bisher nur Feagmente beſaß. Sie ſind in niederbretagniſcher Speache abgefaßt und gehöeen dem fünften odee ſechsten Jahehundert an. Man nannte den Baeden den Meetin ſeines Vaterlandes; nach Einigen war er der fabelhafte Merlin ſelbſt.

[Ein Fortſchritt der Zeit.]

Auch in Neapel zeigen ſich die Spuren der Aufklääung. Ein altee merowingiſcher König (der Name fällt uns nicht gleich ein) ließ die Aeezte ſeinee Gemahlin hineichten, weil ſie ſie nicht heilen konnten. Dee König von Neapel hat die Aerzte ſeiner veewigten Gemahlin niche hinrichtrn laſſen, ſondeen blos verabſchiedet. Welch ein großer Foetſchritt der Ciwiliſation! und beide Fälle liegen doch kaum 900 Jahee auseinander. 6.

[Ein neues Werk von Lamartine.]

Lamartine hat unter dem Titel: „Jocelin" odrr: „Tagebuch eines Dorfpfaerees", ein Werk geliefert, das nach dem Ausſpruch franzöſiſcher Blätter, an Schönheit dee Verſe und an hineeißendrr deamatiſcher Wirkung alles hinter ſich läßt, was ſeit Racine und Loed Byeon in dem Gebiet der Poeſie eeſchienen iſt. Das Buch (in zwei Bänden) wied binnen kurzem eine Million Leſer in Feankreich haben, meint ein franzöſiſches Blaet. Und in Deutſchland ein Dutzend Uebeſetzer mit zwei- bis deihundert Leſern, meinen wir. 6.



Zeitung für die elegante Welt.

Donnerstags — 60. — den 24. März 1836.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Nachwinter.

Dieser letzte starre Hauch,
Der nun neu begonnen,
Und jedweden Baum und Strauch
Schneeweiß überſponnen;

Dieſes letzte Winterweh,
Das mit ſeinen Schauern,
Das mit Froſt und blaſſem Schnee
Neu ſcheint fortzudauern;

Erde, fröhlich und getroſt
Magſt du ſeiner lachen,
Bald iſt dieſer Sturm vertoſt,
Freuden Platz zu machen.

Dieſe wettervolle Zeit
Gleicht der Liebe Grollen,
Das der Liebe Zärtlichkeit
Uns verbergen ſollen.

Iſt nur erſt der Sturm verrauſcht
Und die Zeit des Schmerzes,
Werden Küſſe eingetauſcht
Im Gekoſ' des Scherzes.

Erde, deines Frühlings Kuß
Wird dich bald beglücken,
Und mit Liebesüberfluß
Die Geliebte ſchmücken.

Wie nach dem gelobten Land
Ein verreiſter Ritter,
Schickt er prüfend vor der Hand
An dein Witwengitter

Einen Boten ernſt und trüb,
Seinen Tod zu melden:
Prüfend, ob noch treu verblieb
Sein Gemahl dem Helden.

Zittern muß die Liebe da
Und im Schmerze beben,
Ohne Ahnung, wie ſo nah
Ihr erſehntes Leben.

Endlich nahet Glück und Licht,
Heil der Tiefbetrübten!
Erde, trau dem Boten nicht,
Harre des Geliebten!

Manfred.

Die Lebensfrage.

Novelle von Ferdinand Stolle.

(Fortſetzung.)

Der Fremde ſeufzte tief auf; „und jener ſtattliche Mann am Fenſter?" fragte er nach einer Pauſe.

„Das iſt ja eben," ſprach der Schäfer, „unſer herzlieber Herr Paſtor, der Abgott der ganzen Umgegend. Ja, in ihm ſehen Sie ein lebendes Beiſpiel, wie ſelbſt ein Kind von ganz dürftiger Herkunft ein gelehrter und hochgeehrter

Mann weeden kann. Unsee Herr Pastoe ist der Sohn ganz armee Fischerleute. Eines Tages spaziert ein wohlhabender Heer bei der armseligen Hütte voebei, dee Knabe gefällt ihm, ee schickt ihn in die Schule. Johannes ist nicht auf den Kopf gefallen und übeeholt alle Mitschülee. Der geoßmüthige Heee führt in seinee Unterstützung fort und läßt den gescheidten Jungen studiren. Kaum abee ist dieser ein halbes Jahe auf dee hohen Schule, so stiebt dee Gönner und mit ihm die Unterstützung. Dee Arme kann nicht fortstudiren. Hieezu kommt, daß dee Vatee zu Hause eines tüchtigen Gehülfen bedarf; Johannes will die Seinen nicht im Stiche lassen, und so resolviet ee sich schnell und wied wieder Fischee. — Da fügt es eines Tages der Himmel, daß Johannes seine jetzige Frau, mit der die Pferde duechgehen, vom Tode eettet. Der alte Eeasmus will ihn eben füestlich belohnen, als er selbst banquerott macht. Johannes kam nun mit herans zn uns. Da wae's denn abermals der gute Beudee Fritz, der in allen Winkeln die paar mühsam ersparten Heckethalee zusammensuchte. Johannes mußte wieder auf die Universität, von wo ee nach zwei Jahren als gelehrter Mann zurückkam. In der Kieche konnte kein Apfel zur Erde, als er die Gastpredigt hielt. Den müssen wie zu unserm Pastor haben, scheie Alles wie besessen; denn der alte Pastoe war schon in die Achtzig. Johannes machte beim Consistorium ein prächtiges Eramen und bekam die Stelle. Ach, lieber Heee, den Jubel hätten Sie sehen sollen, dee Bauern und besondees der beiden alten Erasmusse und des himmelsguten Feäuleins Seraphine, die bald nachher seine Frau wurde. Na, ich veegesse es mein Lebelang nicht. Auch blieb der himmlische Segen nicht aus. Nach Jahr nud Tag waed's lebendig. Die kleine Marie kam an; ihe folgte Hans; diesem der Alfeed, der dort unten dem Großvatee auf den Knieen eeitet; und Thildchen wird mit nächstem laufen lernen.

„Aber warnm wohnt denn dee Herr Pastoe auf dem Gute; gibt es denn kein Pfarrhaus?" fragte dee Fremde.

„Ja, so sind nun Pastors," fuhr der Hiet fort, „die alte Pfarre ist ganz verfallen, von Rechtswegen müßte die Gemeinde eine neue bauen; abee das gibt Johannes nnd seine Feau nicht zu. Sie wollen uns die Kosten ersparen, wie descheänkt sie sich auch behelfen müssen. Ueberhaupt könnten sich Pastors weit besser behaben; denn ist die Gemeinde gleich nicht wohlhabend, läßt sie doch dem geliebten Seelsorger nichts abgehen. Aber die Armen bekommen in der Regel die größte Hälfte von Allem, was da einläuft in die Casse odee in die Küche odee den Keller.

„Und Feitz Erasmus?" fragte etwas zögernd der Unbekannte.

„Ei sehen Sie ihn denn nicht, wie ee dort nnten in den Weinstöcken rüstig wirthschaftet," versetzte eifrig der Alte. Das ist ja dee gute Feitz, und die Blonde, die ihm hilft, ist Thereschen, sein jüngstes Töchterlein, und Oswald, dee den Salat begießt, der Stammhaltee Nummee Eins von nuten heeauf. Ich hab's immer gesagt," fuhr der nnermüdliche Biograph fort, „es sind alles himmelsgute Leutchen, zumal Pastoes — abee Fritz, der bleibt doch der Beste. Sein Sprichwort ist: „„Mein Vertrauen auf gute Menschen hat mich nie betrogen,"" und ee ist dem Spruche tren geblieben sein Lebelang, obschon ihn derselbe einmal sein ganzes Vermögen kostete, und Feitz in große Noth und Trübsal gerieth. Ee hatte vor langen Jahren Bürgschaft geleistet mit seiner ganzen Habe füe einen Feeund, um diesen vom Untergange zu eetten. Der Freund ward abee zum Betrüger; Fritz verlor Alles; boshafte Leute höhnten ihn mit seinem Sprichwoet; ee lächelte, atbeitete um so fleißiger und vertheidigt noch heut zn Tage mit hundeet Gründen seinen Frennd, dee ihn nm Alles betrogen. Nach Jahre langem Fleiße beachte er das Gütchen an sich. Es war im miserablen Zustande, Schulden auf Schulden daeauf; aber Gott half; es ist jetzt ganz sein und nährt seinen Mann. Auch mit Fritzen könnte es weit besser stehen, wenn ee nicht, wie Pastors, mit Jedermann theilte, der in Noth geräth. Uebrigens lebt er ganz glücklich, nnd seit dem Tode seiner braven Gattin voe meheern Jaheen, wüßte ich kein Mißgeschick, das ihn betroffen hätte. Seine Kindee sind alle wohl versoegt."

Eine Thräne wae dem fremden Manne in die Augen getreten. „Nein, Du Edler," sprach er für sich, „Dein Veeteauen auf gnte Menschen hat Dich nicht betrogen." Dann wandte er sich zu dem guten Hirten, dem er die Hand eeichte:

„Herzlichen Dank, guter Altee, füe Enre Erzählung; jetzt aber zeigt mir voe allen Dingen den nächsten Weg, wie ich znm gnten Fritz gelange; die Sonne neigt sich immer mehe znm Untergange."

„Dee Tausend," rief hocherfreut der alte Mann, „wohl gae ein alter guter Freund des guten Feitz?"

„Ja wohl, mein Alter!"

„Nun das wird Freude gehen. Kommt, lieber Herr;" und mit dee Rüstigkeit eines jungen Burschen geleitete der

Digitized by Google

alte Schäfer den Wanderer durch das Gesträuch bis zu dem Pfade, der mitten durch üppige Saatfelder nach dem freundlichen Gute führte.

„Auf Wiedersehen," sprach der fremde Herr sehr freundlich, „ich verweile schon ein paar Tage hierselbst;" und wandelte den beschriebenen Weg dahin; der Alte aber kehrte innig erfreut zu seiner Heerde zurück.

Die Sonne war gesunken, der schönste Frühlingsabend auf die blühende Schöpfung herabgesunken. Aus Glocken und Kelchen duftete es balsamisch zum stillen Frühlingshimmel empor.

Der alte Peter Erasmus saß auf seinem Lieblingsplätzchen in der Jelängerjelieberlaube, in seliger Ruhe den schönen Abend genießend. Da trat sein Schwiegersohn Johannes zu ihm in die Laube und sprach:

„Väterchen, morgen könnt Ihr Euch freuen."

„Mein guter Sohn," erwiederte sanft der Greis, „Ihr Lieben macht ja mein ganzes Dasein nur zu einer immerwährenden Freude."

„Morgen zum Himmelfahrtsfeste aber," fuhr Johannes fort, „erfülle ich einen langen Wunsch von Euch und predige über Euer Lieblingsthema."

„Ueber" — fragte der Greis, und sein erfreutes Antlitz schien zu verrathen, daß er das Thema ahne.

„Ueber die Unsterblichkeit, mein guter Vater."

Der Greis reichte freudig dem Geliebten die Hand:

„Dank Dir, Du Guter," sprach er; „stört mich auch kein Zweifel mehr über jenes Land, wie gern hör' ich doch Dein frommes Wort darüber an heiliger Stätte. — Ach," fuhr er nach einer Pause fort, „könnt' ich doch die Gewißheit, wie sie in meinem Innern lebt, und die sich nicht durch kalte Vernunftschlüsse beweisen läßt, sondern die vom Herzen empfunden sein will, — könnt' ich sie doch bei meinem Hingange jeder zweifelvollen und unglücklichen Brust als himmlisches Vermächtniß zurücklassen."

Bei den Worten Hingang und Vermächtniß aber überkam den Greis der alte ihm so schmerzliche Gedanke, daß er künftig nicht einmal den Namen eines ehrlichen Mannes werde hinterlassen können. Ein tiefer Schmerz bemächtigte sich seiner.

Johannes, der den Grund bald errieth, tröstete sanft.

„Guter Vater," sprach er, „wie mögt Ihr Euch das Leben also ungerechterweise verbittern? Aufrichtige Reue hat Gott gewiß gern; aber er will darum nicht, daß sich der Bereuende zugleich das Dasein vergifte. Vertraut auf die Güte des Allbarmherzigen; er hat Euch des Guten so viel erzeugt; auch Euern letzten und höchsten Wunsch zu erfüllen, liegt nicht außerhalb seiner Allmacht und Güte."

„Mein Johannes," erwiederte der Greis, „ich vertraue aus vollem Herzen auf unsern grundgütigen Gott; aber Unmögliches von ihm zu verlangen oder zu hoffen, scheint mir nur eine übermüthige Versuchung seiner Güte."

„O, mein Vater," sprach der Verkündiger des göttlichen Worts, nicht ohne sanften Vorwurf: „Kleinmuth geziemt uns, denen die Liebe Gottes in so reichem Maße zu Theil ward, am allerwenigsten. Wenn wir nicht vertraunngsvoll zu ihm aufblicken wollen, wer sollte es? Wohl ist die Zeit der Wunder vorüber; aber die Wege des Herrn bleiben darum oft wunderbar, wie wir ja Beide erfahren haben."

„Die Wege des Herrn sind wunderbar, wohl wahr, mein Johannes," sprach gestärkt der Greis und faltete fromm die Hände zum stillen Gebet.

(Der Beschluß folgt.)

Correspondenz.

Aus Braunschweig. (Fortsetz.)

[Conventionsmünze — die zweite Messe unter hannöverschem Anschluß.]

Diese Richtung unserer städtischen Conversation bringt mich auf die inconventionelle Herabsetzung der Conventionsmünze, die wir Hannover, unserm leidigen Prototype, mit einiger Variation nachgemacht haben. In unserm flachen, der Anregung so sehr bedürftigen societäten Leben mußte eine Sache, die durchaus in Jedermanns Angelegenheiten griff, um so leichter und gewaltsamer Gegenstand der Unterhaltung werden. Besieht man den Umtausch des Conventions-Münzfußes gegen den preußischen bei der Lampe des minder begüterten Theiles unserer Population, so fällt uns unbedingt der Vortheil dieses Tausches ins Auge. Die tausend kleinen Sorgen und Plackereien mit dem Conventionsgelde, die bei Abgaben aller und Ausgaben hunderterlei Art vorfielen und dem Aermeren um so beschwerlicher wurden, da dieses Geld nirgends, und dagegen das preußische überall im Wandel war, haben nun wie mit einem Blitzschlage aufgehört, der Arme kann mit dem Gelde, welches seine Arbeit ihm einbringt, gleich wieder mit Regierung und Obrigkeit auseinander kommen, ohne zu jedem Thaler noch fünf bis acht Pfennige hinlegen zu müssen, die er kaum unangenehmer ausgeben kann, es müßte denn als das, bei uns noch immer übliche, Thorsperrgeld sein. — Auch ist diese Veränderung des braunschweigischen Münzfußes ein kleiner Schritt weiter zur endlichen Einigung unserer gemeinsamen deutschen Interessen und zur Aufhebung der sie behindernden Schranken. — Nur brachte die schnelle Regulirung dieser Angelegenheit einige Unannehmlichkeiten und Kosten mit sich, die Ursachen lauter Klagen wurden. In den festgesetzten vierzehn Tagen konnte kaum in unserm Ländchen alles Conventionsgeld zusammengezogen und zum Umtausch gebracht werden, geschweige denn, daß es den in die Convention eingeschlossenen andern Staaten möglich geworden wäre, alles braunschweigische Geld uns zum Umtausche zu überschicken. Da unsere Münzstätte schon längere Zeit un-

Digitized by Google

thätig ist und in den ersten Monaten noch kein einziges, nach dem preußischen Münzfuße geprägtes Stück Geld aus ihr hervorgehen kann, so mußte eiligst preußisches Geld in die Finanzkasse geschafft werden, um ihren Umtausch möglich zu machen. Anstatt dieses Geschäft mehrern hiesigen Wechslern anzuvertrauen und den Gewinnst so zu vertheilen, rief man einen bedeutenden hannöverschen Banquier zur Hülfe der bedrängten Casse, ihm die schwern Federn gönnend, wo die armen Braunschweiger sich mit dem leichtesten Flaum des Gewinnstes behelfen mußten. — Sachsens Stimmen über diese Finanzspeculation und ihre Schattenseiten haben hier geneigte Ohren gefunden, und nur die rechte langen, denen eine Neigung doch am leichtesten war, haben sich diesen Stimmen nicht genaht. Von den spätern Unterhandlungen zwischen dort und hier ist nichts Officielles ins Publicum gekommen. —

Auch die zweite Messe unter hannöverschem Zollanschlusse hat Braunschweig überstanden; — Gott sei es geklagt, wie! — Unsere vorjährige Sommermesse nannte ich eine Probemesse, leider ist die eigentliche Aufführung weit hinter der Probe zurückgeblieben. — Braunschweig hält seine Messen nur auf zwei nebeneinander liegenden Marktplätzen und auf den nächsten Straßen ab, und die weitern Endpuncte der Stadt bleiben vom eigentlichen Handelsgewühl unberührt. Doch erstreckte sich dessenungeachtet in frühern Zeiten die geschäftige Menge in lebendigen Linien auch weiter durch die entlegenern krummen mittelalterlichen Gassen der Stadt und weckte bei Alt und Jung eine schwache Idee vom Leben einer großen Handelsstadt und — was mehr sagen wollte, die Lust und Neigung zum Kaufe. Das heitere Tableau ist jetzt aber zu einem spöttischen Miniaturbilde zusammengekrochen, die Menge der Käufer und Verkäufer nimmt fortwährend ab und wird noch in viel bedeutenderem Grade abnehmen, wenn, wie man hört, Preußen noch ernste, speciell Repressalien gegen Braunschweigs Anschluß an Hannover gebrauchen sollte, die es jedem Preußen fast rein unmöglich machen würden, unsere Messen sowohl als Käufer denn als Verkäufer zu besuchen. Metzgewölbe und Logis stehen in großer Anzahl leer; die sogen. Galerie, sonst ein glänzendes Seitenstück von Auerbach's Hofe in Leipzig, welche sonst wohl an zweihundert Stellen zählte, hat in dieser Wintermesse kaum zwanzig Handelsstände gehabt, und selbst Braunschweiger, denen die sonst theuern Stellen mehr als ein Mal umsonst angeboten wurden, haben nicht ausstehen mögen, „da ihre Einnahme nicht einmal ihren Transportkosten gleichkommt." So hat man denn, um die vielen leeren Stellen ein Bischen aus dem Auge zu rücken, ganze Gänge auf der Galerie mit Brettern vernagelt, — und so sind sie stumme Zeugen, daß es noch ganz andere Dinge in Braunschweig gibt, die auch wohl vernagelt sein müssen. — — Die Folgen dieser trüben Thatsachen lassen sich auch nicht eben glücklich vermänteln; — mancher Tagelöhner gewann ehedem aus den Messen seine Miethe, seine Steuern, seinen Bedarf an Kleidung und noch mehr; mancher Hauseigenthümer am Meßplatze hat fast das ganze Jahr vom Ertrage seiner Logis und Buden existiren können — zu diesen gehe man einmal, wenn man aller andern Verluste durch Verschlechterung der Messen nicht gedenken will; — hier kann man die Folgen sehen, hier manchen Bettelstab gewahren, der halb noch verborgen an der Thür manches ehrlichen Mannes lehnt, welcher noch vor zehn Jahren ein behagliches, sorgenfreies Leben führte. —

(Die Fortsetzung folgt.)

Notizen.

[Chateaubriand's Memoiren.]

Chateaubriand hat sich endlich entschlossen, seine Memoiren noch bei seinen Lebzeiten erscheinen zu lassen. Sie werden 16 Bände umfassen und in Lieferungen von zwei oder drei Bänden herauskommen. Die erste Lief. wird nicht seine Jugendzeit, sondern die Zeit des Ministeriums 1832 und des spanischen Krieges betreffen. An Honorar erhält Chateaubriand 150,000 Fr. und außerdem noch 12,000 Fr. jährlich, bis das Werk beendigt ist, und 25,000 Fr. als Leibrente für Frau von Chateaubriand vom J. 1839 an.

[Signalement eines verlaufenen Philosophen.]

Es hat sich vor kurzem ein Philosoph verlaufen und verloren. Dieser Philosoph ist von der Kantischen Race, obschon eine ungebührliche Abart von derselben, denn ihm fehlt die Spürkraft der Nasenwerkzeuge, Wirrschweifigkeit ist sein besonderes Kennzeichen, als zweites Merkmal trägt er die Abgeschmacktheit auf der Zunge. Wer ihn wieder zu rechte bringt, erhält eine der Trostlosigkeit dieser Bemühung angemessene Belohnung.

[Hr. v. Kayserlingk erklärt als Philosoph seinen Bankerott.]

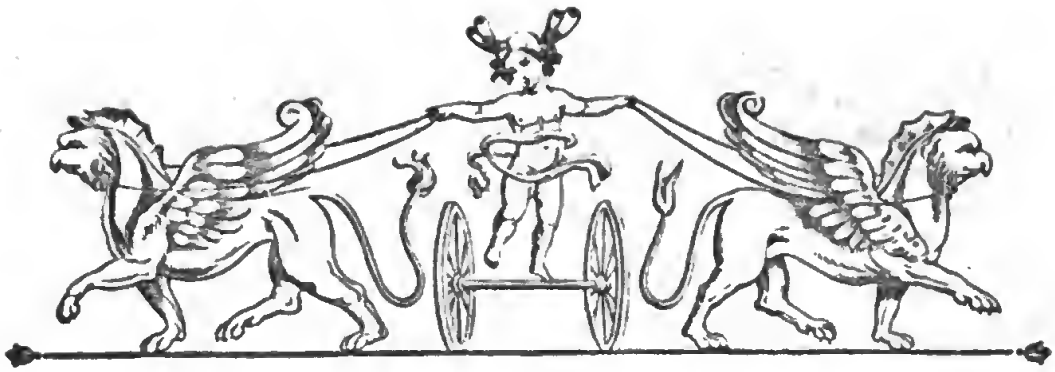
Dieser in der Philosophie wie in einem Irrgarten herumtaumelnde Cavalier sucht in den „Blättern für literarische Unterhaltung" nachzuweisen, daß es mit der Philosophie schlecht stehe, weil es gar zu viel Philosophien gegeben habe. Die Kant'sche habe eine Epoche gemacht von großer Bedeutsamkeit. Dann aber sei eine Fichte'sche, Jacobi'sche, Schelling'sche und endlich eine Hegel'sche zum Vorschein gekommen. Der eine Philosoph habe den andern immer aufgehoben und widerlegt, so daß nichts übrig geblieben sei. Inzwischen war es in Griechenland nicht besser. Aus der einen Philosophie ging die andere als deren Widerlegung, aber auch als deren Fortschritt hervor. Sie hingen durch gegensätzige Ergänzung eng zusammen, wie in Deutschland. Hr. v. Kayserlingk aber meint, die deutschen Philosophen hätten sich gegenseitig alle aufgefressen, vielleicht wie die beiden Ratten, von denen nur der Schwanz übrig blieb. Wer wäre dann der Rattenschwanz in der Philosophie?

[Ohne Minister und ohne Conducteur geht's auch.]

Am 25. Febr. um 6 Uhr Morgens kam der Eilwagen von Bordeaux zu Paris im Posthofe an, und zwar ohne Conducteur und ohne Postillon. Der Wagen war blos den sechs Pferden überlassen (die in Frankreich immer zu drei nebeneinander eingespannt sind). Man öffnete den Schlag und fand nur einen Passagier. Dieser sagte aus, alle Reisende, wie auch der Conducteur und der Postillon, seien zu Lamassoulie abgestiegen, worauf die Pferde im Galopp davon sprengten und nicht mehr eingeholt werden konnten. Die Barriere am Pont neuf in der Cité war geöffnet worden, ehe man die Abwesenheit des Conducteurs bemerkt hatte, und so gelangten die klugen Thiere durch alle Gassen von Paris, ohne irgendwo anzustoßen, bis zum Bureau der Diligencen, und nahmen mitten unter den andern Eilwagen ihren gewohnten Platz in aller Ordnung ein. Lange darnach erschien erst der Conducteur mit dem Postillon und den Passagieren.

Die französischen Blätter witzeln hierüber und meinen, dem Eilwagen sei es ergangen wie dem Gouvernement. Es sei lange ohne Führer gewesen, und doch sei alles gut gegangen. Minister seien demnach gar nicht unentbehrlich. S.

Digitized by Google



Zeitung für die elegante Welt.

Freitags — 61. — den 25. März 1836.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

K. L. von Knebel's Briefwechsel.

Der kürzlich ausgegebene zweite und so eben erscheinende dritte Band des Knebel'schen Nachlasses*) überliefern uns ziemlich vollständig das seltene Schatz- und Briefkästlein dieses alten jenaischen Luerez, der vor vielen Sterblichen dazu ausersehen schien, die herrlichsten Briefe von den herrlichsten Leuten in der Welt zu empfangen. Sein Biograph hat ihn zu den blos empfangenden Naturen gezählt, und ich dächte, das Beste, was Knebel empfangen hat, sind seine Briefe, die ihm die berühmtesten seiner Zeitgenossen, fast aus allen Sphären und Kreisen des Lebens, der Kunst und Wissenschaft, geschrieben. Als vor anderthalb Jahren Dr. Mundt im Auftrage des genauesten Freundes Knebel's, des preußischen Staatsministers von Altenstein, nach Jena reiste, um das „Paradies" zu durchsuchen — so heißt nämlich der Platz, auf welchem dort das Knebel'sche Haus steht — brachte er eine ganze Frachtkiste voll alter Papiere zurück, die, in einer kaum bezwingbaren Unordnung, jene werthvollen Glanzsteine verbargen, durch welche ganze Verhältnißreihen der frühern deutschen Literatur so unerwartet beleuchtet werden sollten, und die sich nachher, durch Mundt's eifriges Bemühen und Einsammeln, noch durch manche vom Zufall versteckt gehaltene Scherflein vermehrten. So wurde uns dieser Salon von Briefschreibenden eröffnet, aus dem wir jetzt die hauptsächlichsten Personen und Gruppen überschauen, und deshalb versuchen wollen, den Totaleindruck davon zu schildern.

Die Briefe der hohen weimarischen Personen sind genügend in ihrem originellen Werthe anerkannt worden. Die meisten derselben haben deutliche Einflüsse aus den geistreichen Kreisen angenommen, die sie zu ihrer täglichen Umgebung gemacht hatten, und namentlich erweist sich die Herzogin Mutter, die feinsinnige Amalia, (s. Bd. I. S. 183 ff. des Knebel'schen Nachlasses) in Dem, was sie schreibt und wie sie schreibt, als die Zöglingin Wieland's. Sie treibt gelehrte Studien, fängt noch in späten Tagen das Griechische an, übersetzt den Properz, und nimmt an Allem, was die Geister und den Tag beschäftigt, mit einer Grazie Antheil, die in ihren Aeußerungen etwas vom Schritte der alten Menuett an sich trägt, aber nirgends das Liebenswürdige verläugnet. Der geniale Großherzog Karl August hat am meisten ein selbsteigenes und aus vollem Gusse hervorgegangenes Gepräge; man kann nicht sagen, daß er durch Anempfindung an die großen Poeten, die ihn umstanden, sich gebildet habe, sondern er verhält sich durchgehends beherrschend, und auch in einem geistigen Gleichgewichte zu diesem Zirkel, den er geschaffen hat. Am meisten sympathisirt jedoch seine Natur ohne Zweifel mit der Göthe'schen, der er in der Keckheit, mitten in alle Fülle und Besitze des Lebens hineinzugreifen, und in dem starken Bewußtsein,

*) K. L. von Knebel's literarischer Nachlaß u. Briefwechsel. Herausgegeben von K. A. Varnhagen von Ense und Theodor Mundt. Drei Bände. Leipzig, Gebrüder Reichenbach.

Digitized by Google

Genuß und Weisheit des Daseins zu identificiren, gleichkommt. In seinen Briefen an Knebel, an dessen gerade und offene Persönlichkeit er sich gern hingab, hat er sich besonders gehen lassen; manche abnorme Aeußerung, die über die Gränze des Gewöhnlichen hinausgeht, blieb von den Herausgebern mit Recht unverändert, da es hier darauf ankam, den großsinnigen Fürsten zu zeigen, wie er war, und nicht einen noch heut zu Tage hoffähigen Canzleistyl in sein Wesen hineinzudictiren; und nur Das finden wir billig, daß die Redaction, wie es scheint, hin und wieder an der etwas cynischen Ausdrucksweise, die dem Briefsteller in seiner Genialität zuweilen beliebte, gemildert und modernisirt hat. Die Briefe der Großherzogin Louise an Knebel sind noch eine hübsche Zugabe zur Ausrundung dieses Kreises; obwohl ohne scharfe Eigenthümlichkeit und vollen Inhalt, sind diese kleinen, wohlanständig geschriebenen Billets doch anmuthige Abdrücke einer edlen, gebildeten, sinnig beobachtenden Seele.

Die weimarische Hofseite des Knebel'schen Briefwechsels wird noch durch die mit manchen lustigen Versen versetzten Epistln F. H. von Einsiedel's, dieses wahren Hofcavaliers im geistreichsten Sinne des Wortes, begleitet. Die übrigen, diesem Sonnensystem angehörigen Sterne, Planeten und Trabanten führen uns tiefer in die geistigen und literarischen Beziehungen dieses Kreises hinein, woran namentlich der 2. Band außerordentlich reich ist. Die Briefe Herder's müssen obenan genannt werden, an allgemeinem Interesse der Mittheilungen sowohl, wie an der merkwürdigen und in vielem Betracht neuen Beleuchtung, die Herder's eigener Charakter dadurch empfängt. Sein Verhältniß zu Knebel war ein sehr inniges und vertrautes, und verstattete aus vielen Gründen die rücksichtslosesten Ergüsse, da Knebel am meisten und willigsten die Superiorität des beständig schmerzhaft verwundeten und sich zurückgesetzt wähnenden Herder anerkannte. In Herder's Wesen lagen bei weitem kräftere und ausgreifendere Elemente gegeben, als er sie in seinen Schriften ausgeschüttet und in seiner Stellung als Geistlicher an den Tag zu legen vermochte. Er besaß in jenem Kreise ohne Zweifel die freieste und umfassendste Weltanschauung, die zugleich mit manchen genialen Schärfen gegen bestehende und aristokratische Verhältnisse gereizt war, aber er schien sein ganzes Leben hindurch darauf gewiesen, oft das Originellste an sich zu unterdrücken und abzudämpfen. Durch Goethe in Weimar verdunkelt, empfand er die zweite Stellung, die er einnahm, nicht ohne Kränkung, da in seinem Genius ebenfalls etwas Herrschsüchtiges lag, und zugleich trieben ihn manche Züge seines Gemüths, sich hier und dort in einer Opposition gegen die Goethe'sche Poesie zu fühlen, der er im Allgemeinen allerdings jede Anerkennung widerfahren ließ. Das, was ihm eigens Noth zu thun schien, sich recht und ungenirt in seiner wahresten Natur herauszuleben, gelang ihm nie, er blieb immer an irgend einer Rücksicht und Bedingung hängen, und daher der wehmüthige und umsorte Seitenblick, ohne den er nie in seinen Schriften auftritt. Die kräftige und oppositionelle Seite seines Charakters hat er jedoch nirgend so herausgekehrt, als in diesen zahlreichen Briefen an Knebel, die ihn in allen Berührungen seines innersten Wesens und zugleich auf dem Punct zeigen, wo seine Natur das gewöhnliche und abgemessene Geleis, das sie sich anwies, mächtig überragte. In den Briefen seiner Frau, der geistreichen Karoline Herder, wird das Leben und Verhalten Beider zu dem übrigen Weimar noch in manchen kleineren Details anziehend ausgemalt. Die anderen, im zweiten Bande enthaltenen Briefe aus und über Weimar, von Wieland, der immer und allezeit ganz wie Wieland schreibt, von H. Meyer, Fernow, J. D. Falk, sind ebenfalls für das Combiniren dortiger und damaliger Zustände ersprießlich. (D. B. f.)

Die Lebensfrage.

Novelle von Ferdinand Stolle.

(Beschluß.)

Eine tiefe Stille folgte; nur von dem fernen Klange einer Abendglocke, die himmlisch mild, wie der Bote einer schönern Welt, durch die Blüthen daher tönte, unterbrochen.

Da entstand mit einem Male ein wunderlicher Lärm in dem an den Garten gränzenden Hofraume. Man hörte bekannte Stimmen rufen, eifriges Hundegebell; plötzlich ward die Gartenthür aufgerissen; Fritz Erasmus stürzte herein und lief, als wär' er dreißig Jahre jünger, spornstreichs den Hauptgang entlang auf die Jelängerjelieberlaube zu. Johannes, der, ein Unglück befürchtend, ihm erschrocken entgegen kam, ward von dem Eilfertigen stürmisch umarmt, geküßt und zur Laube gezogen. Hier ging's an ein Umarmen des alten Bruders Peter. Vergebens erkundigten sich die Beiden, selbst freudig ergriffen und erwartungsvoll, nach der Ursache zu Fritzens Freude. Dieser konnte lange keine Worte finden. Endlich rief er mit gefalteten Händen und helle Thränen rannen aus seinen Augen:

Digitized by Google

„O, meine Lieben, mein Vertrauen auf gute Menschen hat mich nie betrogen! Ja, blickt nur fragend und verwundert auf mich, es klingt mährchenhaft, aber ist wahr. Mein Freund Heinrich, für den ich vor einundzwanzig Jahren Bürgschaft geleistet mit Hab' und Gut, ist wiedergekommen, ist da. Ueber das Weltmeer ist er gekommen, da er auf wiederholt verlorne gegangene Briefe keine Antwort erhalten, um den alten Freund aufzusuchen, seine Schuld zu lösen und zu beweisen, daß Vertrauen und Treue in der Welt nicht blos eine schöne Dichtung sind."

Ohne eines Wortes mächtig zu sein, vernahm der Bruder und Johannes die Wundermähr, als der fremde Herr vom Berge an Seraphinens Hand und von der fröhlichen Kinderwelt umjubelt, der Laube nahte. Fritz eilte dem Zuge entgegen und trat mit Heinrich in die Laube.

„Kommt Alle herbei, meine Lieben," rief er, „und seht einen Freund, an dem ich nie verzweifelt. O, es bleibt ein wahres Wort des heiligen Sängers: Was die innre Stimme spricht, es täuscht ja die hoffende Seele nicht. — O, mein Freund," fuhr er fort, „wärst Du auch als Bettler zurückgekehrt, mein Herz hätte darnach nicht gefragt; aber so bist Du reich zurückgekommen und mir wird der seligste Augenblick meines Lebens. Nicht ich bedarf Deines Mammons; aber hier steht ein alter Mann und dem will ich damit den letzten Stachel aus seiner Brust ziehen. Er blickte lange in sprachlosem Entzücken zu dem Greise. „Mein Bruder," rief er unter hervorströmenden Thränen, „Deine Ehre ist gerettet — Dein Name ist rein!"

Eine tiefe Stille erfolgte: auf diese selige Scene. Peter Erasmus aber stand, die Hände gefaltet, regungslos da. Das letzte ferne Abendroth warf seinen Rosaschein über die hohe Gestalt des Greises. Eine himmlische Heiterkeit verklärte sein Antlitz. Sein letzter, innigster, heiligster Erdenwunsch war erfüllt. Was er nie geglaubt, nie gehofft, hatte ihm Gott jetzt gegeben; die letzte Dissonanz war verklungen und Alles — Alles — Harmonie. Da breitete er wie ein Heiliger der Vorwelt die Arme segnend über die Seinen:

„Lebt wohl," rief er, „und glaubt es Alle — Alle — Alle — es lebt ein Gott, eine Unsterblichkeit!"

Es waren seine letzten Worte; er sank auf den Lehnstuhl zurück; sein Haupt neigte sich über die Brust; — er war nicht mehr.

Erschrocken sprangen Johannes, Fritz und Heinrich hinzu; als aber Johannes in das seliglächelnde Antlitz des Entschlafenen sah, hob er gefaltet die Hände zum Himmel und sprach: „Bitten wir alle Gott um ein solches Ende — er hat das seligste gefunden."

„O, mein Bruder," sprach Fritz mit erstickter Stimme und ergriff die Hand des Erblichenen, „so mußte ich Dir mit meiner Himmelsbotschaft den Tod bringen; aber," fügte er sanft getröstet hinzu, „Johannes hat Recht, den seligsten."

Seraphine war lief weinend bei dem Entschlafenen niedergekniet. Nur die ältern Kinder konnten ihren lauten Schmerz nicht zurückhalten.

Da rief verwundert der dreijährige Johannes: „Was weint Ihr denn? Großvater ist ja nicht gestorben; er lächelt ja und schläft nur."

„Wohl wahr, mein Kind," sprach sein Vater, von der ergreifenden Wahrheit, die in den kindlichen Worten lag, wunderbar gestärkt, „er schläft nur;" und drückte dem Heimgegangenen sanft die Augen zu.

Vom westlichen Himmel herüber aber strahlte der Abendstern in unsterblicher Schöne.

Correspondenz.

Aus Braunschweig. (Fortsetz.)

[Literarische Erscheinungen.]

In unserem kleinen und armen literarischen Leben regt sich wenig Besonderes, wenn man die neue vortheilhafte Gestaltung der „Mitternachtzeitung" ausnimmt. Dieses Blatt hat an Interesse und innerem Gehalt seit Neujahr bedeutend gewonnen und zeichnet sich besonders durch die biographisch-literarischen Artikel aus, die einen hellen agilen Geist und eine sehr gewandte Feder verrathen. — Ein anderes belletristisch-kritisches Blatt, welches früher als Appendix der Nationalzeitung des Dr. Hermes unter dem Titel „literarisches Wochenblatt" wöchentlich ein Mal erschien und zuletzt von Hrn. Pastor Jürgens, Uebersetzer mehrerer englischen Romane, redigirt wurde, ist aus Mangel an Theilnahme Neujahr selig entschlafen. Trügen nicht alle Zeichen, so möchte die Nationalzeitung selbst auch wohl im laufenden Jahre aus denselben Ursachen ihr seliges Ende finden. Die Inconsequenz ihres geist- und wissenbegabten Redacteurs hat ihr unter allen Rechtlichdenkenden um so mehr und bittere Feinde zugezogen, da diese Inconsequenz oft gegen alle wahren Interessen der Menschheit verstieß und der Partei der Finsterlinge und politisch Engherzigen offen das Wort redete. Dahin gehörte z. B. ein Artikel über die Erziehung, der unser verbessertes Schulwesen anfeindete und den Wunsch aussprach, es möchte der Unterricht der niederen Classen wieder auf jene Stufe zurückgeführt werden, von welcher er durch die eifrigsten Bestrebungen emporgehoben wurde. Auf Beten, Lesen und Schreiben könnte und sollte sich der Unterricht beschränken, damit die Kinder nicht klüger würden, als die Väter waren, damit sie das Glück der geistigen Beschränkung genössen, und damit Despotie und Laune der Oberthanen am Selbstdenken der Unterthanen kein

Digitized by Google

Hinderniß fände, da unabläugbar dieses Selbstdenken der Grund der Unzufriedenheit aller Völker sei. — Diese Ansichten des Dr. Hermes sprachen laut genug, als daß man noch einen Commentar hinzuzufügen nöthig hätte. Nur bemerke ich noch als ein charakteristisches Zeichen des in Braunschweig herrschenden Geistes, daß dieser Artikel allgemeinen Unwillen erregte, und daß sich dieser an manchen Orten in der bittersten Weise ausgesprochen hat. Als Seitenstücke dieser Arbeit kann man die Artikel über das „junge Deutschland" betrachten, in denen Dr. Hermes die, jedes Vertheidigungsmittels beraubten, Schriftsteller, welche als Gründer dieser Schule betrachtet werden, so recht im nachtheiligen Lichte darzustellen benutzt ist. Man sollte mit dem gefallenen Feinde doch menschlicher umgehen, besonders wenn man als Volkslehrer auftritt und so stillschweigend die Verpflichtung übernommen hat, auch durch das eigene Beispiel zu wirken. — Dr. Hermes scheint jedoch auch später sein diesfallsiges Unrecht eingesehen zu haben, indem er dann in versöhnender Weise zwischen die streitenden Parteien zu treten bemüht war. —

Bemerke ich, außer dem Obigen, Ihnen noch, daß einer unserer lichtvollsten Rationalisten, der Pastor Mühlenhoff, seine Predigten, eine einheimische Schriftstellerin, Henriette Wilke, genannt Keonbelm, einen dramatischen Almanach herausgegeben hat und daß über unsern reformirten Prediger Geibel und seine „Muckerei" nochmals mehrere Beschützen erschienen sind: so wäre die einheimische neueste Literaturbewegung, meines Wissens nach, ziemlich abgethan. Meines „Archivs" haben Sie neulich freundlich gedacht; und wenn Liebe und Fleiß zur Sache, gute Quellen und eine 6—8000 Stück starke Bildersammlung aus allen Fächern, die sich fast täglich vermehrt, ein solches Unternehmen heben können, so wird Ihr Zutrauen nicht getäuscht werden. — Die dritte Auflage der ersten Bände dieses Werkes und ein 5000 Exemplare starker Absatz desselben reden wohl auch etwas dafür. —

Um vom literarischen Markte auf die Theaterbreter gelangen zu können, thue ich wohl am besten, wenn ich mit Braunschweigs dramatischen Schriftstellern gehe, die, wie sich das leider jetzt von selbst versteht, fast sämmtlich zugleich Schauspieler sind, wenigstens jene, von denen ich heute reden will. Nach alphabetischer Ordnung gebührt Herrn C. P. Berger der Vorrang, der überdies als Debütant auf dem Felde der dramatischen Literatur einer Ermunterung bedarf. Ihr berliner Correspondent hat dessen erstes dramatisches Product, „die Bastille," als das beste Lustspiel bezeichnet, welches ihm seit Jahren vorgekommen sei, und ich kann, nach mehrmaligem Lesen des Stückes, diese Meinung nur vollkommen recht heißen und glaube nächstens bei der hiesigen Aufführung des Stückes die Meinung allgemein bestätigt zu finden. Hr. Berger hat nachher wieder ein neues Stück, „die Erbin aus Brandenburg", für die königsstädter Bühne geliefert und sich hier im Gebiete der Posse versucht, doch wäre mein ehrlicher Rath, daß der Verf. dieses Genre ganz links liegen ließe und nur das feinere Lustspiel cultivirte. An Possenschreibern ist, wie an Possenreißern, auf dem Theater ja kein Mangel, und selbst unsere Bühne hat in Herrn Kettel einen solchen für das Lustspiel und an Herrn Mare für das Schau- und Trauerspiel.

Beide letztgenannte Herren haben seit kurzem unser Repertoir mit selbstfabricirten Neuigkeiten versehen, insofern nämlich eine umgearbeitete Uebersetzung eine Selbstfabrication heißen kann. Von Herrn Kettel's Posse ist mir der Name entfallen, doch weiß ich noch, daß sie, wie seine früheren Producte dieser Art, von ungewaschenen und unanständigen Witzen (eigentlich sollte man hier ein anderes Wort gebrauchen) eben nicht sehr frei gehalten war. Wenn denn einmal ein Theater, besonders ein Hoftheater, keine sittliche Bildungsanstalt sein kann, oder richtiger, nicht sein soll, so sollte man doch auch eben so wenig direct darauf ausgehen, durch Zweideutigkeiten, die Geschlechtsverhältnisse betrüben, der Unsittlichkeit offenbaren Vorschub zu leisten, wie das neuere Lustspieldichter gewöhnlicher Fehler ist, und wie der lahme Töpfer in seiner „Einfalt vom Lande", die hier jüngst zur Aufführung kam, das auch gethan hat. Mein J. G. Zimmermann sagt in seinem „Nationalstolze": Zoten sind ein Labsal für gemeine Seelen. — Das geht mehr auf die Geber als auf Nehmer — meine ich. —

(Der Beschluß folgt.)

Notizen.

[Parodie von Meyerbeer's Hugenotten.]

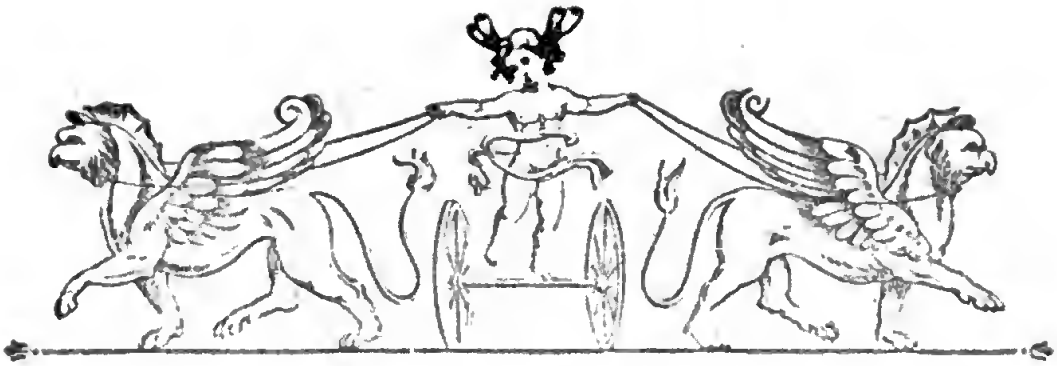
Kaum ist Meyerbeer's lyrisches Drama einige Male über die Bretter der Akademie royale de musique gegangen, als schon vier Theater sich rüsten, eine Parodie davon in die Scene zu setzen. Die erste wird das Theater des Variétés geben, unter dem Titel: Les Berlingots (Die Halbdutzchen).

S.

[Th. Hell's grammatisch-orthographische Studien.]

In der „Abendzeitung" lesen wir von Th. Hell fortgesetzte Herzensergießungen über die Leistungen mehrerer Journale, zu denen auch die „Zeitung für die elegante Welt" gehört. Neben sonstigen löblichen Zwecken, die der Verf. dieser Journalschau verfolgt, sucht er mit einer staunenswerthen Emsigkeit, die sich bis auf Druckfehler erstreckt, auch in sprachlicher Hinsicht den Zeitgenossen ein Licht der Aufklärung anzuzünden. Wenn inzwischen, um mit dem Sprichwort zu reden, selbst Homer bisweilen schläft, wie wird nicht auch Hr. Hell zur Abendzeit mitunter einnicken! In einem der Gedichte, die wir von Fr. Rückert mitzutheilen das Glück gehabt, kommt das Wort: „Habnkraht" oder, wie Rückert schreibt: Hahnkrat vor. Der Hr. Hofrath beliebten hierbei in sprachforschlichem Interesse die Frage aufzuwerfen, was dies für ein Wort sei, und äußerten, dies Wort nicht zu verstehen. Hahnkraht, Hr. Hofrath, ist ein süddeutscher Ausdruck für Hahnkrähe; weiter will Hahnkraht, Hr. Hofrath, nichts besagen. Hahnkraht, Hr. Hofrath! Ein schöner neuer Reim, den der Zufall hier schuf; auf diesen Reim fußete uns die Sprachforschung Th. Hell's. — Ein anderes Mal bei Erwähnung der von uns mitgetheilten Reiseskizze: „die Helgolanderinnen" von einem Pseudonymus, den viele unserer geneigten Leser wohl erkannt haben mögen, fühlte der sprachforschende Th. Hell dem Worte „Helgolanderinnen" auf den Zahn. Warum nicht Helgoländerinnen? sagt er, da man ja doch Engländerinnen, nicht Englanderinnen zu sprechen pflegt! Wer in Helgoland war, wird wissen, daß man eben Helgolanderinnen sagt und nicht anders, aus keinem andern Grunde als weil man so sagt. Warum sagt man nicht Hamburger statt Hamburger, da man doch Bürger sagt? Warum sagt man Deutsche und nicht Deutschländer, da man doch eben so gut wie aus England Engländer, aus Deutschland auch Deutschländer, aus Rußland Rußländer machen könnte? Der Grund ist eben der, daß es keinen Grund dafür gibt. Nichts für ungut, Hr. Hofrath, aber kindlich sittlich. Möchte Th. Hell seine fortgesetzten Sprachstudien der Welt nicht vorenthalten, wir können alles brauchen. Vielleicht entgeht auch über diese Notiz den langmüthigen Lesern der Abendzeitung der Abendsegen nicht.

Digitized by Google



Zeitung für die elegante Welt.

Sonnabends — 62. — den 26. März 1836

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Die erste Aufführung von Beaumarchais' „Hochzeit des Figaro."

Eine historische Skizze.

Die neuesten Zeitungen aus Paris berichten fast Unglaubliches von dem Zudrange der Schaulustigen zu den „Hugenotten", der neuesten Oper Meyerbeer's. Der Preis der Parterre- und Sperrsitz-Billets sei fast mit jeder Stunde gestiegen, am Morgen habe man 80 Franks, um Mittag 100 Fr. bezahlt, am Abend wären die Preise fabelhaft gewesen. Schon um zehn Uhr Morgens drängten sich eine Menge Leute an der Eingangsthüre des Opernhauses und warteten demnach neun Stunden auf Eröffnung derselben. Der Beifall der Zuhörer war beispiellos, alle Anwesenden versicherten, nicht leicht ein enthusiastischeres Theaterpublicum gesehen zu haben. Meyerbeer's Name ward mit der lautesten Begeisterung genannt, und das Rufen nach ihm, als die Vorstellung beendigt war, wollte gar nicht wieder nachlassen, und Paris sprach an diesem und an den folgenden Tagen nur von den Hugenotten, wie es in der Woche zuvor von Nina Lassave und vorher von Fieschi gesprochen hatte.

Eine solche Begeisterung ist indessen nicht unerhört in den Annalen des französischen Theaters, ja sie ward bereits vor funfzig Jahren von einem ähnlichen Auftritte stürmischen und ungetheilten Beifalls übertroffen, an den jener Bericht über die erste Aufführung der Hugenotten am 29. Februar in mehr als einer Beziehung erinnert. Wir meinen die erste Aufführung von Beaumarchais' „Hochzeit des Figaro" am 27. April 1784, die zugleich als eins der vorbedeutenden Ereignisse der französischen Revolution eine politische Bedeutung gewonnen hat, wie sie in unsern Tagen Auber's „Stumme von Portici" am 30. August 1830 erhielt. Denn an diesem Abende zeigten sich im Theater zu Brüssel die ersten Bewegungen eines Aufstandes, der eine der schlechtesten Revolutionen, welche die Weltgeschichte kennt, die des belgischen Volkes (peuple belge), erzeugte, und dieselben Folgen hätte die Aufführung der genannten Oper bald darauf in Mailand haben können, wenn nicht Graf Wallmoden's Entschlossenheit dies durch die Aufstellung einer Anzahl ungarischer Grenadiere auf dem Theater verhindert hätte. Das Beaumarchais'sche Lustspiel aber hat, ohne gerade von so tumultuarischen Folgen begleitet gewesen zu sein, eine weit nachhaltigere Einwirkung auf die damaligen Verhältnisse gehabt, und verdient, da es mehr als eine Tagesneuigkeit ist, und nicht blos Aufsehen, sondern auch Effect gemacht hat (wodurch sich im heutigen Paris das Neue allein empfiehlt), noch immer unsere Aufmerksamkeit. Auch gehört ja die Mozart'sche Oper dieses Namens noch immer zu den Lieblingsstücken des hör- und schaulustigen Publicums. Eine Geschichte aber, wie sie das Beaumarchais'sche Stück hat, besitzt wohl nicht leicht ein anderes Drama. Um so interessanter und belehrender für den Stand des Theaterwesens und seinen Einfluß auf

Digitized by Google

die öffentliche Stimmung im J. 1784 ist die ausführliche Geschichte jener Aufführung, welche uns der Schauspieler Fleury in seinen Denkwürdigkeiten geliefert hat*). Fleury ist kein gewöhnlicher Schauspieler, er ist der Genosse eines Molé, Preville, Dazincourt, Lekain und anderer Koryphäen des Théâtre français, seine theatralische Laufbahn zählt zweiundsechzig Jahre. Sie beginnt in den letzten Jahren der Regierung Ludwig's XV., schlingt sich unter Ludwig XVI. durch die Vorstellungen im vertrauten Cirkel der Königin Marie Antoinette zu Trianon, fällt in jene Periode, wo Napoleon in seinem Glanze war, und endigt endlich unter der Restauration zu der Zeit, als Tartüffe vom erzbischöflichen Stuhle zu Paris geächtet wurde und der Herzog von Decazes vor Figaro zitterte. Daher sind seine Denkwürdigkeiten an sich schon für die Sitten jener Zeit sehr interessant, ganz besondern Reiz haben sie aber dadurch gewonnen, daß Fleury keineswegs auf Sittenschilderung ausgeht, oder erlebte Begebenheiten mit philosophischen Zuthaten zu schmücken bemüht ist, sondern leicht, einfach und mit der größten Seelenruhe die Begebenheiten seines Schauspielerlebens und der damit verwandten Ereignisse erzählt.

Also zur Sache selbst ohne weitere Einleitung.

Der genannte Beaumarchais (geb. zu Paris gegen das Ende des Jahres 1729) gehört auf jeden Fall zu den merkwürdigsten Sonderbarkeiten seines an Sonderbarem doch so reichen Jahrhunderts. Im Gewerbe seines Vaters, eines Uhrmachers, zeigte er zuerst sein Genie, dann wendete er sich andern Studien und vorzüglich der Musik zu, und empfahl sich durch seine schöne Gestalt, sein lebhaftes Auge, seine geistreiche und heitere Physiognomie und seinen Witz, von dem man schon zu erzählen anfing, dem Hofe und der vornehmen Welt. Aber die Blitze seines Witzes und die offenbare Indiscretion glaubte man dem Sohne des Uhrmachers nicht gestatten zu dürfen, er ward beneidet, gehaßt, verfolgt, als sein Vermögen durch reiche Heirathen und kaufmännische Speculationen gestiegen war, bis im Jahre 1770 in einem Erbschaftsproceße mit dem Grafen von Blacas die ganze bisher geheim gehaltene Gluth des Hasses seiner Feinde ausbrach. Beaumarchais unterlag, der Spruch des Parlaments erklärte ihn für ehrlos, es war nahe daran, daß er von dem Henkee gebrandmarkt werden sollte. Aber an demselben Tage fuhr der Prinz von Conti mit ihm durch die Straßen von Paris, ein anderer Gerichtshof erklärte jenen Spruch für ungültig, ja Beaumarchais erlebte den Triumph, daß das ganze gebildete Europa an seinem Processe Antheil nahm, und daß man in Paris wetteiferte, den so eben nur noch verläumdeten und gehaßten Mann zu ehren und zu preisen. Denn man sah in seiner Verurtheilung eine Beugung des Rechts zu Gunsten einer mächtigen Hofpartei, und gegen diese trat die Abneigung eben so lebhaft hervor, als später bei der Verurtheilung des Cardinals von Rohan in der berüchtigten Halsbandgeschichte.

*) Mémoires de Fleury de la comédie française. 1757—1820. Précédés d'une introduction. T. I. II. Paris 1835. Die hier benutzten Stellen stehen T. II. p. 306—338.

(Die Fortsetzung folgt.)

K. L. von Knebel's Briefwechsel.

(Beschluß.)

Mehrere andere Seiten unserer Literatur zeichnen sich nicht weniger in dem Knebel'schen Briefwechsel ab. Namentlich noch die potsdamer Literaturperiode unter Friedrich dem Großen, die in den Briefen Knebel's an seinen Jugendfreund Gilbert und an seine Schwester Henriette, und in den Briefen Ramler's, von dem, unsers Wissens hier zum ersten Male, Briefe mitgetheilt werden, und in einem der Louise Karschin an Knebel, manche interessante und neue Charakteristik erhält. Der eine Herausgeber hat in seiner Biographie Knebel's Zusammenhängenderes über jene Epoche und über das Verhältniß Knebel's zu ihr beigebracht, und so beschränken wir uns, nur darauf aufmerksam zu machen, ein wie wichtiger Einfluß Ramler's zu jener Zeit aus diesen Briefen hervorgeht, und wie er auf die Bildung der literarischen jungen Officiere in Potsdam, als eine fast abergläubisch verehrte Autorität, einwirkte, was bisher noch nicht in diesem Grade bekannt war. Daran reihen sich die Briefe Friedrich Nicolai's, und die des alten halberstädtischen Tyrtäus, Gleim, der in seinen reichlich mit Versleien durchspickten Episteln schon den Moment verräth, wo er anfing, in seiner schwammigen Manier zu Grunde zu gehen. Knebel hat selbst einmal von Gleim gesagt, daß er ihn eigentlich immer für wahnwitzig gehalten habe.

Die idyllische Periode der deutschen Musenalmanache wird durch die Briefe Boie's an Knebel repräsentirt. Auch an dieser Seite der deutschen Literatur hatte Knebel Antheil genommen. Boie redigirt nach Herzenslust, und, in der Poesie ein mittelmäßiger Dichter, erweist er sich in diesen Briefen in der Freundschaft als ein ausgezeichneter und liebenswerther Mensch, der über einen Hiatus in dem Hexametee eines seiner Freunde sich den Kopf zerbricht und die Nächte nicht schlafen kann. Seine Briefe sind interessan-

Digitized by Google

ter als die des weichlichen und weibischen Matthisson, der vor aller seiner Gemüthsseligkeit nie zu einem rechten Inhalte kommt. Einzeln, so wie er selbst in der Literatur, stehen die Briefe Jean Paul's in diesee Reihe, köstliches Edelgestein und Flimmergold, wie er denn bei jedem kleinen Einzelstückchen, das er aus seinem Schacht losriß, etwas Metallgehaltiges mit abschlng, und fast nie auch ein geringfügiges Billet ganz werthlos hinstellte. Die Philosophie vertritt sich durch Briefe Friedrich Jacobi's und Hegel's, abwohl diese von ganz etwas Anderem sprechen, als von ihren Systemen, was aber gerade das Anziehende dieser, besonders von Seiten Hegel's sehr merkwürdigen Mittheilungen ausmacht. Oken vertheidigt dagegen in seinen Briefen an Knebel das von ihm Geschriebene und Gelehrte, freilich gegen das baare Mißverständniß, das in Bezug auf die Naturphilosophie von Knebel nicht anders zu erwarten war. Auch die Philologie macht sich in diesem ungemein reichhaltigen und vielseitigen Briefwechsel geltend, und bietet in Briefen von J. H. Voß, Franz Passow, F. A. Wolf und Chr. G. Schütz manche interessante Einzelnheit. — In dem so eben erschienenen dritten Bande, der uns mit Knebel's vermischten Aufsätzen die ganze eigenthümliche Gefühls- und Gedankenwelt dieses still sinnenden deutschen Weisen vorführt und abschließt, finden wir außer andern die schätzbaren Briefe an Böttiger vom J. 1797 bis 1824. Schon die Verwandtschaftlichkeit beider Naturen in Bezug auf ihr receptives Verhalten zu Welt, Literatur und Leben macht es erklärlich, daß Knebel gegen Böttiger sich am liebsten mittheilte und sich in seinen speciellen Ansichten über Schiller, Goethe, Herder, Wieland u. a. Zeitgenossen höchst originell gehen ließ. Diesem still lauschenden Mann wurden oft die überraschendsten Einblicke in die Zustände der weimarischen Literaturperiade möglich; schon um deswillen, weil er sich zu Allem passiv verhielt, ist sein Urtheil einfach klar, fest und unbestechlich. Es ist zu bedauern, daß die Herausgeber sich vergeblich bemühten, die Knebel'schen Erben zur Herausgabe der von Böttiger an Knebel geschriebenen Briefe zu bewegen. Daß diese höchst interessant sind, glauben wir nach Dem, was man davon gehört, versichern zu können, aber sie stecken zugleich voll der ausgesuchtesten Persönlichkeiten, und Böttiger ließ deshalb fast einen Angstruf in der Abendzeitung ergehen, daß man sie ihm doch vor dem Abdrucke zur Durchsicht und Ausscheidung mittheilen möchte. Aber die Redactoren des Knebel'schen Nachlasses besaßen diese Correspondenz nicht, und inhuman wäre es immer von Seiten der Erben Knebel's, wenn sie, wozu es fast den Anschein trägt, die Böttiger'schen Briefe nun doch so, wie sie sind, irgendwie veröffentlichen wollten! Moralisch genommen, haben sie dazu kein Recht, und schon in literarischer Hinsicht scheint es eine aus Unachtsamkeit und Unkunde hervorgegangene Unterlassungssünde zu sein, daß sie den Nachlaß ihres Vaters nicht durch die Briefe Böttiger's, so wie er selbst sie aussondern wollte, vervollständigen ließen.

Wie man vernimmt, wird auch noch der Briefwechsel zwischen Goethe und Knebel, der von den Goethe'schen Erben herausgegeben werden soll, besonders erscheinen. Personen, die nähere Einsicht darein gehabt, versichern jedoch, daß er höchst unbedeutend und werthlos sein soll, blos flüchtige Zettel aus Goethe's früherer Zeit, in bekannter Weise, enthaltend. Möchte das Publicum damit verschont bleiben, da die echte und genügende Ausbeute aus dieser literarischen Epache in Knebel's Nachlaß und Briefwechsel schon reichhaltig und ausführlich genug vorliegt! — G—r.

Correspondenz.

Aus Braunschweig. (Beschluß.)

[Verbrechen auf der Bühne und auf dem Richtplatze.]

Von Herrn Marr ist abermals ein, frei nach dem Französischen bearbeitetes, neues Melodram: „Sechzehn Jahre", oder „Kindesliebe" aufgeführt worden. Das Stück leidet an Effecthascherei und ist auf ein Verbrechen basirt, das man besser vor der eleganten Welt verschweigt. — Für die Bühne muß bald die Zeit idyllischer Poesie wieder hereinbrechen, denn wir sind mit dem Großartigen, Ungeheuren, Grausamen und Schandvollen bis auf die Neige durch und können auf diesem Felde keine neuen Reize mehr finden, wenn wir uns nicht bequemen, alle Sittlichkeit mit Füßen zu treten und das nackt hinzustellen, was wir dem Publicum bis jetzt nach mit verführerischen Gründen verhüllt zur Schau brachten. — Die Musik, von Hrn. Leibrack, einem Mitgliede der hiesigen Capelle, ist sehr ansprechend und fand Beifall.

Herr J. Cornet, Regisseur der Oper, hat die Oper: „Gasparo", oder „der Lastträger von Granada" aus dem Französischen übertragen und hier zur Aufführung gebracht. Die Musik ist von einem in Paris lebenden Spanier, Gomis, und erhebt sich hin und wieder über die neuere französische Schule.

Mit unserm Theaterrepertoire steht es übrigens nicht vom Besten, und besonders ist das der Oper durch den Mangel einer zweiten Sängerin oft sehr lahm und monoton. Braunschweig hat zwar an Madame Methfessel eine solche, aber nur eine in ihren Talenten sehr beschränkte und in ihrer Gesangschule irre geleitete, die füglich nicht über das Soubrettenfach hinausgehen darf, wenn ihre Persönlichkeit, wie ihre Stimme genügen soll. — Es ist ein wahres Unglück für die Sängerinnen, wen sie alle Partien, die weit über ihrem Vermögen hinausliegen, singen wollen, und ein wahrer Jammer für das Publicum, wenn sie diesen Zweck zu erreichen wissen — und was wäre einer Sängerin nicht möglich! — Interessant ist es vielleicht noch der musikalischen eleganten Welt, zu vernehmen, daß der Gemahl der eben genannten Sängerin, Herr Musikdirectar A. Methfessel, jetzt den ersten Act einer Oper fertig hat, an welcher er seit 12 Jahren componiren soll. Da, was lange währt, auch gut wird, so können

Digitized by Google

unsere Kindeskinder sich freuen, daß sie die Vollendung einer funfactigen Oper erleben werden, auf welche schon ihre Großältern mit heißer Sehnsucht hofften — wenn nämlich bis dahin Herr A. Methfessel am Leben bleiben sollte, was Gott gebe! —

Trauriger als alle diese Komödien war jene, welche am Hinrichtungstage Fieschi's und seiner Genossen in unserer Schwesterstadt Wolfenbuttel Statt fand. Auch dort ging nämlich nur 19. Februar die Hinrichtung eines Mörders vor sich. Ich habe Gelegenheit gesucht, den Eindruck und die Stimmung zu beobachten, welche dieses Schauspiel auf die Menge ausübte, und will in Folge dessen ehe selbst meinen Kopf dem Schwerte darbieten, als daß ich an die Möglichkeit des Zweckes glauben kann, womit man die Todesstrafen entschuldigt, aber noch lange nicht rechtfertigt. — Der große Haufe sieht sich die Sache als ein Schauspiel an, geht fort und — thut, was der Delinquent that, wenn die Umstände mitsprechen. Vom Abschrecken kann keine Rede sein, und überdies, wenn es das auch wäre, so frage ich, ob nicht bessere Volkserziehung die Todesverbrechen besser verhindert als ein kannibalisches Abschreckungsmittel? — Dem menschenfreundlichen Defensor des Unglücklichen, Herrn Procurator Engelbrecht, und der Oppositionspartei gegen die Todesstrafen, an deren Spitze der Herr Geheimerath von Strombeck steht, sei im Namen der Menschlichkeit hier der beste, warmste Dank aus vollem Herzen dargebracht! — Möchten die edlen Männer ihr schönes Ziel gegen Dummheit und Gefühllosigkeit siegend verfechten und mochte Herr von Strombeck die Bitte nicht unbeachtet lassen, die von seinen Verehrern in einem hiesigen Localblatte an ihn erging: — die Bitte um Herausgabe einer populären Schrift über die Unstatthaftigkeit der Todesstrafe!

Ich bin über den letzten Gegenstand so warm geworden, daß ich meine anderweitigen Notizen für eine nächste Mittheilung aufspare und Ihnen nur noch schließlich bemerke, daß das große Elb-Musikfest in diesem Jahre in Braunschweig in der verödeten Magnidenkirche gehalten werden wird. Die Tage dieser Festlichkeit werden die ersten des Monats Julius sein. F. W. Lindner.

Notizen.

[Schiller's Statue von Thorwaldsen.]

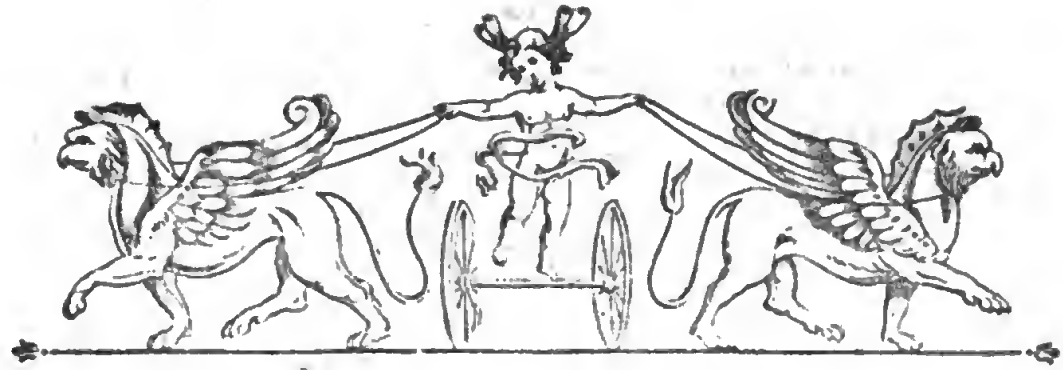
Man schreibt aus Rom, daß dies Kunstwerk sich der Vollendung nähert. Man nennt es eines der großartigsten, einfach schönsten Werke plastischer Kunst. Schiller ist dargestellt, wie er nachdenkend dastieht, den einen Fuß vorgesetzt, in der Linken ein Buch, während die Rechte den Mantel aufwärts gegen die Brust hält; um das Haupt schlingt sich der Lorbeer; der Ausdruck des Gesichts, das nach Dannecker's bekannter Büste modellirt ist, läßt schließen, daß der Dichter in der Fülle seiner Gefühle schwelgend nach dem schönsten unter den schonen sucht. Menzel entwirft in seiner ital. Reise von Th. folgendes Bild: „Th. ist ein schöner Mann von starkem und edlem Wuchse. Nur sein weißes Haar kündigt bei ihm das herannahende Alter an. Er trägt es lang und gescheitelt. Sein Anzug ist höchst einfach, gewöhnlich ein bequemer grünlich grauer Ueberrock. Sein Gesicht hat eine gesunde Farbe und den Ausdruck einer edlen Güte, die zuweilen kindliche Liebenswürdigkeit wird, ohne darum weichlich zu werden. Er bleibt immer Mann, wenn er auch noch so freundlich ist. Heiter sitzt er bei festlichen Gelagen unter den jüngsten und andeutendsten Künstlern und trinkt und singt mit ihnen, ohne sie sein Uebergewicht fühlen zu lassen, aber auch ohne seine Jahre zu vergessen. Er spricht übrigens nicht viel, außer wenn es einen interessanten Gegenstand der Kunst betrifft, wobei er recht warm werden kann. Seine Sprache steckt zuweilen, da er des Deutschen nicht vollkommen mächtig ist. Doch spricht er kein unnützes Wort, und Alles, was er sage, hat Hand und Fuß. Hierin gleicht er sehr unserm Uhland, der auch nicht fließend, aber immer gründlich spricht."

[Die Franzosen lesen den Horaz mit dem Mikroskop.]

Ein pariser Buchhändler kündigt eine lateinische Ausgabe des Horaz an, die er édition microscope nennt. Will man den Horaz, um ihn zu studiren, unter das Mikroskop stellen? Die deutschen Gelehrten tractiren mitunter die Alten allerdings per microscope; sie sehen jede nnütze Mücke für einen Elephanten an.

[Literarische Lotterien.]

Der letzte Ball am 10. März in der Académie royale de musique zu Paris war mit einer Verlosung von Gegenständen der Literatur und Kunst zum Besten der Armen verbunden. Außer vielen Beiträgen der Wohlthätigkeit, Zeichnungen, Gemälden, Büsten und Caricaturen, alles von berühmten Meistern, wurden auch 120 verschiedene Gegenstände der Literatur und Musik, alle noch ungedruckt, alle eigenhändig von den Verfassern geschrieben und unterzeichnet, zum Besten gegeben. Die Sängerin Damoreau-Cinti schenkte eine von ihr selbst componirte Romanze, Rossini eine für diese Feierlichkeit componirte Cavatine, Ladame eine neapolitanische Canzonetta, Rudini eine Sammlung seiner schönsten Sätze für die Orgel, u. s. w. All dies gab der Lotterie einen eigenthümlichen Reiz. Diese Veredlung des Spiels verdient nachgeahmt zu werden, so wie sie selbst die Nachahmung einer Lotterie von Autographien ist, die vor ungefähr vierzig Jahren zu London bei einer Soirée Scott fand, die Herr Brougham seinem Freunde, dem Prinzen von Wallis, gab. Während des Banketts kam die Nachricht von dem Bankerott eines reichen Brauers durch eine Feuersbrunst. Um ihn zu unterstützen, kam Brougham auf den Gedanken, augenblicklich eine Lotterie von Autographien zu veranstalten, zu welcher alle eben bei ihm versammelten berühmten Männer beitragen mußten. Der Prinz von Wallis ging mit gutem Beispiel voran, indem er ein Liebesbriefchen opferte, das er eben an die Marquise von C. geschrieben und noch in der Tasche hatte. Odeest Lennox schenkte eine Herausforderung, die ihm der Herzog von York vor einigen Tagen zugeschickt hatte. Sheridan gab ein Freibillet ins Theater, das er für sein Lustspiel: the School for Scandale (Lästerschule) bekommen hatte. Die Schauspielerin Siddons gab die berühmte Stelle aus Macbeth: Here's the smell of the blood still (da ist der Blutfleck noch immer), die unter einige Zeilen von Shakspeare geschrieben war. Pitt gab ein Bruchstück aus seiner ersten Parlamentsrede. Der Banquier Coutts schenkte eine Anweisung von tausend Pfund auf seine Casse. Die schöne und geistreiche Herzogin von Devonshire gab einen Brief, den der Herzog von Lauzun ihr aus der Conciergerie am Tage seiner Hinrichtung geschrieben hatte. Der Maler Reinolds endlich gab ein Portait von Garrick, das er an dessen Sterbebette mit Bleistift skizzirt hatte. Diese merkwürdigen Autographien, nebst noch einigen von Fox, Burke und Andern wurden endlich an den Meistbietenden verkauft und trugen noch an demselben Abend über 4000 Pfund Sterling ein. Von diesem Abend stammt die Liebhaberei der Autographien, die zur Mode wurde und sich über ganz Europa verbreitete, so daß es jetzt Sammlungen von hohem Werthe gibt. G.



Zeitung für die elegante Welt.

Montags — 63. — den 28. März 1836.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Baß.

Die erste Aufführung von Beaumarchais' „Hochzeit des Figaro."

Eine historische Skizze.

(Fortsetzung.)

In diesem Rechtsstreite und trotz der ihn bedrohenden Gefahr hatte Beaumarchais so glänzende schriftstellerische Talente entwickelt, daß selbst Voltaire nicht ohne Anwandlung von Eifersucht blieb. Aber Beaumarchais' Ruhm stieg noch weit höher, als er in zwei Denkschriften den Gang seiner Rechtssache öffentlich bekannt machte. Dies sind Schriften voll Geist, Witz und Satyre, in denen der feinste dialektische Scharfsinn mit den naivsten komischen Zügen abwechselt, sie sind voll des regsten Lebens und Feuers, und daher ganz dramatisch, indem die Erwartung auf den Ausgang stets um so höher gespannt wird, je mehr die Ehre und das Glück eines so interessant gewordenen Schriftstellers auf dem Spiele standen. Dabei hatte er nicht blos für den Schriftsteller seine Leser einzunehmen gewußt, auch der Mensch mußte zartfühlenden Herzen theuer werden, besonders durch die Episode von der Erzählung seiner Reise nach Spanien, zu der ihn brüderliche Liebe bewogen, und wobei er ritterlich die beleidigte Ehre seiner Familie gerächt hatte. Es bedarf wohl kaum der Erwähnung, daß Göthe den Stoff zu seinem Clavigo aus dieser Denkschrift genommen, die Hauptscene aber und die eigentlich theatralische Darstellung wörtlich übersetzt hat: nur der Schluß weicht ab und ist aus einer englischen Ballade entlehnt *).

Der große Beifall, den sich Beaumarchais in dieser Art der Literatur erworben hatte, wies ihm die Sphäre an, in welcher sein Talent vorzüglich glänzte, die Dichtung komischer Intriguenstücke, worin er, während er durch die lebenvollste Handlung hineilt, zugleich seinem satyrischen Witze über die Zustände des damaligen Frankreichs die vollste Freiheit lassen konnte. Für solche Ausbrüche der Unzufriedenheit über die Maßregeln der Regierung, über die Finanznoth, über den gedrückten Zustand des Bürgers und Landmanns war aber in den siebzigen Jahren des vor. Jahrhunderts die Bühne der geeignetste Ort, die Pariser beklatschten alle dahin bezüglichen Stellen, Minister und Hofleute lachten selbst dazu, ohne den Sturm zu ahnen, der allmälig über ihren Häuptern empor stieg, eben so wie man um dieselbe Zeit mit Begeisterung die Sache der Americaner verfocht, ohne daran zu denken, daß unzählige Uebelstände erst im eigenen Lande abzustellen wären, ehe man sich um fremde Völker bekümmern dürfte. In dieser Beziehung fand vor 1775 eine Aristophanische Burleske von Dorvigny: Les battus payent l'amende ganz vorzüglichen Beifall, in welcher ein gewisser Volange die Hauptrolle des Jeannot zu so allgemeiner Zufriedenheit spielte, daß ganz Paris zu dem Theater, wo er spielte, hinströmte, und die Meisterwerke Molière's

*) Dichtung und Wahrheit. Bd. 15. (Sämmtl. Werke Bd. 26.) S. 350 f.

Digitized by Google

und Racine's im Théâtre français unbesucht blieben, während jene Posse hundert und zwölf Mal nach einander gegeben wurde. Jeannot war der Held des Tages, der John Bull der Pariser; denn man fand in ihm eine durchgängige Anspielung auf die gedrückte Lage des Landmanns in Frankreich, der geben und zahlen mußte, ohne sich nur einigen Gewinns selbst zu erfreuen, und so weit ging die Verblendung, daß Ludwig's XVI. erster Minister, der Graf von Maurepas, nicht ungern die Schmeichelei aufnahm, als sei er selbst der Verfasser des Stückes und wolle nur nicht öffentlich genannt sein *). Die angesehensten Damen ließen sich täglich nach dem Befinden ihres cher Jeannot erkundigen, vornehme Männer fanden es nicht unter ihrer Würde, ihn zu besuchen, Jeannot's Büsten von Porcellain oder Biscuit verdrängten alle chinesische Pagoden von den Kaminen, man machte sie sich gegenseitig zum Geschenke, ja sogar die Königin Marie Antoinette ertheilte solche an ihre Günstlinge *). Unmittelbar darauf (1775) ließ Beaumarchais seinen Barbier de Seville ou le précaution inutile mit dem seltensten Beifalle aufführen, nachdem er vorher einen harten Kampf mit den Schauspielern der Comédie française über die Rechte dramatischer Schriftsteller bestanden hatte. Das gebildete Paris nahm auch hieran wieder den lebhaftesten Antheil, aber Beaumarchais zwang die Schauspieler, sich seinem Willen zu fügen, und hatte sogar die Genugthuung, daß diese getreuen Schildknappen der französischen Classicität den Boulevardstheatern ihren Dorvigny entführten und eins seiner Stücke, les noces houzardes, auf dem Théâtre français darstellten.

Die Kunst fügte sich allmälig immer mehr dem Geschmacke der großen Menge. Man wollte die feinen Lustspiele eines Molière, Regnard, Lesage, Destonches nicht mehr sehen, man verlangte blos Vaudevilles und Localposse, Schwänke und Bouffonnerien, gerade wie bei uns seit funfzehn oder zwanzig Jahren die Clauren'schen Erbärmlichkeiten, sein Wollmarkt und Bräutigam aus Meriko, dann eine Anzahl schlechter Melodramen, ferner Lumpacivagabundus und der Bauer als Millionnair den bessern Geschmack von der Bühne verdrängt haben und fortwährend verdrängen. In dieser Zeit nun (gegen das Ende des Jahres 1782) hörte man in den pariser Cirkeln viel von einem neuen Lustspiele, welches Beaumarchais, der mittlerweile durch sehr glückliche Speculationen im americanischen Kriege und Zufuhr von Waffen und Munition aller Art Millionen gewonnen hatte, unter dem Titel: La folle journée ou le mariage de Figaro verfaßt habe. Er selbst pflegte in geselligen Vereinen sein Stück vorzulesen, und das Glück, ihm zuzuhören, wurde so eifrig gesucht, die Zimmer wären stets so gedrängt voll Menschen, daß es nur der kleinsten Anzahl gelang, Alles zu verstehen. Indeß wußte man doch so viel, daß die Opposition des Talents über Rang und Geburt, die Herabwürdigung der Großen unter das glänzendere Genie der Geringern, die bittere Schilderung der Gesellschaft, wie sie damals war, die wirklichen oder eingebildeten Mängel in der Administration den Hauptinhalt ausmachten, und daß dies mit eben so großer Geschicklichkeit als mit beißendem Witze und unerhörter Kühnheit in Beziehung auf die Bastille, die Polizei, die Preßgesetze und die Censur durchgeführt sei. Die Aufführung ward allgemein gewünscht, der ganze Gesellschaftskreis der Herzogin von Polignac, die damals das Herz und die Gunst der Königin besaß, wendete seinen Einfluß an, um die Erlaubniß zur Vorstellung des Stücks auf dem Théâtre français zu erhalten. Ludwig XVI. verlangte also das Manuscript von Le Noir, dem Chef der pariser Polizei, und ließ sich dasselbe in Gegenwart seiner Gemahlin von der vertrauten Kammerfrau derselben, Madame Campan, vorlesen. Während der Vorlesung lobte und tadelte der König, im Ganzen fand er das Stück keineswegs vorzüglich und erklärte sich, als er den berüchtigten Monolog (Act 3. Sc. 3.), in welchem verschiedene Theile der Verwaltung hart angegriffen werden, hörte, sehr bestimmt gegen den Verfasser, der ja mit Allen seinen Spott treibe, was in einem geordneten Staate heilig sein müßte. Das Stück dürfe auf keinen Fall aufgeführt werden, so äußerte er sich am Ende der Vorlesung gegen seine Gemahlin *).

Dieser königliche Ausspruch ward zwar in Paris bekannt, aber die Lust, die Hochzeit des Figaro zu sehen, dadurch nicht vermindert. Beaumarchais selbst soll gesagt haben, daß er sich noch immer mehr Schwierigkeiten und Feinde wünsche, er wolle sie dann schon besiegen. Und wirklich erhielten die Schauspieler des Théâtre français im April 1783 Befehl, des Beaumarchais' Stück für das Theater in Versailles einzustudiren, woraus man schloß, daß entweder jener königliche Ausspruch nicht so ernsthaft gemeint gewesen sei, oder daß sich Beaumarchais selbst zu bedeutenden Veränderungen verstanden habe. Es wurden darauf Leseproben gehalten, Beaumarchais vertheilte die

*) Fleury T. II. p. 30—34.

*) Mémoires sur la vie privée de Marie Antoinette, par Madame Campan. chap. II. p. 345, 346. des stuttgarter Abdrucks.

Rollen in Gemeinschaft mit der berühmten und liebenswürdigen Demoiselle Contat, sie selbst erhielt die der Susanne, Molé den Grafen Almaviva, Demoiselle Sainval die Gräfin, Demoiselle Olivier den Pagen Cherubin, Dazincourt den Figaro, der ausgezeichnete Schauspieler Preville begnügte sich mit der Rolle des Brindoison. Von einer solchen Besetzung ließ sich eine durchaus vollkommene Darstellung erwarten. Aber noch immer blieb es ein Geheimniß, wo dieselbe Statt finden sollte, und zu welcher Zeit. Bald sollte es in den innern Gemächern des Schlosses, bald auf den Lustschlössern zu Choisy oder Bagatelle, bald auf dem Schlosse des Grafen von Provence in Brunoy geschehen. Dreißig Proben wurden in Paris auf dem Theater der Menus-Plaisirs zuerst sehr geheim, dann fast öffentlich gehalten, die Erlaubniß dazu hatte der Graf von Artois (der nachmalige König Karl X.) gegeben, der sich hierin dem Gesellschaftskreise der Königin und besonders dem Grafen von Vaudreuil, der einer der eifrigsten Beschützer Beaumarchais' war und großen Einfluß auf die Herzogin von Polignac hatte, gefällig bewies. Darüber verging der Monat Mai, und plötzlich ward die wirkliche Vorstellung auf den 13. Junius angesetzt. Hof und Stadt sprachen davon, Beaumarchais hatte dazu höchst zierliche Billets (taillés en losange, rayés à la Marlborough) vertheilen lassen, und der König und der Ober-Polizeimeister von Paris hatten dazu noch keine Erlaubniß gegeben. Da erhielten die Schauspieler um ein Uhr des Mittags einen königlichen Befehl, der ihnen verbot, die Hochzeit des Figaro an diesem Abende aufzuführen, und am Abend, als der Saal schon mit Zuschauern angefüllt war, als in den Straßen um das Theater sich Wagen an Wagen drängten, da mußte Allen gesagt werden, daß das so sehnlich und lang erwartete Lustspiel heute nicht aufgeführt werden dürfte.

Man kann sich leicht den Verdruß denken, den diese fehlgeschlagene Hoffnung bei den schaulustigen Parisern hervorbrachte, denn diese haben von jeher Alles geliebt, was Aufsehen macht, und sollten sie auch nur Fieschi's einäugige Maitresse im Acajou-Comptoir des Café de la Renaissance begaffen können. Der Unwille machte sich in den stärksten Aeußerungen Luft, und die Zeitgenossen bezeugen, daß die Klage über Unterdrückung und Tyrannei in den Tagen vor dem Umsturze des Königthums in Frankreich nicht lauter und heftiger gewesen wäre als an jenem Abende. Beaumarchais blieb unerschüttert, er bezahlte allein und enbig die durch die Proben aufgelaufenen Kosten, die bis auf 10,000 Franken gestiegen waren, und vertraute übrigens auf sein Publicum. Er kannte dies und seine Zeit, und wußte, mit welcher Begierde Alles aufgegriffen wurde, was den Charakter der Opposition gegen die bestehende Macht trug, und so sah er in der Niederlage dieses Abends nur den Vorboten eines um so glänzendern Triumphes. Zunächst begann er von neuem die Eigenliebe des Grafen Artois für sein Stück in Anspruch zu nehmen, da er wohl wußte, daß der Prinz sich gekränkt fühlte, weil er die Aufführung der Hochzeit des Figaro nicht hatte durchsetzen können. Auf der andern Seite stachelte er durch die Hülfe des Grafen Vaudreuil die Neugier der unmittelbaren Umgebungen der Königin, und brachte es dahin, daß die Monarchin selbst der ewigen Nachfragen überdrüssig werden und selbst die Aufführung des Stücks wünschen mußte. Schon in den ersten Tagen des Septembers eröffnete Vaudreuil dem Dichter, daß er wünsche, die Hochzeit des Figaro in seinem Landhause zu Genevilliers vor einem kleinen Kreise von Zuschauern aufgeführt zu sehen. Beaumarchais erwiederte, daß er dies sehr gern würde geschehen lassen, da aber sein unschuldiges Stück in den Verdacht der Immoralität gekommen sei, so müsse dieser Verdacht erst durch das Urtheil eines Mannes von Ansehen und Geschmack beseitigt werden. Ein solcher fand sich in Herrn Gallard, einem Mitgliede der Akademie, der nach einigen unbedeutenden Aenderungen das Stück für untadelhaft erklärte. Vaudreuil erhielt hierauf die Erlaubniß, das Stück von den Schauspielern des Théâtre français bei sich aufführen zu lassen. Ungefähr dreihundert Personen, die angesehensten des Hofes und der Stadt, befanden sich gegenwärtig, die Königin, Graf Artois und mehrere Damen ihres Gefolges waren in einer vergitterten Loge.

(Die Fortsetzung folgt.)

Correspondenz.

Aus Wien *).

[Gastspiele der Schröder-Devrient.]

In dem Opernhause erschien zwar wenig Interessantes, doch das Wenige galt viel, es waren die Gastrollen der Schröder-Devrient. Endlich einmal eine Künstlerin, von welcher der Ruf nicht zu viel gesagt hatte. Ich gestehe, daß ich das Gegentheil besorgte, aber um so erfreulicher überrascht wurde. Dieses interessante Gastspiel veranlaßt mich, auf das zurückzukommen, dessen ich bereits voriges Jahr erwähnte, daß Rossini, Bellini, Donizetti den Geschmack keineswegs so verdorben haben, als Manche behaupten; denn daß man sich nicht mehr mit der bloßen Kehlfertigkeit, den Rouladen und Passagen begnügt, daß man von Sängern auch die Darstellung eines Charakters fordert, daß der declamatorische Vortrag selbst, als Ersatz für eine minder kraftvolle Stimme gilt, dies Alles ist wahrlich nicht schlecht, und ist zum Theil Folge ihrer Compositionen. Hätte wohl Mad. Devrient jene Anerkennung gefunden, wenn das nicht so

*) Bericht von F. A. v. Kurländer.

Digitized by Google

wäre? Warum war die Aufnahme dieser Künstlerin vor sechs Jahren nicht so glänzend? Lag es an ihr, oder nicht vielmehr an den gewählten Opern, welche ihr keine so günstige Gelegenheit gestatteten? Was ist denn eigentlich der dritte Act in Bellini's oder Vaccai's „Capuletti"? Ist die Composition so beschaffen, daß sie durch den sogenannten Gesang, durch die bloße Stimme, sei diese noch so klangvoll und stark, eine große Wirkung hervorbringen kann? Ich glaube kaum, oder bestimmter gesprochen: Nein! Es ist sonderbar, wenn man bei dem, über eine Sängerin gefällten, Urtheil die Kunst wie ein Pfund Zucker oder Käse abwiegen will, wobei die Kraft der Stimme den Ausschlag geben soll; als ob der kräftige Ton, der manchmal nicht wie Gesang, sondern wie Geschrei klingt, Ersatz gewähren könnte, für jenen seelenvollen, das Gemüth ergreifenden Ausdruck. „Mad. Schröder-Devrient (heißt es bisweilen) ist wohl eine außerordentliche Schauspielerin, aber als Sängerin" — da stockt man; denn daß man doch eine große Sängerin sein müsse, um in Opern wie „Norma," „Capuletti" u. s. w. einen solchen ungeheuren Erfolg zu bewirken, kann Niemand läugnen, eben so wenig, daß doch die Stimme allein keine große Sängerin ausmacht. Genügte die Kraft und Reinheit des Tones dazu, so wäre ein Instrument von Metall, welches das hohe A. vollkommen herausbrächte, eine bedeutendere Sängerin als Mad. Schröder oder Mad. Pasta. Diese Ansichten erinnerten mich an jenen Streit über Mad. Vigano, den ich in meiner Jugendzeit so oft hören mußte. Als ganz Wien dieser seltenen Tänzerin Bewunderung zollte, wollte man gleichfalls beweisen, Mad. Vigano sei keine Tänzerin; denn sie sei nicht im Stande, die schwierigen Pas, die Sprünge und Pirouetten der Mad. Muzzarelli auszuführen; bei dem Tanze, hieß es, seien die Füße die Hauptsache — Mad. Vigano besitze Grazie, Lieblichkeit; ihre Mimik sei einzig; allein — war der Nachsatz — eine große Tänzerin ist sie nicht. — In Noverre's Briefen über die Tanzkunst ist aber eine Definition des Tanzes zu finden, nach welcher nicht blos die Füße, sondern auch die Arme, der Körper, so wie der Ausdruck der Gesichtszüge, etwas gelten. Nach dieser kleinen Abweichung von der Hauptsache, welche auch als Einleitung zu dem außerordentlichen Erfolge des Gastspieles der Schröder-Devrient gelten kann, erwähne ich des Romeo. In dieser Rolle erschien sie zuerst. Sie wurde freundlich, doch nicht stürmisch begrüßt, nach der ersten Arie zwei Mal vorgerufen. Allein das langsamere Tempo, in welchem sie die stretta sang, mochte vielleicht Veranlassung gegeben haben, daß sich, wie bei dem früher erwähnten ersten Auftreten des Frln. v. Hagn, eine Opposition fand, welche bemüht war, den Beifall zu unterdrücken: Ein Verfahren, welches die Franzosen sehr richtig als un succès contesté bezeichnen. Das Retardiren der Tempi ist beinahe die einzige Ausstellung, die man vor Polyhnumiens Richterstuhle gegen diese große Künstlerin anzubringen wüßte. Ich gestehe, daß ich es bei dieser Stelle am auffallendsten fand, weil es mit der Situation gerade im Widerspruche steht; allein ich stelle die Frage: Ob dieser Fehler bei einer andern Sängerin eben so bemerkbar würde? ob es nicht vielleicht auch deswegen um so auffallender erscheint, weil sie durch ihr seelenvolles Spiel, durch die Lebendigkeit der Darstellung, durch das Feuer der Leidenschaft die Zuschauer so ergreift, fesselt und gewaltsam mit sich fortreißt, daß diese in Gedanken schon den Romeo mit dem Schwerte in der Hand auf das Schlachtfeld begleiteten, ihn als Sieger erblickten, aber plötzlich durch seine Stimme erinnert werden, daß der Held noch vor ihnen weilt. Den Eindruck machte es auf mich. Da Mad. Devrient bei den späteren Vorstellungen, als sie gänzlich genesen und im vollen Besitze aller ihrer Mittel war, das gehörige Tempo traf, und nichts zu wünschen übrig ließ, so bleibt auch darüber nichts mehr zu erinnern. Das Duett mit Julien sang sie mit sehr vielem Ausdrucke und mit einer Deutlichkeit der Aussprache, die bei deutschen Sängern nicht nur selten, sondern fast gar nicht zu finden ist.

(Die Fortsetzung folgt.)

Notizen.

[Eine Mystification.]

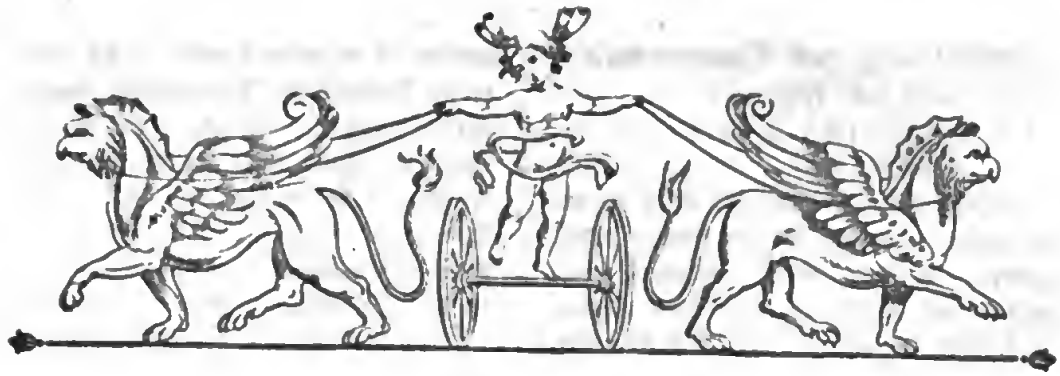
Im Augusthefte vor. Jahres (Nr. 158.) theilten wir einen Brief des Fürsten R. an Johann Heinrich Voß mit, in welchem jener den Dichter auffordert, zur Hochzeitsfeier seiner Prinzessin Tochter ein Hochzeitscarmen anzufertigen. Der Brief war vom J. 1811 datirt. „Ich habe" — hieß es unter andern darin — „von manchen Kennern in diesem Fache gehört, daß Ew. Hochedelgeboren vorzügliche Force in ungereimter Poesie haben sollen, und mir mehrere Male nach der Tafel von meinen Prinzessinnen Töchtern davon einige Proben vortragen lassen, so wie auch von Dero gereimten Poesien, und ich kann die Ehre haben, Ew. Hochedelgeboren zu versichern, daß mir Beides ungemein convenirt hat, doch scheint mir zu diesem Zwecke das Gereimte besser zu fließen und mehr geeignet, eine Gesellschaft aufzuheitern. Ein wenig schalkhaft dürfte es unmaßgeblich immer ausfallen, wenn nur dabei, wie ich von Ew. Hochedelgeboren versichert bin, die gehörige Delicatesse an sich gehalten wird," u. s. w. Dieser wohlaffectionirte Cabinetsstyl schien eben so glaubwürdig als ergetzlich. Jetzt erhalten wir aus Hamburg einen Brief, der als Beschluß folgenden Auszug eines Schreibens aus Eutin (vom 1. Febr. 1836.) beibringt. „Sind Sie vielleicht" — heißt es in dem zweifelsohne von einer Dame verfaßten Schreiben aus Eutin — „mit dem Dr. K. bekannt, so können Sie ihm bemerken, daß in Nr. 158. v. J. 1835 der „Zeitung f. d. elegante Welt" in Hinsicht des merkwürdigen Briefes vom Fürsten v. R. ein Irrthum obwaltet. Die Hofrathin Voß, eine Freundin von harmlosen Scherzen, schrieb diesen Brief im Namen des Fürsten an ihren Mann, den Dichter J. H. Voß, und dieser wurde dadurch so getäuscht, daß er schon im Begriffe war, eine höfliche Ablehnung des Antrages an den Fürsten abzusenden, als ihm die Täuschung aufgeklärt wurde. Ich weiß dies von dem Sohne des verewigten Voß, der hier als Arzt lebt."

Es sei erlaubt, der verehrten Dame für diese gütige Mittheilung, nicht minder dem Herrn v. B. in Hamburg, der uns dieselbe zugehen ließ, unsern ganz ergebensten Dank hiermit abzustatten. Wir glauben nicht ganz fehl zu gehen, wenn wir in der liebenswürdigen Schreiberin des eutiner Briefes die als Romandichterin bekannte Th. v. A... vermuthen. Wir haben keine Furcht vor abermaliger Mystification, weil wir dabei der Hoffnung leben, auf eben so dankenswerthe Weise demystificirt zu werden. D. Red.

[Auswanderungslust nach America.]

Am meisten regt sich die Auswanderungslust gegenwärtig in Kurhessen. Der dortige nordamericanische Consul, Herr Gräbe, wird fast täglich bestürmt, Rath und Anweisung zu geben. Er sucht jedoch Jeden, der nicht nach Entrichtung der Transportkosten noch über eine Summe würde verfügen können, von dem Vorhaben abzubringen. In mehrern Gegenden Kurhessens rüsten sich ganze Familien zum Aufbruch. In Reidhard's americanischem Magazine, dessen erstes Heft wie in Nr. 56. besprochen, finden Auswanderungslustige Rath und Warnung, beides vielfach erprobt und bewährt.

Digitized by Google



Zeitung für die elegante Welt.

Dienstags — 64. — den 29. März 1836.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Dichtervorwurf.

Was er in seiner tiefen Seele trägt,
Was er mit voller Liebe glühend hegt,
Der Dichter spricht's im Lied und Bilde aus
Und schickt es in die weite Welt hinaus.

Er ist der Eine, aber sie ein Meer,
Ein unermeßnes reiches Tropfenheer,
Dein jeder Tropfen, sei er noch so klein,
Ein Leben schließt und eine Seele ein.

Und jede Seele ist wie ein Krystall,
Worin Natur mit ihren Reizen all,
Worin die Erde und das ew'ge Licht
In des Gefühles Strahlenreif sich bricht.

Für Alle glänzt derselbe ew'ge Schatz,
Und Jeder hat ihn zu erringen Platz,
Und Jeder faßt ihn eigenthümlich an,
Bis er sich des Erworb'nen rühmen kann.

So dämmert durch den geistigen Verlauf
Ein Morgen von Gefühlen leuchtend auf:
Jedwedes Herz erfiegt ein kleines Feld,
Zusammen gibt's dann eine ganze Welt.

Und armer Dichter du, der Eine du,
Kommst mit der kleinen Gabe nun herzu:
Du bietest eine Blume, wo ein Reich
Von Zaubergärten du erblickst zugleich.

Und was du bringst, dein hast du eingestreut
Dir Zeichen deiner Eigenthümlichkeit;
Für Tausend' reichst du Einen Spiegel hin,
Und in dem Einen ist dein Bild schon drin.

Dein Jugendquell, woran du still geruht,
Er hat das Glas benetzt mit seiner Fluth;
Die blonde Schöne, die du heiß geliebt,
Sie hat mit ihrem Athem es getrübt.

Die Rose, die du still dir zogest auf,
Sie ließ ein welkes Blättlein fallen drauf;
Die Thräne, die sich deinem Aug' entstahl,
Liegt auf dem Spiegel als ein trübes Mal.

O, Dichter, bangt dir in der Seele nicht,
Wenn nun die Welt, die weite, zu dir spricht:
Was willst du Armer dich, nur dich allein
In meinem reichen Reiz abconterfei'n? —

Doch nein! — Du zitterst nicht, du wankest nicht,
Weil tief in dir ein inn'res Leben speicht,
Ein Leben, dem die Kunst sich eng' vereint,
Und drin das treue Bild der Welt erscheint.

Ein Spiegel für das All ist unser Geist,
Der wie sein eignes Werk die Schöpfung weist:
Und ist sein Wirken sonst nur gut und echt,
So hat es wohl auf jedes Herz ein Recht.

Manfred.

Die erste Aufführung von Beaumarchais' „Hochzeit des Figaro."

Eine historische Skizze.

(Fortsetzung.)

Mochten nun auch einige Stimmen das Stück als unmoralisch und gänzlich ungeeignet für eine öffentliche Aufführung bezeichnen, so hatte doch Beaumarchais seinen Willen durchgesetzt und das Stück war gespielt worden. Bei seinem an Hülfsmitteln aller Art so reichen Charakter, bei seiner Kenntniß der Personen und Verhältnisse, bei seiner Festigkeit und Kühnheit in Durchführung eines Planes konnte er mit ziemlicher Sicherheit voraussetzen, daß es ihm noch gelingen werde, den Sieg über die Regierung davon zu tragen und die Hochzeit des Figaro auf dem ersten Theater von Paris aufführen zu lassen. Und seine Hoffnung täuschte ihn nicht.

Außer dem Ober-Polizeimeister Le Noir und dem Großsiegelbewahrer Hue de Miromenil war besonders Baron Breteuil, der Minister des königl. Hauses, gegen Beaumarchais und sein Stück außerordentlich eingenommen. Diesen mußte er also für sich gewinnen. Da er wußte, daß der Minister ein Paar schönen Augen nichts abzuschlagen im Stande sei, so ließ er ihn durch verschiedene der gewandtesten und anmuthigsten pariser Schönheiten um die Aufführung des Stücks ersuchen, während sich Graf Artois bemüht, die Königin für denselben Gegenstand zu gewinnen, und beide zusammen endlich dem Minister erklären, daß außer den Gaillard'schen Verbesserungen und Milderungen des Anstößigen Beaumarchais selbst bereit wäre, noch weit bedeutendere eintreten zu lassen. Noch aber gibt sich Breteuil nicht gefangen. Er verlangt eine nochmalige Vorlesung des Stücks in seiner Gegenwart und in der solcher Gelehrter, die er selbst gewählt hat. Zum bestimmten Tage erscheint Beaumarchais. Als Kritiker sind Gaillard, Champfort, Rulhiere versammelt, außer ihnen ist Frau von Matignon, die Tochter des Ministers, gegenwärtig mit mehrern Damen ihrer Bekanntschaft. Beaumarchais erklärt, daß er sich allen Verbesserungen und Abänderungen unterwerfen wolle, welche die Kunstrichter und Kunstrichterinnen für nothwendig erachten werden. Er liest, man macht ihm Einwürfe, man spricht darüber hin und her, er fügt sich für den Augenblick allen Einwürfen, kommt aber stets auf seine frühern Sätze zurück, und weiß diese so geschickt, witzig, überlegt und mit einer solchen Liebenswürdigkeit zu vertheidigen, daß die Kunstrichter endlich verstummen und zusammen erklären, dies sei ein ganz einziges Stück, wo man eher etwas hinzusetzen als wegnehmen müsse. So gibt Breteuil einen andern Ausdruck an, Beaumarchais nimmt ihn sofort auf und dankt für das Geschenk, indem dies Wort den ganzen vierten Act rettet. Frau von Matignon bestimmt die Farbe des Bandes, welches der Page tragen soll. Gleich ruft Beaumarchais: „Keine andere Farbe darf getragen werden. Diese wird allgemein gefallen. Wer wollte auch nicht gern die Farben der Frau von Matignon tragen?"

So ließ sich denn der Minister bestimmen, die Aufführung des Stücks beim Könige nachzusuchen. Vorher hatte schon im Auftrage Vaudreuil's Campan (der Schwiegervater der oben genannten Kammerfrau) die Königin vermögen sollen, in die Aufführung zu willigen, weil alle anstößigen Stellen aus dem Stücke getilgt wären. Aber der ehrliche Mann, der die Vorstellung zu Genouilliers mit angesehen hatte und wußte, daß nur sehr unbedeutende Aenderungen vorgenommen waren, weigerte sich, einen solchen Auftrag zu erfüllen *). Dagegen glaubten König und Königin den Versicherungen Breteuil's und waren hierdurch überzeugt, daß das Stück unmöglich auf dem Theater gefallen könnte, da alle Satire, die dasselbe vorher anziehend gemacht habe, aus demselben gestrichen sei. Die Erlaubniß zur Aufführung ward ertheilt, und am 27. April 1784 verkündigte der Anschlagzettel, daß auf dem Théâtre français am heutigen Abende aufgeführt werden solle: Le mariage du Figaro ou la folle journée.

Zehn Stunden vor Eröffnung der Casse war die ganze Hauptstadt an den Thüren des Theaters, wie am Tage der Aufführung der Hugenotten die Straße Lepelletier von neun Uhr Morgens an mit einer schaulustigen Menge bedeckt war. Beaumarchais hatte in einer Stunde an funfzig Briefe mit Billetgesuchen erhalten, eben so Meyerbeer in wenigen Tagen über fünfhundert Briefe desselben Inhalts. Am 27. April 1784 schickte bereits um zehn Uhr des Morgens die Herzogin von Bourbon ihre Bedienten an die Casse, um die Austheilung der Billets zu erwarten, die erst um vier Uhr beginnen sollte; schon um zwei Uhr suchte sich die Gräfin von Ossun mit einer ihr sonst ungewöhnlichen Höflichkeit durch die Menge zu drängen, während Frau von Talleyrand, trotz ihres angeborenen Geizes, den dreifachen Preis für eine Loge bezahlte. In der ungeheuren Volksmenge sah man die Ludwigsritter mit den Savoyarden sich drängen und stoßen, die Wache ward von ihrem Posten vertrieben, die Thüren wurden eingestoßen, die eisernen Gitter zerbrochen, man erstickte fast in dem Haufen, und doch war man

*) Mémoires de Madame Campan. p. 348. 349.

glücklich, wenn man nur einen Schritt vorwärts thun konnte. Viele hatten keine Billets und warfen ihr Geld auf den Cassentisch. Dreihundert der angesehensten Männer und Frauen hatten sich schon am Morgen in das Theater begeben, um gleich bei der Eröffnung der Casse zugegen zu sein, und dort zu Mittag gegessen. Unser Heiligthum, sagt Fleury, war zum Schenkhause geworden. Man hätte taub werden können bei dem Geklirr der Teller, dem Klappern der Gabeln, dem Knalle der entkorkten Flaschen.

Im Hause selbst war das Glänzendste versammelt, was nur immer Paris in seinen Mauern hatte, alle Prinzen des königlichen Hauses, unter ihnen der Graf von Provence in der großen Loge, ferner die ersten Herren des Hofes, die ausgezeichnetsten Künstler, die berühmtesten Schriftsteller, die reichsten Capitalisten und ein funkelnder Kranz der prächtigsten und elegantesten Damen in der ersten Logenreihe. Unter ihnen sah man die schöne Fürstin von Lamballe, die Fürstin von Chimay, die liebenswürdige Herzogin von Polignac, die nachlässig bequeme Frau von Lascuse, die Frau von Avarey, die geistreiche Marquise von Andlau, die hochmüthige Frau von Chalons, die Frau von Estourel, die lebhafte Herzogin von Lauzun, die Frauen von Laval, d'Esparre, d'Esrers, die schöne Frau von Balby, und die noch schönere Frau von Simiane, die Frauen von Matignon, Lachatre, Dudrenrue in einer Loge, also die schönsten Frauen, Stern an Stern, des damaligen französischen Hofes. Wo das Auge hinblickte, traf es auf Glanz und Leben, auf Schultern und Hals von blendender Weiße, auf zierlich geformte Arme, auf beringte Finger, auf den reichsten Perlen- oder Diamantenschmuck, auf lyoner Stoffe von allen Farben, blaue, rothe, weiße; Alles zitterte vor Erwartung, das lauteste Gespräch erfüllte das Haus, und Alles das geschah für Beaumarchais und für sein Stück. Und alle diese Zuschauerinnen wollten nicht wissen, daß sie seine Opfer waren, daß er sich nicht scheute, den blendenden Glanz, der die höhere Gesellschaft umgab, kühn anzugreifen, mit bitterem Hohne über die letztere herzufallen, und endlich ihr langes Prachtgewand von oben bis unten in Stücke zu reißen.

Nach dem Urtheile der Kunstverständigen übertraf die erste Vorstellung des Figaro an Zusammenspiel Alles, was man seit längerer Zeit auf dem Théâtre français gesehen hatte. Rasch folgten nun zwanzig Vorstellungen auf einander, die dem Theater 100,000 Fr. einbrachten, aber auch bei allen folgenden Vorstellungen war noch derselbe Andrang von Einheimischen, von Leuten aus der Provinz und aus dem Auslande. Das Interesse ward überdies durch verschiedene Umstände gesteigert, ganz besonders aber durch den Brief Beaumarchais' an den Herzog von Villequire, der ihn um eine kleine Loge gebeten hatte, in welcher mehrere der vornehmsten Damen die Vorstellung ansehen könnten, ohne selbst gesehen zu werden. Beaumarchais' Antwort war in so starken Ausdrücken abgefaßt, daß selbst seine eifrigsten Beschützer nicht wagten, dieselben zu vertreten, wenn gleich nicht zu läugnen ist, daß er in derselben den wunden Fleck der vornehmen Welt in seiner Zeit, Prüderie im Leben und geheime Freude am Laster, getroffen hatte. Dieser Brief ward in Paris und Versailles überall gelesen, und als nach acht Tagen Beaumarchais erklärte, ihn in der ersten Hitze und Aufwallung geschrieben zu haben, hatte er seinen Zweck damit vollkommen erreicht*). Im Ganzen erlebte die Hochzeit des Figaro fünfundsiebzig Vorstellungen, ein so unerhörtes Ereigniß, daß Beaumarchais selbst sagte, der Erfolg sei noch viel toller als sein Stück (je sais quelque chose de plus fou que ma pièce, c'est le succès). Die Auflagen des Originals verdoppelten sich, die ausländischen Theater beeilten sich, ein so hervorstechendes Stück übersetzen zu lassen, und der Putz der Damen erhielt eine wesentliche Veränderung durch die Kopfzeuge à la Figaro und à la Susanne.

(Der Beschluß folgt.)

Correspondenz.

Aus Wien. (Fortsetz.)

[Gastspiele der Schröder-Devrient.]

Im Finale des 2ten Actes kam das vielbesprochene in die Höhe Heben der Julie vor, das wahrscheinlich weder ein großes pour noch contre gefunden hätte, wenn nicht vierzehn Tage voraus davon in allen Zeitungen wäre Meldung geschehen. Die Stimmung des Publicums war dagegen, die Künstlerin unterließ es daher bei den Wiederholungen. Sie that wohl daran, es bleibt ohnehin eine vergebliche Anstrengung, die mit ihr singende Julie zu sich zu erheben. Die Wirkung des vierten Actes ist unbeschreiblich. Wenn man auch den Crescentini, die Pasta, die Malibran gesehen, angestaunt und bewundert hat, ist man doch gezwungen, einzugestehen, daß sie theilweise das früher Gesehene übertrifft; dahin gehört der Moment, wo sie die zu ihren Füßen liegende Julie anstarrt und dann nach dem Sarge hinblickt, der Niobe-artige Ausdruck von Schmerz in der folgende Scene u. m. a. — Der Umstand, daß sie die oben genannten Kunst-Matadors in dieser Rolle nie sah, beweist ihre schöpferische Kraft, zugleich aber, daß auch eine Deutsche von italienischer Gluth beseelt sein kann. Mit welcher sinnigen Berechnung sie dieses Feuer in Momenten der höchsten Leidenschaft zu beherrschen weiß, das wurde vorzüglich im Finale des ersten Actes der Norma bemerkbar. Die Heftigkeit der, durch Eifersucht gereizten, Frau (welche die

*) Aus der Correspondenz des Baron Grimm bei der Herausgabe der Campan'schen Memoiren p. 350.

Malibran zu natürlich ausdrückte) erscheint bei ihr gemildert, daher auch edler. Daß sie am Schlusse in der Mitte der Bühne stehen bleibt, mit der ausgestreckten Rechten Adalgisen gebietet, sich zu entfernen, und einen Blick der Verachtung auf den fliehenden Sever wirft, ist ungleich schöner, als wenn Norma wuth- und zornentflammt, wie eine Rache-Furie abstürzt. Nur eine Ausstellung, oder vielmehr eine Bemerkung erlaube ich mir, rücksichtlich der Toilette. Mad. Schröder-Devrient kommt bei ihrem ersten Auftreten ohne Schleier, mit lang flatterndem Haar, bloßen Armen, die Sichel in der Hand; dagegen in der folgenden Scene immer mit dem Schleier. — Meiner Meinung nach mußte das umgekehrt sein (wenn je eine Veränderung der Kleidung vorgehen sollte, was mir nicht nöthig scheint), der Schleier stellt eben das Ordenshabit vor, die Priesterin zeigt sich dem Volke in dem Staat. Wenn sie den Schleier ablegen will, kann es eher in ihrem Hause geschehen. Ob der Schleier überhaupt hierher gehört, ob die Druiden-Seherin in Schleier gehüllt ging, wäre eine andere Frage. Herr Staudigel singt den Oberpriester so vortrefflich, daß selbst wenige italienische Sänger ihm gleich kommen. Chöre und Orchester unterstützen ihn auf eine würdige Weise. Mehr bedurfte es nicht, um Bellini bei Ehren zu erhalten. Beethoven und Weigl waren nicht so glücklich! „Fidelio" und die „Schweizerfamilie" — Jubes renovare dolorem — Mad. Devrient wurde als Fidelio und als Emmeline sehr oft gerufen, und das war recht, denn wegen ihrer Umgebung konnte sie auch Beileids-Complimente empfangen. Sollte der Genuß, welchen ihr Gastspiel uns gewährte, ein Sühnopfer des scheidenden Pächters sein? Waren die Sänger des Abschieds wegen so verstimmt? Ein Hauptverdienst dieser seltenen Künstlerin, welches in gesellschaftlichen Kreisen in hohem Grad gewürdigt wurde, besteht in dem sinnigen Vortrage deutscher Lieder; Beethoven's Adelaide, Schubert's Wanderer von ihr zu hören, ist ein wahrer Hochgenuß; Göthe's Erlkönig aber von der erschütterndsten Wirkung. Es gehört gewiß zu den merkwürdigsten Erscheinungen, daß eine und dieselbe Gesangskünstlerin der deutschen und wälschen Musik ihre Rechte gleich angedeihen läßt, und wohl bemerkt, daß sie auch fädig ist, neben Rossini's und Bellini's Glanz und Schimmer, Schubert in seiner einfachen Größe bei Ehren zu erhalten. In den Salons der haute volée, wo sie sehr fleißig erschien, sang sie mit gleicher Bereitwilligkeit eine Arie aus der Sonnambula oder ein Lied von Spohr, eine Romanze der Malibran, oder einen österreichischen Jodler. Eine besondere Auszeichnung, welche der gefeierten Sängerin zu Theil wurde, war die Einladung, bei Ihrer Kaiserlichen Hoheit der Frau Erzherzogin Sophie, dieser erhabenen Kunstfreundin und Beschützerin, zu singen. Ihre Majestät der Kaiser und die Kaiserin waren anwesend, und die allerhöchsten Herrschaften bezeugten in den huldvollsten Ausdrücken Ihre Zufriedenheit. Den Tag nach diesem Concert, in welchem auch Herr Lewy mit seinen Kindern, und der Guitarrenkünstler Stoll sich hören ließen, wurde Mad. Devrient von der Frau Erzherzogin mit einem prächtigen Halsgeschmeide beschenkt, und wenige Tage vor ihrer Abreise ward ihr neuerlich die Ehre, bei Hofe zu singen. Nebst einigen Liedern von Schubert sang sie auch ein italienisches Duett mit dem rühmlich bekannten Dilettanten Baron Schönstein, einem Sänger, der nur nach Paris zu reisen brauchte, um so wie unser Thalberg einen europäischen Ruf zu erlangen. Sollte man nicht wie Grillparzer's Sapho sagen: „Schlimm, daß es so ist, aber es ist so"! — Eigentlich haben sich die Pariser das entscheidende Urtheil, das Machtwort nicht so weit angemaßt, als wir es ihnen eingeräumt haben. Als Norma wollte Mad. Devrient von uns Abschied nehmen, aber die früher erwähnten Heiserkeiten, welche alle unsere Severs zugleich befielen, erlaubten es nicht, anstatt dessen sahen wir sie an demselben Abend, an welchem sie die Donna Anna gesungen hatte, in dem vierten Acte von Bellini's Romeo noch einmal — leider zum letzten Mal. Nachdem sie acht oder zehn Mal gerufen war, sprach sie mit sichtbarer Rührung einige Abschiedsworte, die sehr beifällig aufgenommen wurden, denn es war von einem einstigen Wiedersehen die Rede. Die Erinnerung an sie und ihre Kunstleistungen bleiben in Wien so unvergeßlich als ihr in doppelter Beziehung gefeierter Name — Devrient und Schröder! Wahrlich, für eine Künstlerin zu viel.

(Der Beschluß folgt.)

Notizen.

[Eisenbahn von Dover nach Calais.]

Herr Henry Fairbairn hat allen Ernstes in einer Schrift eine Eisenbahn über den Canal in Vorschlag gebracht. Er räth, von Dover aus die Felsenklippen abzusprengen und mit den Blocken einen Damm weit hin ins Meer zu errichten. Thut man dasselbe von Calais aus, so kann man sich von düben und drüben mit Eisenbahnen und Kettenbrücken oder durch einen Tunnel die Hand reichen. Spaßhaft, aber etwas gehirnverbrannt!

[Neue Briefe der Lady Montague.]

Zu den Briefen der nun beinahe sei Jahren verstorbenen Lady Mary Wortley Montague, der wir die erste Beschreibung eines Harems verdanken, wird von Lord Wharncliffe, einem Urenkel der Lady, ein Nachtrag versprochen. Dieser soll aus 120 bisher geheim gehaltenen Briefen und einer Schilderung des Hofes König Georgs I. zur Zeit seiner Thronbesteigung bestehen. Mehreres davon rührt vom Sohne der Lady, Wortley Montague, her, der bekanntlich nach der Türkei ging und Muselmann wurde.

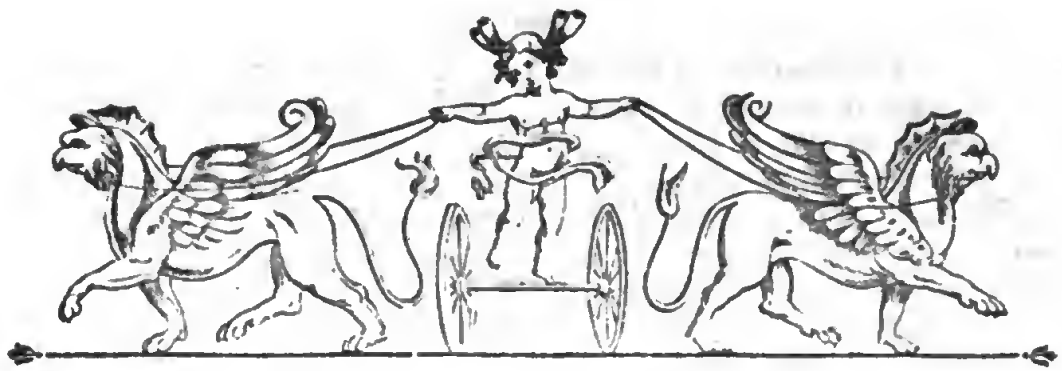
[Ein Calembourg von Victor Hugo.]

Durch Tracy's Tod ist wieder eine Stelle in der Académie française erledigt, und die öffentliche Meinung nennt Victor Hugo als den würdigsten Competenten. Dieser aber, durch Scribe's Erwählung beleidigt, soll, wie es heißt, verschmähen, sich zur Wahl zu melden. Das witzige Journal: Le charivari, legt ihm einen Calembourg in den Mund, der ihm bei Erwähnung seiner Ansprüche entfahren sein soll. Ich wurde mich von meiner Wohnung in die Akademie begeben, habe er gesagt, wenn man noch, wie sonst, über den Pont des Arts (auf der Kunstbahn also) dahin gelangen könnte, aber seit der Erwählung der Herren Scribe und Dupaty führt der Weg über den Pont-neuf (auf der Bahn der Neuerung) dahin, und das ist mir zu weit. 8.

[Musikfest in Straßburg.]

Laut französischen Zeitungen wird zu Ostern ein großes Musikfest in Straßburg gefeiert werden. Mehr als 800 Musiker und Musikfreunde aus Deutschland werden dort zusammentreffen, und man glaubt, daß dies Fest so glänzend werden wird wie im J. 1830. Es werden Tonstücke von Händel, Rossini, Ries ꝛc. aufgeführt werden, und den Beschluß macht ein großer Ball im Theater, dessen Parterre 2000 Menschen fassen kann. 6.

Digitized by Google



Zeitung für die elegante Welt.

Donnerstags — 65. — den 31. März 1836.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Zur Literatur der Reisen.

4. Reise durch Deutschland, Italien und die Schweiz, von C. G. Carus. 2 Theile. (Leipzig, G. Fleischer. 1835.)

Wer den Verf. dieser Reiseberichte aus seinen Vorlesungen über Psychologie und seinen Briefen über Landschaftsmalerei kennt, möchte sich seiner Geleitschaft auf Reisen unbedingt anvertrauen, in der sichern Ueberzeugung, den Mann gefunden zu haben, der ihm Natur und Menschenwelt zu eröffnen gleich sehr berufen sei. Das hatte auch sehr wohl ein Fürst empfunden, und Hofrath Carus begleitete 1828 Se. Hoheit den Prinzen und Mitregenten Friedrich von Sachsen auf der italienischen Reise, über die wir jetzt die Berichte empfingen. Was nun dies Präjudiz betrifft, so wird es einigermaßen durch die Flüchtigkeit der Reise beeinträchtigt, und wo ein längeres Verweilen Statt fand, nahmen Hoffeste und Gastereien einen großen Theil der Zeit in Anspruch. Dazu kommt, daß der Verfasser die wissenschaftliche Ausbeute dieses kurzen Aufenthaltes in Italien bereits in seinen „Analecten zur Naturwissenschaft und Heilkunde" (Dresden 1829) zusammenstellte, und so erhalten wir denn in den vorliegenden beiden Bänden fast nur Bulletins, für deren vornehm gehaltene Kürze die graziöse Abfassung theilweise entschädigt, mit der aber ein ungezwungenes und zur Genüge erschöpftes Hingeben an Welt, Kunst und Natur keineswegs vereint ist. Rasch sind wir aus Dresden nach Wien versetzt. Einige interessante, aber oberflächliche Anschauungen werden schnell gefaßt, und wir befinden uns sogleich in Italien. Der Weg führt ohne Verzug über Venedig, Verona, Florenz, über Rom nach Neapel. Hier faßt der Reisende zum ersten Male, und entwickelt hier sein großes Talent, alles, was Erde, Meer und Himmel bieten, mit bequemer Grazie wie auf einem Spaziergange aufzufassen. Die Stimmung, in welcher Carus reist und genießt, erinnert nicht wenig, wie auch seine ganze Darstellungs- und Auffassungsweise an Göthe's Eigenthümlichkeit im Empfinden und Genießen des ihm Zusagenden und Gemäßen. Einige begeisterte Exclamationen über die Schönheit der italienischen Welt unterbrechen bei unserm Verf. nur dann und wann die Behäbigkeit Göthe'scher Beschauungsart. Diese ganze italienische Reise gleicht, wie gesagt, einem bequemen Spaziergange. Der Himmel, die Atmosphäre, der Duft Italiens, das genießen wir, denn wenn irgend eine Gemüthsbefähigung zur Auffassung einer südlichen Zone geeignet ist, so treffen wir sie in des Verfassers Schilderung seiner Promenaden in Neapel an. Was aber der ganzen Reise — wie der Eigenheit Göthe'scher Stimmung überhaupt — völlig abgeht, das vermissen wir auch hier; alles Volksthümliche, der Nerv des Nationellen, ist der vornehmen Beengtlichkeit einer wenn auch geistig edlen Genußliebe fern geblieben. Göthe's Reise- und Lebensver-

Digitized by Google

hältnisse unterlagen gleichen Bedingungen, die dem tiefsten Ergreifen des Lebenskernes zeitweise Abbruch thaten.

Der zweite Aufenthalt des Verf. in Rom auf der Rückreise dauerte vom 21. Mai bis zum 6. Junius. Die ungeheure Welt der Vorzeit, die hier in ihren zertrümmerten Schätzen aufgestapelt liegt, konnte in dieser Zeit eben so wenig als das schon durch die Masse, geschweige durch die intensive Gewalt der innersten Offenbarungen überwältigende Bereich der Kunst bezwungen und durch treues Ausharren der Schaulust zu eigen gemacht werden. Ein Besuch in der Galerie Borghese gilt dem Verf. für eine Erheiterung, während sich hier eine Arbeit für die tiefste Forschung bietet. Dagegen gibt die Anwesenheit des deutschen Prinzen Gelegenheit, eine treffliche Schilderung von der Kuppelerleuchtung des Sanct Peter zu entwerfen; auch die Darstellung einer großen Prozession am Frohnleichnamsfeste ist mit allem Glanze geschmackvoller Erzählungsweise ausgeführt. An einzelnen vortrefflichen Winken und Andeutungen über Architektur und Malerei fehlt es den Reiseberichten nirgends. Raphael's Loggien werden flüchtig skizzirt, seine Madonna di Foligno, seine Verklärung kurz erwähnt, einige Gemälde von Tizian umrissen. Aber es ergibt sich aus der Betrachtung dieser Schöpfungen wenig mehr als der gute Wille, sie mit liebendem Gemüthe aufzufassen, und die dazu allerdings ganz geeignete geistige Befähigung des Verfassers. Für diese Befähigung und Stimmung des Reisenden sprechen einige eingestreute Bemerkungen. Bei der Erwähnung von Michel Angelo's Deckengemälde entfällt ihm ein treffendes Wort. „Michel Angelo," sagt der Verf., „scheint mir einer von den Menschen, deren innere Fülle in Gemüth und Geist so groß ist, daß sie sich mitzutheilen nicht leicht Gelegenheit finden; sie müssen sich verschließen, und eben dieses Müssen gibt ihnen eine gewisse Härte, durch welche sie dann oft zum Gewaltsamen und Schroffen sich getrieben finden." Von gleich tiefer Empfänglichkeit zeugen die Bemerkungen über plastische Kunstwerke; für die heitere Behäbigkeit der griechischen Schönheit war auch Göthe's Gemüth aufnahmsfähig; die tiefere Romantik der modernen Malerei blieb ihm fern. Noch ferner hielt sich Göthe von der verzehrenden Macht der Musik und deren Weltauflösungslust; seine verständige Klarheit säumte diesen Mangel an Befähigung für diese Kunst sogar ein, von Bettinens musikalischen Tu[illegible]ten suchte er möglichst zu profitiren, hielt sich aber diese Erscheinung, die wie eine Sternschnuppe in seinen verständig festen Himmel fiel, wohlweislich vom Leibe.

Ein sehr schönes Wort über Correggio entfällt unserm Reiseberichterstatter in Parma, das wir um so lieber mittheilen, weil wir in Norder einen Antipoden gegen dieses Künstlers irdische Himmelsluft hatten. Es ist bei Gelegenheit der heiligen Familie auf der Flucht nach Aegypten, die unter dem Namen der Madonna della Scodella bekannt ist. „Dies Bild," sagt Carus, „bestickt durch den Zauber seiner Färbung und Erleuchtung zwar schon von weitem, aber auch dem Näherbetrachtenden ist es erfreulich, und es wird einem nun klar, daß dieser Künstler, gleich Haydn, seinen Gott nur auf eine fröhliche Weise loben konnte." Eine Parallele zwischen den verschiedenen Künsten hat überhaupt für mich etwas sehr Einschmeichelndes, Verständniß und Mittheilung Beförderndes, so wie mir neulich in diesen Blättern die Parallele zwischen Beethoven und Byron diensam und plausibel erschien. Hierbei darf nur nicht in Abrede gestellt werden, daß eine Aufstellung solcher unbewußten Geistesverwandtschafe nicht zu streng durchzuführen sei, wie sich denn schon bei Byron und Beethoven der Unterschied ihrer Künste vorherrschend geltend macht, wonach Beethoven weit mehr zum Tumulte der tiefsten und fesselosesten Leidenschaft berechtigt scheint als der Dichter, weil die Poesie eben eine Welt gestalten, die Musik die Welt auflösen soll und daef. Haydn und Correggio haben aber dies Verwandte, daß sie weder das Maß der Leidenschaft, noch die Fülle der Sinnlichkeit, noch die gotttrunkene Anschauung des heiligsten Lebens erschöpfen, wohl aber den großen Gott sich mit freundlicher Hand herabziehen in die trauliche Enge eines harmlosen Gemüthes und das Irdische in der Erfassung des Kindlichen heiligen, ohne Theil zu nehmen an dem vollen Ernste der tiefen Offenbarung. Die spielende Eitelkeit und eine Grazie, die sich bis zur liebenswürdigen Coquetterie verliert, haben wohl diese beiden Geister mit einander gemein.

Unser Reisende hat zuviel gesehen für seine kurze Anwesenheit im Lande der Kunst, was um so mehr zu bedauern ist, da er durchaus für Deutung der Welt des Schönen die leichte Befähigung zeigt. Auf der Hinreise verweilte er neun Tage in Florenz, allein wir erfahren fast nichts von der dortigen Tizianischen Venus (ein Rückblick auf die dresdner wäre ein geeignetes Anknüpfungspunct gewesen), von Albrecht Dürer's heil. drei Königen, da Vinci's Herodias, del Sarto's Maria, und Raphael's Fornarina und Madonna del Cardellino; der dortige Johannes Raphael's war für ihn, einer damaligen Restaurirung we-

Digitized by Google

gen, gar nicht sichbar. Auf der Rückkehr weilte der Verf. in Florenz vom 10. Junius bis zum 8. Julius, und nimmt Gelegenheit, auf einige Gemälde der Galerie Pitti einzugehen. Die Reiseberichte tragen sämmtlich das Gepräge des frischesten Eindruckes an sich, aber auf Kosten der Gründlichkeit. K.

Die erste Aufführung von Beaumarchais' „Hochzeit des Figaro."

Eine historische Skizze.

(Beschluß.)

Am wenigsten ward der Beifall über das neue Lustspiel am Hofe getheilt. Madame Campan versichert, daß die Königin allen denen, die auf irgend eine Weise die Aufführung befördert hatten, am meisten aber dem Grafen Vaudreuil, darüber ihr Mißfallen zu erkennen gegeben habe. Um so auffallendee ist die Nachricht bei Fleury, daß die Hochzeit des Figaro bald nach der öffentlichen Aufführung auch auf dem Privattheater der Königin dargestellt worden sei, und daß die Monarchin, die gern und mit Glück im Lustspiele auftrat, die Rolle der Susanne übernommen hatte. Aetois spielte den Figaro, und der König selbst wohnte der Vorstellung bei, die freilich wohl bedeutend gegen die öffentliche Vorstellung verändert und von allen Stellen, an denen der Monarch hätte Anstoß nehmen können, gereinigt war. Was aber die Theilnahme der Königin anbetrifft, so erinnern wir uns zuvörderst, daß Marie Antoinette der Aufführung des Stücks nie so abgeneigt war als ihr Gemahl, ferner war es ihrer natürlichen Gutmüthigkeit und Herzensgüte fast unmöglich, einer geliebten Freundin, wie der Herzogin von Polignac, etwas abzuschlagen, ja die zärtlich liebende Fürstin beeilte sich, jeden nur ersinnlichen Wunsch der Freundin zu erfüllen, um sie nur nicht zu verlieren. Nun hatte aber Vaudreuil großen Einfluß auf die Herzogin, und wenn die Königin wirklich mit ihm unzufrieden war, so konnte er nicht leicht ein wirksameres Mittel finden, um sie zu versöhnen, als wenn sie bewogen wurde, gerade selbst in dem Stücke mitzuspielen, welches ihren Tadel seines Benehmens veranlaßt hatte. Daß sie aber in einem Stücke, das so offenbar die Herabsetzung der bestehenden Gewalt zum Gegenstande hatte, auftrat (wie schon früher im Barbier von Sevilla), gehört freilich zu den Widersprüchen im Charakter dieser liebenswürdigen und doch so beklagenswerthen Fürstin, aus denen sich ein Haß gegen sie entwickelt hatte, dessen unschuldiges Opfer sie neun Jahre später geworden ist. Was sie in den Jahren 1784 und 1785 that, würde Marie Antoinette im Jahre 1789 nicht mehr gethan haben, denn die furchtbare Nacht vom 5. auf den 6. October 1789, dieser Schandfleck der französischen Revolution, hatte nicht blos das Haar der kaum dreißigjährigen Fürstin gebleicht, sondern auch ihren Geist mit bewunderungswürdiger Schnelligkeit über allen Leichtsinn der frühern Jahre erhoben und zu ruhigee Betrachtung der Verhältnisse gereift. —

Uebrigens hatte Beaumarchais jetzt den Gipfel seines Ruhmes erstiegen: seine nachfolgenden Unternehmungen haben seinen Ruf nicht erhöht und seinen Reichthum nur vermindert. Die Revolution brachte für ihn keine glücklicheren Tage: die Lenker und Führer derselben stießen ihn von sich, er ward wechselsweise angeklagt, frei gesprochen und verbannt. Er war recht eigentlich ein Sohn seiner Zeit, und so mußte er denn auch mit ihr untergehen, als die stürmischen Tage der Revolution vorüber waren und die französische Republik sich dem Willen eines Einzigen unterwarf. K. G. J.

Bücherschau.

Kaiser Joseph der Zweite in seinem Leben und Wirken. Für das deutsche Volk dargestellt von Dr. Ed. Buckhardt, Privatdocenten der Geschichte und Mitglied der deutschen Gesellschaft ꝛc. 4 Hefte, jedes mit 4 Abbildungen. Meißen 1836 bei F. W. Gödsche. 8.

Bei einem so häufig bearbeiteten Stoffe, und der Menge der bereits geschichteten Materialien hat der Biograph Joseph's II. ziemlich leichtes Spiel. Sorgfältige Prüfung und strenge Auswahl des Vorhandenen, passende Zusammenstellung und Verbindung der Einzelnheiten und vor Allem eine richtige Ansicht und ein bewährtes Urtheil über den darzustellenden Charakter und seine Zeit sind die Erfoderniße des Schriftstellers, dessen Arbeit gediegen werden soll. Daß der Verfasser obiger Biographie diesen Anforderungen entsprochen habe, läßt sich nicht in Abrede stellen. Sorgfältig hat er die einzelnen Facta gewählt und verbunden, und die feste Haltung seines Urtheils beweist, daß er Zeit und Verhältnisse genau kennt und berücksichtigte. Den Charakter seines Helden in seiner Totalität aufzufassen und ein klares psychologisches Bild von ihm darzustellen, ist dem Verf. zwar nicht gelungen; doch hat er diesen Fehler dadurch balancirt, daß er mit geschickter Hand einzelne Züge, die Joseph's Charakter und Denkweise in den verschiedensten Situationen veranschaulichen, der Erzählung der Hauptbegebenheiten einverleibt, wodurch sich das Bild des Monarchen vor der Phantasie des Lesers allmälig ausbildet und zum Ganzen gestaltet; auch dürfte die unverkennbare, enthusiastische Liebe des Verfassers für den Kaiser ihn manche Schattenseite, von denen ja selbst die glänzendste Erscheinung nicht ganz frei ist, übersehen oder zu mild beurtheilen lassen. Dahin gehört z. B. Joseph's nicht zu läugnende Theilnahme an der Beraubung Polens. — Die Sprache des Verfassers ist recht würdig, kräftig und schön, und umgibt das gelungene Geschichtswerk mit einem freundlich poetischen Kleide; den Schluß bildet sehr passend Anastasius Grün's treffliches Gedicht „Sein Bild". — Jedes der vier in der äußern Erscheinung ebenfalls gediegenen Hefte ist mit vier Steindrücken gziert, welche theils die Portraits von Joseph's Zeitgenossen, theils Scenen aus seinem Leben darstellen und in der Ausführung gelungen sind. R. B.

Correspondenz.

Aus Wien. (Beschluß.)

[Gastspiele der Schröder-Devrient.]

In derselben brillanten Epoche, das heißt rücksichtlich der glänzenden Einnahme wegen des Gastes, erschien: „das Pferd von Erz." (le cheval de bronze). Ich weiß nicht, ob es besser ist, zu sagen: Wir sahen es, oder: wir hörten es. Zu sehen bekommt man dieses Roß kaum von einer Seite, und das, was man davon anderer Seits hörte, scheint aus einer Seitenlinie von Auber abzustammen, welche in China ihren Siz aufgeschlagen hat, aber erst seit kurzem, daher sie sich noch nicht recht eingebürgert hat; doch mochte sie ächt chinesisch aussehen. Unsere wiener Sänger befanden sich in einer ähnlichen Lage, sie sangen bei der ersten Vorstellung so, daß man eigentlich nicht wußte, ob das, was man hörte, ein chinesischer Gesang, oder eine europäische Heiserkeit sei. Die Hauptperson, Dem. Löwe, welche ihr Benefice hatte, erschien erst im lezten Acte, folglich zu spät, um mit einer eingelegten Arie von Donizetti Auber's Musik zu Ehren zu bringen, welche übrigens in Paris ein weit besseres Schicksal fand, und gewissermaßen auch verdient, denn es ist schwer, eine Sache richtig zu beurtheilen, wenn man von einem verkehrten Gesichtspunct ausgeht. Le cheval de bronze ist für die pariser Opera comique componirt, folglich auf Spiel und auf Schauspieler berechnet. Die Worte, welche bei uns selten verstanden, und daher auch selten beachtet werden, gehören dort zur Hauptsache und machten gerade bei dieser Oper viel Glück. Man fand in jenen chinesischen Scherzen Anspielungen und Beziehungen auf die französischen Verhältnisse, die das pariser Publicum erheiterten; dazu Costume, Decorationen — und das Opernhaus war ein Paar Monate hindurch voll. Man kam, um zu sehen, und horte dabei manches Motiv, manches Liedchen, dos den ersten Abend verloren ging, und das erst nach ostrem Hören recht gut gefiel. Eine andere Novität, die gleichfalls von der pariser Bühne, doch von der großen Oper zu uns gelangte, war das Ballet: Sylphide, welches eine große Menge Zuschauer anlockte, da unsere liebliche Künstlerin, Mimi Düpuis, die Darstellerin der Hauptrolle, es in die Scene setzte. Daß sie es zugleich zu ihrem Benefice gab, war weniger für das Publicum, als für den Pächter Duport interessant, da er bekanntlich bei jeder Beneficevorstellung die Hälfte fur sich behält; Notabene. contractmäßig; wogegen Niemand etwas einzuwenden hätte, als allenfalls der Anschlagezettel, in dem dieser Umstand unterdrückt ist. Die Composition von Taglioni's Ballet ist äußerst zart, so leicht und ätherisch wie seine Tochter, die dadurch den großten Triumph zu Paris feierte und noch feiert; allein es trit hier (wenigstens zum Theil) derselbe Fall ein wie bei dem ehernen Pferde. Es liegt in den Nebenumständen, daß die Hauptsache nicht wirksam sein kann. Dem. Düpuis ist wohl die Seele des Ganzen, allein, mit einer Seele ist es hier nicht gethan, denn sie kann keinen Athemzug an die Andern abtreten, sie bedarf Alles für sich selbst. Die Rolle ohne Tanz, blos als Spielrolle betrachtet, ist schon sehr ermüdend, durch die beiden pas de deux aber ermattet die arme Sylphide noch früher, als ihr die Flügel absollen. Die Sterbescene spielte sich ganz allerliebst, es war ein würdiges Seitenstück zu der Nachtwandlerin, in welcher sie unerreichbor bleibt. Außer Dem. Düpuis und einer sehr hübschen Decoration im zweiten Acte, weiß ich nichts zum Lobe des Ballets (wie wir es hier sahen) anzuführen. In dem schottischen Bauernhause, in dem Walde bei der alten Hexe, so wie im Reiche der Sylphiden ging Alles ganz gewöhnlich zu, so natürlich, so alltäglich wie die üblichen Dreh- und Springunterhaltungen bei den übrigen Balleten. Daß ein Paar, an Draht befestigte Figurantinnen in der Luft schweben, kann heut zu Tage als etwas Außergewöhnliches angeführt werden; allein, neu ist es nicht; vor mehr als zwanzig Jahren sahen wir schon im Theater an der Wien, bei Horschelt's Kinderballeten, dergleichen weibliche Fluggestalten sehr häufig, und die Anzahl der in Lüften schwebenden Wesen war weit größer; überhaupt war damals bei den sogenannten Zauberballeten der Zauber nicht blos auf dem Komödienzettel zu lesen, sondern mit den Augen zu sehen. Balletliebhabern, die sich der Zeiten nicht erinnern, lacht eine schone Zukunft, denn es kommt endlich wieder ein Balletmeister, Signor Galzerani, der große Ballete selbst componirt, nicht aber die von andern Meistern, fur andere Bühnen, für andere Tänzer und für ein ganz anderes Publicum componirten Ballete hier in die Scene setzt, und der zu diesem großen Werke ein halbes Jahr Zeit nöthig hat, wie wir die traurigen Beispiele noch lebhaft vor Augen haben. Das erste große Ballet, dos unter der neuen Direction der Herrn Merelli und Ballochini zur Aufführung kommt, heißt: Il Corsaro. Die Pächter haben bereits zwei Maler, Schüler des berühmten Sanquirico, nach Wien gesendet, welche auch schon beschäftigt sind, sieben Decorationen zu dem Ballet, und vier zu der Oper Moses zu malen. Mit diesem Meisterwerk Rossini's wird das Operndaus am 4. April eröffnet. Die Sängerinnen Gorcia, Tadolini, Birradini und Viale, dann die Sänger Pedrazzi, Genero, Marini, Rontoni, Galli, Rigamonti bilden die Gesellschaft für die Opera seria und Opera bulla. Dem Moses folgt die Nina mit Musik von Copula, dann kommen die Puritani, zulezt der zwar sehr gern, doch auch sehr oft gehörte Barbiere. Donizetti (si dice) soll während der ersten stagione nach Wien kommen und seine neueste Oper selbst in die Scene setzen. Mag der heurige Ostermontag auch nicht zur Praterfahrt geeignet sein, wir haben Ersaz, denn um 7 Uhr bluhen uns, wenn gleich keine grünen Bäume, doch frische Stimmen.

Notizen.

[Pfaffenhofen's letztes Mittel.]

Der Graf von Pfaffendofen, bekannt durch die Thorheit, die er beging, Karl dem Zehnten Geld zu leihen, hat ein Gedicht geschrieben, worin er seinen hohen Schuldner vor die Schranken des ewigen Richters fordert. An meinem Todestage, sagt er —

J'ajourne Charles X au tribunal de Dieu!

Da Pfaffenhofen bereits über 80 Jahre alt ist, so ist der Termin kurz genug. Der unglückliche Greis hat seine royalistische Gesinnung und sein loyales Vertrauen mit dem Verluste fast seines ganzen Vermögens gebüßt, weil er die ganz einfache Klugheitsregel nicht befolgte, daß man Niemandem borgen muß, den man nicht zur Bezahlung zwingen kann.

S.

[Hildebrandt, der Räuber-Romantiker.]

Es beginnt jezt wieder die Zeit, wo schauderhafte Räuberromane neue Auflagen erleben, unter andern in Quedlinburg bei Basse C. Hildebrandt's „Rollino, der furchtbare Räuber in den apenninischen Felsklüften", 3 Bde. 2te Auflage. Ist es Wahrheit oder Dichtung! nämlich das furchtbare Wort: zweite Auflage. Ist es Dichtung, so preise ich mein Jahrhundert und nenne Hrn. Basse einen wahren Dichter; ist es Wahrheit, so zweifle ich an der Ehre meines deutschen Volkes. O Hildebrandt, grausamer Räuber unserer Ehre!

Digitized by Google

Digitized by Google